

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

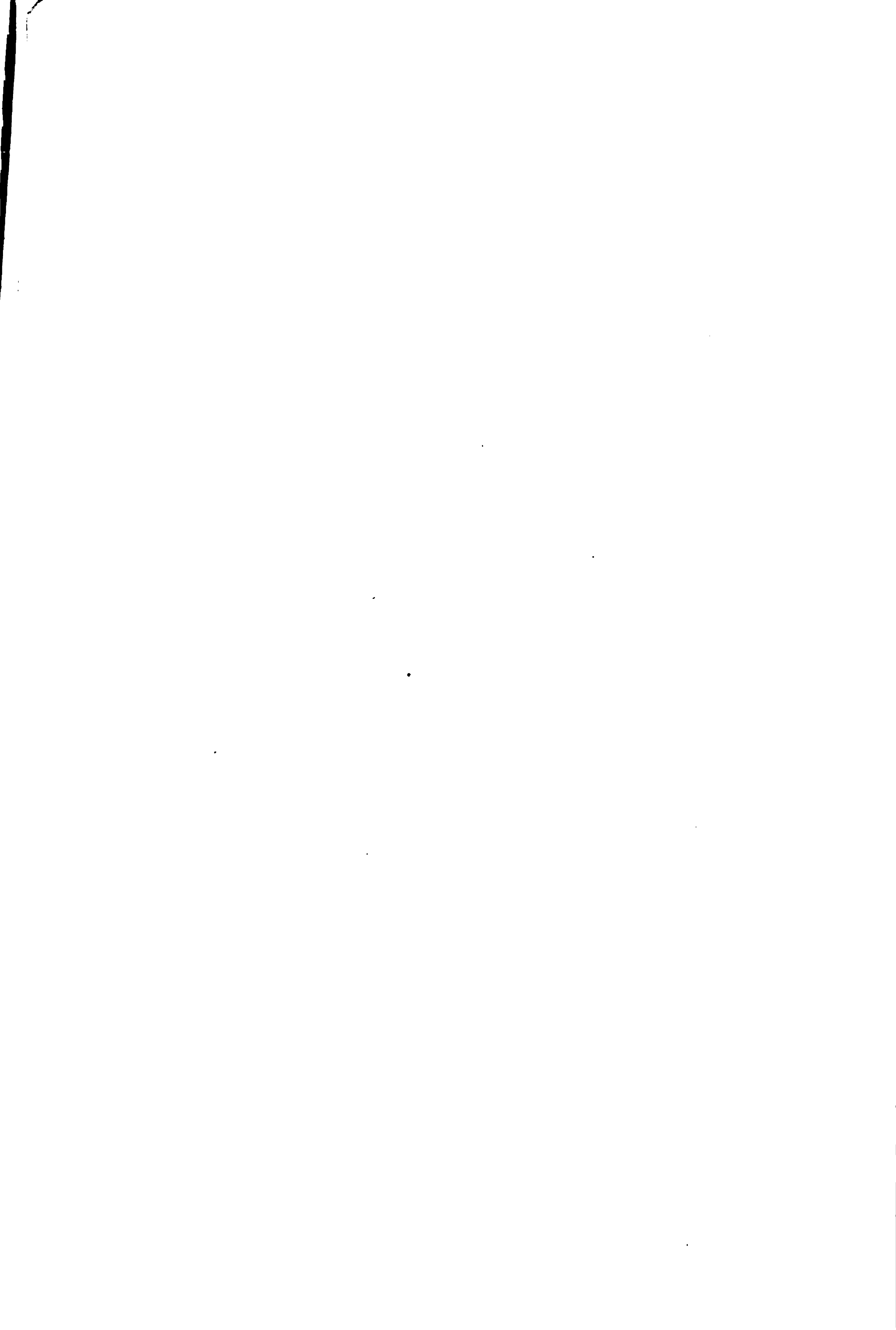
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LX.

MIT 7 TAFELN UND 12 HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 15. AUGUST.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1877.

~~Arc 202.1~~
Ger 44.1.20
HARVARD COLLEGE
APR 24 1889
LIBRARY.
Denny Fund.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers.

a. Von Cöln bis Neuss.

(Hierzu Taf. I.)

Die grosse, von Mainz über Cöln den Niederrhein hinabführende, römische Heerstrasse kam aus dem nördlichen Thore der alten Colonia, der ehemaligen Pfaffenpforte, und theilte sich an der Grenze des jetzigen Stadtbezirks in drei Arme, welche im Nachfolgenden einzeln zu betrachten sind [1]).

Der westliche Arm geht etwa 500 Schritt westlich vom Anfang der Chaussee beim Eigelsteinsthor, die dort sich kreuzenden Eisenbahnen einige Mal durchschneidend, in nordwestlicher Richtung, 1500 Schritt östlich von Ossendorf und dicht westlich neben dem Heckhofe her, dann Longerich 1300 Schritt rechts liegen lassend dicht östlich des Hofes Pesch und 400 Schritt westlich an dem Dorfe Esch vorbei. Von hier an beginnt die Strasse sich allmählich nach Norden zu drehen, und geht in dieser Richtung über Knechtsteden und Ueckerath bis Elvekum; kurz vor diesem Dorfe theilt sie sich in zwei Arme, von denen der eine direct nach Grimlinghausen, und der andere über Norf nach Neuss führt.

In dieser Erstreckung bildet die Strasse meistens einen alten

1) Zwischen dem Pfaffen- und Eigelsteinsthor wurden beim Häuserbau wiederholt römische Gräber an der Strasse entdeckt.

Feldweg, der noch jetzt den Namen »alte Heerstrasse« und »Heerweg« führt. Zwischen Cöln und Longerich ist der alte Weg mehrmals durchackert und daher streckenweise geschwunden oder nur als Pfad erhalten; gleich südlich vom Heckhofe zeigt er noch seine dammartige Erhöhung, die sich auf eine kurze Strecke als Kiesdamm zu erkennen gibt. Nördlich von Longerich ist bald nur ein schmaler Feldweg, bald ein alter Grasweg geblieben, wovon jedoch streckenweise an den seitlichen Böschungen die ehemalige Dammanlage zu erkennen ist. Etwa 500 Schritt südlich von dem Dorfe Esch endet sie bei einem steinernen Kreuze an einem nach diesem Orte führenden Wege, beginnt aber wieder 1000 Schritt westlich des Dorfes, wo sie zu einem Communalwege erneuert worden, aber noch den Namen „alte Cölner Strasse« und auch die Spuren der seitlichen Böschungen bewahrt hat. Von Sinnersdorf bis zum Hofe Hasselrath ist sie auch noch als alter Feldweg erhalten, bricht aber alsbald in den Feldern ab, und kommt nur mehr stückweise vor bis gen Knechtsteden. Hier finden sich im Walde neben dem Hauptdamm noch Reste der Seitenwälle, und in dem ferneren Verlaufe, wo sie nur mehr als alter Feldweg erscheint, bemerkt man noch deutliche Seitenböschungen.

Aus den sparsamen Ueberresten, welche sich von der ursprünglichen Anlage erhalten, lässt sich schliessen, dass die Strasse aus einem Erddamme bestanden, der von Seitenwällen begleitet war und in seinem oberen Theile eine Kiesdecke trug.

Bei dem Hofe Hasselrath liegt dicht an der Strasse der Ueberrest einer Warte in Form einer rundlichen Erhöhung, von einem breiten und tiefen Wassergraben umgeben; daneben gewahrt man noch einen viereckigen Einschluss, von einem zum Theil zerstörten Graben gebildet[1]). Bei dem Stupphofe, an welchem die Strasse vorbeizieht, sind die Felder mit römischen Ziegeln, Thonscherben, Schieferstücken und andern Steinfragmenten ganz übersäet; auch wurden daselbst mehre Säulenfragmente, eine römische Kupfermünze, und nahe dabei im Walde eine wohlerhaltene römische Grabinschrift gefunden; planmässige Nachgrabungen würden hier noch reichere Ausbeute liefern[2]). An dem von Elvekum nach Neuss führenden Arme wurden zwischen

1) Ueber die Warten an den Heerstrassen s. meine neuen Beiträge etc. VIII, 16 ff.

2) Jahrbb. XX, 127. XXI, 165 ff.

der Erft und Neuss mehre römische Gräber, mit zahlreichen Alterthümern, aufgedeckt[1]).

Der östliche Arm geht, vom Eigelsteinsthor bis in die Nähe der Eisenbahn mit der heutigen Chaussee, und wendet sich dann, unter dem Namen »Steinstrasse« und »Grünstrasse« rechts ab, um grade aus nach dem Dorfe Niehl zu ziehen; hier ist die Strasse durch den jetzigen Rheinlauf, der sich mehr nach Westen gezogen, eine kurze Strecke unterbrochen, kömmt dann dicht am Rheine wieder zum Vorschein, und geht über Merkenich in grader Richtung links an Rheinkassel und Langel vorbei, bis sie, 1500 Schritt südöstlich von Worringen, in die jetzige Chaussee einmündet; mit dieser geht sie bis Worringen. Von hier bis in die Nähe von Dormagen ist sie wieder von dem jetzigen Rheinlauf durchbrochen, geht aber 1000 Schritt südlich von Dormagen von der Chaussee rechts ab über Rheinfeld und Zons bis an den Rhein östlich von Stürzelberg. Hier ist sie nochmals auf eine längere Strecke vom Rheine unterbrochen, kommt aber bei Machenscheid wieder zum Vorschein, und zieht bis zum Rheine bei Grimlinghausen, wo sie wiederum vom Rheine weggerissen ist. Jenseits der Erft ging sie mit der heutigen Chaussee nach Neuss.

In diesem Verlaufe hat die Strasse noch mehre antike Ueberreste bewahrt: zwischen Cöln und Niehl, wo sie als Communalweg erneuert worden, kann man nicht bloss die dammartige Anlage, sondern auch die Reste der Seitenwälle erkennen, die als Fusssteige dienen, aber in den letzten Jahren sehr geschwunden sind; am deutlichsten sieht man noch den rechten Seitenwall gleich südlich von Niehl, wo man aber auch damit beschäftigt ist, ihn zum Zwecke des Ackerbaues einzuebnen; ebenso bemerkt man bei Merkenich noch Reste beider Seitenwälle. Hier finden sich auch stellenweise, über 1 Meter tief unter dem Boden, die Reste eines der Strasse angehörigen Kiesdammes, dessen eisenfeste Structur den Landleuten in ihren Feldern nicht wenig zu schaffen macht. Jenseits Merkenich tritt der Strassendamm, jedoch ohne bemerkbare Kieslage, sehr deutlich, zuweilen über 1 Meter hoch, auf. In den Rheinwiesen zwischen Dormagen und Zons ist nur ein alter dammartiger Weg vorhanden, der sich genau in derselben Richtung jenseits Zons bis zum Heckhofe fortsetzt. Von hier an sind durch die Veränderung des Rheinlaufes alle Spuren geschwunden; aher man trifft genau in der bisherigen Richtung zwischen dem jetzigen Rhein-

1) Jahrbb. V. VI, 407 ff.

laufe und dem Dorfe Machenscheid wiederum die Spuren der Strasse. Von hier an bis zum Rheine bei Grimlinghausen ist dieselbe als Kiesdamm durchweg sichtbar, und steigt bis zu einer Höhe von 2 Meter; wo der Damm zerstört ist, sind die Felder mit Kies übersäet. Auch neben der Chaussee von Grimlinghausen bis Neuss wurde vor mehren Jahren der Kiesdamm in der Erde aufgefunden [1]).

Aus den noch erhaltenen nicht unbedeutenden Ueberresten der Strasse ist zu schliessen, dass sie aus einem von Seitenwällen begleiteten Damme bestand, dessen Kieslagen mit Kalk ausgegossen waren.

Die Zahl der an der Strasse vorkommenden römischen Alterthümer ist sehr gross; besonders zahlreich sind die Gräber, die in der ganzen Ausdehnung zu verschiedenen Zeiten aufgedeckt wurden. In den Dörfern Niehl und Merkenich, besonders aber in Worringen und Grimlinghausen, kamen ausserdem viele römische Denkmäler der verschiedensten Art zum Vorschein, die bezeugen, dass an dem ersteren Orte eine Ansiedlung, an dem letzteren ein Lager gestanden hat [2]).

Der dritte, mittlere Arm beginnt etwa 250 Schritt westlich der Chaussee und zieht sich links derselben über die Höhe an den Mauenheimer Höfen vorbei nach Merheim, während die Chaussee unten in der Niederung bleibt. Etwa 500 Schritt jenseits Merheim fällt die Strasse mit der Chaussee zusammen bis nach Worringen, wird dann von dem jetzigen Rheinlaufe durchbrochen, und geht hierauf wiederum mit der Chaussee bis Dormagen. Etwa 400 Schritt jenseits des Dorfes läuft sie auf der Höhe bis zum Hause Nachtigall links neben der Chaussee, und dann rechts derselben bis zum Hause St. Peter. Von hier an verlässt sie die Chaussee gänzlich, und geht, die Letztere rechts liegen lassend, grade aus nach Grimlinghausen; von da bis Neuss fällt sie wiederum, gleich der vorigen, mit der Chaussee zusammen.

Dieser Arm bildet jetzt unter dem Namen »alte Heerstrasse« oder »Heerweg«, nur mehr einen durch die Ackercultur öfters unterbrochenen alten Feldweg, der zuweilen bis zu einer Höhe von 1 Meter dammartig erhöht ist; auch bemerkt man südlich von Fühlingen, sowie beim Hause Nachtigall noch deutliche Reste des Strassendammes in der Haide. Spuren einer Kieslage habe ich nirgends mehr wahrge-

---

1) Jahrbb. II, 48.

2) Jahrbb. II, 45 ff. III, 100, 125. V. VI, 407. XXXI, 87. LIII, 298. Minola, Uebersicht etc., Rein, die römischen Stationsorte und Strassen zwischen Col. Agrippina und Burginatium. Crefeld 1857.

nommen; jedoch scheint die Structur dieselbe gewesen zu sein, wie bei dem erstgenannten westlichen Arme, indem eben dieser Arm das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit die Hauptverkehrsstrasse war, auch ein grosser Theil zur Chaussee verwandt wurde, und daher jede Kiesbedeckung schwinden musste.

Die zahlreichen Alterthümer, welche in Dormagen, das von der Strasse durchschnitten wird, zu Tage getreten, bezeugen, dass hier eine ansehnliche römische Niederlassung gestanden hat[1]).

Die kürzeste Verbindung zwischen Cöln und Neuss bildet der mittlere der drei beschriebenen Arme, welcher von Cöln über die Mauenheimer Höfe, Merheim, Fühlingen, Worringen, Dormagen und Grimlinghausen führt, und, wie schon berührt, auch in der späteren Zeit der Hauptverkehrsweg zwischen den beiden Städten war; dieser Arm wird daher auch als die Hauptstrasse im Alterthum anzusehen sein, während die zahlreichen übrigen Zweige durch verschiedene örtliche Verhältnisse hervorgerufen wurden, welche nunmehr zu erörtern sind.

Ich habe bereits bei einer an dem rechten Ufer der Lippe hinaufführenden Römerstrasse nachgewiesen, dass sich die Strasse da, wo der Fluss eine Krümmung macht, in zwei Arme theilt, von denen der eine dem gekrümmten Flusslaufe folgt, während der andere die grade Richtung beibehält; später laufen beide Arme wieder zusammen[2]). Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei unserer Strasse, welche gleichfalls den doppelten Zweck hatte, die freie Schifffahrt auf dem Rheine zu sichern, und andererseits die kürzeste Verbindung zwischen zwei Ortschaften zu bewirken. Da nun der Rhein in der fraglichen Strecke zahlreiche Krümmungen macht, so trennte sich alsbald von der Hauptstrasse ein Zweig ab, der dem Rheine näher liegt und den vielfachen Krümmungen des Flusses nachfolgt, bis er vor Worringen mit dem andern Arme zusammenfällt, dann aber hinter diesem Orte, wo der Strom wieder östlich abweicht, sich nochmals trennt und den Flusskrümmungen folgt bis Grimlinghausen, wo er zuletzt wieder mit der Hauptstrasse zusammengeht. Hiermit ist die Nothwendigkeit und das Dasein des mittleren und östlichen Strassenarmes erklärt, und wir kommen nun zu dem westlichen Arme und mehren Verbindungsstrassen,

1) Jahrbb. XXI, 40 ff. XXXI, 88. Rein a. a. O.
2) Neue Beiträge etc. VIII, 15.

die sämmtlich ihre Entstehung der im Laufe der Zeit mehrfach veränderten Richtung und Ausbiegung des Stromes verdanken.

Ausser einer bei Niehl stattgefundenen Ausweichung des Flusses nach Westen ist unter den Veränderungen des Rheinbettes hervorzuheben eine bedeutende Ausbuchtung südlich von Worringen, wodurch zwar keine constante Flussänderung, aber eine stets sich wiederholende Ueberschwemmung und Zerstörung beider vorgenannten Strassen bewirkt werden musste; ausserdem wurde der östliche Strassenarm von einer westlichen Ausbiegung des Stromes zwischen Worringen und Dormagen betroffen. In Folge dessen finden wir einen von Merkenich über Feldcassel, Fühlingen, Thenhoven und Dormagen bis zurück zu dem östlichen Arme bei Rheinfeld angelegten Verbindungsweg, wodurch sowohl jene Bucht bei Worringen, als auch die Flussbiegung zwischen diesem Orte und Dormagen umgangen und der Verkehr auf dieser Strasse vollständig wiederhergestellt wurde[1]). Für den mittleren Arm, der von den Rheindurchbrüchen ebenfalls betroffen wurde, finden wir eine Verbindungsstrasse nördlich von Merheim an Weiler und Volkhoven vorbei über Hackenbroich und Nievenheim, die dann über Elvekum nach Grimlinghausen und Neuss führt, und später südwärts über Sinnersdorf nach Cöln verlängert, den westlichen Arm bildet, auf welchem der Verkehr bei jedem Wasserstande vor allen Störungen durch Rheinüberfluthungen völlig gesichert war. Es ergibt sich aus diesen Anlagen zugleich, dass die angeführten Stromänderungen noch in die römische Zeit fallen; noch viel bedeutendere Veränderungen aber finden wir weiter nördlich von Dormagen. Hier zog der Fluss im Alterthum von Baumberg in einem östlichen Bogen nach Urdenbach, und dann in

---

1) An dieser Verbindungsstrasse wurden viele Alterthümer entdeckt: Bei Feldkassel kamen u. A. mehre grosse Ziegelplatten zum Vorschein; hier stand wohl, wenn auch kein Castell, doch ein römisches Gebäude, wovon der Hof den Namen erhielt, und dieser Name ging auf das benachbarte »Rheincassel« und den »Casselberg« über, ohne dass an diesen Orten, wo keine Spuren römischer Alterthümer gefunden wurden, Castelle zu suchen sind, wie öfters geschehen ist. Zwischen Feldcassel und Fühlingen trifft man an drei verschiedenen Stellen neben der Strasse römische Ziegelfragmente an. Zwischen Fühlingen und Thenhoven wurden auf dem sog. Blumenberge zahlreiche Steinfragmente, die auf ein Gebäude hinweisen, und besonders viele römische Ziegel ausgegraben, noch jetzt sieht man Ziegelstücke in den Feldern. Die meisten Alterthümer aber wurden zwischen dem Bergerhofe und Dormagen, in welcher Strecke dieser Strassenzweig den Namen »Hochstrasse« führt, zu verschiedenen Zeiten aufgefunden.

fast grader Richtung, die heutigen Curven durchschneidend, über Grimlinghausen nach Neuss[1]). Die gewöhnliche Meinung, derselbe sei an Dormagen vorbeigegangen, ist irrig: dies bezeugt schon, wie ein Blick auf die Karte lehrt, der Lauf des östlichen Armes der Römerstrasse, an welchem in der ganzen Strecke römische Alterthümer gefunden wurden. So kamen südlich von Dormagen an dieser Strasse, nahe der Trennung von dem mittleren Arme, auf einer kleinen Erhöhung viele Alterthümer zum Vorschein[2]); weiter nördlich bei Rheinfeld, und ebenso bei Zons, fand ich römische Ziegelstücke im Felde, und einige hundert Schritte nördlich von Zons wurden römische Gräber an der Strasse entdeckt[3]). Das alte Bette, welches sich von Zons an Dormagen vorbei bis in die Gegend des Krebelshofes verfolgen lässt, wird von Dormagen weiter aufwärts immer schwächer und hat an seinem Ende keine Verbindung mit dem Rheine, sondern ist eine lange Bucht, die durch einen Rheindurchbruch, ähnlich dem bei Worringen, entstanden ist. In der spätern Zeit ist durch die starken Serpentinen, welche der Rhein in jener Gegend gebildet, nicht bloss die Römerstrasse, sondern auch das Lager bei Grimlinghausen zum Theile weggerissen worden. Dass aber noch ein kleiner Theil jener grossen Veränderungen des Flussbettes nördlich von Dormagen der römischen Zeit angehört, beweist die Anlage einer von Dormagen bis zum Kuckhofe führenden Verbindungsstrasse.

Aus den Notizen des Oberstlieutenant Schmidt über die römische Rheinstrasse[4]) geht hervor, dass derselbe sowohl den östlichen Arm, als Theile der beiden andern, sowie zwei Verbindungsstrassen gekannt hat: von dem mittleren Arme kannte er die Strecke von Cöln bis zur Chaussee nördlich von Merheim, sowie die neben der Chaussee nördlich von Dormagen, wo er Theile eines alten Kiesdammes erwähnt, die jetzt verschwunden sind; von dem westlichen die Strecke von Ueckerath bis Grimlinghausen; ausserdem die Verbindungsstrasse von der Chaussee nördlich von Merheim bis Ueckerath, und die Verbindungsstrasse von Thenhoven bis Dormagen. Seine Untersuchungen waren jedoch nicht ausführlich genug, um über den ganzen Strassencomplex und die Be-

---

1) Ausführlich über diese Stromveränderungen handelt Rein, Haus Bürgel, das röm. Burungum, Crefeld 1855.

2) Mittheilung des Rentners Hrn. P. Delhoven in Dormagen.

3) Mittheilung des Hrn. P. Delhoven.

4) Jahrb. XXX, 85.

ziehungen der einzelnen Arme zu einander und zu den späteren Stromveränderungen zur vollen Klarheit zu gelangen.

Bekanntlich lag an den römischen Heerstrassen zwischen den Mansionen, ungefähr in der Mitte, je eine Mutation, welche sich noch jetzt bei den meisten Römerstrassen durch die Ueberreste einzelner Gebäude, oder grösserer und kleinerer Niederlassungen zu erkennen geben. Man hat bisher auf diesen Punkt bei der römischen Strassenforschung viel zu wenig geachtet; suchen wir diese Mutationen bei unsern drei Strassenarmen auf. Die Entfernung von der Pfaffenpforte zu Cöln bis zum Münsterplatze in Neuss beträgt auf dem westlichen Strassenarm 47000 Schritt; fast genau in der Mitte, 24000 Schritt einerseits von Neuss und 23000 Schritt anderseits von Cöln entfernt, finden wir die bereits angeführten Reste römischer Gebäude am Stupphof; die Beschaffenheit dieser Ueberreste weist auf Bauten von Bedeutung, auf ein Staatsgebäude hin, in welchem wir ohne Zweifel die zur Strasse gehörige Mutation zu erkennen haben. Gehen wir zu dem mittleren Arme: auf diesem beträgt die Entfernung zwischen Cöln und Neuss 45000 Schr., und ungefähr in der Mitte dieser Entfernung liegt Dormagen, wo sich eine ansehnliche römische Niederlassung befand; hier lag also auch die Mutation dieses Strassenarmes. Bei dem östlichen Arme wird vorerst zu beachten sein, dass, da derselbe nur zu militärischen Zwecken angelegt war, die zugehörige Mansion nicht zu Neuss, sondern zu Grimlinghausen lag, wo das Lager stand. Nun beträgt die Strassenlänge vom Pfaffenthor zu Cöln bis zum Lager von Grimlinghausen 45000 Schr., auf der Mitte dieser Entfernung liegt aber Worringen, wo sich gleichfalls eine römische Ansiedlung befand; wir haben also hier auch wiederum die Mutation dieses Strassenarmes. Da ferner zwischen Rheinkassel und Rheinfeld, wegen der dortigen Rheindurchbrüche in späterer Zeit die Strasse verlegt und Worringen umgangen werden musste, so finden wir statt dieses Ortes die betreffende Mutation am Berger- und Krebelshof, wo zahlreiche Alterthümer, die auf eine Ansiedlung hinweisen, zu Tage getreten sind.

Wir können hierbei eine auch bei andern Römerstrassen häufig sich wiederholende nicht unwichtige Beobachtung machen, dass nämlich die an den Strassen gelegenen grösseren und kleineren Ortschaften aus den Mansionen und Mutationen der Strassen entstanden sind; insbesondere sehen wir an unserer Strasse, nach den zu Tage getretenen Alterthümern, als die bedeutendste die zu Dormagen, aus dem Grunde, weil diese Mutation während der ganzen römischen Periode, nur mit

geringen Unterbrechungen, im Gebrauche war, während die am Berger- und Krebelshof und die zu Worringen eine geringere Ausdehnung hatten, da erstere in späterer Zeit, durch die Rheindurchbrüche veranlasst, entstand, und letztere sich mit jener von dieser Zeit an in den Verkehr theilen musste; die Mutation am Stupphof aber ist zu keiner Ortschaft angewachsen, da der westliche Strassenarm nicht bloss eine spätere Entstehung hatte, sondern nur in den seltneren Fällen frequentirt wurde, wenn bei hohen Wasserständen die übrigen Zweige nicht gangbar waren.

Der östliche Strassenarm folgte im Allgemeinen, wie bereits oben angedeutet, zum Schutze der Rheinschifffahrt in geringer Entfernung den Krümmungen des Flusses; aber zwischen Dormagen und Stürzelberg ist dies meistens nicht mehr der Fall, weil in dem dortigen niedrigen und den Rheinüberschwemmungen ausgesetzten Terrain die Anlage einer Strasse unthunlich war; desswegen finden wir zu Bürgel als Ersatz ein kleines Castell angelegt, welches die Ueberwachung und Sicherung des Stromes in dieser Gegend zum Zwecke hatte[1]). Von solchen kleinen Castellen, welche wir den ganzen Rheinstrom entlang an den starken Flussserpentinen, bald in dem eingebogenen bald an dem ausgebogenen Theile wieder finden, wird bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu reden sein.

Es bleibt schliesslich noch übrig, die römischen Reiseverzeichnisse in nähere Betrachtung zu ziehen, und zu sehen, in wiefern dieselben mit den aufgefundenen Strassenrichtungen im Einklange stehen. Die Peutinger'sche Tafel enthält folgende Angaben:

Agrippina
Novesio XVI.

Hiernach gibt die Tafel die Entfernung von Cöln bis Neuss zu 16 gall. Meilen = 48000 Schritt. Nun beträgt aber die Länge des westlichen Armes unsrer Strasse, wie schon oben gesagt, 47000 Schritt = $15^2/_3$ g. M., was mit der Tafel als übereinstimmend anzusehen ist. Die Mutation am Stupphof wird in der Tafel nicht aufgeführt, weil ihr Vorhandensein selbstverständlich war, und die Tafel nur solche Mutationen aufgenommen, die zugleich Ortschaften von einiger Bedeutung waren. Es kann hiernach kein Zweifel sein, dass der westliche Strassenarm die in der Tafel genannte Reiseroute gibt. Gehen wir

1) Jahrbb. V, 286. XXIII, 142. XXXI, 90. Rein, a. a. O.

zum Antoninischen Itinerar, so finden wir auf der Route von Leiden nach Strassburg dieselben Angaben wie in der Peutingerschen Tafel, und also auch hier unsern westlichen Strassenarm wieder. Auf der Route von Strassburg nach Vetera finden sich folgende Angaben:

Colonia Agrippina
Durnomago leugas VII, ala.
Burungo leugas V, ala.
Novesio leugas V, ala.

Hier sehen wir die beiden Strassenarme, den mittleren und östlichen, in einen zusammengezogen, was um so leichter geschehen konnte, als beide Arme wirklich streckenweise nur einen bilden; trennen wir beide, so erhalten wir:

Colonia Agrippina

Durnomago leugas VII, ala	Burungo leugas V, ala

Novesio,
leugas V, ala.

Wie wir oben gesehen, war zu Dormagen die Mutation für den mittleren, zu Worringen die für den östlichen Arm; es kann also kein Zweifel sein, dass Dormagen = Durnomagus, und Worringen = Burungum (im Mittelalter »Worunch«) ist, und es erklärt sich auch, woher es kommt, dass in dem Itinerar Durnomago vor Burungo steht.

Was nun die Zahlenangaben betrifft, so ist die Entfernung von Burungum bis Cöln um 2 g. M. in dem Itinerar geringer, als die von Durnomagus bis Cöln, was in der Wirklichkeit stimmt, insofern Dormagen 5000 Schr. = 1 $^{2}/_{3}$ g. M. weiter von Cöln liegt als Worringen. Wenn nun die Entfernung von Cöln bis Dormagen in dem Itinerar zu 7 g. M. = 21000 Schr. mit der wirklichen Entfernung 23500 Schr. = 7$^{5}/_{6}$ g. M. ebenso als stimmend angesehen werden darf, als die Entfernung von Dormagen nach Neuss, die in dem Itinerar nicht angegeben, aber 21500 Schritt = 7$^{1}/_{6}$ g. M. beträgt, während die Entfernung von Worringen bis Grimlinghausen der von Worringen bis Cöln gleichkommt; so ergibt sich, dass an den Angaben des Itinerars in keinerlei Weise Veränderungen vorzunehmen, dasselbe vielmehr unsre drei Strassenarme nebst den zugehörigen Entfernungen in genügender Weise mit der Wirklichkeit übereinstimmend wiedergibt.

Die Mutation am Bergerhof, obgleich nach den gefundenen Ueberresten zu schliessen[1]) zu einer Ansiedlung herangewachsen, findet sich nicht in den römischen Reiseverzeichnissen, da ihre Entstehung in eine spätere Zeit fällt. Aber es befand sich früher zu Worringen ein römischer Inschriftstein, von welchem schon Schmidt bemerkt, es sei wahrscheinlich, dass er nicht in Worringen selbst, sondern in der Nähe dieses Ortes an der Römerstrasse aufgefunden worden[2]). Auf diesem Steine, der also wahrscheinlich aus den römischen Ruinen am Berger- und Krebelshof herrührt, werden die »vicani Segorigienses« genannt, und wenn man die von Dr. Rein gegebene sehr ansprechende Ableitung dieses Namens von Goor = Sumpfniederung mit der Lage jener Niederlassung längs der bis den heutigen Tag sumpfigen Rheinbucht in Betracht zieht; so ist die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass unsere Mutation von ihrer Lage den Namen Segorigium geführt hat[3]).

Der Geograph von Ravenna führt zwischen Cöln und Neuss die beiden Namen »Rongo« und »Serima« auf; dass Rongo = Borongo = Burungo sei, hat man längst richtig erkannt, und in Serima hat man Durnomagus vermuthet; mir scheint aber Serima aus den beiden Namen S e(go)r i(gium) und (Durno)m a(gus) verstümmelt zu sein.

Bei der bisherigen Interpretation der römischen Reiseverzeichnisse in dieser Strecke war man genöthigt, entweder die Namen Durnomagus und Burungum umzustellen, oder die Zahlenangaben zu verändern oder Beides zugleich zu thun; namentlich hat man, um jene wenig zulässige Umstellung zu vermeiden, Burungum, statt in Worringen, in dem kleinen Castell zu Bürgel gesucht. Dieser Versuch wird jedoch schon darum aufzugeben sein, weil Bürgel gar nicht einmal an der Römerstrasse, sondern 3000 Schritt davon entfernt liegt; auch war hier nur ein militärischer Posten und keine Ansiedlung, da sich ausserhalb des Castellberings keine Spur von Alterthümern gefunden hat. — Ich hoffe Gelegenheit zu haben, zu zeigen, wie sich ähnliche Verhältnisse, wie bei unserer Cöln-Neusser Strasse, auch bei anderen rheinischen Römerstrassen wiederholen, und es daher nicht ausreichend ist, bei der Inter-

---

1) Jahrbb. XXXI, 86.

2) Jahrbb. XXXI, 85.

3) Rein, Haus Bürgel etc. — Wenn auch die von dem Verfasser gegebene Deutung von Burungum auf Haus Bürgel nicht als zutreffend erkannt werden muss, so thut dieses der geschätzten Schrift, die des Lehrreichen so viel enthält, keinen wesentlichen Eintrag.

pretation der römischen Reiseberichte mit dem Zirkel auf der Landkarte zu operiren, sondern die Aufsuchung der hinterlassenen Strassenspuren und die Bestimmung ihrer Richtungen eine unerlässliche Nothwendigkeit ist.

J. Schneider.

---

2. Die römische Wasserleitung und Badeanstalt zu Aachen.

(Hierzu Tafel II.)

Die römischen Alterthümer, welche zu Aachen nach und nach ans Tageslicht gekommen, sind dem grössten Theile nach durch die Sorg- und Interesselosigkeit früherer Zeiten entweder zu Grunde gegangen oder, wie es mit dem römischen Bade in der Edelgasse geschehen zu sein scheint, mit Erde und Steinen wieder bedeckt worden, so dass eine abermalige Entdeckung nöthig ist, um sie nach Wesen und Form kennen zu lernen. Die wenigen, welche als unbedingt ächte bekannt und erhalten sind, beweisen nur, dass Aachen seit dem ersten Jahrhundert nach Christus als römische Niederlassung besteht, aber über die Grösse und Bedeutsamkeit sagen sie wenig. Um so nothwendiger erscheint es in unseren Tagen, wo die Bauthätigkeit nach allen Richtungen der Stadt den Boden durchwühlt, alle römischen Funde, welche den ersten Zeitraum der Geschichte des Ortes aufzuhellen im Stande sind, genau zu verzeichnen und zu beschreiben[1]). Wie sehr in dieser Hinsicht auch das kleinste Denkmal, selbst wenn es in fragmentarischem Zustande sich befindet, in Betracht kommt, zeigt das auch in diesen Jahrbüchern mitgetheilte kleine Inschriftfragment, das vor zwei Jahren im Keller eines Hauses der Krämerstrasse entdeckt worden und welches von einem Kornhändler des römischen Aachen Kunde gibt.

---

1) Die von Archivar Karl Franz Meyer in seinen »Aachen'schen Geschichten« 1781, 1. Bd., S. 14 fg. mitgetheilten römischen Inschriften von Aachen sind schon längst sammt und sonders von Dr. L. Lersch als falsche oder fingirte erwiesen (vgl. Rhein. Provinzialblätter, 1836, S. 117 fg., Centralmuseum, III, S. 49); ob Meyer selbst der Betrüger oder Betrogene ist, will ich hier nicht untersuchen. Um so mehr aber ist es jetzt geboten, für die römische Geschichte des Ortes, die durch diesen Betrug seit 90 Jahren sehr geschädigt worden ist, alles zur Aufhellung und Verwerthung Dienliche zu sammeln und zu veröffentlichen, was in den letzten 40 Jahren vielfach unterblieben ist.

Ein wichtiges Denkmal aus der Römerzeit ist im Juni und September dieses Jahres im Kurgarten zu Burtscheid und damit unzweifelhaft zusammenhängend an der Burtscheider Gasanstalt ans Tageslicht gekommen, nämlich eine römische Wasserleitung. Schon früherhin hat man Spuren derselben entdeckt, aber dieselben gaben zur Bestimmung der Richtung und des Zweckes des Canals wenig Anhalt; anders ist es jetzt, wo dieselbe auf zwei längeren Strecken blossgelegt ist. Ich habe die erstere mit Herrn Dr. B. Lersch genau untersucht; über letztere hat der Buchhalter der genannten Anstalt, Herr Jos. Schwabe, einen kurzen Bericht mitgetheilt, dem ich die bezüglichen Notizen entnehmen werde.

Bei der Fundamentirung der grossen, quer durch das Thal des Kurgarten hindurchgehenden Futtermauer, welche letzteren von dem dort anzulegenden neuen Strassen- bezw. Rathhausterrain abschliesst, in der Nähe der von Halftern'schen Tuchfabrik, stiessen die Arbeiter am 2. Juni d. J. auf den Canal und waren genöthigt, ihn quer zu durchschneiden. Die Bauart desselben war fest und solide, aber von der des Eifelcanals, wie ich sie im Alfterer und Roisdorfer Walde gefunden habe (Jahrbücher XLIV und XLV S. 276), durchaus verschieden. Die Rinne des Burtscheider Canals, wodurch das Wasser floss, erweitert sich nach oben zu immer grösserer Breite und in der Erweiterung sind die Seitenwände gebildet von auf einander gelegten flachen Natursteinen, die in hiesiger Gegend gewöhnlich Bruchsteine genannt werden. Soweit die Leitung offen gelegt und dem Auge sichtbar ist (sie liegt noch heute offen), beträgt sie in der Länge 9 Meter und 36 Cm., in der oberen Breite 45—50 Cm., in der unteren Breite 21 Cm. Die Tiefe beträgt ungefähr 20 Cm. Die eigentliche Kalle ist gebaut aus rothen, von feinkörnigem Thon gebrannten Rinnensteinen, welche eine Dicke von $5^1/_2$ Cm., eine Länge von c. 60—70 Cm. und eine Tiefe in der mittleren Aushöhlung von 21 Cm. haben und mit dem eigentlichen Bruchstein-Mauerwerk durch festen Mörtel verbunden sind. Dieselben greifen in der Längenrichtung über einander mittelst eines Falzes, der 6 Cm. lang und $2^2/_{10}$ Cm. breit ist. Der Deckstein liegt in einer Entfernung von 10 Cm. vom oberen Rande des Canals und beträgt in der Breite der Bedeckung 70 Cm. Ueber den Decksteinplatten, wozu ebenfalls Bruchstein verwendet worden, ruht eine gussartige Betonschicht, welche 15 Cm. dick ist, und das Ganze nach oben abschliesst. Anseits der Rinnensteine, des Decksteins und des Beton liegen Bruchsteine, offenbar zum Schutze und zur Befestigung der Leitung nach rechts und links.

Auf Tafel II sehen wir eine Ansicht des Ganzen.

Drei Monate später, nämlich am 4. September, wurde die römische Wasserleitung ebenfalls in der Warmweiherstrasse auf dem Hofterrain der Burtscheider Gasfabrik bei Gelegenheit einer Rohrleitung aufgedeckt, und zwar in einer Strecke von 30 Meter. Zwar haben die vorzunehmenden Arbeiten es nicht gestattet, diese grosse Strecke behufs Untersuchung durch einen Sachverständigen einige Tage frei liegen zu lassen, aber der vorgenannte Herr Schwabe hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, die Beschaffenheit und Richtung des Canals genau zu verzeichnen und dies der städtischen Behörde mitzutheilen, und der mit der Rohrlegung beauftragte Ingenieur hat die vorgefundenen, mit einem Stempel versehenen Rinnensteine aus der Erde herausnehmen und aufs Rathhaus zu Aachen bringen lassen, wo sie jetzt aufbewahrt werden. Auch auf dieser Strecke lagen die Rinnensteine auf einer und um eine Betonschicht von 20 Cm. Dicke; die Beschaffenheit des Canals war überhaupt ganz dieselbe, wie im Kurgarten. Zwei Rinnensteine[1]), die gefunden wurden, hatten einen länglichen, in den Boden eingedrückten Stempel, der hier in Abbildung folgt:



Betrachten wir jetzt die Richtung des Canals. Von dem Thurm der v. Halftern'schen Fabrik, da wo die Grauwacke zu Tage tritt, läuft derselbe, nach der im Kurgarten offen gelegten Stelle zu urtheilen, in nordöstlicher Richtung auf Frankenberg hin. Wäre es wahr, was man früher behauptet hat, dass sich auch auf der gegenüber liegenden Höhe des Wurmthals Spuren eines Canals fänden und dass die zwischen dem Pockenpützchen und Frankenburg in den Felsen eingefurchte Doppelfährte für Räder, die vor 20 Jahren noch wohl erhalten war, heute aber durch Anlegung verschiedener Strassen vernichtet ist, römischen Ursprungs gewesen sei, so könnte man annehmen, dass der Canal gleich dem jetzigen Viaduct das Thal überschritten und auf der jenseitigen Höhe etwa einer reichen römischen Villa gutes Quellwasser zugeführt habe; aber die eingefurchte Doppelfährte, die ich wohl gekannt habe, zeigte keine Spur römischen Strassenbaus und eine römische Wasserleitung daselbst ist durch Nichts verbürgt. Uebrigens kann auch

1) Einen dritten Rinnenstein aus diesem Funde, von derselben Beschaffenheit und mit demselben Stempel versehen, besitzt Herr Baumeister Rhoen zu Burtscheid.

nicht einmal die Vermuthung mehr Platz greifen, dass der Canal von der jenseitigen Frankenburger Höhe nach Aachen gelaufen sei, da die Richtung desselben durch die neuesten Fundstellen im Burtscheider Kurgarten und in der dortigen Gasfabrik in Verbindung mit früher entdeckten und von Burtscheid aus in nördlicher bezw. nordwestlicher Richtung gelegenen zweifellos klargestellt wird. Um dies bis zur Evidenz darzuthun, wollen wir alle Fundstellen des Canals, die uns aus früherer Zeit bekannt geworden sind, namhaft machen und in Betracht ziehen.

Im Frühjahre 1861 wurde der Canal im Hofe der damals neuangelegten Burtscheider Gasanstalt zwischen dem ehemaligen warmen Weiher und dem Viaduct entdeckt[1]) und auf Veranlassung der Königlichen Regierung eine Strecke von 50′ lang bloss gelegt. Er lag hier nur 2—3′ unter der Oberfläche. Damals konnte man die Richtung desselben von dem betreffenden Grundstücke nach dem Viaduct bezw. Burtscheider Kurgarten hin genau erkennen und so kann kein Zweifel obwalten, dass jenes Stück eine Fortsetzung des heute neuaufgedeckten gewesen sei. Er machte demnach zwischen der v. Halftern'schen Fabrik und der Gasfabrik eine Biegung nach rechts, wie man sich auf der neuen Rappard'schen Karte von Aachen und Burtscheid überzeugen kann. »Der Canal, so berichtet uns Herr Dr. Reumont, Geh. Sanitätsrath, aus seinem Notizbuche, beschrieb eine Bogenform und hatte auf 5 Ruthen 5′ Radius. Das Gefälle war gering«; nach der Berechnung des Herrn Baumeisters Rhoen zu Burtscheid betrug dasselbe vom Kurgarten bis zum Gasgebäude 1/4 Meter.

Eine noch ältere Spur dieser Wasserleitung datirt aus dem Jahre 1835, wie der verstorbene Prof. Bock in seiner Abhandlung über die Parkanlagen beim Palaste Karls d. Gr. mittheilt[2]). Diese Anlagen, deren lebendige Beschreibung uns Angilbert, der vertraute Kanzler Karls des Gr., in einem bisher wenig beachteten Gedichte mitgetheilt hat[3]), zogen sich in südöstlicher Richtung von der jetzigen Adalbertskirche nach Burtscheid hin; denn Angilbert sagt:

---

1) Damals hat Regierungs- und Baurath Kraft den Fund unter Beifügung einiger Notizen über Beschaffenheit und Richtung des Canals in diesen Jahrbüchern besprochen. Vgl. Heft XXXIII und XXXIV, S. 276.

2) Anhang zur Schrift des Pfarrers Kreuzer: »Beschreibung und Geschichte der ehemaligen Stifts- jetzigen Pfarrkirche zum h. Adalbert. Aachen 1839, S. 61 fg.

3) Alcuini opp. ed. Froben p. 614.

At fluvius[1]) medium praelambit gurgite lento,
Hunc volucres variae incolitantque ferae[2]).

Bock sagt nun über die römische Wasserleitung Folgendes: »Der Boden, den die Parkanlagen einnahmen, wurde durch die weithin unter der Erde fortlaufende römische Wasserleitung durchschnitten, welche im Sommer des Jahres 1835 hier aufgefunden wurde.« Derselbe sagt leider nicht, wie weit der Canal von Burtscheid herkommend in der Richtung nach St. Adalbert sich erstreckt habe und auch in den damaligen Tagesblättern Aachens ist darüber Nichts aufzufinden. Um so werthvoller erscheinen demnach die Mittheilungen verschiedener noch lebender Zeugen, die vollkommen übereinstimmend lauten. Zuerst Herr Dr. B. Lersch, der in seiner werthvollen Schrift über die Burtscheider Thermen[3]) hinsichtlich der Oertlichkeit der Canalbiegung nach Aachen hin Folgendes schreibt: »Vor mehren Jahren fand sich zwischen dem neuen Burtscheider Gasgebäude und dem Adalbertsthor auf beiden Seiten des Verbindungsweges auf den Gründen, die Herrn Landrath von Coels und Herrn Springfeld gehörten, eine Wasserleitung, die viele Wendungen gemacht und nach dem ehemaligen Neuthore oder nach der Wirichsbongardstrasse hingelenkt haben soll, wie mir ein Arbeiter, der an ihrer Zerstörung gearbeitet hat, berichtete. Die Leitung war viereckig, unten und an den Seiten von Ziegelmasse gebildet und soll oben mit Bruchsteinen zugedeckt gewesen sein.« Dieses Zeugniss bestätigt Herr Geh. Sanitätsrath Dr. Reumont, indem er mir schreibt: »Ich erinnere mich wohl, dass ich als Knabe im Jahre 1835 mehre Stücke der aufgedeckten Wasserleitung auf dem damals sogenannten von Coels'schen Terrain neben dem Gasthausfelde gesehen habe.« Herr Baumeister Rhoen, dem die Sammlung und Abbildung historischer Denkmäler von Aachen und Burtscheid seit vielen Jahren eine angelegentliche Sorge gewesen ist, schreibt mir Folgendes: »Der Canal lief vom Terrain der Burtscheider Gasfabrik bis zum sogenannten Gasthausfeld, dann in einer Biegung nach Westen in der Gegend

1) Richtiger benennt ihn Einhart in seiner Schrift de translatione ss. Petri et Marcellini mit dem Deminutiv fluviolus; denn er ist nur ein Bach.

2) d. i. die Mitte der Parkanlagen bildet ein vom Wurmflüsschen durchschlängelter Wiesengrund, wo sich allerlei Vögel und Wild aufhalten.

3) Dr. Lersch, Die Burtscheider Thermen. Aachen bei Meyer S. 86. Der Ausdruck »vor mehren Jahren fand sich« ist ungenau; es muss heissen: »Im Jahre 1835 fand sich u. s. w.

der heutigen Lothringerstrasse quer über den Verbindungsweg, die heutige Wilhelmstrasse, nach dem Deusner Garten, wo ich ihn auf eine kleine Strecke weit blossgelegt gesehen habe. Weiter ist mir sein Lauf nicht bekannt.« Hieran schliesst sich vortrefflich das Zeugniss des Herrn Baumeisters Göbbels, der im Anfange der vierziger Jahre in der Richtung der jetzigen Harscampstrasse einen ungefähr 13′ tiefen Canal angelegt hat. In der Gegend des ehemaligen Windmühlenthurms, auch Schildthurm genannt, da wo Harscampstrasse und Schildstrasse zusammentreffen, stiess er auf den unterirdischen römischen Canal, der sich dort in der Richtung auf das ehemalige Neuthor, resp. die Hochstrasse hin erstreckte; er musste ihn in der Länge ungefähr 4—5′ durchbrechen. Wie sich Herr Göbbels noch heute wohl erinnert, lag der Canal 14′ tief in der Erde, hatte eine lichte Weite von 18″, die Wangen waren zu beiden Seiten mit 1½—2″ starkem Beton ausgefüllt, die Ziegel, die zur Abdeckung benutzt worden, waren 20—24″ lang, 12″ breit, 3″ dick und aus rothem Thon gebacken.

Der Canal hat sich also nach diesen Zeugnissen von Burtscheid kommend an den westlichen Abhängen des Wurmthals in Krümmungen hingezogen und ungefähr in der Mitte zwischen Viaduct und St. Adalbertsthor, in der Gegend der heutigen Lothringerstrasse, nach Aachen, speciell nach dem Schildthurm in der Richtung auf das ehemalige Neuthor hingewendet.

Aus den verschiedenen Zeiten der Canal-Aufdeckungen haben sich Rinnensteine erhalten, die wegen ihrer Form sowohl als wegen der Stempel, die sie tragen, Beachtung verdienen. Von den Rinnensteinen, die im Jahre 1861 im Hofe der Gasanstalt gefunden worden sind, wurden 2 in Verbindung mit 2 Bruchstücken einer Inschrift und mehreren Deckplatten der Stadt Aachen zur Aufbewahrung überwiesen und befinden sich dieselben noch heute im Rathhause, speciell im Granusthurme, während 2 andere mit 2 vollständigen Abdrücken von Inschriften im hiesigen Regierungs-Gebäude aufbewahrt werden. Die im Granusthurme aufbewahrten habe ich untersucht und folgendermassen beschaffen gefunden.

Der erste Rinnenstein ist 65 Cm. lang incl. Falz, der eine Länge von 6 Cm. hat. Die Breite desselben im Boden beträgt 32 Cm., die Wandstärke 4½—5 Cm., die Oeffnungsweite des Canals 20 Cm., die Tiefe der Höhlung in der Mitte 21 Cm., an der Seite 19 Cm. Der Boden ist flach ausgehöhlt. Auf dem oberen Rande der linken Höhlungswand befindet sich ein Legionsstempel in Kreisform aufgedrückt, mit folgender Inschrift:

Leg. VI. ///////ctrix. Der im mittleren Raume ausgedrückte Buchstabe ist stark arrodirt; ich glaube ein R zu erkennen.

Der zweite Stein hat dieselbe Form und Beschaffenheit; er ist 64 Cm. lang, incl. Falz, der 5 Cm. Länge hat. Die äussere Bodenbreite beträgt 32 Cm., die Innenweite $20^1/_4$ Cm., die Wandstärke 6 Cm., die Tiefe der Höhlung in der Mitte 20 Cm., von der Seite 17 Cm. Der Boden im Inneren ist flach ausgehöhlt. Eine Inschrift oder einen Stempel trägt dieser Stein nicht.

Die Bruchstücke von Rinnensteinen abgerechnet, beruhen im Granusthurme noch fünf viereckige römische Ziegelplatten, von denen jede 5 Cm. dick, 21 Cm. lang ist, ferner eine römische Dachpfanne, welche 40 Cm. lang und 35 Cm. breit ist, — alle ohne Stempel oder Zeichen.

Die auf den Grundstücken des Herrn Springfeld, in der Gegend der heutigen Masson'schen Spinnerei, im Jahre 1835 gefundenen Rinnensteine hat der Besitzer zur Zeit auf sein Gut Kirberichshof bringen lassen, wo ihrer noch jetzt 9 an Zahl meist unverletzt aufbewahrt werden. Dort habe ich sie in Verbindung mit Herrn Dr. Lersch untersucht und in Betreff ihrer Beschaffenheit Folgendes gefunden: Die einzelnen Rinnensteine sind der Grösse nach nicht alle gleich. Die Länge derselben wechselt zwischen 63—70 Cm. incl. Falz, der ungefähr 7 Cm. lang ist. Die Breite der Steine beträgt durchgehends 30 Cm., die Dicke der Wände 3--7 Cm. Das Innere der Steine ist kreisförmig gewölbt, die Tiefe der Höhlung beträgt 18 Cm., die Breite 15—19 Cm. Die Beschaffenheit der Falzen und der Falzfugen ist dieselbe wie die der bereits beschriebenen Rinnensteine. Was wir aber an diesen nicht gefunden haben, waren kreuzförmige Einschnitte, die von eisernen Klammern herzurühren schienen. Auch fanden wir dort unter den Rinnensteinen ein kleines Postament in Würfelform, das unzweifelhaft zur Wasserleitung gehört hat. Dasselbe ist auf 4 Seiten panälartig geziert; wozu es aber gedient hat, ist nicht klar.

Das Resultat der Untersuchung über die Rinnensteine, die unzweifelhaft zur Wasserleitung gehört haben, ist also dieses: Dieselben sind auf der ganzen Strecke vom Kurgarten bis zum Schildthurm ihrer Beschaffenheit nach im Allgemeinen sich gleich, nur ist der eine manch-

mal etwas länger und breiter als der andere, auch trägt der eine einen Stempel, während viele andere keinen haben.

Bevor wir in der Untersuchung über den Canal weiter gehen, scheint mir die Frage an Ort und Stelle zu sein, welches Wasser die Leitung geführt habe, ob warmes oder kaltes. Die Beantwortung derselben lässt sich auf Grund des örtlichen Canallaufes und durch chemische Untersuchung des Wasserniederschlags feststellen. Was zuerst den Lauf des Canals anlangt, so wird man bereits aus dem Mitgetheilten das Bestreben seiner ursprünglichen Erbauer erkennen, ihn an den Bergesabhängen des Wurmthals vorbeizuleiten. Dadurch aber wird erwiesen, dass er kein warmes Wasser geführt haben kann; denn die Warmbad-Quellen Burtscheids liegen alle tiefer als der jetzt im Park aufgefundene Canaltheil. Nehmen wir dagegen kaltes Wasser an, nämlich aus der Wurm [1]) (anderes gibt es nicht), so sehen wir, dass dieses im oberen Theile von Burtscheid höher liegt, als der genannte Canaltheil im Park; dasselbe hatte also das nöthige Gefälle. Vom Aufenthalt der Römer in Burtscheid und zwar am westlichen Abhange des Thales, woher eben der Canal nach der heute offen gelegten Stelle im Kurgarten seinen Lauf nahm, geben einige kleine, bisher nicht bekannt gemachte, römische Antiquitäten [2]) Zeugniss, die vor wenigen Jahren, als man das westlich vom Kochbrunnen gelegene neue Haus baute, in einem alten Kellerraume entdeckt wurden, nämlich:

1) Eine Gewandnadel von gelbem Metall, 5 Cm. hoch. Dieselbe bietet zwar hinsichtlich der Form nichts Ungewöhnliches, steht aber hinsichtlich der Zierlichkeit der Arbeit den in diesen Jahrbüchern abgebildeten Mustern (Heft XLVI, S. 45—49) nicht nach;
2) ein Graffitenstift (stilus), 4—5" lang; das Köpfchen desselben ist einer kleinen rundlichen Bohne ähnlich;
3) eine Gross-Erzmünze von Kaiser Claudius. Der Avers zeigt den Kopf des Kaisers mit Lorbeerkranz nach links, mit der Umschrift links beginnend: TIB·CLAVDIVS CAES·AVG·GERM·P·M. Auf der Reversseite eine geflügelte Siegesgöttin zwischen den beiden Buchstaben S·C;

1) Eigentlich der **kalte Bach**, auch **Kupferbach** genannt; denn erst unterhalb Burtscheid erhält der Bach den Namen Wurm. Kupferbach aber heisst derselbe wahrscheinlich desshalb, weil ehedem an demselben eine Kupfermühle gelegen war.

2) Dieselben sind heute mit Ausnahme von Nr. 2 und 5 im Besitze des Herrn Baumeisters **Rhoen**.

4) ein Löffelchen, zu einem Salbentöpfchen, wie ich glaube, gehörig. Der Stil ist 30 Cm. lang, das Löffelchen selbst 4½ Cm.;

5) ein verrostetes Messer von antik-römischer Form.

Was aber zweitens die chemische Untersuchung des Wasser-Niederschlags anlangt, so hat diese in demselben bisher keine Spur von Thermalwasser constatiren können. Sinterbildung findet sich in den Rinnensteinen nicht vor und was man für Wasser-Niederschlag in denselben halten zu müssen glaubte, zeigte keine Spur der bekannten, gewöhnlichen Substanzen. So versichern mir die auf diesem Gebiete competenten Fachmänner Dr. Lersch und Dr. Wings.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass der Canal eine Kaltwasserleitung war, die von der in der Nähe des Linzenhäuschen entspringenden Wurm am westlichen Abhange des Burtscheider Thales gespeist wurde.

Kehren wir nach dieser Unterbrechung zur Verfolgung des Weges, den die Wasserleitung genommen, zurück. Bis zum ehemaligen Schildthurm und, wie Baumeister Göbbels versichert, noch einige Schritte weiter in der Richtung auf das ehemalige Neuthor resp. Hochstrasse hin ist ihr Lauf constatirt. Dass sie sich aber westlich viel weiter erstreckt habe, etwa über das Neuthor hinaus, ist durchaus unwahrscheinlich, da das Terrain allmählig steigt. Sie hatte aber auch augenscheinlich hier den Punkt erreicht, den sie erstrebte. Das bedeutendste Etablissement der Römer in Aachen war nämlich, soviel wir annoch aus den übrig gebliebenen Resten ersehen können, eine Badeanstalt auf dem Boden und in der Umgebung des jetzigen Kaiserbades, und diese mit kaltem frischem Quellwasser zu versehen, dazu war die Wasserleitung ausser allem Zweifel bestimmt. Um aber behufs Erreichung dieser Anstalt das nöthige Gefälle zu erlangen, dazu musste die Leitung nothwendig bis zu dem vorerwähnten Punkte geführt werden. Wer die Vorliebe der Römer für Badeanstalten und das dazu nöthige frische Wasser kennt, der wird dieser Darstellung von vorneherein alle Glaubwürdigkeit zuerkennen, namentlich wenn er berücksichtigt, dass Aachen den Römern, diesem für Badewesen und Badeanstalten höchst enthusiasmirten Volke, nothwendig als ein von der Natur geschaffener und dazu vorzugsweise eingerichteter Badeort erscheinen musste. Um aber diese Behauptung näher zu begründen, sei hier auf folgende Thatsachen hingewiesen:

Im Jahre 1823, so berichtet der Aachener Geschichtsforscher

Quix[1]), stiess man in der Eselgasse, heute Edelgasse genannt, bei der Legung des Canals, der zum Elisenbrunnen führt, unweit des Kaiserbades auf römische Fundamente von ausserordentlicher Festigkeit und, wie Dr. B. Lersch bemerkt[2]), von grossem Umfange, welche die vorzunehmende Arbeit nicht wenig erschwerten. Die genannten Grundmauern bestanden aus zwei übereinander liegenden und auf mehreren kleinen viereckigen Pfeilern ruhenden Gewölben, welche einen Raum von 14′ Länge und ebenso viel Fuss Breite einnahmen, und aus vielen Backsteinen von antiker vielfältiger Gestalt, von denen einer mit dem Stempel LEG VI VICT versehen war. Nach Mittheilung des Stadtphysicus Höpffner »bemerkte man an diesen Bauten ganz deutlich die Structur eines Dunstbades und mehrer darin befindlicher Baderäume, und gewährten die Eigenthümlichkeit der Baumaterialien, deren mannigfaltige Zusammenstellungen, die dabei entdeckten Canäle und bleierne Röhren sehr interessante Aufschlüsse.« Wahrscheinlich waren es Dunstbäder«, sagt Dr. B. Lersch[3]), »von derselben Bauart, wie man solche an den Thermen von Baden in Baden und von Bath gefunden hat[4]). Leider scheint man damals keine Zeichnung davon gemacht zu haben[5]). »Eine andere Abtheilung dieses Römerbades wurde beim Bau des jetzigen Bades zur Königin von Ungarn in einer Tiefe von etwa 10′ aufgedeckt. Es waren noch die Fundamente dreier viereckiger Räume vorhanden, wovon zwei hinter einander liegende zusammen eine Tiefe von 35 rhein. Fuss hatten. Ausserdem fand sich neben diesen Zimmern (mehr zur Ursulinenstrasse hin) eine Mauer, die einen Halbkreis von 12 rhein. Fuss Durchmesser umgab, wo wahrscheinlich das hypocaustum war. Vorne an der Edelstrasse traf man ein kleines länglich viereckiges Becken, worin sich viel Sinter blätterförmig abgesetzt hatte, zum Beweise, dass man hier Thermalwasser zum Bade benutzt hat. Leider konnten diese Ruinen, wovon auf dem städtischen Bauamte eine Zeichnung[6]) aufbewahrt wird, nicht erhalten bleiben.«

---

1) Geschichte der Stadt Aachen, 1840, S. 3.

2) Geschichte des Bades Aachen, S. 11.

3) Geschichte des Bades Aachen, S. 11.

4) Siehe die Abbildungen dieser römischen Dampfbäder in Lersch, Geschichte der Balneologie.

5) Nach Mittheilung des Herrn Dr. L. Lersch (Centralmuseum III, 78) soll sich unter den Papieren des Herrn Hofrath Nolten eine Zeichnung davon befunden haben.

6) Siehe die Abbildung auf Tafel II. Der gleichzeitige noch nicht veröffentlichte Fundbericht des städtischen Bauamtes lautet also:

Diesen Notizen kann ich noch einige andere, jedoch minder wichtige, beifügen. Am unteren Büchel bis zur Mistgasse hin und in den unteren Hintergebäuden der letzteren findet man annoch in manchen Kellern römisches Mauerwerk, auch stösst man zuweilen auf schmale, aus römischen Backsteinen gemauerte Abflusscanäle, die offenbar zum Abfluss des Badewassers gedient haben. Nach Süden scheint das Etablissement sich bis zur jetzigen Ursulinenstrasse erstreckt zu haben; denn der jetzige Besitzer des Hotel d'Elephant auf der Ursulinenstrasse stiess vor wenigen Jahren auf seinem Hofe bei Aufführung eines Stallbaues auf einen alten, aus bunten Steinen bestehenden Mosaikboden, den er aber zum grössten Theile in der Erde liegen liess, weil derselbe theils zu tief, theils unter den Fundamenten des Nachbarhauses unerreichbar gelegen war.

Aus diesen wenigen Notizen erhellt, dass das in Rede stehende Bade-Etablissement ein sehr ausgedehntes Gebäude gewesen ist.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte dieses Römerbades gibt ein Votivstein, der aus der Zeit des Kaisers Commodus (180—192) stammt und im Herbste des Jahres 1822 bei den Vorarbeiten zu der bereits erwähnten Canalanlage in der Edelgasse in einer Tiefe von 7—8' gefunden wurde. Nach Angabe des Professor Fiedler war derselbe 1' hoch, $1^1/_2$' breit, und soll das grössere Fragment annoch im Aachener Regierungs-Gebäude liegen, wo ich es aber vergebens gesucht habe. Die Inschrift[1]) des Steines lautet nach Lersch:

»Das alte Mauerwerk wurde in einer Tiefe von 6—7 Fuss angetroffen und musste bis zu 12 Fuss Tiefe herausgeschafft werden. In der $7^1/_2$ Fuss dicken Mauer befanden sich bei a und b zwei muldenförmige Vertiefungen nach dem Profil c—d. Bei f fand sich ein halbkreisförmiges Bassin mit umlaufender Sitzbank nach Profil o—p. Bei n ein Theil eines Bassins, welches die Form nach Profil m—n hatte und einerseits mit Platten aus Thon und anderseits mit 2 Zoll starkem Verputz versehen war. Ebenso waren die vorgenannten Bassins stark verputzt. Der Verputz bestand aus Kalkmörtel mit fein zerschlagener gebackener Thonmasse.

Das Mauerwerk bestand aus Bruchsteinen, in welchen alle 2 Fuss hoch sich eine Thonplatte von 2—3 Zoll Dicke vorfand. Es war äusserst hart und hat viele Kosten verursacht, dasselbe, soviel als nöthig, zu beseitigen.

Auf dem Plane ist das alte Mauerwerk bis unter der Strasse gezeichnet, da man selbiges bei Anlage des Kanals vom Kaiserbad zum Elisenbrunnen ebenfalls angetroffen hatte. gez. Krott.

1) Es liegen verschiedene Abschriften der Inschrift vor, nämlich in der Rhein. Flora vom Jahre 1826, Nr. 190; Neue Jahrbücher für Philologie, I. Suppl.,

FORT//////////////////////VL//
TV///L////LE. LOCI. CA
NDDNIVS GAIVS
IIIIIIVIR AVGV

Ich lese: Fortunae (salutari oder adiutrici) et Tutelae loci Candidinius Gaius Sevir Augu(stalis).

Da das Substantivum »Fortunae« ein Adjectivum oder ein anderes Substantivum als Erklärung erheischt, so möchte ich mit Steiner eher salutari oder adiutrici, wie in einer Inschrift bei Orelli Nr. 1737 gelesen wird, als Aesculapio wie Einige wollen ergänzen, zumal da noch ein Substantivum im Dativ folgt, nämlich Tutelae. Die Ergänzung Fiedlers Fortunae et Tutelae ist wohl nicht zu billigen, da, abgesehen von dem unbestimmten Fortuna, die ergänzten Buchstaben die erste Zeile bei weitem nicht füllen, wenigstens noch der Buchstabe V sicher, T oder L etwas unsicher auf dem Steine zu lesen sind. Mag man aber auch ergänzen, was man will, entweder salutari oder adiutrici oder Aesculapio, in jedem Falle wäre den Römern die Heilkraft der Aachener Bäder bekannt gewesen, eine Sache, die schon durch das aufgedeckte und vorhin näher beschriebene Römerbad ausser Zweifel gesetzt ist. Auch über die Person des Sevir Candidinius Gaius haben sich interessante Nachrichten erhalten. Nach Fiedler[1]) kommt nämlich ein Signifer C. Candidinius von der dreissigsten Legion auf einer, bei Nymwegen gefundenen und jetzt auf dem dortigen Rathhause aufbewahrten Votivara vor und es ist nicht unwahrscheinlich, dass derselbe vom signifer zum sevir[2]) avancirt sei; denn gerade die 30. Legion hat

---

1831, S. 347; Rhein. Provinzialblätter, 1839, S. 220; Dr. Lersch, Centralmuseum III, 78; letztere ist die sorgfältigste und beste. Nach einer Notiz in den rhein. Provinzialblättern l. c. war der Stein im Jahre 1839 noch nicht lange verschwunden und man glaubte, er sei an's Bonner Museum abgesandt worden; dort aber findet er sich nicht vor.

1) Bei Lersch, Centralmuseum III, 78. Die Inschrift der Votivara ist in den Bonner Jahrbüchern VII, S. 42 genau mitgetheilt.

2) Zwischen dem Gemeinderath und der Bürgerschaft in den römischen Municipalstädten standen dem Range nach die Augustales, deren Vorsteher die Seviri waren. Ueber ihre Stellung vergl. Henzen in Bergk's Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft 1848, Nr. 27 und 37. Sie entsprechen dem Ritterstande in Rom; vgl. Karl Zell, Anleitung zur Kenntniss der römischen Inschriften 1853, S. 251.

auch einige Zeit in Aachen und Umgegend gelegen [1]). Da in der gedachten Nymweger Steininschrift ein Consul Maternus vorkommt, der nach Angabe der Fasti im Jahre 185 regierte [2]), so wissen wir damit auch die Zeit des Sevir Candidinius; dieser ist daher, soweit die noch vorhandenen schriftlichen Denkmäler es uns verbürgen, der älteste bekannte Badegast, der in Aachen seine Gesundheit wieder erlangt hat.

Auf die Frage also, wesshalb haben die Römer den Canal an den westlichen und südlichen Abhängen des zwischen Burtscheid und Aachen liegenden Hohenrückens vorbeigeleitet, geben die dortigen Terrain-Verhältnisse noch heutzutage die beste Antwort. Zwischen dem vorbeschriebenen Bade-Etablissement und der Gegend des ehemaligen Neuthors liegt ein breites Thal, welches vom Paunellbach in verdeckter Wölbung durchflossen wird. Die Gegend vom ehemaligen Schildthurm bis zum Neuthor ist die Stelle, von wo das Canalwasser, wie bereits gesagt, das nöthige Gefälle erhalten konnte, um zur besagten Badeanstalt zu gelangen; im südöstlichen District von Aachen wäre dies nirgends möglich gewesen.

Zum Schlusse erübrigt die Frage, wann sowohl die römische Wasserleitung als die Badeanstalt zu Aachen erbaut worden sei. Dass die erstere der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdankt, beweisen die zahlreichen Stempel, die auf dem Rande und im Inneren der von derselben herrührenden Rinnensteine eingedrückt sind. Berücksichtigen wir die sicheren Zeugnisse, die auch sonst noch über den Aufenthalt dieser Legion in der Umgegend von Jülich und Aachen vorliegen [3]), so kann darüber kein Zweifel obwalten. Aber auch die Badeanstalt selbst, um derentwillen diese Leitung erbaut worden ist,

---

1) Der sel. Professor Quix besass wenigstens ein Dutzend römischer Ziegel, worauf der Stempel LEG · XXXVV d. i. Legio tricesima Vlpia victrix zu lesen war (Bonner Jahrb. I, S. 122); wo dieselben geblieben sind, habe ich nicht erfahren können. Herr Baumeister Rhoen zu Burtscheid besitzt noch jetzt einen solchen, mit demselben Stempel versehenen Ziegelstein, den er selbst beim Baue der auf dem Klosterplatz zu Aachen gelegenen Canonicalhäuser entdeckte. Derselbe ist ein Gewölbestein, ausgebrochen aus einem römischen Gewölbe an genannter Stelle, welches 2' Durchmesser hatte und 7' lang war. Das Gewölbe war ganz mit diesen Steinen gebaut, aber nur einer hatte den beschriebenen Stempel.

2) Vergl. Emmanuel a Schelstrate, Antiquitas ecclesiae, tom. I, p. 543, 552 u. 568.

3) Lersch, Centralmuseum III, 80, 81. I, 9, 23, 29; Bonner Jahrbücher XXV, 140; XXII, 26 u. s. w.

verdankt dieser Legion ihre Entstehung. Darauf weisen zuerst unzweideutig viele beim Kaiserbad ausgegrabene Backsteine, welche den Stempel dieser Legion tragen und sich in einem unteren Raume des Rathhauses, wo man sie zur Aufbewahrung hinterlegt hat, zum Theil erhalten haben. Ebenso beweisend in dieser Beziehung ist eine mit einem wohlerhaltenen Stempel versehene Dachpfanne, welche im Jahre 1822 in der Eselsgasse aufgefunden und vor wenigen Tagen unter vielen anderen römischen Ziegeln und Dachpfannen, welche damals im hiesigen Rathhause in einem dunklen Raume aufgehäuft worden, hervorgezogen worden ist. Die Stempel-Inschrift lautet:

LEG·VI·VIC·P·F·
IVL.I^S^M·ARTIAL^S^

d. i. Legio VI. victrix pia felix. Julius Martialis. Herr Dr. L. Lersch berichtet[1]), dass im Jahre 1822 eine Thonplatte mit demselben Stempel gefunden worden sei, die nun auf dem Rathhause aufbewahrt werde. Es scheint mir, dass die Platten von einander verschieden seien, da Lersch bloss von einer Thonplatte redet, während die jetzt aufgefundene bestimmt und unzweifelhaft eine Dachpfanne ist; auch liest Lersch Mariialis, während auf jener Martialis ganz deutlich ausgedrückt und erkennbar ist. Doch mögen es zwei verschiedene Thonplatten sein oder nur eine, jedenfalls ist die jetzt an's Tageslicht gezogene eine Dachpfanne, und damit ist erwiesen, dass dieselbe von der in Rede stehenden Badeanstalt herrührt, resp. dass letztere der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdankt. Aber wer ist Julius Martialis? Nach Dederich[2]) ist er der Tribun gleichen Namens, der im Jahre 69 bei der Erhebung Otho's zur Kaiserwürde eine Rolle spielte und nachher bei einem Aufruhr zu Rom verwundet wurde[3]); auch soll er mit jenem Julius Martialis identisch sein, welcher in der Gegend von Cleve dem Mercur ein Gelübde entrichtete, wie ein daselbst aufgefundener Inschriftstein besagt[4]). Mir scheint dies eine leere, unbegründete Behauptung zu sein; denn die Namensverwandtschaft ist doch nicht im Stande die Identität der Person zu beweisen.

1) Lersch, l. c., III, S. 56.

2) Beiträge zur ältesten Geschichte des clevischen Landes zur Zeit der Römerherrschaft und der Normannenfahrten. Programm des Emmericher Gymnasiums vom Jahre 1859, S. 9.

3) Tacit. H. I, 28, 82.

4) Lersch, Centralmuseum II, 15.

Wenn der Tribun Julius Martialis im Jahre 69 zu Rom verwundet wurde, wie kann man, ohne ein positives Zeugniss anzuführen, behaupten, derselbe sei im Jahre 70 am Niederrhein gewesen und habe ein Gelübde entrichtet? Der Name Julius Martialis auf der Aachener Dachpfanne bezeichnet meines Erachtens nichts Anderes als den Namen des Fabrikherrn, aus dessen Töpferwerkstätte die Dachpfanne hervorgegangen ist und wenn derselbe Töpfername auch auf einem bei Cleve gefundenen Ziegel gefunden wird, so beweist dies nur, dass derselbe Fabrikherr an verschiedenen Orten bedeutende Töpferwerkstätten besass. Dass geschickte Töpfer den römischen Heeren folgten, wissen wir aus den Berichten römischer Schriftsteller[1]), kann aber auch bei der sehr entwickelten Organisation des römischen Heerwesens nicht auffallend erscheinen. Dass auf der Aachener Dachpfanne und dem Clever Ziegel das Töpferzeichen F, d. i. fecit oder O, d. i. Officina fehlt, verschlägt nichts; es kommt auch bei anderen Legionsstempeln nicht selten vor.

Steht es aber nun fest, dass die Wasserleitung sowohl wie die Badeanstalt zu Aachen der sechsten siegreichen Legion ihre Entstehung verdanken, dann ergibt sich aus der Geschichte der letzteren ziemlich genau die Zeit, wann beide Bauten entstanden sind. Zur Zeit des Kaisers Augustus stand diese Legion in Spanien, wie die zahlreichen Münzen von Caesaraugusta beweisen[2]), dann kämpfte sie unter Claudius oder Nero gegen die Asturier[3]), später rief sie den Galba zum Kaiser aus[4]), erklärte sich nach der Schlacht bei Bedriacum für den Sieger Vitellius und nach der Schlacht bei Cremona[5]) für Vespasian, und erst unter dessen Regierung wurde sie zur Beendigung des batavischen Krieges nach Untergermanien geschickt[6]). Die Bataver hatten nämlich mit anderen kleinen deutschen Völkerschaften gegen die römische

1) Juvenal sagt in der 4. Satire v. 134 u. 135:
Argillam atque rotam citius properate; sed ex hoc
Tempore iam, Caesar, figuli tua castra sequantur.

2) Lersch, Centralmuseum III, S. 57. Erst seit Augustus gab es stehende Heere in den verschiedenen Provinzen; über die von diesem Kaiser angeordnete Errichtung und Bildung eines wirklichen Militärstandes berichten Dio Cassius 52, 27 und Suetonius, Aug. 6, 49.

3) Gruter inscript. II, p. 1102, Nr. 4.

4) Tacit. H. V, 16; Bonner Jahrb. XV, S. 175.

5) Tacit. H. III, 44.

6) Tacit. H. IV, 68. V, 14, 19.

Herrschaft einen Aufstand angezettelt, indem sie die im Inneren des Reiches um den wankenden Kaiserthron andauernden Kämpfe als eine passende Gelegenheit benutzten, das verhasste Römerjoch von ihren Schultern abzuwälzen. Dieser Aufstand war für die Römer um so gefährlicher, als das in Germanien zurückgelassene Heer sehr desorganisirt war und meistens aus unzuverlässigen gallischen Truppen bestand. Daher wurde die sechste Legion, die als die tüchtigste aller Legionen galt und wegen der grossen Siege, die sie bereits erfochten hatte, die siegreiche hiess, an den Unterrhein geschickt, um die dort dem römischen Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Der gedachte Aufstand wurde rasch unterdrückt, die Legion bewährte ihren Ruhm. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, nahm Vespasian eine neue Dislocirung der germanischen Legionen vor; die sechste siegreiche blieb in Untergermanien, offenbar weil er hier eine schlagfertige starke Militärmacht für nöthig erachtete. Die oben erwähnten Inschriften, Legionsstempel u. s. w., denen noch manche beigefügt werden könnten[1]), beweisen, an welchen Orten die Truppen dieser Legion gelegen. In Untergermanien aber blieb die Legion, bis sie in den ersten Jahren der Regierung Hadrians nach Britannien übergesetzt wurde[2]). Die Ursache dieser Versetzung war diese. Nachdem es allgemein bekannt geworden, dass Hadrian in militärischer Beziehung ein schwacher Regent war, wenigstens die Energie seines Vorgängers bei weitem nicht erreichte, wollten sich die Britten von der römischen Herrschaft freimachen und brachen daher in wilden Aufruhr aus; die IX. Legion, die dort stationirt war, ging in Folge dessen zu Grunde. Der sechsten siegreichen Legion gelang es bald die Revolution zu dämpfen, doch sah sich der Kaiser genöthigt, die römischen Grenzen zurückzuziehen, worauf er diese durch einen von der Bucht Solway bis zur Mündung des Flusses Tyne quer durch die Insel laufenden bethürmten Wall befestigen liess.

Wir wissen also ziemlich genau, wie lange die sechste siegreiche Legion am Unterrhein gelegen hat, nämlich vom Jahre 70—120; in dieser Zeit müssen also die römische Wasserleitung und Badeanstalt

---

1) Die Legion hat auf dem Eltenberg, zu Burginatium, Xanten, Neuss, Jülich, Aachen u. a. O. gestanden (vgl. Dederich, l. c. S. 9) und an allen diesen Orten haben sich Spuren erhalten.

2) Gruter, inscript. p. 457, 2; Orelli, inscript. N. 3186. Inschriftsteine dieser Legion aus Britannien vgl. Bonner Jahrb. XVIII, S. 240.

zu Aachen ihre Entstehung gefunden haben. Höchst wahrscheinlich ist die oben erwähnte XXX. Legion, von welcher nach Dr. L. **Lersch** zu Cleve[1]), Birten[2]), Cöln[3]), Aachen[4]), ferner nach den Bonner Jahrbüchern zu Holledoorn[5]) bei Nymwegen, zu Düsseldorf[6]), Born bei Calcar[7]) u. s. w. sich Denkmale erhalten haben, in deren Stelle an den Niederrhein versetzt worden. Zwar ist dieselbe vom Vorgänger Hadrians, vom Kaiser Trajan[8]), errichtet worden; aber ein niederrheinisches Denkmal derselben aus der Zeit ihres Stifters ist nicht bekannt[9]).

Aachen, den 2. November 1876.

Dr. **Kessel**.

---

3. Das alte Konstanz, seine Entstehung, seine Kunstschätze und Künstler.

Wenn wir in die älteste Geschichte der Stadt Konstanz hinaufsteigen wollen, so fehlt es uns natürlich an schriftlichen Quellen und wir sind daher genöthigt, uns nach anderen Beweisen des hohen Alters derselben umzusehen. Bis vor wenigen Tagen war es nicht möglich, genügende Nachweise zu geben, dass lange schon vor Ankunft der Römer die Stelle, auf der Konstanz steht, bekannt und bewohnt gewesen sei und erst die jüngste Zeit hat uns darüber Sicherheit gebracht. Beim Ausbaggern eines neuen Hafenbeckens stiess man auf eine Pfahlbaute, und fand Scherben von Töpfen, Krügen und Schüsseln mit jener einfachen Wiederholung des Punkts, des Strichs oder der Dreiecklinie, wie sie den altkeltischen Gefässen eigen ist. Daneben

---

1) **Lersch**, Centralmuseum II, 3.

2) **Lersch** l. c. II, 8, 28.

3) **Lersch** l. c. I, 33, 53. Bonner Jahrb. VI, 94.

4) Vgl. S. 23.

5) Bonner Jahrb. IX, 36.

6) Bonner Jahrb. V, 240.

7) **Dederich**, l. c. S. 10.

8) **Dio Cassius**, LV, 24. Sie blieb am Niederrhein bis in die spätesten Zeiten der römischen Herrschaft.

9) Inzwischen wurden weitere Theile des Römerbades gefunden (s. die Miscelle: **Aachen**), über welche der Verf. im nächsten Jahrbuch berichten wird.

D. Red.

lagen Gewichte der alten Webstühle, Spinnwirtel und andere Gegenstände, wie man sie gemeiniglich in Pfahlbauten findet, also lauter Beweisstücke für eine keltische Baute.

Die erste Kunde über Konstanz stammt aus der Zeit, als die Römer den Bodensee und Rhein kennen lernten und zu deren Schutz Festungen anlegten. »Als die früheren Bewohner des Bodensee-Gebietes«, sagt Dr. Fickler, Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ostschweiz. Mannheim 1859, XXX, »dürfen wir wohl jene keltischen Stämme betrachten, die zur Zeit Cäsars auf dem kleinen Raume zwischen Bodensee und Jura unter dem Namen Helvetier (aus Hel von Hyll und Gwidd-Bewohner des fruchtbaren Waldes) bekannt wurden«.

»Bald nach dem von Cäsar vereitelten Auszuge der Helvetier nach Westen«, fährt Dr. Fickler: (Die kirchlichen Bauten auf Reichenau), fort, „änderten sich die alten Verhältnisse dahin, dass wohl ein grosser Theil des Landes der Bebauer entbehrte, an wohlgelegenen Plätzen hingegen der römische Veteran, gemengt mit den zurückgekehrten keltischen Stämmen, die alten Wohnsitze wieder bevölkerte, befestigte, durch Strassen miteinander verband.«

Unsere städtischen Schriftsteller, der gewissenhafte Christoph Schulthaiss und Gregor Mangolt, wissen uns vor Ankunft der Römer nichts zu erzählen von unserer Stadt. Nach ihnen hätte dieselbe unterm Kaiser Severus Pertinax im Jahre 207 n. Chr. ihren Anfang genommen, als er zwei Landpfleger nach der Schweiz schickte, welche er in zwei Theile theilte, nämlich in einen Theil von Bern bis an die Lindmag (Limmatfluss) und von der Lindmag bis an den Rhein.

Ueber den letztern Theil setzte er Constantinus, der seinen Sitz zu Pfyn (ad fines im heutigen Kanton Thurgau) hatte, während seine Frauenzimmer in Frauenfeld weilten. Auf der Stelle der später sog. Dominikaner-Insel baute er ein gut befestigtes Jagdhaus gegen zwei gefährliche Nachbarn, wovon der eine, ein ungarischer Herr, Alman von Stoffen, auf der Höhe des jetzigen Dorfes Allmannsdorf, der andere aber ein Baiern'scher Herzog war, welcher an der Stelle des Johanniterhauses in Ueberlingen wohnte. Zu grösserer Sicherheit seiner Feste gab er Freiheiten und Gewerbe her, damit die Leute sich um dieselbe herum anbauten, was dann auch in kurzer Zeit geschah.

Nach dem durch ein scheu gewordenes Pferd verursachten Tod des Landpflegers Constantinus, setzten die beiden oben erwähnten bösen Nachbarn der Burg und der Stadt Konstanz, welche damals

Niederwasserburg geheissen habe, derartig zu, dass fast alle Einwohner dieselben verliessen und dass sie dadurch öde und wüst wurden.

Im Jahre 309 schickte Kaiser Diocletian seinen obersten Feldhauptmann Constantius nach Deutschland und Helvetien gegen den Herzog von Ellgen, welchen er mit fünf andern Königen, die sich zu ihm gesellt hatten, da fand, wo jetzt Konstanz steht. Er überwand sie alle und machte sie den Römern unterthänig und gehorsam. Dieses Sieges und der schönen und bequemen Lage wegen baute er die Stadt wieder auf und nannte sie nach sich selbst Constantia[1]).

Gegen diese Behauptung tritt Prof. Dr. Fickler in der Schrift über die »kirchlichen Bauten in Reichenau« mit folgender Begründung auf:

»Beim Ausflusse des Rheins aus dem Obersee wurde spät erst — durch Julian oder Valentinian — zum Schutz der vom Zusammensturz bedrohten Römermacht gegen den Andrang der Alemannen der befestigte Ort Constantia erbaut.«

»An eine Erbauung durch oder zu Ehren des Constantius Chlorus lässt sich nicht denken, da die Gegend zu dem Theilungsobjekte des Maximinian und Maxentius gehörte. Julian kam auf seinem Marsche von Gallien nach Italien und Pannonien 361 in diese Gegend; aber schwerlich nannte er ein Kastell, wenn er damals eines erbaute, nach dem Namen des Kaisers, gegen den er sich empörte. Valentinian I. aber suchte den Rhein von seinen Quellen bis zu seiner Mündung durch Kastelle auf beiden Ufern zu schützen, und wohl konnte eines derselben von dem 375 zu Robur — Basel — weilenden Kaiser, zu Ehren seiner eben von den Quaden geretteten Schwiegertochter Constantia der Tochter des Constantius, mit Schicklichkeit genannt werden.«

Bei diesen auseinandergehenden Ansichten hält es schwer ins Reine zu kommen; bauliche römische Ueberreste, wie wir sie z. B. bei der sog. Burg bei Stein, in Pfyn, in Bregenz und anderen Orten unserer Umgebung finden, sind hier nicht bekannt. Von übrig gebliebenen römischen Namen deutet allein die Hochstrass im nahen Thurgau, ein Theil der alten Römerstrasse zwischen Pfyn und Arbon auf römischen Ursprung. Noch Bischof Heinrich von Höwen musste am 23. Dezember 1436 über sie von Gottlieben aus in die Stadt Konstanz bei seinem Regierungsantritt ziehen, weil, wie Schulthaiss sagt, ein Bischof nicht anderst als über die Hochstrass einreiten darf. Dies ge-

1) Marmor, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. 1860, pag. 4, 5.

schah zum Andenken an die im sechsten Jahrhundert geschehene Verlegung des Bisthums von Windisch im Kanton Aargau nach Konstanz.

Es dürfte ganz richtig sein, dass das Inselchen, auf welchem die Dominikaner in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Kloster bauten, früher ein römisches Kastell getragen haben mag und dass an der höchsten Stelle der Stadt, auf welcher jetzt das Münster steht, das Prätorium gestanden ist, da beide Plätze sich ganz gut dazu eigneten. Vom Kastell aus konnten die Römer den hier nicht besonders breiten Rhein beherrschen und so dem ersten Andrang der Alemannen auf dem rechten Rheinufer wehren. Diese alten Bauten sind aber im Laufe der Zeit durch die vorgenommenen baulichen Veränderungen dergestalt verändert worden, dass ihr früherer Zustand wohl schwer mehr festzustellen sein dürfte.

Während man in unserer Nachbarschaft, besonders in Bregenz, sehr interessante Funde römischer Alterthümer gemacht hat, sind wir in Konstanz äusserst arm an solchen. Ausser einigen wenigen Münzen römischer Kaiser aus dem dritten Jahrhundert und einigen Ziegeln ohne Legionszeichen, wurde bisher, wie schon Aegidius Tschudi vor 350 Jahren hervorhob, nichts von Bedeutung aufgefunden. Das älteste und einzige geschichtliche Denkmal aus römischer Zeit, nämlich das grössere Stück einer länglich viereckigen Inschrifttafel von weissem Marmor, befindet sich in der südlichen Wand der Dreifaltigkeits- oder St. Blasien-Kapelle. Die Inschrift[1]) besagt unter Hinzunahme der ergänzenden alten Abschriften des verloren gegangenen kleinern Stückes, dass Val. Constantius und Gal. Val. Maximianus die Mauer von Winterthur wieder aufgebaut hätten.

Ueber die Bedeutung dieser Tafel konnten sich die Gelehrten noch nicht recht vereinigen. Professor Josua Eiselein in seiner Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz glaubt nicht, dass die Erbauung der Stadtmauer um Winterthur ein so grossartiges Werk gewesen sei, dass Kaiser Diocletian das Andenken an dasselbe durch ein solches Denkmal der Nachwelt aufbewahrt haben würde. Er ist der Meinung, dass es zum Andenken der Vollendung der hohen und starken Grenzmauer, welche von Westen nach Osten am nördlichen Saume des Seguanerlandes mit ungeheurer Mühe und schwerem Aufwand von Grund aus neu erbaut wurde, errichtet worden sei.

---

1) Deren Text sammt den Interpolationen s. bei Mommsen, Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae No. 239.

Wir haben von der zweifelhaften Herstammung des Namens Kon-
anz schon Meldung gethan und es sei uns daher vergönnt, nach einer
ıderen Ableitung uns umzusehen, die jedenfalls ebensoviel Wahr-
heinlichkeit für sich haben mag, als die andere. Lange schon vor
nkunft der Römer lebten Menschen an den Ufern des Bodensee's, wie
ır neueste Fund der Pfahlbauten beweist, die wahrscheinlich dem
eltischen Stamm angehört haben mögen. Diese hatten sicherlich
rem Aufenthaltsort einen Namen gegeben, welchen die spätern Römer
:was veränderten und sich mundgerecht machten, wie sie dies an
elen andern Orten gleichfalls gethan. Nun heisst con im Keltischen Fes-
ıng, Burg, Stadt, festes Dorf, vom irischen Gann, und Stein oder Stain,
'asser, irisch tain, daher Wasserburg, oder aber von Soistean, irisch
ıte Wohnung. Merkwürdig ist es immer, man mag von dieser Ab-
itung halten was man will, dass unsere Chronisten, Schulthaiss und
.angold, sagen, die Stadt Konstanz habe zuerst Nieder-Wasserburg
eheissen, zum Unterschied von Wasserburg am obern Bodensee, welches
ber-Wasserburg genannt worden sei.

Das wichtigste Ereigniss in der Geschichte der Stadt Konstanz
t wohl die Verlegung des Bisthums von Windisch dahin zwischen 555 bis
70. Dadurch wurde sie die Hauptstadt oder das Emporium am See
nd ihm allein verdankt sie die Wichtigkeit, welche sie durch viele
ahrhunderte behauptete. Damals schon musste sie nicht ganz klein
ewesen sein, da nach dem Ausspruch des Konzils zu Sardiaca in
ulgarien im Jahr 346 keine kleinen Städte oder Dörfer zu Bischofs-
tzen gewählt werden sollen. Der Canon lautet: »Non licet simpliciter
piscopum constituere in aliquo pago vel parva urbe, cui vel unus pres-
yter sufficit. Non necesse est enim illis Episcopum constitui, ne Epi-
opi nomen et authoritas vilipendatur.«

Das Bisthum wirkte im Laufe der Zeit fördernd auf Kunst und
Vissenschaften und zog eine Masse Landadel in die Stadt zu den ver-
chiedenen Hofbedienungen. Neben diesen waren die alten Geschlechter
ler das städtische Patriziat sehr zahlreich vertreten. Der Handel im
ühern Mittelalter, so lang er noch seine alten Wege aus dem Orient
ber das Mittelmeer, Venedig und die Alpen ging, machte die Geschlechter
eich und nahm erst ab, als gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts
'e Schiffe den Weg um das Cap der guten Hoffnung fanden. Schade,
ass aus dieser Zeit so wenig von Kunstgegenständen auf uns ge-
ommen ist und wir eigentlich so wenig davon wissen, wie unsere
hnen gelebt haben.

Den grössten Reichthum an Kunstwerken besassen jedenfalls die Kirchen und Klöster; einen grossen Theil derselben hat die Bilderstürmerei in der Reformation zerstört. Am 4. Juli 1530 wurde den Kirchenpflegern Konrad Zwick und Thomas Hüretle befohlen, alle Ehrenbilder, Heilige oder Götzen, die zur Verehrung in den Kirchen, oder sonst allenthalben aufgestellt oder gemalt waren, sammt den Altären allen ohne Pracht und lautes Geschell, sondern nach und nach abzubrechen, zu zerschlagen und zu vernichten, was auch geschah. Doch wurde Jedem, der eigene Heilige oder Bildnisse gehabt, oder dem Orte vermacht hatte, gestattet, solche wegzunehmen. Aus diesen steinernen Bildsäulen wurde das sog. Götzenthor im untern Dorf Petershausen erbaut und die Vorhallen des Münsters sammt der Welser'schen Kapelle aller ihrer Statuen beraubt, so dass gegenwärtig nur noch die Fussgestelle und die Baldachine zu sehen sind.

Leider verfuhr vielfältig die neuere Zeit nicht viel schonender mit den alten Denkmalen und brach ab und zerstörte, dass man sich nur darüber wundern muss, dass noch Einiges übrig geblieben ist. Dies geschah im grossartigen Massstab in dem ersten Dritttheil unsers Jahrhunderts, in welchem aller Sinn und alle Schonung für alte Kunstgegenstände ganz erloschen schien. So brach man z. B. die Pfalz in der Reichenau und die bischöfliche Pfalz in Konstanz ab. In letzterer war ein grosser, langer Saal, mit Holz getäfelt, die drei breiten und langen Füllungen mit gothischen Säulenstäben und Laubwerken geziert, in jeder Spitze das Wappen eines Kaisers, Herzogs, der damaligen Domherren u. s. w. In der Mitte des Saales stand die Hauptsäule, versehen auf zwei Seiten mit den aus Holz geschnitzten Wappen des Hochstifts und auf zwei andern mit denen der Markgrafen von Hochberg und Röteln. So ausgestattet war die Pfalz öfters der Aufenthaltsort hoher fürstlicher Personen, wie z. B. 1449 der Gemahlin Herzogs Sigmund von Oesterreich, 1506 des Königs Maximilian I. etc. Wahrscheinlich gehört die im Dome mehrfältig umgearbeitete 20' hohe 14' im Durchmesser haltende h. Grabkapelle mit ihrem mannigfaltigen Kranze verschiedener Figuren dem dreizehnten Jahrhunderte an [1]).

Aus der alten Pfalzkapelle, die nicht mehr besteht, wurden 1817 zwei würdige auf Holz gemalte Altarbilder aus dem 15. Jahrhundert nach Karlsruhe verbracht. Das eine davon stellt Christus zwischen den Schächern am Kreuze, mit Maria und Johannes auf dem Mittelbilde, und die

1) Man vgl. darüber Waagen im Kunstblatte von 1848 Nr. 62 und Kinkel im nachfolgenden Aufsatz: „Der Dr. Ypokras“ S. 129 dieses Jahrbuchs.

Heiligen Konrad und Pelagius auf beiden Flügeln dar; das zweite hingegen hat als Hauptbild die Kreuzigung und auf den Flügeln zwölf kleine Vorstellungen aus der Legende verschiedener Heiligen. Beide waren auf Goldgrund gemalt und zumal die Köpfe mit hohem Fleiss ausgeführt. Auf Letzterm, dessen Umrisse vertieft waren, wurde neben dem Jahre 1480 eine Lilie als Monogramm des Künstlers, und ausserdem das Wappen des Stifters, ein kleiner Helm, bemerkt.

Eine grosse Einbusse erlitt das Münster durch den am 11. November 1824 im sog. Stauf entstandenen Brand. Durch denselben wurden zwei Seiten des Kreuzgangs beschädigt. Man fand es leichter und weniger kostspielig, anstatt sie wieder herzustellen, niederzureissen. Ein Fenster stellte man auf der Ostseite wieder her; aber so geschmacklos und zu den übrigen Fenstern nicht passend als möglich.

Von alten Kunstgegenständen in Silber wurde in der Reformation ein grosser Theil eingeschmolzen, um der Stadt aus ihrer gedrückten finanziellen Lage aufzuhelfen, wodurch kostbare Arbeiten von künstlerischem und geschichtlichem Werthe verloren gegangen sind. Dies Loos traf auch die goldene Rose, eine Monstranz, welche Papst Johannes XXIII. 1415 dem König Sigismund und dieser sodann dem Münster zum Geschenk gemacht hatte.

Man kann bei solchem barbarischem Verfahren von dem noch Bestehenden nicht auf das Bestandene einen Schluss machen. Wie es aber in den Kirchen ergangen, so erging es auch im bürgerlichen Leben. Man brach ohne alle Nöthigung alterthümliche Thürme, Thore und Gebäude ab, oder veränderte letztere derartig, dass man ihr früheres Aussehen gar nicht mehr zu erkennen vermag, oft einzig in der Absicht, der alten Stadt das Ansehen einer neuen zu geben. Mit gemalten Scheiben verfuhren die Kenner auf eigenthümliche Weise. Sie gingen langsam durch die Strassen einer alten Stadt und wo sie irgendwo eine dunkle Scheibe in einem Fenster sahen, da traten sie ins Haus, indem sie sicher waren, ein Glasgemälde an diesem Platze zu finden. Den Leuten war vielfach damit gedient, wenn sie an der Stelle der finster machenden Scheibe eine helle bekamen und auf diese Weise war beiden Theilen geholfen.

An Künstlern mag es der Bischofsstadt wohl selten gefehlt haben, da die Menge von Kirchen, Klöstern und reichen Privaten solche angezogen haben mögen. Vor dem 15. Jahrhundert sind jedoch nur sehr wenige Namen derselben auf uns gekommen und von ihren Werken und Lebensumständen noch weniger. Es ist mir nur mit vieler Mühe

geglückt, nach beiden Richtungen hin etwas zu erfahren, was der Bekanntmachung werth sein dürfte.

Ueber die Baumeister der Stadt Konstanz beobachten die städtischen Schriften Stillschweigen. An der Spitze des Bauwesens stand ein nicht sachverständiger Oberbaumeister, der meistens nur für ein Jahr aus den Mitgliedern des grossen Raths gewählt wurde. Ihm war ein sachverständiger Unterbaumeister, ein Werk- und Maurermeister, sowie ein Brunnenmeister untergeordnet. Zur Schlichtung von Baustreitigkeiten war das Siebener- oder Untergänger-Gericht bestellt, von dessen Urtheil man an die vier Bauherren, als Bürgermeister, Stadtvogt und zwei Rathsherren Berufung einlegen konnte. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, den Namen desjenigen Architekten aufzufinden, welcher den Plan zum interessantesten der städtischen Gebäude, der Kanzlei im Florentinischen Renaissancestil (1592) entworfen hat.

Als den einzigen Bauverständigen, dessen Namen uns aufbewahrt worden ist, kennen wir Meister Arnold, den Zimmermann, welcher am 1. Herbstmonat 1388 das massenhafte Kaufhaus, fälschlich Konziliumsgebäude genannt, erbaute. Die Stadt hatte ihn am Donnerstag vor dem heil. Kreuztag im Maien (29. April) 1378 zu ihrem Werkmeister ernannt. Als Lohn gab sie ihm jährlich 4 Pfund Heller, alle 2 Jahre ein Gewand um 2 Pfund Heller und wenn er werket, des Tags 20 Heller. Arnold fiel in der Schlacht am Stoss am 15. Juni 1405 gegen die Appenzeller.

Im Jahr 1487 erhielt Lukas Böblinger einen Ruf als Werkmeister beim Dombau in Konstanz, den er bis zu seinem Tod 1502 leitete. Wahrscheinlich ist Michael Böblinger, der im Februar 1507 als Geselle beim Dombau eintrat und noch 1520 als Laubhauer angeführt wird, der Sohn des Lukas.

Der Baumeister Sigvrit Ronni aus Konstanz führte mit Lorenz Pfennig aus Dresden um 1554 den Bau des zweiten Thurms der St. Stephanskirche in Wien auf, und starb daselbst 1580.

Während wir nur sehr wenige vom Baufach finden, ist dafür die Zahl der Bildhauer, die in älteren Schriften oft nur als Steinmetzen bezeichnet werden, viel bedeutender. Als Bildhauer will Hans Konrad Asper sich 1614 in Salzburgische Dienste begeben, und der Rath in Konstanz will ihm das Bürgerrecht vorbehalten. Ulrich Griffenberg, der Bildhauer, schenkt der Stadt die Bildhauerei über dem alten Rathhaus, jetzigen Postgebäude, welche die Jahrzahl 1479 trägt.

Als die Tischmacher (Schreiner) und Bildhauer 1491 in Streit ge-

riethen, indem erstere sich beim Rath beklagten, dass die Bildhauer zu ihrem Handwerk den Hobel brauchen und dass Ulrich noch überdies einen Knecht habe, welcher ihm Tafeln und Anderes mache und auch den Hobel brauche, was alles nicht sein soll, entschied der Rath den Streit dahin, dass die Bildhauer den Hobel wohl brauchen mögen zu den Bildern und was dazu gehöre, nicht aber zu den Tafeln, welche die Bildhauer nicht machen sollen.

Einen unverdienten Ruf als Bildhauer genoss Simon Haider, von welchem man nach der Inschrift über den Thüren an der Westseite des Münsters: »Simon Haider Artifex Me Fecit Anno XRI Millessimo CCCCLXX« in der Meinung stand, dass er der Verfertiger derselben, welche eine Nachbildung der berühmten Thürflügel Ghibertis an der Taufkapelle zu Florenz war, sei. Eine von mir aufgefundene Urkunde im städtischen Archiv, einen Streit zwischen der Zunft der Kaufleute im Thurgau (Zunfthaus) und der Zunft der Schmiede vom St. Bartholomäus-Abend (23. August) 1490 beweist aber schlagend, dass Simon Haider seelig nur ein Tischmacher gewesen sei, welcher die Bossen gemacht habe, und dass von ihm nie ein Bild geschnitten worden sei, weil er es nicht habe können. Der Rath habe aber den Herren zum Dom auf ihre Bitten gestattet, weil damals kein Bildhauer hier gewesen sei, den Meister Niclaus zu berufen, und dieser habe dann auch die Tafel gemacht, wofür sie ihm haben hundert Gulden geben müssen.

Unter diesem Meister Niclaus ist aber Niemand anders zu verstehen als der berühmte Niclaus von Leyen, bekannt unter dem Namen Niclaus Lerch. Dass aber Simon Haider, der vielfältig falsch als Baider bezeichnet wird, nur Tischmacher gewesen sei, davon geben die Rathsbücher den besten Beweis, in denen er als solcher von 1472—1478 als Mitglied des kleinen Raths vorkommt. Nach dem letzten Jahr erscheint er nicht mehr als solcher, wesshalb dasselbe sein Todesjahr gewesen zu sein scheint.

Der schon erwähnte Niclaus Lerch, Baumeister und Bildhauer zu Strassburg, starb am Tag vor St. Johannis Hinrichtung (28. August 1493). Mit ihm schloss schon 1467 das Domkapitel zu Konstanz einen Vertrag über die Fertigung einer Tafel und der Chorstühle ab, die höchstwahrscheinlich auch in ihrer herrlichen und originellen Vollendung sein Werk sind. Er ist sicher auch der Meister, welcher die berührten Münsterthüren und die leider nicht mehr vorhandenen Chorstühle des Frauenklosters St. Peter dahier gefertigt hat. Von ihm stammt das schöne Kruzifix auf dem Kirchhof zu Baden-Baden und

der prachtvolle Sarkophag Kaisers Friedrich III. in der Stephanskirche zu Wien.

In den Reformations-Akten wird einer geschnitzten hölzernen Tafel erwähnt, daran die Bilder aus Silber waren. Die Stadt nahm die silberne Mutter Maria heraus und verschmolz sie zu Geld. Möglicherweis war dies die Lerch'sche Tafel. Wohin sie gekommen ist, ob sie zerschlagen wurde, ist unbekannt; jedenfalls existirt sie jetzt nicht mehr. Von den zusammengeschlagenen Chorstühlen in St. Peter wurde das Brustbild eines Mannes gerettet, welcher in der rechten Hand einen Schlegel, in der linken einen Zirkel und über dem Arm hängend einen Winkel trägt. Dasselbe befindet sich im Geschäftszimmer der Stadtkanzlei und dürfte möglicherweise das Lerchs sein.

Unter die geschätzten Künstler gehört Hans Moring oder Morink, ein Bildhauer aus den Niederlanden oder aus Kärnthen, wie beides in den Bürgerbüchern vorkommt. Er wurde am 2. April 1582 zum Bürger angenommen, nachdem er vorher schon mehrere Jahre im Kloster Petershausen gearbeitet hatte. Man nahm ihn auf, obgleich er keinen Schein über seine Entlassung aus der Leibeigenschaft gebracht hatte, weil bei ihm dies nicht gebräuchlich sei.

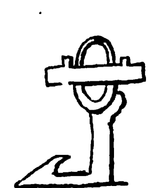
Sein Wohnhaus war das Haus zum Schafhirten in der Fischmarktstrasse, an dem sich zur Zeit noch eine schöne Bildhauer-Arbeit mit der Jahrzahl 1608 und folgender Inschrift befindet:

»Zum Schafhirten haisst man diss Hauss,
Das bhuet der gut Hirt über Auss,
Und alle die gand ein und Auss.
H. M.«

Von seinen Arbeiten befinden sich mehrere hübsche Bildhauerarbeiten in Stein ausgeführt im Chor der Kirche St. Stephan, worunter ein Sakramentarium vom Jahre 1594 und das Grabmal seiner Ehefrau, Eufrasina Hareisin, vom Jahre 1591. Möglichenfalls ist auch das Grabmal des Kaspars von Ulm zu Wangen am Untersee vom Jahre 1510, sowie die Bildsäule und der Brunnen auf Loretto bei Konstanz aus den Jahren 1587 und 1590 von ihm. In der Kirche zu Petershausen waren mehrere Bildhauerarbeiten von ihm gefertigt. Zwei derselben sind jetzt in der Pfarrkirche zu Heppach bei Markdorf, die heil. Dreifaltigkeit mit sieben Figuren und die Kreuzabnahme Christi mit neun darstellend. Zwei andere mit hoch erhabenen Figuren, wovon das eine den vom Kreuz abgenommenen, im Schooss des Vaters ruhenden, von vielen Engeln umgebenen Christus darstellt, kamen in die Schlosskirche zu Hegne.

Morink starb in der fünfundvierzigsten Woche (3.—9. November) 1616.

Ein in seinen Lebensumständen völlig unbekannter Bildhauer, Cunrat Rappenburg, kam auf eigenthümliche Weise zur Kenntniss durch eines seiner Werke. Als man im Sommer 1861 mit dem Haus zu den drei Säulen, früher zum goldenen Stern genannt, einen Umbau vornahm, entdeckte man eine Decke aus Eichenholz mit mannigfach verzierten halbrunden Leisten. Das Gesimse lief auf drei Seiten des Saals herum und hatte reiche Laubverzierungen mit Wappen und Thieren. Ein Thürgestell, das früher wohl eine ganz andere Bestimmung gehabt haben mag, bildete einen Spitzbogen mit Krabben und stellte Christus zu Gericht sitzend mit Maria zur Rechten und Johannes den Täufer zur Linken, nebst zwei blasenden Engeln dar. Die Figuren des Mittelfeldes wurden leider durch das Ausschneiden der Thüröffnung entweder ganz oder theilweis verstümmelt. Zu beiden Seiten des Zwischenfeldes sind in je sechs Feldern Scenen aus der Auferweckung der Todten dargestellt. Rechts befinden sich die Gerechten, die in den Himmel eingehen, links die Verdammten, welche zur Hölle fahren. Der Künstler dieser bedeutsamen Schnitzerei in halberhabenen Figuren hat sich auf dem Gesimse in folgender Inschrift genannt: »Cuonrat Rappenburg Anno MCCCC x x VIII (gen) ant kemacht«. Gegenwärtig befindet sich diese Bildhauerei im Schloss zu Sigmaringen. Das Monogramm ist:



Das Rathsbuch vom Jahr 1450 führt einen Hans Richtmayer von Nürnberg, der Bürger geworden, als Schnitzer auf, während die Kaufleutezunft in ihrem Streit über Simon Haider mit der Schmiedezunft behauptete, derselbe sei nur ein Tischmacher gewesen.

Unter die geschätztern Bildhauer des 17. Jahrhunderts gehören die beiden Brüder Philipp und Simon Schenk, welche wir nur aus einigen hinterlassenen Werken kennen. Von diesen befindet sich im nördlichen Seitenchor des Münsters ein zwölf Schuh langer hölzerner Christus am Kreuz. Aus Buchsbaum geschnittene Kruzifixe von vorzüglicher Arbeit waren früher in vielen Bürgerhäusern zu finden, die aber später von Kennern aufgekauft wurden. Ein solches Kruzifix ist noch jetzt in der Rathsstube dahier zu sehen und zieht die Aufmerksamkeit Sachverständiger auf sich. In der Schotenkapelle war bis in die neuere Zeit ein heil. Sebastian, auf einem Posta-

ment stehend zu sehen, welches die Gebrüder der Kirche 1630 geschenkt haben. Im Münster zeigen vier der Seitenkapellen Arbeiten dieser Künstler in Holz ausgeführt.

Von dem Bildhauer Johann Ferdinand Schratt kennen wir aus den Jahren 1751 und 1768 die Statuen des Mars und des Jupiters auf den Brunnen an der Marktstätte, von welchen die erstere durch eine von Hans Baur gefertigte ergänzt wurde. An der Ecke des jetzigen Museumsgarten ist eine von ihm aus Auftrag des Dompropstes Johann Ferdinand Graf von Wolfegg im Jahre 1760 aus Stein gearbeitete schöne Gruppe, die heil. Familie darstellend, angebracht.

Nach Mone's Quellensammlung 1. Bd. S. 348 »ward 1466 unser Frow in der sunnen innen ob der tür im Münster ufgesetz, und sant Cunrat und sant Belaig (Pelag) von maister Vicentz, der was ain bolirer in unser frowen stainhütten, und darnach über 6 wuchen ward unser frow in der sunnen und sant Belaig und sant Cunrat uffgesetz von dem vordrigen maister stainmetz uff dem untern (Münster-) hoff«.

Ausser den Genannten kommen noch folgende Bildhauer und Steinmetzen vor, über die entweder nichts näheres bekannt ist, oder die zu Bürger oder Insässen aufgenommen worden sind, als: Eberhart von Swinfurt, Steinmetz, 1385, Adam Foux, Bildhauer, 1583, Ulrich Fry, Bildhauer, 1490, Adam Haintz, Bildschnitzer, 1585, Laurenz, Steinmetz, 1505, Anton Liebick von Lübeck, Bildhauer, 1576, Metzler Hans Kaspar, Bildhauer von Bludenz, 1697, Johannes Raindl, Bildhauer, 1773, Johann Schenk, Bildhauer, 1619, Kaspar Schick, Bildhauer, 1488, Schratt Andreas, Bildhauer, 1698, Hans Spendhoffer, Bildhauer von Basel, 1572, Franz Joseph Sporer, Bildhauer von Weingarten, 1778, Joseph Sporer, Bildhauer, gest. 1823.

Unter den Glasmalern nahm die Familie Spengler zweihundert Jahre lang einen ehrenvollen Platz ein, und fertigte eine grosse Menge Gemälde, von denen noch mehrere sich in Konstanz befinden. Der älteste dieser Maler ist Konrad Spengler, der 1552 für den Doktor Hans Kaspar Morell auf dem Remisberg bei Kreuzlingen ein grosses Gemälde fertigte. Es enthält das Morell'sche Wappen, drei Mohrenköpfe in goldenem Felde. Unter demselben war ein Bild, wie Pygmalion nach Ovid eine weibliche Figur schnitzte, in die er sich verliebte und welche sodann Venus auf seinen Wunsch lebendig machte. Die Aufschrift lautete:

»Pigmalion von Helfenbein
Schnitzelt ein Mädchen schön und rein,
Er küsst sie kurz und dick,
Frau Venus macht sie lebendig.«

Ein anderes nicht mehr vorhandenes grosses Gemälde stellte die Verfertigung des Geldes in verschiedenen Vorstellungen mit der Aufschrift dar: »Wernhart Zentgraf, Münzaufseher 1573.« Früher war der verstorbene Zeichnungslehrer Nikolaus Hug im Besitz eines Gemäldes. Oben auf der linken Seite befand sich der heil. Jakob, auf welchen zwei Wappen der Raifel'schen Familie von männlicher und weiblicher Seite, rechts die heil. Anna und darauf die Inschrift folgt: »Hans Jakob Raifel, Burger und Zinngiesser in Konstanz, Frau Anna Labertin seine Ehefrau 1594.«

Alle Gemälde Spenglers sind sehr fleissig ausgearbeitet und haben schöne Farben.

Von einem Kaspar Spengler, Glasmaler aus St. Gallen, ist nichts weiter bekannt, als dass er 1582 zum Burger dahier angenommen wurde, nachdem er vorher das erforderliche Meisterstück gemacht hatte.

Sehr ehrenvoll zeichnet sich unter der Spengler'schen Familie Wolfgang Spengler als Glasmaler aus. Er verfertigte 1624 ein grosses Gemälde, dessen Hauptbild das kaiserlich österreichische Wappen, von zwei Wappen der Stadt Konstanz und Verzierung umgeben, ist. Um das Hauptbild reihen sich in acht Abtheilungen Vorstellungen vom Münzwesen der Stadt und der Name des Künstlers. Wo sich das Gemälde befindet, ist unbekannt.

Im gleichen Jahr fertigte Wolfgang ein anderes grosses Gemälde, welches den gefrorenen Bodensee mit der Aufschrift darstellt:

»Im Jahr 1624 den 10. Hornung war der Bodensee so stark zugefroren, dass man von Konstanz auf dem Eis nach Mersburg, Uldingen, Ueberlingen und Münsterlingen hat laufen können. Man hat auf dem gefrorenen Bodensee mit Hunden gejagt und Enten geschossen.«

Ein anderes grosses Glasgemälde mit den Konstanzer Patronen, dem heil. Konrad und Pelag und der Jungfrau Maria, am Rand zu drei Seiten die Wappen des Stadthauptmanns, des Stadtvogts, Bürgermeisters und der Rathsherren, unten daran die Stadt Konstanz aus der Vogelperspektive, befindet sich gegenwärtig im Geschäftszimmer des Bürgermeisters mit dem folgenden auf der Stadtkanzlei. Die Inschrift lautet: »Wolfgang Spengler 1653.« Der Künstler machte dieses,

in Zeichnung und Farben meisterhaft behandelte Bild der Stadt Konstanz zum Geschenk und erhielt dafür 50 Gulden. Es ist 75 Centimeter hoch und 45 Centimeter breit.

Das andere Gemälde, Grau in Grau gemalt, stellt die Stadt Konstanz nebst dem gefrorenen Bodensee und Rhein im Jahre 1684 vor. Man konnte damals unter der Rheinbrücke auf dem Eis durchgehen.

Zu gleicher Zeit mit Wolfgang lebte Simon Spengler in Konstanz. Von ihm sind auch nur wenige Glasgemälde bekannt, deren Aufbewahrungsort jedoch ich nicht kenne. Das eine ist ein grosses Bild aus dem Jahre 1625 mit Figuren und Wappen, für Nikolaus Trit, Spitalpfleger, in Konstanz gefertigt. Das andere mit Figuren und Wappen ward 1627 für Max Schulthaiss, Rath des Erzherzogs Leopold von Oesterreich und Stadthauptmann zu Konstanz, gemalt und hatte die frivole Aufschrift:

»Schöne Maidli,
Vinstere Stiega
Und starke trünk,
Macha das i zittre und hink.«

Ein drittes Gemälde hatte Wappen und Verzierungen für Heinrich Baumann, Baumeister und Rath zu Schaffhausen und Justina Ederlein, seine ehliche Hausfrau.

Zwei aus der Familie Spengler, nämlich Wilhelm und Johann Georg, lebten gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts gleichzeitig als Glasmaler in Konstanz. Wilhelm fertigte für Johann Hartmann von Roggenbach, Röm. Kaiserl. Maj. Rath und Commandeur der Balley Elsass und Burgund, Kommandeur zu Althausen und Mainau, Deutsch-Ordensritter 1688, ein 54 Centimeter hohes und 45 Centimeter breites Gemälde mit Wappen und Verzierungen und unter diesen eine Wildschweinjagd, welche darstellt, wie der Kommandeur ein Wildschwein mit einem Spiess in einem Sumpf erlegt. Wo es hingekommen ist, weiss Niemand anzugeben.

Johann Georg Spengler aus Gastel in dem Schweizerland fertigte ein noch auf der Stadtkanzlei dahier befindliches Glasgemälde, die Kreuzigung Christi mit vielen Figuren in Tuschmanier darstellend. In den vier Ecken sind die Sinnbilder der vier Evangelisten in Farben mit der Aufschrift angebracht: »Johann Georg Spengler invenit et pinxit 1696.« Auf der städtischen Schiessstätte war früher ein nun verschwundenes Glasgemälde mit einem Wappen und der Unterschrift J. G. Spenglers 1698.

Mit Joseph Anton Spengler erlosch nun 1780 die Spenglersche Familie hier, die über 200 Jahre geblüht und viele reife Früchte zu Tag gefördert hatte. Mit ihm sank die Kunst, welche wahrscheinlich nicht mehr bezahlt wurde. Er verfertigte keine grossen Gemälde mehr, sondern nur eine Menge kleiner Wappen, von denen sich noch mehrere mit halberloschenen Farben in den Fenstern des Rathszimmers auf der Stadtkanzlei befinden. Man bekommt einen Begriff von dessen Leistungen, wenn man in einer städtischen Urkunde liest, dass das Steueramt ihm für drei gemalte Scheiben, worauf zwei Leiner'sche und das Beuttersche Wappen waren, jeweils 1 fl. 30 kr. für das Stück zahlen musste. Als Spengler seine Familie überlebt hatte, gab ihm der Magistrat die Stelle eines Rheinzollers und nahm ihn später ins Bürgerspital auf, wo er altersschwach um 1780 starb.

Ausser den Spenglern waren noch einige Glasmaler hier, wie Conrad Altorffer, genannt Schüffelin von Schaffhausen 1555, Alexander Gluntz von Zürich 1550, Conrad Haarysen 1609, Hans Hüetli 1568 aus Konstanz, der 1582 nach Znaim in Mähren übersiedelte, Michael Keller, 1565, Heinrich Sernner aus dem Gastel im Schweizerland 1573, Kaspar Stillhart 1554.

An Malern und Kupferstechern, die sich einigen Ruf durch ihre Arbeiten zu verschaffen wussten, hatte die Stadt Konstanz keinen Mangel. Ob die interessanten Wandgemälde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts im Hause des Kaufmanns Schroff zu Constanz (Johannisstrasse No. 107) von einem Constanzer Maler und von welchem sie überhaupt herrühren, liess sich bisher nicht feststellen (s. die Abbild. dieser Bilder B. XV, Heft 6 der Mittheil. der antiqu. Ges. zu Zürich). Wir heben aus der grossen Zahl derselben nur die vorzüglichsten in alphabetischer Ordnung aus und beginnen mit Tobias Bock, dem Maler aus Konstanz. Von ihm wurde um das Jahr 1640 das Hochaltargemälde in der St. Stephanskirche zu Wien auf eine Zinnplatte von 20 Fuss (6 Meter) Höhe gemalt, die Steinigung des h. Stephanus darstellend. Für dieses Gemälde empfing er täglichen Unterhalt und noch 1218 Gulden an Geld. Auf andere Altäre in der gleichen Kirche malte er ein Bild mit Maria, dem Jesuskind und der Mutter Anna, so wie ferner ein anderes Bild mit Petrus und Paulus, für die Schotenkirche daselbst die Himmelfahrt Marias und den h. Sebastian, für St. Michael den h. Blasius, wie er Kranke heilt.

Ein Bruder dieses Künstlers, dessen Name unbekannt ist, soll ebenfalls ein guter Maler und vorzüglicher Gold- und Silbersticker ge-

wesen sein. Er trat in den Jesuitenorden. Ein anderer, ebenfalls dem Namen nach unbekannter Bruder, fertigte in der St. Stephanskirche zu Wien den Hochaltar von kostbarem weissem und schwarzem Marmor, sowie auch den Tabernakel von seltenem Marmor. Die Füllungen daran waren von Lapis Lazuli, Karniol, Amethyst und andern guten Steinen besetzt. Altar und Tabernakel sollen zusammen 25,487 Gulden gekostet haben.

Unter den Malern des vorigen Jahrhunderts nimmt Franz Ludwig Hermann aus Waugen im Allgau einen ehrenvollen Platz ein. Er war Hofmaler des Fürstabts von Kempten. Von seinen Gemälden befinden sich zwei in den nördlichen Seitenkapellen des hiesigen Münsters, nämlich die Marter des h. Bartholomäus, so wie die drei Weisen aus Morgenland, wie sie dem Neugebornen ihr Opfer darbringen, gemalt 1750. Von ihm ist bei St. Stephan an der nördlichen Chorwand der h. Johann von Nepomuk vor dem König Wenzel, der von ihm das Beichtgeheimniss seiner Gemahlin verlangt, und ihm für die Entdeckung Ehrenstellen, für die Verweigerung aber Todesstrafe anträgt. Dieses Gemälde ist nach Nikolaus Hug eines der besten, die sich in Konstanz befinden, sehr gut gezeichnet, von lebhaften Farben und kräftig im Licht und Schatten behandelt.

Für die Augustinerkirche malte er die h. Agatha, die sich jetzt in der Sakristei befindet, und für die Jesuiten- nun Lyceumskirche die Altarbilder der zwei Seitenaltäre, wovon der südliche oder der Altar zu Ehren aller Heiligen und der Apostel Petrus und Paulus oben in einem Medaillon den h. Johann von Nepomuk, das Hauptbild alle Heiligen darstellt, während der nördliche, zu unserer Frauen genannt, oben in einem Medaillon den sterbenden Joseph, im Hauptbild Maria mit dem h. Aloys und h. Stanislaus darstellt.

Im Jahr 1749 malte Hermann das Plafondgemälde in der ehemaligen Schloss- jetzt Pfarrkirche zu Mammern am Untersee, welches dessen Sohn Xaver im Jahre 1821 renovirte. Ebenso fertigte er im Münster zu Ueberlingen das Deckengemälde, theils allegorische, theils alttestamentarische Darstellungen enthaltend, sowie auch die zwei Gemälde in den zwei Seitenschiffen, den h. Anton von Padua und den h. Johann von Nepomuk.

In der Kirche zu Kreuzlingen malte er im Jahre 1765 das Deckengemälde. Er erwies sich durch alle diese Bilder als ein erfahrener Künstler in der Freskomalerei, der gut im Zeichnen war, ein ange-

nehmes Kolorit hatte und kräftig die Farben zu behandeln wusste. Hermann starb am 25. Mai 1791 im siebzigsten Jahre in Konstanz.

Von seinem Sohn Franz Xaver Hermann, gestorben in Konstanz am 29. November 1839 fast 80 Jahr alt, ist nur noch ein Freskobild an der östlichen Seite des Theaters, den Sieg der neuern Schauspielkunst über die Harlekinade darstellend, übrig geblieben. Ein anderes, welches in launiger Weise die vier Jahreszeiten an der Aussenwand eines Hauses in der Rheinstrasse zeigte, wurde leider übertüncht. Von dem um 1790 gemalten sog. Narrenzimmer, das Masken in den verschiedensten Stellungen und Aufzügen vorstellte, sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden.

Zu den geschätztern Malern kirchlicher Bilder gehört Joh. Jakob Anton von Lenz, geboren in Mösskirch am 8. Sept. 1701, gestorben in Konstanz am 3. August 1764. Für die Franziskanerkirche daselbst malte er ein 24 Schuh (7 Meter 20 Centim.) hohes Bild, die Himmelfahrt Maria darstellend. Die Zeichnung dieses Bildes war gut, die Farben lebhaft, die Arbeit aber flüchtig. Wie viele Maler seiner Zeit liess er bei den Schatten an den Figuren und an der Architektur den dunkelrothen Grund der Leinwand durchsehen, der in die dunkeln Stellen noch tiefer abschattirt war. Die Lasur versank mit der Zeit in den rothen Grund und gab dem Bild ein widriges Ansehen. Bei Aufhebung der Kirche 1817 kam das Bild ins Kloster Feldbach bei Steckborn im Thurgau; wo es von dort hingekommen, ist mir unbekannt. Das Gleiche gilt von dem Hochaltarblatt in der Kollegiatkirche St. Johann in Konstanz, das er 1750 mit mehr Fleiss ausführte. Zwei weitere Altarbilder von ihm mit seinem Namen versehen, befinden sich noch in der Kirche zu Niederzell in der Reichenau.

Ein anderer Konstanzer Künstler hat sich sowohl durch seine Kunstfertigkeit, als durch seine Schicksale Ruf erworben: es ist dies Philipp Memberger. Der gelehrte Pater Gabriel Bucelin sagt in seinem Lacus Potamicus S. 5 in seiner überschwänglichen Weise: »Dieser Künstler habe ausser dem wunderschönen und lebhaften Gemälde, dem Hochaltarblatt zu St. Stephan in Konstanz, die Opferung der h. drei Könige darstellend, als zweiter Zeuxis seines Jahrhunderts noch viele andere Denkmäler seiner Kunst in seiner Vaterstadt hinterlassen«. Dies Gemälde hängt gegenwärtig an der südlichen Wand im Chor der Kirche St. Stephan.

Ein anderes grosses Gemälde auf Holz, das Gesicht Ezechiels darstellend, war früher in der von Landseeischen Kapelle in der Fran-

ziskanerkirche hiesiger Stadt. Bucelin sagt l. c. S. 8 von ihm, dass man, je mehr man es betrachtet habe, desto mehr von ihm ergriffen worden sei. Das Kloster schenkte es dem Bischof Maximilian von Rodt, der es nach seinem 1800 erfolgten Tod demselben wieder zurückstellen liess. Bei der gänzlichen Aufhebung desselben kam es nach Karlsruhe und befand sich 1860 noch im Besitz des Herrn Conradin Haagel daselbst.

Ueber den Verfertiger dieses Gemäldes gingen die Meinungen auseinander. Einige hielten ihn für Rubens, andere für Lukas Leyden, und der grosse Kunstkenner, Bischof Karl Theodor von Dalberg, für das Werk des holländischen Malers de Voss. Dalberg konnte die verständige Anordnung des Ganzen, die vortreffliche Figur des Propheten und das Kolorit nicht genug loben. Das Gemälde trägt den Charakter der deutschen und niederländischen Schule an sich und könnte zum Beweis dienen, dass Memberger Italien nicht besucht habe.

In der Sakristei der Kirche St. Stephan befindet sich ein Porträt Memberger's, mit einer kurzen lateinischen Lebensbeschreibung desselben, aus der wir erfahren, dass er wegen seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben eingekerkert worden ist und erst nach dem Anfall der Stadt ans Haus Oesterreich 1548 befreit wurde. Er starb am Maria-Geburtstag 1584.

Ausser ihm wird aus städtischen Urkunden ein Maler Hans Kaspar Memberger bekannt, der in der 49. Woche 1618 gestorben ist. Von seinen nähern Lebensumständen und Werken weiss man nichts.

Im 18. Jahrhundert zeigte sich Franz Joseph Spiegler, im Jahre 1699 geboren zu Riedlingen in Schwaben, gestorben 1765 in Konstanz, als tüchtiger Maler. Er kam zu dem geschätzten Historienmaler Kaspar Sing nach München in die Lehre und hatte nachher Gelegenheit, sich in der Klosterkirche zu Zwiefalten bei Riedlingen im Freskomalen auszuzeichnen. Wie man sagt, soll er die Stiftskirche sowie den Fürstensaal in Kempten sehr kunstreich gemalt haben. Ebenso malte er für die Kirchen zu Ueberlingen am Bodensee und zu Radolphzell am Untersee mehrere Altargemälde. An seinen Arbeiten ist die Zeichnung und Gruppirung leicht und ungezwungen, seine Färbung angenehm und kräftig.

Für die Augustinerkirche in Konstanz fertigte er 1549 das Deckengemälde, den h. Augustin auf Wolken, von vielen Augustinermönchen und Nonnen umgeben. Dieses Bild ist äusserst leicht und ungezwungen

in der Zusammensetzung, und wenn auch kein besonderer Farbenschmuck dabei verwendet werden konnte, um das Auge zu täuschen, so sieht man doch daraus, dass Spiegler es verstand, noch etwas Besseres zu machen.

In der Schlosskirche in der Mainau ist das Hochaltarblatt: »Maria mit dem Jesuskind«, sowie das Bild auf dem nördlichen Seitenaltar: »Longinus dem hängenden Christus die Lanze in die Seite stossend«, und jenes auf dem südlichen: »Der todte Christus im Schooss Marias«, und das Deckengemälde: »Maria, von Sternen umstrahlt in den Himmel fahrend« von diesem Künstler.

An die St. Johannkirche in Konstanz liess Spiegler auf seine Kosten eine Kapelle erbauen. Hiezu stiftete er einen Altar und verfertigte zu demselben ein schönes Gemälde, darstellend, wie Christus dem Apostel Thomas erscheint und seine Wunden zeigt. Nach Vollendung dieser Arbeit starb der Künstler. Man weiss nicht, wohin dies Gemälde gekommen ist.

Von einem Maler Karl Stauder wissen wir nur, dass er im ersten Drittheil des 18. Jahrhunderts in Konstanz gelebt und Arbeiten gefertigt hat. Von ihm stammte das alte Hochaltarblatt in der Augustinerkirche, den h. Augustinus, von Gott Sohn in den Himmel aufgenommen, von vielen heiligen Augustinermönchen umgeben, darstellend. Es war über 20 Fuss oder 6 Meter hoch, mit der Aufschrift: »Karl Stauder pinxit 1710«, und dem Wappen des Stifters, Stadthauptmann Ferdinand von und zu Stadel.

An den Seitenwänden im Langhaus derselben Kirche befanden sich 16 grosse Gemälde, welche die wichtigsten Wunder des h. Augustinus darstellten, alle mit den Wappen des Stifters, des Freiherrn von und zu Stadel, versehen. Alle wurden sammt dem Hochaltar vor etwa 30 Jahren aus der Kirche entfernt; wohin sie gekommen, ist mir nicht bekannt.

Sein Sohn Karl Stauder malte viele Bildnisse im Grossen, welche die Hausgänge zieren. Von ihm sind in der Bibliothek des hiesigen Lyceums zwei Bildnisse, ein Abt von Petershausen und Salem, Mitstifter dieser Bibliothek und der Unterschrift: »Karl Stauder junior pinxit 1715«.

Wohin zwei grosse von ihm gemalte Bilder: »Die h. Magdalena und Johannes der Täufer« gekommen sind, darüber ist kein Aufschluss erhältlich.

Der bedeutendste der Konstanzer Maler dürfte wohl Christoph

Storer sein, der um 1611 hier geboren wurde. Nachdem er bei seinem Vater, Lukas Storer, die Malerei erlernt hatte, kam er zu seiner besseren Ausbildung zu dem damals berühmten Maler Herkules Procaccini in Mailand. Storer zeigte sich bald als praktischer Künstler und malte mehrere Bilder für die Kirchen zu Mailand und die Karthause zu Pavia. Er verehelichte sich 1652 mit der Mailänderin Angela Pamphora, wurde 1658 Mitglied des innern Raths und erscheint als solches zum letztenmal 1671, seinem Todesjahre. Sein Grabmal befand sich am Eingang in die Schottenkapelle und bestand aus einer auf der Erde liegenden Steinplatte, auf welcher ein aufrecht stehendes eisernes Kreuz mit einer Kapsel befestigt war, welches die Grabschrift und eine Abbildung des betenden Storers mit seiner Familie enthielt. Der im Jahre 1771 geborne und 1852 verstorbene Zeichnungslehrer Nikolaus Hug sah dieses Grabmal oft und las die Inschrift. Dadurch ist die Angabe von Sandrart und Fuessli (Kunstlexikon) zu Genüge widerlegt, dass er in Mailand gestorben sei. Er hatte drei Söhne und eine Tochter hinterlassen, die ins hiesige Kloster Zofingen ging. Von den Söhnen starb 1730 Franz Karl, Doktor der Theologie und Domher in Konstanz. Der älteste Sohn wurde Maler, der jüngste, Ignatz Joseph, Kandidat der Rechte und 1703 Mitglied des kleinen Raths.

Christophs Hauptwerke in Deutschland sollen sich im Dom zu Augsburg, in der Jesuitenkirche zu Landshut, in der Stiftskirche zu Kempten und in der Gemäldegallerie zu Schleissheim befinden.

Für die Klosterkirche Petershausen malte er 1665 das Hochaltarblatt: Christus am Kreuz darstellend, mit Maria, Johannes und Magdalena, sowie mit etlichen Kriegsmännern zu Pferd. Die richtige Zeichnung, so wie die schöne und kräftige Behandlung der Farben veranlassten, dass dieses Gemälde wie eine Arbeit von Rubens geschätzt wurde. Nach Aufhebung dieses Klosters wurde es 1824, wie man sagt, um den Spottpreis von 24 Gulden sammt dem Altar ans Kloster Kreuzlingen verkauft, in deren Kirche beide noch sind und den Hauptaltar bilden.

Für die ehemalige Kapuzinerkirche dahier fertigte Storer ein Hochaltargemälde, darstellend, wie Petrus auf Befehl des Herrn zum Fischfang ausfährt, eine in Zeichnung sowohl als in Farbe meisterhafte Arbeit, die sich jetzt in der städtischen Sammlung im Rosengarten befindet.

In der Kirche St. Stephan war früher auf dem südlichen Seitenaltar im Langhaus ein Storer'sches Gemälde, die Steinigung des h. Stephanus. Der Heilige kniet auf der Erde mit ausgestreckten Armen,

.en Blick gegen den Himmel gerichtet, während kräftige Männer Steine .uf ihn werfen. Dieses treffliche Bild verbrannte am Charsamstag .en 15. April 1854, Mittags um 12 Uhr, entzündet durch eine davortehende Wachskerze des h. Grabes.

An der innern westlichen Seite des grossen Portals im Münster nalte Storer im Jahre 1659, wie die Aufschrift zeigt, für Georg Sigound Miller, Domherr, Weihbischof und Bischof zu Heliopolis, der erst 686 starb, ein Gemälde. Den Raum unterm Bogen füllt ein Bild nit Gott Vater und Sohn in den Wolken, welch letzterer sich zu der inten befindlichen Maria neiget, die bedeutsam auf den im Kirchenrnat da knieenden Domdechant weiset, und ihn ihrem Sohne liebevoll mpfiehlt. Links erscheint der Tod im bischöflichen Ornat und ein Jerippe als Ritter geharnischt, der Millers Familienwappen umgestürzt mporhält, zum Zeichen, dass mit ihm sein Name und Stamm erlösche.)as Ganze ist wegen des lebhaften und kräftigen Kolorits, der richigen Zeichnung und schönen Zusammensetzung der Figuren eine sehr chätzbare Arbeit.

Früher war in der hiesigen Schottenkirche ein etwa 8 Schuh der 240 Centimeter hohes Altargemälde, das Storer im Jahre 1635 .ahin gestiftet hatte. Es stellt den vom Kreuz abgenommenen Leichiam Christi im Schooss seiner Mutter liegend dar, die voll Wehmuth ;egen den Himmel blickt, während einige Engel beschäftigt sind, die Vunden des Erlösers zu reinigen. Auf der (heraldisch) rechten Seite n einer Ecke ist das Storer'sche Wappen mit der Jahrzahl 1635.)as ganze Bild ist sehr dunkel gehalten und Christus ist nur durch inen gelben Lichtstrahl aus den Wolken beleuchtet, was eine vorreffliche Wirkung macht. Das Gemälde hat eine meisterhafte Haltung m Helldunkel. Gegenwärtig befindet es sich im südlichen Seitenschiff ier Augustinerkirche.

Zu Mersburg in der Pfarrkirche ist das Hochaltarblatt: »Die 'lucht nach Egypten«, das sonst in der Burgkapelle ob der Burg Ciagrube war, auch von Storer.

Das Urtheil des Herrn Galleriedirektors von Gegenbauer in ituttgart, selbst ein geschätzter Künstler, lautet über Storer folgenderoassen: »Derselbe vereinige die deutsche und italienische Weise der Ialerei in sich, und er weihe einem Gemälde dieses Künstlers gern inige Stunden zu lieb, um solches betrachten zu können.«

Ueber die nähern Lebensumstände Storers erfahren wir aus dem

Rathsbuch 1652, dass derselbe schon vor seiner Verbindung mit Angela Pamphora mit einer ungenannten Frau verheirathet gewesen sei.

Widersprechend sind die Angaben über Christoph's Vater, da einige behaupten, es sei Lukas, die andern es sei Bartholmä Storer gewesen. Von Lukas besitze ich eine getuschte Handzeichnung: »Neptun mit seinem Gefolge«. Er soll ein geschätzter Künstler gewesen sein, und für schwäbische Kirchen und Klöster viel gearbeitet haben. Ausser diesen kommt um 1611 ein Maler Hans Georg Storer vor, der ein Bruder Christophs gewesen sein soll und um 1687 ein Franz Karl, der als Sohn Christophs bezeichnet wird. Von beiden befanden sich noch in unserm Jahrhundert an der Südseite der St. Stephanskirche Freskogemälde, die übertüncht worden sind.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Konstanz ein Maler, Konrad Wengner, geboren zu Dann im Allgau 1728. . Er verehelichte sich am 8. Oktober 1762 mit der Tochter des Malers Spiegler. Wengner war ein guter Geschichts- und Bildnissmaler und kopirte mit grossem Talent alte gute Gemälde in Galerien so täuschend, dass er sie für Originalien verkaufte. Dies trug ihm zuerst viel Geld, später aber auch viel Verdrüsslichkeiten ein. Er hielt sich viel in Mersburg auf und arbeitete für den Bischof, von dem er den Titel eines bischöflichen Hofmalers erhielt. Später zog er nach Konstanz und malte Gemälde, die zwar schwach an Farbe waren, aber in der Ferne noch gute Wirkung machten. Ein solches ist in der Kirche zu Allmannsdorf, den Ritter Georg darstellend, vom Jahr 1776. Er starb wahrscheinlich in den Jahren 1785 oder 1786.

Von den Malern und Kupferstechern, die in Konstanz auf längere oder kürzere Zeit ihren Aufenthalt genommen, finden sich folgende vor, als: Andreas Asper 1659, Maler, ebenso Hans Asper 1617, Lux Bockstorff von Ravensburg, Maler, 1566, Joachim Bösinger, Maler 1684. Bos Thomas, Kupferstecher von Brandenburg 1571, Ebernandi, Maler 1301. Enderle Thomas, Maler 1702. Franz von Hof, Niederländischer Maler 1580. Heinrich Griffenberg, Maler 1440. Marx Kaspar Hammel von Ellwangen, Maler 1670. Nikolaus Haut, Kupferstecher 1668. Hans Hochensinn, älter, Maler 1609. Peter Igel, Maler 1496. Sylvester Knauss, Maler 1570. Hans Kuckinger, Maler 1482. Franz Xaver Maier, Maler 1691. Kaspar Memberger, Maler 1603. Samuel Metzler, Maler 1565, gestorben 1601. Johannes Riedlinger von Mersburg, Maler 1669. Philipp Ringower, Maler aus Sulgen 1583. Wendelin Moosbrugger aus Rehmen im Vorarlberg 1760—1849. J. M. Reiser,

Stainer, Maler 1609. Michael Stöckhlin,
ner, Maler 1789. Sebastian Tieterich,
r 1571. Friedrich Walter, Maler 1482.
lten die archivalischen Schriften Einiges
ltnisse; aber nichts über deren Arbeiten.
nhorn sagt Mone's Quellensammlung,
auf Weihnachten 1446 einen silbernen
r wohl zwei Jahre gearbeitet. Man gab
ulden zum Lohn vom Werken. Man
k Gold gehabt habe, für die er 1800
Sarg hatte 2000 edler Steine, die dar-
dass man ihm so viel zu Lohn gab.
e Füsse und wo es am Sarg nothwendig
eser Sarg für das Münster gefertigt und
it verschmolzen. So viel ist sicher, dass
nz zu finden ist.
ern kommen in den Archivalien vor,
rg Frey 1493. Heinrich Egloff 1577.
Hamma 1603. Lux Keller 1626. Hans
). Heinrich Müller 1440. Mathis Nach-
ns Jakob Nagel 1571. Hans Nythart
1684. Hans Scheibsrad 1652. Jakob
ig 1497. Konrad Schönow 1419. Hans
5. Leonhard Stütz 1613—1638. Jakob
511.

J. Marmor, städtischer Achivar.

---

schriften in Miltenberg.

nbahnbauten entdeckte man im Herbst
he des Mudbaches und des Mains be-
über ich den Berichten thätiger Alter-
Dr. Moerschell und des Kreisrichters
tizen entnehme. Ich behalte mir vor,

genaue Beschreibung erwartet.

dieselben nach eigener Besichtigung des noch Vorhandenen zu vervollständigen. Man hat Theile der Umfassungsmauern eines römischen Castells blossgelegt, einen rechten Winkel von Grundmauern, wodurch sich die Richtung des Gebäudes bestimmte. Die innere Fläche berechnet Dr. Moerschell auf 10—12000 □Meter, ohne genauere Messungen anzugeben. Für ein Manipel- oder Numerus-Castell würde der Umfang zu gross, für eine Cohorte zu klein ausfallen[1]. Dem Vernehmen nach sind seitdem genauere Pläne aufgenommen, mir sind sie nicht zu Gesichte gekommen[2]. Gegen Süden fand man das Einfahrtsthor, in der Mitte der nördlichen Mauer Spuren der Präfectur.

Innerhalb des Castells kamen zerbrochene Capitelle, glatter Steinboden und ein 24 Centim. breiter, 28½ Centim. langer Stein zu Tage, auf welchem in ziemlich roher Arbeit Minerva als Kriegsgöttin gebildet ist. Der Kopf fehlt, Locken sind am Halse bemerkbar. Die Göttin ist in ein langes Gewand und einen Ueberwurf gekleidet, der mittels einer grossen Fibula auf der rechten Schulter befestigt wird. Den linken Arm stützt sie auf einen hohen am Boden stehenden Schild, mit dem erhobenen rechten hat sie eine Lanze gefasst, welche hinter oder auf einem Medusakopfe den Boden erreicht. Inschriften sind nicht zum Vorschein gekommen.

Desto ergiebiger erwiesen sich die Entdeckungen östlich vom Castell. In einer Entfernung von 10—12 Meter stiess man auf ein rechtwinkliges Gebäude, welches eine Reihe grösserer Räume, darunter 4 heizbare, enthielt. Bäder, wie man dergleichen Anlagen, die sich auf der ganzen Linie der Hochebene des Mümling finden[3], gewöhnlich benennt, waren es nicht, sondern heizbare Wohnungen für die Wachtmannschaft, welche im benachbarten Castell kein Hypocaustum fand[4]. Daher erklärt es sich, dass in dem Gebäude zwei Votivaltäre der Fortuna geweiht waren, welcher die auf gefährlichen Posten aufgestellten Soldaten sich zu empfehlen Grund hatten. Vor einem erhöhten Sockel lag wohl erhalten ein 1,23 Meter hoher, 0,53 breiter, 0,10 dicker Sandstein; er ist oben mit einem Kranz und zwei Rosetten verziert. Darauf liest man folgende Inschrift:

---

1) v. Cohausen, Jahrb. 47, 51.

2) S. Nachtrag.

3) K. Christ, Jahrb. 49, 106.

4) Becker, Jahrb. 15, 88.

E

I

oder Adjutant besonders für
residierenden Consulars, des
ım Centurio in der Legion be-
l der Legion wird auffallender-
ınn nur eine der beiden ober-
er der XXII. Primigenia, der
· der VIII. Augusta. Die An-
ich, dass die Inschrift nicht
Jahrhunderts (Henzen 6427).
gusta Raurica und Aventicum
ebenso Böckingen in Würtem-
ıchte, das ganze rechte Rhein-
be einverleibt worden.

er hohen, 0,65 breiten Stein,
nd erscheint, den linken Fuss
stehenden Knaben, welche die
. Ruder, in den Händen halten.

.ET ·
I

er Stein hat zwar PRET.
· einer Cohorte gemeint ist
Tribunen, regelmässig unter
tatt T ein F gelesen werden

müssen[1]). Den Namen der Cohorte gibt die Inschrift ebenso wenig wie die andere die Legion an. Indessen lassen sich beide Benennungen mit grösster Wahrscheinlichkeit aus den zahlreichen Ziegelstempeln des Hypocaustum erschliessen. Die obere Platte des Heizraumes trugen nämlich je 7—8 Ziegelsteine, von denen die obersten mit folgenden Stempeln versehen sind:

3) LEG VIII AVG. oder LEG VIII VVG und

4) COH IIII VINDELIC

oder COHIIII VINDEL ANTONI· NIAN

Nur ein einziger Ziegel enthält den Stempel LEG XXII · P · P ·, der andern sind mehrere, darunter eine 0,585 M. lange und breite, 0,055 dicke Platte aus dem Heizraum. Ziegel der 22. Legion Primigenia ohne Beinamen, wie mit der Bezeichnung P · F (Pia Fidelis), PR (Primigenia), P · P · F (Primigenia Pia Fidelis), oder wie hier P · P (Primigenia Pia) haben sich auch in der Nähe gefunden, und der vereinzelte Ziegel mag aus den Brennereien des benachbarten Schlossau (Brambach 1736) herrühren. Die Miltenberger Kaserne ist von einer Abtheilung der achten Legion im Verein mit der vierten vindelicischen Cohorte zur Zeit Caracalla's gebaut, und die beiden Altäre der Fortuna sind von dem Befehlshaber der Cohorte und dem Centurio der Legion bald nach einander gesetzt worden.

Die Geschichte der achten Legion vor ihrer Verpflanzung nach Germanien gibt Mommsen (C. I. L. III, p. 280. 482) vorher Borghesi 4, 222. (vgl. Klein, über die Legionen, welche in Obergermanien standen, Mainz 1853). Wir begegnen ihr zuerst unter den augustischen, da im J. 14 v. Chr. ihre Veteranen nach Berytus und Heliopolis

---

1) E statt AE findet sich auch bei Brambach 308, und T statt F ist ein Fehler des Steinmetzen.

in Syrien geführt wurden (Zumpt comm. epigr. 1, p. 371. C. I. L. III, 191. 193 [1]). Augustus wies ihr Standquartiere in Dalmatien an; wahrscheinlich wegen des grossen Kriegs, den Tiberius 6—9 n. Chr. führte, kam sie nach Pannonien, wo sie, wohl bei Poetovio [2]), noch im J. 23 stand (Tac. an. 1, 23. 4, 5). Aus Dalmatien sind folgende Inschriften bekannt geworden: eines Soldaten bei Albona (3051), eines Veteranen auf der Insel Veglia (3127), ein Ziegel aus Ljubuski (6435); aus Pannonien eines Centurionen in S. Veit bei Pettau (4060). Die Grabschrift eines macedonischen Veteranen in Stobi (630) scheint noch in das erste Jahrhundert zu gehören. Aus Pannonien wurde die Legion durch Claudius Feldzug nach Britannien 43 f. abberufen, bei dem sie ganz oder theilweise mitwirkte [3]). Nachher bezog sie ihre alten Quartiere nicht wieder; wir finden Spuren von ihr in Noricum, das sie auf dem Marsche berühren musste; namentlich beweist die Grabschrift einiger Reiter der Legion in Virunum, von denen einer quaestor veteranorum heisst [4]) (C. I. L. III, 4858), dass sie in der Gegend stationiert war, und dass sich ihre Veteranen in der colonia Claudia Virunum (Klagenfurt), an welcher Zumpt com. ep. 1, 390 ohne Grund zweifelt, niederliessen. Aus derselben Zeit rührt die Grabschrift eines Veteranen in Celeia (Cilli) her (ebd. 5220). Beim Ausbruch des bürgerlichen Krieges 69 finden wir sie in Mösien; wahrscheinlich hatte sie die 62 zu dem armenischen Kriege abberufene V. Macedonica (Tac. an. 15, 6) ersetzt. Denn diese wurde nach der Eroberung von Jerusalem 72 nach Mösien zurückgeschickt, nachdem die achte im J. 69 von dort abmarschiert war (Joseph. b. Iud. 7, 5). Dass sich unter den Vexillationen, welche Nero kurz vor seinem Ende in den Orient zu dem Kriege gegen die Albaner geschickt und wegen des gallischen Aufstandes von Vindex zurückgerufen hatte, auch die achte Legion befunden habe, ist möglich, aber nicht so gewiss, wie Borghesi 4, 223 meint [5]), unrichtig dessen Angabe, dass die Legionen auf dem Marsch nach dem Orient in Mösien Gegenbefehl erhalten hätten. Nach Tacitus hist. 1, 9 waren die illyrischen Legionen selbst gegen Vindex aufgeboten, aber aus

---

1) Wenn die erste Inschrift eines Veteranen, Flavius Iulianus, in Beroea nicht eher in die Zeit Vespasians gehört? In der zweiten möchte ich statt mil. LEG. VIII AVG lieber vet. ergänzen).

2) Später stand dort die 13. Legion (Tac. hist. 1, 1).

3) Henzen, bullet. arch. 1872, p. 100. Hübner, C. I. L. VII, p. 305.

4) Mommsen, Hermes 7, S. 318 ff.

5) Hist. 2, 11 nennt Tacitus nur die Leg. VII. XI. XIII. XIV.

Germanien, Britannien und Illyricum Numeri gegen die Albaner vorausgeschickt und zurückgerufen worden (1, 6), die Germanen von Alexandrien zur See, also die Illyrier auf dem Landwege. Da sie auf dem Rückmarsch in Rom lagen, konnten sie nicht durch Mösien marschiert sein: wahrscheinlich sollten sie sich in Brundusium oder Puteoli nach Aegypten einschiffen, um mit den orientalischen Truppen vereinigt an das kaspische Meer zu ziehen. Denn sonst wären sie durch Mösien und Kleinasien schneller ans Ziel gekommen. In Rom standen also bei Galba's Einzug nur diese Numeri, und zwar in zwei Lagern als Germanica vexilla und Illyrici exercitus electi (1, 31). Erstere müssen die britannischen Numeri einbegriffen haben. Die illyrischen Legionen waren also nicht in Mösien aufgehalten, sondern von dort nach dem Westen beordert und wieder in ihre Quartiere zurückgesandt worden [1]), als sie im J. 69 mit der aus Syrien einmarschierten III. Gallica den Einfall der Rhoxolanen zurückschlugen (Tac. hist. 1, 79). Derselbe Legat, welcher die achte Legion damals befehligte, Numisius Lupus, führte sie nach Italien, wo sie für Vespasian erfolgreich kämpfte (Tac. hist. 3, 10). Mit dem grossen Heere des Cerealis setzte sie sich im J. 70 nach Germanien in Bewegung und blieb dort nach Beendigung des batavischen Krieges mehrere Jahrhunderte hindurch [2]). Denn wenn sie im Itin. Antonini, also im 3. Jahrh., p. 302 bei Viminacium angesetzt wird, so ist die Zahl verschrieben: die Legion, welche Ptolem. 3, 9, 3 ohne Zusatz aufführt, war entweder die VII. Claudia oder die IV. Flavia, vgl. Mommsen C. I. L. III, 1, 264. Gleich zu Anfang nahm die achte Legion ihre Quartiere in Obergermanien und behielt dieselben, wie die XXII. Primigenia, auch nachdem sich seit M. Aurelius die Besatzung von Germanien um die Hälfte vermindert hatte. Der Sitz des Statthalters dieser Provinz war und blieb Mainz [3]); die

1) Aus den Worten des Tacitus hist. 1, 9 „dum in Italia cunctantur“ geht hervor, dass sie auf dem Marsch nach Gallien gegen Vindex auf die zurückbeorderten Vexillationen in Oberitalien warteten, um mit ihnen zusammen über die Alpen zu ziehen.

2) Einen tribunus militum, den Vater des P. Tullius Varro, nennt die Inschrift bei Borghesi 3, 186. Da dieser Legat einer Legion unter Vespasian war, wird er das Tribunat noch vor dem Abmarsch der Legion bekleidet haben. Denn da zwischen dem Tribunat und der Legation beiläufig 12 Jahre verliefen, muss Varro zwischen den Jahren 50 und 60 Tribun geworden sein.

3) Wie Bergk Jahrb. 58, S. 120 ff. zeigt, hat Mommsen, Hermes 3, S, 119 die Stelle des Sueton. Domit. 7 missverstanden und mit Unrecht Vindonissa für die ursprüngliche Hauptstadt von Obergermanien erklärt.

.nordnung Domitians getrennt, die regel-
bildete die XXII. Legion; die VIII. mit
oratum, wenigstens unter Antoninus Pius
lag dort auch im J. 201/2 nach der In-
:n 6778, welche Untergebene des prin-
rinceps (legionis oder praetorii oder
ıciers, welcher die Legionsgeschäfte ver-
Lage wegen wird es auch später so ge-
cell. 15, 11 heisst Strassburg ein muni-
r Legion vollzog sich auch im Elsass der
zu städtischen Verfassungen, welchen
'9 ff. trefflich erläutert hat. In Königs-
n der zweiten Hälfte des zweiten Jahr-
h(onorem d(omus) d(ivinae) beweist, vi-
n vicus Canabarum (Henzen 6803,
ıilitärischen Bedürfnisse durch die Legion
ar, sind zwar zahlreiche Legionsziegel
bronn u. s. w. zum Vorschein gekommen,
ja auch die Denkmäler der Legionssol-
issen bürgerlichen Lebens zurück. Anders
rom zweiten Jahrhundert an, jenseit des

Aufenthalts der Legion in der Provinz
rerer Veteranen, welche (vermuthlich im
Colonie Reate[3]) geführt waren. Grut.
Orell. 3685. Henzen 6960. Einer war
:bürtig, also schon, als die Legion noch
eingetreten, ebenso wie die vorher Ge-
sich durch das gleichzeitige Diplom für
›horten (C. I. L. III, 2 p. 852)[4]).
ıisern theilte die Legion die Bewachung
:r XXII. Pr., der I. Adiutrix und der XI.
apax verschwunden war. Beide letztern
er Inschrift in Baden-Baden zusammen

II, 1, p. 166.
p. 395.
efundene Inschrift Orell. 5006 scheint hierher

genannt (Br. 1666); Denkmäler aller Art finden sich, am häufigsten im Süden, vereinzelt von der XI. bis Friedberg (Br. 1417, b), ihr Hauptquartier scheint aber Vindonissa gewesen zu sein. Vor 170 wurde sie nach Moesia inferior versetzt (Wilmanns 1458). Da sie unter M. Aurelius im parthischen Kriege mitgekämpft zu haben scheint (ebd. 636. Henzen 5478 f.?), wird sie um diese Zeit in jene Provinz verlegt worden sein (eine Inschrift aus der Krim C. I. L. III, 782), nicht erst, wie Borghesi 4, 228 annimmt, zur Zeit des Septimius Severus. Dafür spricht auch die Differenz zwischen Ptolem. 3, 10 und dem Itinerarium Antonini 223, 4. Jener setzt nach Dorostorum die leg. I. Italica, dieses die XI. Claudia. Die leg. I. Adiutrix war auf Anlass des Aufstandes von Antonius Saturninus mit der VII. Gemina von Spanien nach Obergermanien geführt worden (Mommsen, Hermes 3, S. 119); sie nahm, während L. Iulius Ursus Severianus Statthalter von Obergermanien war, unter Nerva an dem suebischen Kriege Theil (Henzen 5439) und blieb, wie jene Badener Inschrift beweist, unter Trajan in Obergermanien. Unter Antoninus Pius stand sie in Bregetio in Pannonien (Ptolem. 2, 14, 3), war also in der Zwischenzeit, etwa unter Hadrian (?) dorthin versetzt worden. Die legio VII. Gemina kam zwar damals auch nach Germanien und zwar zunächst, wie es scheint, nach Obergermanien; denn ihr Tribun war nach einer Wormser Inschrift (Br. 896) Präfect einer ala Scubulorum, welche in Obergermanien lag (ebd. 1512); blieb aber nur kurze Zeit dort. Ihre Anwesenheit in der Provinz bezeugt die Inschrift (Henzen 6702) unzweifelhaft. Dort heisst T. Staberius Tribun Leg. VII. Geminae Felicis. Diesen Beinamen erhielt sie nach Vespasian; den andern Pia führt sie nach Caracalla (Hübner C. I. L. II, 2660. Wilmanns 147). Folglich war jener römische Stein vor Caracalla gesetzt worden, und die Bemerkung von Grotefend, Jahrb. 26. S. 125 bleibt gegen Henzens Widerspruch (zu Borghesi 4, 221) bestehen; wenn sie später in Germanien Alexandriana heisst (Orell. 2059. Br. 1529), so folgt daraus nur, dass sie unter Severus Alexander noch einmal aus Spanien einmarschiert war. Bald nach Hadrians Regierungsantritt um 120 wurde das germanische Heer durch die Entsendung von Verstärkungen geschwächt, die leg. VI. Victrix, wahrscheinlich nachdem die IX. Legion von den Briganten aufgerieben war, dauernd nach Britannien versetzt (Orell. 3186. Borghesi 4, 115. Henzen 3, p. 510) und drei Abtheilungen obergermanischer Legionen zur Unterstützung hinüber gesandt. Dies lehrt die berühmte Inschrift des T. Pontius Sabinus (Henzen 5456. Wilm.

n den parthischen Krieg Trajans mitgemacht
en der l. XXII Pr. und der XIII. Gem. zum
aufgestiegen war und dann praepositus vexil-
expeditione Britannica leg. VII. Gemin. VIII.
). Vielleicht gab jener Marsch den Anlass zu
ıfenthalt der VIII. Legion in Niedergermanien,
ınten Ziegel mit der Umschrift LEG · VIII ·
nd (Bramb. p. 3. 62), sie mochte die Reserve
ı gebildet haben. Von ihrer Verwendung in
:hriften des C. I. L. VII, 300. 303. und 4951,
die letzte Beachtung verdient. Auf einem
1867 in der Mündung des Flusses Tyne bei
deckt wurde, wird die LEG VIII AVG und
ɔldat, nebst seiner Centurie genannt >IVL
.TI. Die beiden ersten Namen bezeichnen
den Soldaten. Da dieser Schild am Walle
Steine nicht gar weit davon in Cumberland
en worden sind, ersieht man, dass die achte
Walles gedient hat. Dass die VEX(illatio)
ist, lässt sich freilich nur vermuthen; sie hat
Matribus tramarinis ein Gelübde gewidmet,
lis (n. 499) in Segedunum (Newcastle), wahr-
ibender, welcher die Vexillation begleitete.
ind auch die beiden am Walle selbst gefun-
uten ex G(ermania) s(uperiore) n. 632. 694
ion.
'freute sich Germanien ungestörten Friedens:
.ter Hadrian und Antoninus fortgebaut wurde,
ge Rheinufer und die Decumatenländer, und
e Gefahr vermindert werden. Dazu gab be-
nauländer und des Ostens Anlass. Die VI.
ıein schon unter Hadrian mit Britannien ver-

die Zahl von 2—3000 Mann für eine Vexillation,
en Männern befehligt wurde, zu schwach gewesen
h eine spanische Truppenabtheilung heranzog, aber
00 Mann, die von einem Officier untergeordneten

tauscht (Orell. 3186). Die VII. Gemina war ohne Zweifel bald nach Spanien zurückgekehrt, die I. Adiutrix stand seit Antoninus Pius in Pannonien, die XI. Claudia muss, wie bemerkt, vor 170 (vgl. Wilmanns zu 1458) nach Niedermösien versetzt worden sein, höchst wahrscheinlich in Voraussicht des markomannischen Kriegs oder in Folge der Verschiebungen, welche durch die parthische Nachbarschaft und die zweifelhaften Verhältnisse zu Vologeses III. entstanden waren. Im Anfang dieser Regierung bekleidete L. Neratius Proculus das Tribunat der VIII. Legion (Orell. 3393 = Wilm. 1155, vgl. Borghesi 5, 373 ff.); ebenso M. Oppius Capito (Orell. 3899), später M. Aurelius Lucilius aus Poetovio (Orell. 3592), früher, noch unter Hadrian, Sex. Cornelius Dexter (Henzen 6924 = Wilm. 1254).

Man verliess sich auf die Befestigungen, hinter denen die Provinz gesichert blühte. Sparsi per provinciam numeri, wie Tacitus Agric. 18 Britannien schildert, bauten und schützten die verschiedenen Castelle, und bis nach Gallien hinein, im Einverständnisse mit dem Procurator Belgicae et utriusque Germaniae, erstreckten sich die Arbeiten der achten Legion und der Aufenthalt ihrer Veteranen. Aus den Steinbrüchen von Norroy bei Pont-à-Mousson rührt der Altar, welchen P. Talpidius Clemens 7. leg. VIII. AVG. cum mil. leg. eius dem Juppiter und dem Hercules Saxanus errichtete (Orell. 2011. Hist. Bénédict. de Metz pl. 24, 3), wo wie schon unter Vespasian ein Vexillum der X. Gem. auch die XXI. Rapax gearbeitet hatte (Orell. 2008. Jahrb. 9,140), und die Denkmäler des Metzer Museums rühren grösstentheils aus dem 2. Jahrh. her (Hübner, Jahrb. 53, S. 160). Eine stehende Besatzung hatte Divodurum damals schwerlich[1]), aber die Veteranen zogen sich dahin zurück (Klein, Inscr. Médiomatriciennes. 4. 5). Das Praenomen lässt auch in obiger Inschrift nicht an eine spätere Zeit denken.

Um das Jahr 170 also waren nur zwei Legionen in Obergermanien zurückgeblieben, welche mit ihren Hülfstruppen etwa 30,000 Mann stark sein mochten und sich in die Vertheidigung der langen Linie theilen mussten. Daher kommt es, dass wir in der Wetterau, die ohne Zweifel von Domitian bei seinem Feldzuge gegen die Chatten in die römische Vertheidigungslinie eingeschlossen wurde, neben Ziegeln der XXII. und der VIII. Legion Denkmäler der XI., XIV. und der XXI. Rapax

1) Es kommen einzelne Grabsteine von Soldaten der I. Adi. VI. und VIII (?) vor (Klein 1—3).

enannten nahmen die Stelle der abge-
tende Strecke war ungemein gross: wir
en nicht weit von der rhätischen Grenze
782), in der Schweiz, zu beiden Seiten
l[2]). Die nördlichste ist einer der beiden
ei Brohl gefundenen Altäre, welche die
-Germanien bezeichnen (Brambach 649.
Schriftzüge sollen das zweite Jahrhundert
die auf dem Stein der leg. XXX. V. V.
III. AVG. weggelassenen Vornamen über-
Zeit des Antoninus ist nur der Votivaltar,
turio als praepositus chor. (cohorti)
na Respiciens in Böckingen bei Heilbronn
af folgt aus Olnhausen in Jaxthausen der
Consulars (ebd. 1618) aus dem J. 179; wie
rtheilt waren, wissen wir nicht; indessen
ichere Zustand der südlichen Landstriche
Theil der Legion und der von ihren Cen-
n weiter nördlich vorgeschoben war, um
beobachten.

ift dieser bekanntlich untergegangenen Legion
lche 1842 in Friedberg entdeckt wurde (Klein
10, n. 52. Bramb. 1416) LEG XXI | RA
ERI | SVb III NOTI. Ich lese die letzten
Noti und halte den Letztern für einen Soldaten,
seinen Namen an sich trug, wie auf jenem eng-
rgks Erklärung Jahrb. 58, 144 lässt das Cen-
i Brambach scheint ein Doppel-L zu sein.
s Trier (Bramb. 777) I · H . D . D | I . O ·
AE · VICT · | BF . LEG · VIII · AVG . |
sen worden. Die dritte Zeile muss abgetheilt
nae) MAS(ius) GIL(vus). Die folgende lautet
14 und 45, S 61 EL · ÆL · VICT. Wahr-
r Name et Aelius Victorinus, so dass die
nlösen ist.
, 81. Ein römischer Legionssoldat wird doch
rritoriums innerhalb der Provinz, sondern die
vinz selbst im Auge gehabt haben.

Diese hatten schon zu Anfang der Regierung des Marcus Aurelius, also um das Jahr 162, einen Einfall in Germanien und Rhätien gemacht, welchen der Kaiser den Legaten Aufidius Victorinus entgegenschickte (v. M. Ant. 8). Dieser erwarb durch seinen Sieg das Consulat, das er im Jahre 183 zum zweitenmale bekleidete (Marini fr. Arv. 2, 354). Ein glänzendes Zeugniss für seine Amtsführung gibt Dio C. 72, 11, wie aus den Worten Γερμανίας ἄρχων und der Erwähnung eines untergeordneten Legaten hervorgeht, nach dem ersten Consulat. Jener Einfall, welcher nach Dio 71, 3 selbst Italien bedrohte, scheint eine südliche Richtung von der Grenze zwischen dem germanischen und rhätischen Limes genommen zu haben.

Anders der Krieg unter Commodus, in welchem die achte Legion sich auszeichnete, wie die XXII. schon unter M. Aurelius gegen die Chatten (vita Did. Iuliani 1). Die berühmte Inschrift Orell. 3714 = Wilm. 1459 lautet: C. Vesnio. C. f. Stel. Vindici | Populi. Vrvini. patrono. suo | Et. municipii. aedil. IIII. vir | Viar. curandarum. trib. mil. | Leg. VIII. Aug. | Quo. militante. cum. liberata. esset | Novia. obsidione. legio. pia. fidelis | Constans. Commoda. cognominata. est | Ipse. ut. devotissimus. imperatori | Commodo. Aug. Pio. Felici. obiecto. honore | Quaestor. designatus. est. annorum. XXIIII | Divisit. ob. dedicationem. bigae. decurion | Singul. * V. collegIs. omnibus VIII. plebei | Et. honore. usis. * III. L. d. d. d. Da Commodus den Titel Felix nach dem Tode des Perennis im Jahre 185 annahm (Eckhel. VII, p. 135. Wilm. zu No. 955), ist die Inschrift nach diesem Jahre gesetzt worden, wie sich aus den später bekleideten Aemtern des Vesnius ergibt, wenigstens zwei Jahre später als die darin gerühmte Kriegsthat vollbracht war. Wir würden also zwischen mehreren Jahren bis 193, dem Todesjahre des Kaisers, schwanken, wenn uns nicht eine Inschrift aus Aschaffenburg zu Hülfe käme (Br. 1752 = Henzen 6681 = Wilm. 1460). Sie lautet: I(ovi) O(ptimo) M(aximo) | Dolicheno. In ho | nor. d(omus) d(ivinae) P. Ferrasi | us. Cl(audia) Avitus Savari | a. 𐆠. leg. VIII. Aug. ꟼF Co (piae fidelis Commodae) | ex. aquilifero. leg. | I. adiutricis. pro. se | et suis v. s. l. l. m (votum solvit laetus libens merito) | Aproniano | et Bradua cos | . Also im Jahre 191 hiess die Legion schon so, wie jenes Denkmal sie nennt. Nun nahm der Kaiser, welcher 184 wegen der britannischen Siege des Ulpius Marcellus zum siebentenmale Imperator genannt wird, im Jahre 186

den Titel Imp. VIII. an, und zwar gegen Ende des Jahres (Eckhel. VII, p. 114 ff.). Die Münzen des folgenden Jahres zeigen den Janus geminus und die Tellus stabilita, der Kaiser that sich also auf den kriegerischen Erfolg viel zu gute. Nehmen wir an, dass der Titel eben jenen Sieg über Germanen verherrlichte, so haben wir das Jahr 187 für die Quaestur, 189 für die Aedilität des Vesnius gewonnen. Ich nehme also keinen Anstand, dessen That in dieses Jahr 186 zu setzen. Dass er als Tribun nicht den Oberbefehl führte, ist sicher; vielleicht stand Clodius Albinus vor seiner Praetur per Commodum ad Galliam translatus, in qua fusis fugatis gentibus transrenanis celebre nomen suum et apud Romanos et apud barbaros fecit (vita Cl. Alb. 6), damals der achten Legion vor.

Diese Zeitbestimmung ist freilich mit der von Grotefend, Epigraphisches S. 8 f. aufgestellten Vermuthung unvereinbar, wonach das Ereigniss in den markomannischen Krieg zwischen 178 und 180 zu setzen ist. Grotefend meint, »dass wir die Belagerung und Entsetzung in die Donauländer verlegen und diesem Kriege zuschreiben müssen, an welchem der Legio VIII Augusta, als einer der nächstgelegenen Legionen, gewiss ein Hauptheil zugefallen war«. Aber diese wird durch die Inschrift von Olnhausen (Br. 1618) widerlegt, wonach die Legion im Jahre 179 in Württemberg stand und den Beinamen noch nicht erhalten hatte. Chronologisch ansprechender ist die Vermuthung von Lehne bei Orelli. Er bringt das Ereigniss mit dem Aufstande des Maternus, den wir aus Herodian 1, 10 und der Lebensbeschreibung des Pescennius Niger c. 3 kennen, in Verbindung. Die Zeit würde passen, denn Septimius Severus bekleidete das Statthalteramt von Gallia Lugdunensis, während dessen er günstig über Nigers Thätigkeit berichtete, wahrscheinlich 187 und 188 (Höfner, Untersuchungen zur Gesch. des Kaisers L. Septimius Severus I, S. 65), aber die Oertlichkeit nicht. Denn die Ausreisser, an deren Spitze sich Maternus stellte, schweiften in Gallien und Spanien umher, die achte Legion konnte unmöglich die Ufer des Rheins entblössen. Wir haben die unbekannte Festung Novia an letzterer Stelle zu suchen. Nur zwei Orte des Namens werden überhaupt genannt: der eine in einer Inschrift bei Vermiglioli, iscrizioni Veliterne II, p. 436 n. 3, die ich nur aus Grotefend, Epigraphisches etc. S. 5, kenne. Es kommt dort ein Bürger aus Novia Quirina vor. Da zu dieser Tribus mehrere Orte des rechten Rheinufers gehörten, Augusta Raurica und Aventicum (Grotefend, imp. R. trib. descr. S. 124), auch wohl Böckingen (Br. 1585), scheint

auch jene Inschrift sich auf ein rechtsrheinisches Novia zu beziehen. Der andere Ort wird von dem Geogr. Ravennas 4, 26 erwähnt, Nobia an der Mosel, der sonst Noviomagus heisst. Dort sind allerdings mehrere Alterthümer gefunden; die Inschriften (Br. 857—60) enthalten aber nichts Militärisches und lassen nur auf einen offenen Vicus, welcher eine Belagerung nicht aushalten konnte, schliessen. Die That der Legion muss einer bedeutenden Festung gegolten haben, deren Befreiung ihr jenen Ehrentitel erwarb. Unter den Kastellen von Obergermanien war das bedeutendste bei Niederbiber gelegen, dessen Grösse und Wichtigkeit die Abhandlung von v. Cohausen, Jahrb. 47 und 48, S. 1 ff. in ein helles Licht gesetzt hat: »es hatte eine Besatzung von mindestens 3 Cohorten nöthig, bedurfte aber bei seiner Wichtigkeit als Reserve und zu Ausfällen wohl auch eine Besatzung von 5 Cohorten oder $^1/_2$ Legion« (S. 51). Scharfsinnig hat I. Becker Jahrb. 39 und 40, S. 10 ff. in dem Anhang des Veroneser Provinzenverzeichnisses die Namen Usiporum, Tubantum, Victoriensium novorum, Chasuariorum hergestellt[1]) und aus mehreren Umständen geschlossen, dass die VIII. Legion dort in dem Kessel von Neuwied einen glänzenden Sieg davon getragen habe, welcher zur Anlage eines festen Castells Victoria geführt habe (S. 28). Die Thatsache selbst unterliegt keinem Zweifel. Der Name eines collegium Victoriensium kommt Br. 692 vor, Victo in einem Fragment 701 m, ein anderes ebd. 701, C

IN
EX · V

kann in honorem domus divinae exercitus victor aufgelöst werden, und die zahlreichen Ziegel der VIII. Legion tragen nicht allein die Beinamen PF, PFCoRF (wovon die drei letzten Buchstaben dem Töpfer gehören), sondern einer unter ihnen, den Freudenberg bei Niederbiber fand (Jahrb. 26, S. 108) gibt die Umschrift LEG VIII AVG VIC PF (victrix pia fidelis)[2]), also den deutlichen Hinweis auf einen

1) Das Mscr. gibt Nomina civitatum trans renum fluuium quae sunt: Usiphorum tuuanium nitrensium nouarii casuariorum. Die beiden ersten und den letzten Namen hatte schon Müllenhoff zu Mommsen (Abh. der Berl. Akad. 1862, S. 489 ff.) richtig gelesen.

2) Danach könnte man glauben, dass in der Inschrift von Tivoli Henzen 5706 die Lesart Veteranus. leg. VIII VIC PF richtig wäre, wenn nicht die Verbesserung Henzens AVG so nahe läge. Das Original des Steines ist nicht bekannt.

dort erfochtenen Sieg. Bedenkt man nun, dass Clodius Albinus mehrere rechtsrheinische Völkerschaften besiegte, die Veroneser Tafel ihrer mehrere nennt, so wird man die Vermuthung, dass dessen Sieg mit dem der achten Legion identisch war, wenigstens nicht grundlos nennen [1]). Dass das Kastell schon vor jenem Siege bestanden hat, lässt sich inschriftlich nicht nachweisen, und die dort gefundenen Münzen von Trajan und Hadrian liefern ebenfalls keinen Beweis; auch die vielbesprochenen Cohortenzeichen und die übrigen Denkmäler (Jahrb. 37, 72 ff. 38, 61. 39, 199. Grotefend, Epigraphisches V) können später hingebracht worden sein, aber mit grösserem Rechte lässt sich auch der Name des Orts Victoria bestreiten; wir kennen nur Victorienses. Alles zusammen genommen führt zu der Annahme, dass die Römer einen strategisch hochwichtigen Punkt bei der planmässigen Sicherung des rechten Rheinufers schon vor Commodus Regierung nicht ausser Augen gelassen und, wie jene Münzen andeuten, vielleicht schon unter Hadrian durch eine neue Festung gesichert haben. Zu ihrer Besatzung gehörte die fünfte Cohorte, deren Zeichen, so weit sich aus der Abbildung der Buchstaben schliessen lässt, älter als das dritte Jahrhundert ist, und dessen plastischer Schmuck den jungen Commodus als Theilnehmer an dem markomannischen Siege seines Vaters zeigt. In dem Alter von 14 Jahren erhielt er 176 an dem Limes des Ostens selbst die toga virilis, wurde princeps iuventutis und theilte die Kriegsehren seines Vaters (v. Ant. philos. 22. Comm. 2. 12). So stellt ihn nach Eberlings richtiger Bemerkung das Cohortenbild dar: bewaffnet, jugendlich, schreitet er auf feindlichen Waffen der Donauvölker über den Danubius. Mit diesem Zeichen bewaffnet ging die Cohorte in die Schlacht, es ist von einem Pfeil durchbohrt [2]).

---

1) Ein Verzeichniss der Legaten von Obergermanien fehlt noch; unter Trajan war es Kan . . . . (C. I. L. III, Diplom XXVII), und nach 150 war es C. Popilius Carus Pedo (Henz. 6501, Wilm. 1186) unter M. Aurelius, L. Dasumius Tullus (eb. 1188, Henzen 6081), unter Septimius Severus, Statilius Barbarus (Borghesi 3, 268, Henzen 5501), Q. Aiacius Modestinus Crescentianus (Br. 1432 vgl. Borghesi 4, 130) unter Severus Alexander C. Caesonius Macer (Wilm. 1217), unter den beiden Philippi (?) Q. Caecilius Pudens (Br. 1618). Dazu kommen noch P. Cornelius (?) in Oehringen (Br. 1559) und Claudius Aelius Pollio (ebd. 982, vgl. Henzen 6461), der Letztere aus späterer, der Erstere aus früherer Zeit.

2) Ferrataeque arundines fundebantur sagt Ammian. Marcell. 16, 7 von beiden Seiten, Römern und Alemannen.

Nach dem Siege 186 wurde Novia durch den ehrenvollen Beinamen von den Siegern ausgezeichnet: es hiess fortan Novia Victricensis, wie die colonia Victricensis quae est in Britannia Camaloduni (Orell. 208 vgl. Hübner C. I, L. VII, p. 34). Wie dort Victorias Standbild die Sicherheit der Stadt verbürgte (Tac. an. 14, 32), ähnlich wie irgendwo in Germanien (Dio C. 56, 15), so war auch hier Victoria die Schutzgöttin, und ihr zu Ehren ordneten sich die militärischen Collegien, welche die Inschriften aus den Jahren 239 und 246 (Br. 692[1]) und 693 erwähnen. An der Spitze steht das collegium Victoriensium Signiferorum, wie ein collegium Victoriae Aug. in Sarmizegethusa (C. I. L. III, 1365) oder Martense in Mailand (Henzen 6073) oder das contubernium Marticultorum in Augsburg (Orell. 2397 = C. I. L. III, 5790); ihnen folgen die imaginiferi der Cohorten und die vexillarii der Centurien, endlich die baioli, eine Gesellschaft von Pionieren, ohne Zweifel dieselben, welche anderwärts dendrophori genannt werden. Statt der signiferi erscheinen auf der zweiten Inschrift neben den vexillarii die imaginiferi, offenbar in gleicher Bedeutung. Wenn also jene signiferi Victorienses heissen, so leitet sich der Name nicht von der Oertlichkeit, sondern von der Gottheit ab, was die Widmung des Genius collegii von Seiten der untergeordneten Genossenschaften anzeigt. Also die Benennung der Stadt hat man mit Unrecht davon hergenommen. Diese gibt jene Veroneser Tafel, wenn man die Abkürzungen oder Verschreibungen ändert: Victricensium Novianorum (ii ist nach Mommsen's Angabe undeutlich)[2].

Ausserhalb Novias enthalten noch folgende Denkmäler den Ehrenbeinamen der Legion: 1) der oben angeführte Altar in Aschaffenburg vom Jahre 191, an dem der Name des Kaisers Co nach seinem Tode, aber vor der durch Septimius Severus erfolgten Consecration ausgemeisselt zu sein scheint; 2) ohne Datum eine Inschrift aus Osterburken

---

1) Die 14 Personen, welche auf beiden Seiten des Steins namentlich aufgeführt werden, scheinen die Decurionen oder Principales der Collegien der Baioli und Vexillarii gewesen zu sein.

2) Meine Erklärung berührt sich in mehreren Punkten mit Beckers gelehrter Erörterung. Seine Vermuthungen über die Herstellung der Stadt nach der Zerstörung unter Gallienus und die Verlegung derselben von Niederbiber nach Heddesdorf durch Postumus haben viel Wahrscheinliches; dass an letzterem Orte unter dem Schutze der Festung eine Canaba entstand, lässt sich von vorn herein annehmen.

(Br. 1729 = Murat. 882, 2). Nach Eckharts Bemerkung de reb. Franc. I, 10, iam apud me servatur wird man sie hier in Würzburg suchen[1]), sie muss aber anderswohin gekommen oder verloren sein. Bei Muratori und daraus bei Grotefend a. a. O. fehlt der obere Theil, Brambach gibt sie als vollständig, es ist aber gewiss ein Stück verloren gegangen. Das erhaltene lautet: leg. VIII | Aug. | p.f.c | a.s.fd.h.asolo fecit; 3) auf dem grossen Altar in Mainz aus dem Jahre 192 (Br. 993) fehlt der Beiname nur wegen der Verstümmelung des Denkmals am Ende der Zeilen, denn von dem am letzten Tage des Jahres erfolgten Tode des Kaisers konnte man in Mainz während desselben nichts wissen; 4) der Weihaltar eines Veteranen in Genf aus dem Jahre 201 (Orell. 275, Mommsen Inscr. Helv. 64) Deo.invicto | Genio.loci | Firmidius. Se | verinus. mil | leg. VIII. Aug. p. f. | C. C. stip. XXVI. aram | ex .voto.pro salute | sua.v.s.l.m.posita Muciano.et.Fabiano.Cos. Da Septimius Severus sich dem Andenken des Commodus günstig bezeigte, durfte der ausgediente, aber noch nicht entlassene Soldat mit dem Titel, welchen er vor 15 Jahren mit verdient hatte, sein schlecht stilisiertes Denkmal zieren. Im Jahre 205 führte sie den Titel nicht mehr. Dies lehrt die Inschrift vom Fusse der Wasenburg bei Niederbronn (Orell. 940. Bramb. 1843). Der obere Theil ist verloren, auf dem untern las man vor dem Brande der Strassburger Bibliothek: LEG · VIII. A/// | V · S · L · L · M | IMP · ANTONINO | II · ET · C//C · COS (Geta's Name ist ausgemeisselt). Aus dem Datum der Inschriften 1—3. 5 ergibt sich, dass Theile der Legion sich wieder südlich gezogen hatten und in der Nähe des Limes Bauwerke ausführten; die Besatzung von Novia bildeten ohne Zweifel einzelne Abtheilungen der achten und der zwei und zwanzigsten Legion, deren Ziegel bei Niederbiber gefunden werden, und besonders Hülfscohorten.

Unter Septimius Severus wird die Legion nur auf Münzen erwähnt; vermuthlich hatte sie sich gleich an ihn angeschlossen. Seine Feldzüge scheint sie nicht mitgemacht zu haben, weil die Rheingrenze und der Limes nicht entblösst werden durfte.

---

1) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass die beiden athenischen Richtertäfelchen, deren jetzigen Aufbewahrungsort Klein Jahrb. 58 S. 71 unbekannt nennt, sich in der hiesigen Sammlung befinden und auch ihre Grössenverhältnisse (Länge 11,0, Breite 2,2 Cent. eines zerbrochen, Länge 12,0, Breite 2,0 Cent.) in meinem Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg Heft 2 1868, S. 3 angegeben worden sind.

Zwei Legaten kennen wir, welche sie ungefähr zwischen der Regierung des Commodus und Caracalla befehligt haben:

1) Cn. Petronius Probatus Iunior Iustus (Henzen 6451 = Wilm. 1209). Er heisst auf einem Stein in Nola, den ein Centurio der achten Legion ihm gesetzt hat, C. V. und praeses (praesidi iustissimo). Wie Wilmanns bemerkt, ist der Stein nicht jünger als Caracalla, weil der Gefeierte durch die höheren Kriegsdienste hindurchgegangen war, eine Pflicht, die seit Caracalla abgekommen zu sein scheint (Borghesi 4, 311), aber auch nicht älter als Commodus wegen der Titulaturen clarissimus vir und praeses.

2) Q. Petronius Melior (Henzen 6048 = Wilm. 1213) aus Tarquinii. Ein Mann dieses Namens kommt auf mehreren Inschriften vor: in Tarquinii wird auf demselben Steine, welcher die Erbauung der Thermen durch L. Dasumius Tullius Tuscus (Henzen 6622) und ihre Herstellung durch unsern Petronius feiert, auch seiner Frau Domitia Melpis gehuldigt (Henzen 5133); seinen Grabstein, früher in Florenz, sah de' Rossi in Rom (Orell. 3775. Henzen 3, p. 412) D. M. | Q. Petron | Meli | oris Cos. M V. (d. h. nicht, wie Marini fr. Arv. p. 428f. ihn mit einem erst im 4. Jahrhundert nachweislichen Titel auflöst, Magnifici viri, sondern nach Henzen consularis memoriae viri); endlich datiert Grut. 300, 1 besser bei Borghesi 3, 432 ist ein Fragment priesterlicher Fasten, wonach im Jahre 982 = 230 Q. Petronius Melior cooptiert wurde. Indessen hat Mommsen bei Wilmanns bemerkt, dass der regelmässige Kriegsdienst dieses Petronius, welcher in der altgewohnten Weise die Stufen der Aemter sämmtlich zurücklegte und auch Legat unserer Legion war, mit dem seit Caracalla und Severus Alexander häufiger werdenden Ausschluss der Senatoren von der kriegerischen Laufbahn nicht recht vereinbar ist, und sich namentlich unter Severus Alexander kein sicherer Legionslegat nachweisen lässt. Er vermuthet daher, dass unser Legat der Vater des Priesters von 230 war; so dass sein Commando etwa 30 Jahre früher angesetzt werden muss. Unter Caracalla war es freilich noch Ausnahme; von den ziemlich zahlreichen Denkmälern gewesener Legaten geht eins aus Tivoli unsere Legion an (Marini fr. Arv. tav. 60 = Orell. 3851. Wilm. 1808): P. Aelio. Coerano | cos. procos. prov. Mac | leg. leg. VIII. Aug. u. s. w. In seinem Hause versammelten sich die Arvalen am 18. Mai 213. (Henzen, Scavi nel bosco sacro dei Fratelli Arvali. Roma 1868 p. 75 = Wilm. 2880). Aus demselben und dem folgenden Jahre stammen die beiden von Marini fr. Arv. tav. 38 u. 39 mitgetheilten und p. 777

vortrefflich erläuterten Tafeln. P. Aelius Coeranus iunior, wie er tav. 39 heisst, wo der Sohn oder Bruder eines ägyptischen Griechen, welcher nach seines Gönners Plautianus Sturz von Septimius Severus verbannt, von Caracalla 212 zurückberufen und von allen Aegyptern zuerst in den Senat aufgenommen gleich zum Consul ernannt wurde (Dio C. 76, 5. 77, 3). Da der Kaiser den Arvalen ein neues Mitglied zur Cooptation vorzuschlagen pflegte, Severus aber während der siebenjährigen Verbannung des ältern Coeranus schwerlich dessen Verwandten begünstigt haben wird, muss dieser im Jahre 213 noch jung gewesen sein und die Legion erst einige Zeit nachher in friedlichen Zeiten geführt haben. Das Jahr 213 selbst war ein stürmisches. Man erwartete den Kaiser. An den Idus des Januar widmete in Praunheim bei dem vicus novus in Heddernheim ein Beneficiarius des Consulars M. Aurelius Cl(audia) Pompeianus [1]) in h(onorem) d. d. (domus divinae) dem Genius sanctus einen Altar (Br. 1492 = Orell. 1709. Wilm. 1461); in demselben Jahre mehrere Chargierte, worunter ein D(uplarius) leg. VIII Antoninianae dem Kaiser devotissimi numini eius in Mainz ein Monument (Br. 1304); eben so in Cannstadt zwei Beneficiarii des Consulars, einer Miles leg. VIII Aug. Antoninianae, der andere miles leg. XXII Antonian. in h. d. d dem Juppiter, der Juno und dem Genius loci einen Altar (Br. 1575, 76) [2]). Die Meilensteine wurden erneuert (Br. 1959, 1962). Endlich, vielleicht in demselben oder dem nächsten Jahre, wurde in Meinsheim im württembergischen Neckarkreis ein Denkmal gewidmet IMP CAES M Aur. Antonino | PIO FELici Augusto | GERM(anico) PON · MAXIM | ET IVLIAE AVG MATRI | CASTRORVM | OB VICTORIAM | GERMANICAM. (Br. 1573. Henzen 5507). Auch in Afrika wurde der Sieg gefeiert (Wilm. 2365). Von seiner Mutter Julia begleitet (Borghesi, bullett. 1838, p. 164) zog der Kaiser im Sommer 213 über die Alpen in den Krieg gegen die Alemannen, welche in diesem Jahre zuerst auf den Schauplatz traten. Am 11. August thaten die Arvalen im Capitol ihre Gelübde quod dominus n(oster) — — — per limitem Raetiae ad hostes extirpandos barbarorum [fines] introiturus est, ut

1) Die Namen erinnern an den Schwiegersohn des M. Aurelius, Claudius Pompeianus und den Kaiser selbst. Zur tribus Claudia gehörte die ara Agrippinensis.

2) Da der zweite Stein in der letzten Zeile ANTON . . (d. h. IIII cos.) gibt, rührt auch der erste aus demselben Jahre her.

ea res ei prospere feliciterque cedat, am 6. Oktober verrichteten sie an derselben Stelle ein Dankopfer ob salute [m] victoriamque Germanicam imp . . . . . et Iuliae Aug. In der Zwischenzeit also zwischen dem August und Oktober war der Sieg erfochten worden, welchen auch die Münzen des Kaisers verherrlichen, die Nachrichten der Schriftsteller nicht übereinstimmend erläutern. Nach der vita c. 5 u. 10 circa Raetiam non paucos barbarorum devicerat, und Alamannorum gentem devicerat; nach Aurel. Victor de Caes. 21 Alamannos gentem populosam, ex equo mirifice pugnantem, prope Moenum amnem devicit (vgl. Dio 77, 13). Seinen Marsch lehrt die Inschrift des C. Octavius Appius S[a]trius Sabinus genauer kennen (Mommsen, ephemeris 1, p. 130 vgl. Borghesi 5, 396). Er war nach der Prätur und vor seinem Consulat, also vor dem 2. Januar 214 Legat der leg. XXII. Primigenia, hierauf praepositus vexillarius Germanicae expeditionis, Comes Augusti nostri und Legatus Augusti pro praetore provinciae Raetiae gewesen; wahrscheinlich bekleidete er diese letzten Funktionen auf einmal, da der enge Zeitraum zwischen dem August und dem Ende des Jahres eine Aufeinanderfolge kaum zulässt. Da er als Legat einer oberdeutschen Legion den Kriegsschauplatz kannte, wurde er zum Comes des Kaisers[1]) ernannt, führte die aus andern als den oberdeutschen Legionen ausgewählten Verstärkungen, zunächst eben aus der rhätischen legio III. Italica, und den Oberbefehl in Rhätien selbst. Der Marsch ging also durch Rhaetien nach Deutschland, wo nach Aurelius Victor die entscheidende Schlacht am Main geliefert wurde, weit von Rhaetien, in dessen Nähe sie die Historia Augusta versetzt. Die letztere Schlacht mag das Treffen gegen die unbekannten gallischen Kenner gewesen sein (Dio Cass. 77, 14)[2]), wenn nicht etwa gar Neckar und Main von Victor verwechselt wurden.

Auf diesem Zuge gegen die Alemannen, sagt Dio C. 77, 13, *διέταττεν εἴ πού τι χωρίον ἐπιτήδειον πρὸς ἐνοίκησιν εἶδεν· ἐνταῦθα φρούριον τειχισθήτω*[3]). In Miltenberg bestand schon im zweiten

1) Ueber die Stellung des Comes handelt Mommsen, Hermes 4, 120 ff. lehrreich.

2) In diesem Treffen kämpften auch Osroener; wahrscheinlich hatte also Septimius Severus, nicht, wie Becker, Grabschrift eines römischen Panzerreiters aus Rödelsheim, 1868, S. 23 meint, erst Severus Alexander die ala firma catafractariorum in das römische Heer eingeführt.

3) Dass der vicus Aurelius Caracalla seinen Namen verdankt, hat O.

Jahrhundert ein Castell, denn dem Mercur widmete im Jahre 191 ein Centurio der 1. Cohorte der Sequaner und Rauracer zu Ehren des kaiserlichen Hauses einen Altar (Br. 1740), ebenso wahrscheinlich im J. 212 ein Centurio der Legion, welcher praepositus eines Numerus Soldaten aus der Kolonie Sinope war[1]) (Br. 1739, verbessert von Christ, Jahrb. 52, 75). Sie sollten ohne Zweifel in die XXII. Legion eintreten, worin auch ein Centurio aus Sinope (Br. 1732) stand.

Aber auch diese Inschriften gehen nicht sicher über Caracalla's und Commodus' Regierung hinauf; wenn die Anlage der Befestigung wie es scheint, selbst älter war, so mögen die Gebäude baufällig oder zu enge gewesen sein[2]). Unter Caracalla's Regierung, vielleicht in Folge seiner Anweisung, wurde für die Besatzung ein grösserer und bequemerer Aufenthalt gewonnen[3]).

Für diese Zeitbestimmung spricht ihr Zusammenhang mit der vierten vindelicischen Cohorte, deren Ziegelstempel sie ausdrücklich Antoniniana nennen. Ueber ihre Geschichte kann ich mich auf die Darstellung von Aschbach und Becker (Jahrb. 20, 76 u. 104 ff.) beziehen. Sie kommt bald in Verbindung mit der XXII. bald der VIII. Legion an mehreren Orten des rechten Ufers, aber nicht südlich von Miltenberg vor; aber an allen denjenigen Orten, wo sie der XXII. Legion allein beigegeben wird, ohne Beinamen. Die erste Spur eines solchen enthält

---

Keller in der Schrift Vicus Aurelii 1871, S. 6 vermuthet und Herzog Jahrb. 59, 58 behauptet. Da aber die Inschrift aus Oehringen (Br. 1558) aus dem J. 169 herrührt, möchte ich eher an M. Aurelius denken.

1) Die Inschrift gibt den Namen

MERCVRIO///E////
MANSVET NVSSE u. s. w.

Das ist, da es sich um die gallischen Sequaner handelt, nicht mit Becker, Jahrb. 50 u. 51, S. 171, ET | MAIAE, sondern wie die Länge der nächsten Zeile zeigt, MERCVRIO ARVERNO zu ergänzen (A R in Ligatur). Demselben Gotte widmet Br. 1741 (vgl. Christ, Jahrb. 46, 180) ein Cosillus einen Altar, er wird ein Sequaner gewesen sein.

2) Die Anlage des Limes und der hinter ihm liegenden Schanzen geschah unter Aufsicht eines Centurionen der achten oder zweiundzwanzigsten Legion, theils durch ihre Truppen, theils und besonders durch Hülfscohorten. Die Beweise liefern mehrere Inschriften.

3) Die späteren Schicksale der Legion übergehe ich. Sie hiess Severiana Alexandriana und blieb wohl bis zum Ende der römischen Herrschaft am Rhein. Die Notitia nennt Octavani in Italien.

einer der zahlreichen Ziegelstempel in Niederbiber (Br. 703 d, 711), wenn er richtig publiciert ist: COH IIII VIND P d. h. Pia, wie die achte Legion von Commodus wegen ihrer Treue genannt wurde. Später heisst sie Antoniniana, sicher datiert unter den Resten der Saalburg in Homburg, in einer Dedication an Caracalla aus dem J. 212, als nach der Ermordung Geta's die Truppen sich beeiferten ihm zu huldigen. Sie ist doch wohl richtig COH··· [IIII Vind.] ANTONNA/// ergänzt worden. Dann allein sicher in unsern Miltenberger Ziegeln, die dadurch einen besonderen Werth gewinnen. Die Cohorte hat also, seitdem vom 2. Jahrhundert an die achte Legion nach Norden vorgeschoben wurde, sich an sie angeschlossen und die Bauten in Miltenberg mit ihr gemeinschaftlich ausgeführt.

5) Höchst wahrscheinlich war sie es, welche unter Aufsicht eines Offiziers eine Arbeit vollbrachte, d. h. Sub cura (agente?) Sextio .... Clemente [singulari] consularis quingentos [pedes].

Es fehlt nicht an ähnlichen Denkmälern, welche die Pedatura d. h. das Maass der von den Truppen auszuführenden Befestigungsarbeiten anzeigen (Urlichs, Jahrb. 3, S. 98). Ausser den dort angeführten Inschriften vgl. z. B. Henzen, 6700. 6739. 6740. 6741. Wilmanns, 1426. 1479. C. I. L. VII, 864. 970). Das Maass von 500 Fuss ist bedeutend; während die Treverer ebenfalls unter der Aufsicht eines Offizieres unserer Legion nur 96 Fuss zu bauen hatten, mussten unsre Truppen, wie die Primani an der Langmauer, 500 Fuss weit schanzen, eine Arbeit, die eine ganze Cohorte beschäftigen konnte. Gewöhnlich sind es Centurionen, welche in Ermangelung eines Praefecten Numeri befehligen und ihre Bauten leiten (so ein curator cohortis C. I. L. III, 6025, ein numerus sub cura eines Centurio Bramb. 1732. 1745), aber auch andere Offiziere werden dabei angestellt. So in Oehringen, dem vicus Aurelius, ein Singularis des Legaten (Br. 1559 und 1560, richtig ergänzt von Mommsen, Arch. Anzeiger 1861, S. 229 ff., vgl. Mommsen zu C. I. L. III, 3272). Zum Singularis, dem Ordonnanzoffizier des Legaten, avancierte man vom Cornicularius;

nm, wenn sie keinen Prae-
centurionen übertragen wer-
sich von der sonst ähn-
, dass sie nicht voll aus-
olgenden Ablative zusammen-
netiv, wie H. 6741, sondern
ner Nachlässigkeit des Stein-
Sextius scheint der Namen
llen zu sein; dass sein Cog-
ge des Steins zu entsprechen.
horte arbeitete, ist für ein
ere Befestigungslinie, welche
servemauer angehörte.

6) Das Standbild eines Genius bis zu den Knieen zerstört, hinter ihm ein liegendes Rind. Genio exploratorum Tripotiensium M. Ael(ius) Tit(us) votum solvit libens[2]).

Der Name Aelius lässt unmassgeblich an Hadrian oder besser an Antoninus Pius denken, dessen Vornamen unser Soldat zu
Nachfolgers zu dem seinigen
r leichten Truppen, die unter
(z. B. Br. 7. 1751. 1757. C. I.
1010. 1030, 1234 u. a. m.),
Br. 7. 1751), wie überhaupt
ung geschieht, während wir

wie Hr. Conradi bemerkt, ist
h. Folglich wird er inzwischen
n der verstümmelte Anfang ein
lten zu haben scheint, sind die
nius Severus, der unsrige etwas

ines O am Ende der ersten In-
Die Red.

in Pannonien und Mösien ihre Cohorten finden. Unter den verschiedenen Abtheilungen der Brittones, welche in grösserer Zahl Hülfstruppen der Provinz bildeten (vgl. z. B. Keller, vicus Aurelii, S. 11), sind die hier genannten in Amorbach, Schlossau und Eulbach nachweislich (Br. 1732. 1745. 1392. vgl. Christ, Jahrb. 52, 63); man weiss aber nicht sicher, wie sie eigentlich hiessen. Sie werden TRI, TRIP abgekürzt; die einzige Inschrift welche den Namen vollständig ausschreibt (Br. 1745) NYMPHIS§N̄§ | BRITTON | TRIPVTIEN | SV§ B§ CVRA | M VLPI MALC | HI§ 7 LEG XXII | §PR§P§F§ aus Amorbach hat sich nicht erhalten und beruht auf der Abschrift von Apianus, dessen Nachlässigkeit Brambach p. XV betont. Nun hat sich in unserer Inschrift der Rest eines Bogens erhalten. »Bei genauer Besichtigung des Originals«, schreibt Hr. Conradi, »namentlich auch mit der Lupe, ist hinter der Silbe TRIP am oberen Rande des alten Bruches, den der Stein an dieser Ecke aufweist, noch der Rest eines Bogens erkennbar, der jedenfalls nur dem Buchstaben O angehört haben kann. Die niedere Stellung dieses Buchstaben stimmt auch völlig mit dem ebenfalls erheblich unter der Linie bleibenden O am Schlusse des Wortes GENIO überein. Von einem V, welches an dieser Stelle etwa noch allein in Frage kommen möchte, müsste nach Bemessung des Raumes augenscheinlich noch der obere Theil des vorderen Schenkels über dem Bruchrande sichtbar sein.« Zieht man die verlorene Inschrift zu Rathe, so lässt sich an der Endung — enses, die hier des Raumes wegen nicht ausgeschrieben werden konnte, nicht zweifeln. Ob der Vocal dumpfer oder heller lautete, ist an sich gleichgültig, und es kommen Vertauschungen von O und V häufig vor. Wichtig wird sie aber hier, weil sie der Meinung, diese Brittonen hätten ihren Namen von dem englischen Orte Tripontium, den das Itin. Ant. zwischen Londinium und Lindum (Lincoln) bei Rugby nennt, abgeleitet, seien also Britannier, Vorschub leistet, wie denn auch die Abkürzung TRIP statt Tripontium sich bei Henzen 1554 in der Inschrift des Königs Theodorich wiederfindet. Dass dem Namen der Buchstabe N fehlt, wird als zufällig angesehen. Da es aber nach dem Diplom Domitians vom J. 85 (Henzen 5430. C. I. L. III, p. 854) feststeht, dass die Britanni und Brittones verschieden waren, die Verwechselung beider Eigennamen aber in der Litteratur ebenso unzweifelhaft ist, hat man einen Unterschied in der bürgerlichen Verfassung beider Völker gesucht, erstere für die latinisierten und mit dem italischen Bürgerrecht

e steuerpflichtigen oder unabhängig gebliebenen
izione Cuneese di Catavignus. Torino, 1870 4.)
Brittonen aus Britannien würde die Anwesen-
Britannien selbst (C. I. L. VII, 177. 458. 1229.
n System der Römer, die Hülfstruppen nicht
lassen widerspricht[1]), zeugen, wenn sie selbst
. Es lässt sich aber nicht behaupten, dass
s Breukern oder Bracaraugustanern bestanden
Britannien das ius Italicum verbreitet gewesen
ch; in den Diplomen werden nur cives Romani
is milites unterschieden, wenn man die Tungri
L. VII, 879. 880. 1071) ausnimmt[2]), und da
(C. I. L. III, Diplom n. 25) ausdrücklich C.
n die andern Peregrinen gewesen sein. Auf
chen die Schriftsteller beide Ausdrücke ohne
so berechtigt, in den belgischen Britanni bei
es zu vermuthen[3]). Wir kennen von ihnen

ghesi, 5, 3) Aurelianenses (Br. 1559. 1560 (?)
iner, n. 56. Br. 1563 d, Borghesi, 4, 199)
fu.. (Br. 1563. 1592) Nemaningenses (Br. 1751.
in Obergermanien. Von diesen haben die Aure-
vicus Aurelius angenommen, die meisten unter
elianenses wie unsere Tripotienses auch unter
en. Alle bilden nicht eine Cohorte, sondern einen
te Bezeichnung, welche Reiterei einzuschliessen
nicht vorkommt, also wohl die Soldaten in ihren
alten hat. Brittones wurden schon von den
e Tripotienses standen in Amorbach unter dem

n, wie die Räter im Diplom Trajans 108 n. Chr.,
rste Inschrift gibt den Namen BRI deutlich, es kann
Praef. coh. leg. VI Bri.
mit Henzen 6780 C. R. gelesen werden muss; N.
sen zu sein.
setzt sie auch De-Vit in den beiden Abhandlungen
e I, tom. X und Serie III, tom. IV). Er lässt sich
Nachrichten bei Procopius verleiten, sie mit der
rbindung zu bringen.

Befehl des M. Ulpius Malchus, also unter oder bald nach Trajan (Br. 1741). Daher ist die Erklärung des Eulbacher Fragments von Christ nach Knapp, Jahrb. 52, S. 63, wonach sie dort im J. 145 einen Bau vollführten, ganz annehmbar. Er liest:

. . . . foRTIO
>brittonu M·TRI
putien. feciT IMP
t. ael. had. aNTIIII COS

Denn dass nur ein Consul genannt wird, kann durch mehrere Beispiele belegt werden. Die Ergänzung der ersten Zeile ist freilich ganz unsicher. Wie lange sie in der Besatzung verweilten, lehrt keine Inschrift; die unsrige ist, wie der Name Aelius anzeigt, mit der Eulbacher gleichzeitig. Ob man aus dem liegenden Rind eine Folgerung auf den Cultus der Völkerschaft ableiten kann, wage ich nicht zu entscheiden; die Nymphen, denen der Altar in Amorbach gewidmet war, haben gewiss ausgesehen, wie das Relief aus Oehringen (Keller, Taf. 3, 2).

Würzburg, 23. April 1877.

Nachtrag. Bei einem kurzen Aufenthalt in Miltenberg fand ich in der Pfingstwoche d. J. noch folgendes Bruchstück

7) ⊏RNI
‾IVS
MA

ausserdem eine grössere Zahl von Ziegeln mit Töpferinschriften, die ich der Kürze der Zeit wegen nicht abschreiben konnte.

Würzburg, 7. Juni 1877. L. Urlichs.

---

5. Inschriftliches vom Niederrhein.

Bonn. Bei dem Bau der neuen Klinik auf dem ehemaligen Exercirplatz sind ausser den im vorigen Heft (LIX S. 38 ff.) verzeichneten Inschriften noch manche Reste rothen Thongeräths mit Töpfer-

stempeln gefunden worden, welche den bekannten Publicationen zur Berichtigung und Ergänzung dienen. Diejenigen, welche der akademischen Baubehörde ausgeliefert wurden, werden, wie alle ohne andere Bemerkung früher aufgeführten Stücke, zur Zeit im akademischen Museum vaterländischer Alterthümer aufbewahrt. Von dort sind dem ersten Verzeichniss folgende Stempel hinzuzufügen:

ATIIı vielleicht *Atil[i*, indem das zweite I mit dem folgenden Strich das spitzwinklige L ersetzt.

ELVISSAF der Querstrich des L von höherem Punkt aus abwärts gesenkt, von F der obere Querstrich unsichtbar. *Elvissa f(ecit).*

LICINIVO aber VO durch eine Art Ueberdruck über andere Zeichen des ursprünglichen Stempels der LICINIANI sein konnte.

OFLVCCE *officina Luccei.*

OMOM genau an dem letzten Strich dieses M ist das Stück zerbrochen, das erste O kleiner und das erste M enger, sicher *Mom(monis)* oder ähnlich, und nicht *Mon(imi).*

MEDDVFE die zwei ersten Buchstaben ligirt, was bei dem Stempel MEDDICE S. 43 zu bemerken vergessen ward, hinter V sind die Zeichen FE eng an einander gepresst.

OFNIGRI nur ob G oder C, wie meist in solchen Inschriften, nicht bestimmt zu unterscheiden.

PRIMICIINI C und I so beisammen, dass sie wie ein umgekehrtes D erscheinen. *Primigeni.*

SARINVS der letzte Buchstabe undeutlich.

VITA wieder *Vitalis.*

Andere Stücke haben die Arbeiter sich angeeignet und zum Verkauf angeboten; damit sie nicht abhanden kämen, hat Herr van Vleuten eine grosse Anzahl erworben und mit grösster Gefälligkeit mir für diesen Nachtrag zur Verfügung gestellt:

AIIINI in linksläufiger Schrift, vielleicht identisch mit Fröhner 2086 VIINIVI, ich lese *Aieni.*

AITI TI durch ein Kreuz dargestellt wie Heft LIX S. 42.

AMABIL in grossem Teller, am Stempel fehlt nichts, das L durch dünnen Seitenstrich neben der Hasta bezeichnet.

AQVITAN ein zweites Exemplar ist nach AQV gebrochen.

AVNI · M das *M(anu)* zeigt ältere Form.

OFBASSI in drei verschiedenen Exemplaren, in einem sind die beiden S schmal und dicht beisammen, in einem klar der Punkt nach OF.

OFCALVI

CALVINVS · F in hoher schlanker Schrift, das L wie oben bei *Amabil[is.*

GATVSF wol für *Catus*, obwol weder dies auf dem Stempel steht noch GAIVS, vor und hinter den Buchstaben ein horizontaler Strich.

CORISOFFI nach dem ersten F wo der Stempel schmal ausläuft, unkenntlich; gleich dem früher S. 42 verzeichneten Stempel; ein drittes Exemplar desselben, eben dort gefunden, sah ich im Arndthaus.

COS// abgebrochen, vielleicht *Cosilus.*

OFCOT von OF der obere Theil abgebrochen, auch fehlt der Schluss, sonst *of. Cotto.*

DON/IC//IC vom Besitzer richtig mit Fröhner 1009 (Hettner 174,11) zusammengestellt. *Donti ofic.*

ERDICOF das E könnte allenfalls noch mit einem Buchstaben ligirt scheinen, da unten und oben die Querstriche nach links überstehen, aber wahrscheinlich ist dies nicht; das dritte Zeichen klar D. Der ungewöhnliche Name erinnert an *Meddic.*

FRONTO T mit N ligirt.

OF · IVCVN das N enger angepresst, *Iucundi.*

LABE Anfang unklar, wol *of. Labe(onis).*

LITVCIINI *Litugeni* vgl. CIL. VII 1331, 65 und 1336, 563.

OF · LVCCEI

OF · MA A im M eingeschlossen; der Stempel war eigentlich breiter, aber sein Ende ist nicht ausgeprägt. *Mani, Mascli* oder ähnlich.

MAIANVSF in zwei zusammen gefundenen und gleichen Exemplaren, nur dass im zweiten das F jetzt abgebrochen, MA und AN in Ligatur. Ein drittes Exemplar bei Herrn aus'm Weerth ist verschieden, indem es nur MA ligirt, N und S rückläufig gebildet zeigt.

MARI oder MART nach der Hasta gebrochen.

MASCI vor M etwas freier Raum aber keine Buchstaben, A durch einen abwärts getriebenen Kolben im M bezeichnet, wol *Mascl[i*.

MEDDIRIVSF beide D gestrichen: auf der Rückseite hat von aussen jemand Zahlzeichen eingeritzt, wie es scheint XXXI, indem die beiden ersten X ähnlich wie man auf Grabschriften sieht, zusammengeschlungen sind, das erste X durch den nicht vollen Bogen wenig von V verschieden.

OF · MONTO T mit N ligirt, das Schluss-O könnte auch für C gelten.

NASSO · I · S · F deutlich so. Auf einem zweiten Stück bei Herrn aus'm Weerth erkenne ich statt der zwei S im Namen nur eines, das aber grösser als die anderen Buchstaben und wie aus zwei Zeichen corrigirt erscheint. Die Siglen I · S · sind noch nicht erklärt, schwerlich *in suo* oder *impensa sua*. Die Gefässe hatten keine Verzierung, nichts was auf besondern Werth deutete.

NVM wenig deutlich.

*o*FPASSEN vom F nur die Querstriche erhalten.

OF · SABINI N wie IV gebildet.

SALVE zweifellos E, nicht I oder F.

SECVNDI D mit N ligirt.

SEC · OF/// der Durchmesser des Stempels misst 0.02, die erhaltene Inschrift nur 0.013.

VINDVSF· dieses Stück gewinnt dadurch ein weit grösseres Interesse, dass wir auf der Rückseite in den einer Schale ähnlichen Boden mit cursivartiger schnörkeliger Schrift den Namen eines Verkäufers oder Besitzers eingeritzt sehen IVLI VENVSTI und zwar so, dass der Name fast den Halbkreis des Bodens füllt, dann auf beiden Seiten ein V, dies jedesmal mit einem Strich in der Mitte wie das oskische *o* vielleicht um V als Zahl zu markiren, den Halbkreis schliesst.

OF · VITA in zwei verschiedenen Exemplaren, der grössere Stempel ist nach VI gebrochen, so dass von TA nur oben Reste sind, derselbe hat mitten im O einen Punkt, welcher wenigstens undeutlich ist im kleineren.

XSANTI vor dem X ein horizontaler Strich, der wol nur zur Einführung des Namens dient wie oben bei GATVSF, der dem mittleren Querstrich eines E entspricht; aber von einem E (*Exantus* wie

Exerses in Handschriften und andere Formen mit *i* oder *e impurum*) sieht man weiter nichts. T mit N ligirt: gemeint ist *Xanthi*.

Hierzu kommen noch einige sehr verstümmelte oder unleserliche Stempel:

OFL///ONIS das O an der rechten Seite eckig, vielleicht *Labionis*.

OF · ACIS die drei letzten Buchstaben sehr zweifelhaft.

OF · MEL so möglicherweise, obwol ausser M kaum ein Buchstabe zu verbürgen, vgl. den früher S. 43 erwähnten Stempel OF·MIC/

·PA//N in der Mitte sind mit der Glasur die B. abgesprungen, *Passen* ergänzte Herr van Vleuten.

//VLIAFE, von V nur der zweite Schenkel erhalten, L so gebildet, dass der Querstrich desselben das folgende I berührt und dies zu einem rückläufigen L gestaltet; obwol fast die Hälfte vorn zu fehlen scheint, vielleicht doch nur *Iulianus fecit*.

//ITVS der erste B. nach dem Bruch kann auch T sein, beispielsweise *Avitus*.

//\PV das erste Zeichen weil rechts gekehrt, wol von einem A oder M, das schliessende *s* fehlte.

////S · F

Auf einer Scherbe, die ein Rad als Ornament trägt, findet sich nochmals V mit dem Strich zwischen den Schenkeln eingekratzt.

Von derselben Fundstelle besitzt Herr van Vleuten zwei Ziegel, deren einer den Stempel L T M (*legio prima Min.*) im Bogen geführt und mit einem Baum-Ornament abgeschlossen zeigt, der andere gibt in linksläufiger Schrift den Anfang eines Namens AP oder da der Bruch dies nicht entscheiden lässt, AF. Ferner ein Thonlämpchen mit undeutlichem Stempel im Ring von 0.02 Durchmesser, vielleicht EVCARP, obgleich Anfang und Ende nicht so klar sind wie CA, und ein zerbrochenes Gefäss wo auf schwärzlichem Grund weiss gemalt und durch weisse Kugeln getrennt ein C und E erscheinen, vielleicht einem *misce* angehörend. Dann vier Henkelstücke von Amphoren, wo in den Thon gepresst sind, auf dem einen 0.01 hoch die Buchstaben

C · CRASSI · SAI

A verbunden mit dem unteren Bogen des R so dass RS an einander schliessen, das ziemlich abgegriffene Ende SAI oder SAT, da gegen SM die Regelmässigkeit der übrigen B. spricht; auf dem andern nicht ganz so hoch die Buchstaben

ΛCIRGI

klar die Hasta nach G und dadurch verschieden von dem Stempel bei Schürmans 38; auf dem dritten

PORP. S

verschieden von CIL. VII 1331, 89 und 90; ein vierter wol erhaltener Henkel hat keinen solchen Stempel, sondern leicht geritzte Zeichen

ANNVΛ

die letzte Linie doppelt versucht; *annua* geht die Verbrauchszeit des in der Amphora Enthaltenen an (wie *diaria, menstrua).*

Endlich konnte ich durch Herrn aus'm Weerth's gefällige Mittheilung noch sechs weitere Stempel von rothen Thonwaaren desselben Fundortes abschreiben:

ΑΛΕΧΙΛ mit griechischem L, das zweite A anders als das erste, wol römische Form für *Ἀλεξίας*.

OFAQVITA *Aquitani.*

COMMVSI deutlich so, nicht etwa *Communis.*

DEXTRI auf der Aussenseite einer reicher ornamentirten Schale erhaben mit vertiefter rückläufiger Schrift.

TRITVSF mit horizontalem Strich vor dem Anfang-T, *Tritus fecit.*

OFVITALIS TAL ligirt in einem Zeichen.

Zwei andere Stempel, der eine in gut erhaltener aber innen abgenutzter Schüssel, erhöht in der Mitte, 0.035 breit, mit C oder O anhebend, sind ganz unleserlich.

Die Masse gerade solcher Reste auf jenem Boden erklärt sich wol daraus, dass hier zu irgend einer Zeit der *monte testaccio* der Stadt war.

Das frühere Verzeichniss ward aufgesetzt, als die Inschriften noch an der Baustelle sich befanden, eben ausgegraben und nicht gereinigt, bei mangelhaftem Licht. Dadurch haben sich ein paar Versehen eingeschlichen, wie dass beim Stempel S. 42 *Attillus* oder *Attilius* zweifelhaft blieb, während der erste Name sicher ist, und was ärgerlicher, dass in der Weihinschrift an die *Ana..bana* S. 39 zwei Lesungen damals abgelehnt wurden, welche gerade die grössere Wahrscheinlichkeit haben. Die Oberfläche des Kalksteins ist seitdem in Z. 1 wo der Punkt stand und hinter *Ana-* noch ein wenig mehr abgebröckelt, aber

Z. 2 erkennt man jetzt klar G und den Ansatz eines A, daher als Nomen wol richtig Hettner *Acutius* vorschlägt, und der Anfang von Z. 4 ist gewiss kein N sondern wahrscheinlich CI oder CL.

Dormagen. Im Arndthaus zu Bonn befindet sich jetzt, durch Schenkung des Herrn Delhoven von Dormagen an den Verein gebracht, das Fragment eines Kalksteins, welches Brambach 287 unter b giebt: an allen Seiten unvollständig und doch rechts und links behauen, rechts in glatter Fläche, das M in Z. 3 dessen äussere Schenkel vertical, der erste aber fast nach rechts gewandt ist, legt die Vermuthung nahe, dass wir links den Anfang der Zeilen erhalten haben. Grösste Breite 0.17, Höhe 0.40, Buchstabenhöhe 0.06, Zeilenabstand 0.02, gute Schrift wie von einem amtlichen Monument. Die erste Zeile bei Brambach, das A heute nicht mehr erhalten; Z. 4 das erste S genau unter M.

Eben daher kam ins Arndthaus das Stück eines grossen Ziegels mit der Inschrift TRANSRHENAN (Brambach 288): Stempel 0.14 breit, 0.02 hoch, am Ende noch der untere Ansatz eines A kenntlich, H und E in Ligatur, wobei der das H bezeichnende Strich quer nach unten geht, die Seitenstriche des E dagegen horizontal.

Weiter ein Ziegel 0.20 im Quadrat, Stempel 0.10 breit, 0.02 hoch, in solider Schrift aber jetzt abgerieben VIXIX//F, an der defecten Stelle erkennt man noch den Bogen des G und einen Theil des N: *vex(illatio) ex(ercitus) G(ermaniae) inf(erioris)*, am ähnlichsten etwa Brambach 128 m 6 *d*.

Ein anderer Ziegel von dort 0.27 im Quadrat, dessen Stempel 0.10 breit und 0.03 hoch, hat in wenig deutlicher, halb cursiver Schrift LEGIIMINP das heisst *legi(o) I Min(ervia) p(ia)*. Auffällig und doch sicher ist der doppelte Strich nach G, wovon der letzte die Zahl, der erste vielleicht die Interpunction darstellt. In MIN sind I und N ligirt, dabei N rückläufig gebildet, indem der Querstrich von unten nach oben liegt; es folgt wahrscheinlich P, wenigstens ein Buchstabe mit verticaler Hasta; vgl. Brambach 23 u. a.

Merkwürdiger ist das Fragment eines 0.065 dicken Ziegels aus Dormagen, dessen Stempel bis auf die Ecke links oben unbeschädigt ist, breit 0.115, hoch 0.035, in schlanker zierlicher Schrift, die untere Zeile freilich sehr verwischt. Die obere Zeile lautet klar /EGVLATRA/E, und zwar hat ein breiter Buchstabe wie R vor dem Schluss-E gestanden. In der untern Zeile zuerst, ein wenig vor dem

.be mit verticaler Hasta, wahrscheinlich
n P; demnächst, indem der Zwischen-
eigt, ein klein wenig nach dem G der
L; hiervon in geringem Abstand ein
;ung am Ende rechts die dem A nicht
Spur eines Buchstabens wie N oder M,
I, das wenig mehr rechts als E in der
Unmöglich ein Name wie *Alexandrum*,
d sonst eine Endung wie *-anorum*, schwer
mae leg., ich rieth *tegula trahe / felix*
enen Schriftzüge zu passen schienen,
olchen Spruchs zu verhehlen.

s in Cöln unlängst gestorbenen Sammlers
s für den Verein in das Arndthaus gelangt
len bezeichnet eine kleine Ara von Kalk-
belförmig eingehauen, hoch 0.27 davon
ommt, breit 0.20, dick 0.08. In Folge
e so gelitten, dass einige Buchstaben in
en sind.

I·O·M
IBERIVS
ICTOR
KIVSSOI/

o E gerade auf dem Rande steht, lehrte
lie gleiche Sicherheit um den Schluss zu
eint sich eine schräg abwärts gehende
nklige in der Höhe anzuschliessen, der
s) M(erito), ich glaube dass bloss *P(osuit)*
M nach aussen rechtwinklig, das C hat
nwärts. Ein *Tiberius Victor* weihte in
mit einem Severinius zusammen den
s *ex imperio* (Brambach 526), vielleicht
en *Iuppiter optimus maximus* aus Xanten,
bach 202 205 213 226.
in des nicht fern von Xanten gelegenen
icke von terra sigillata zu Gesicht ge-
, bekannt gemacht sind und hier er-

wähnt werden mögen, da die Verschleuderung der Alterthümer aus jenem Nachlass zu befürchten steht. Die Scherbe eines Napfs trägt den Stempel DIVIXTI in Ligatur von T und I, indem der unterhalb der Spitze des T angebrachte Querstrich rechts durch einen Kolben abgeschlossen wird, der das I darstellt in halber Höhe des T. In der andern Topfscherbe ist der Stempel hoch 0.004, die Buchstaben aber kaum halb so hoch; es ist der bei Fröhner 797 auf einem Stück aus Remagen, jetzt in Mannheim, CONDARINVS gelesene Name, aber hier ist sicher der dritte Buchstabe ein dreistrichiges N, indem durch den Querstrich den beiden Grundstrichen parallel eine dritte Hasta frei gelegt ist, während das andere N aus den zwei Grundstrichen und einem dazwischen nach links gekrümmten Strichlein besteht; ausserdem ragt am D die Hasta über den Bogen, der freilich nicht geschlossen, stark hinaus, so dass zu lesen scheint *Comidarinus*. Das S zu Ende ist kaum noch zu erkennen, das V davor kleiner, nicht so tief hinabgeführt als die übrigen Buchstaben.

Bonn im März 1877. F. Buecheler.

Nachträglich sind noch die folgenden Stempel in Bonn auf dem alten Exercirplatz gefunden und durch Herrn van Vleuten zu meiner Kenntniss gekommen:

CALVI · / Bruchstück eines prächtig ornamentirten Gefässes, der Stempel nicht fertig rund sondern rechts wie abgeschnitten, die Inschrift aber vollständig; geht der Strich am Ende auf *M(anu)* des vollständigeren Stempels zurück?

CAMVLIXVS am Schluss ob O oder S unkenntlich, dieser Buchstabe kleiner, das erste V unten nicht geschlossen.

CAPITO T von I nicht zu unterscheiden.

OFRONTI auf einem Teller.

MEDDVFE die zwei ersten Buchstaben ligirt, beide D gestrichen, FE ganz zusammen gerückt, die Inschrift gleich der vorhin S. 75 beschriebenen.

PASSEI// *Passeni.*

/IFIC · VIRIL · : : in winziger Schrift, daher nicht bestimmt zu sagen ob der vor F erscheinende Rest von einem andern F oder von einem kantig geformten O *ofic. Virilis.*

Folgende zwei sind unverständlich oder zu defect:

vollständig, das N rückläufig gebildet, das letzte Zeichen
ein rückläufiges F? fehlt in den Sammlungen der Stempel.
)F Endung konnte *-itto* sein, Umfang des Stempels nicht
, das schliessende F nur in der Hasta klar.
chstück hat einen unleserlichen Stempel wie FITISIVS;
esten Buchstaben habe ich durch Punkte markirt, das F hat
g durch Seitenstrich neben der Hasta, P scheint nicht ge-
zu können, weder PETISIVS noch FESTVS oder
Auf der Kehrseite dieses Stücks ist eingekratzt SIMP,
Schreiber nach P ein Hinderniss fand fortzufahren,
ımals und vollständiger SIMPLII, das L cursiv gebildet,
Strich so viel kleiner dass er etwa nur Interpunction
gleicher Linie mit SIMP das Zahlzeichen X, am Rest des
ımals verzogene Ziffern, wol XIV oder XIX, in denen
und ligirte XX finden könnte.
:k von zu stark gebraunter Erde mit rother Glasur zeigt
nur noch den Anfangsbuchstaben M erhalten, auf der
aber flüchtig und mit mehreren Abirrungen des Stichels
ehlgriffen eingeritzt QVARTII, zweifelhaft ob für *Quarte*
r *Quarti*.
pfscherbe hat eingekratzt den Namen SILVINI, das N
ı und I die unten ziemlich von einander abstehen, also

vei Henkelstücke von Amphoren hat Herr van Vleuten
en. Das eine trägt die Zahl VII tief eingegraben,
ırch Stempelung eingepresst. Das andere hat ////XIIII
esst. Es sei erlaubt hier noch einen dritten solchen
:hliessen, der aus der Houben'schen Sammlung in Xanten
von Herrn aus'm Weerth mir gezeigt worden ist; der
:t II AKG ◇ SII, die Zahlzeichen links und rechts etwas
Fabrikantenname, G in dreieckiger Form etwas grösser
Punkt massiv in quadratischer Form aber kleiner als
ichen; oben an der Mündung des Gefässes eingeritzt VII.
Bonner Fundstätte kam an Herrn aus'm Weerth noch
ı rothen Thongefässes mit dem Stempel FED OFF, das
gebildet, zwischen ihm und dem kleinen O, wo das Ge-
fehlt nichts, wol für *Fid(elis)* oder ähnlichen Namen,

da *fede fedelis* auf vulgären und besonders christlichen Inschriften öfters vorkommt.

Beim Antiquitätenhändler Engels sah ich zwei gut erhaltene, offenbar nie gebrauchte Gefässe aus rother Erde, daher die Angabe ihrer Provenienz aus einem Grab vor dem Cölnthor hier ganz glaublich ist. In der Schale steht COSTVTVS, welcher Name mit *Restutus* zu vergleichen, im Teller DAGOMARVSF mit zierlichem Punkt im O.

Herr van Vleuten hat seine Erwerbungen mittlerweile als Stiftung für das Provinzialmuseum dem Arndthaus überwiesen.

Mai 1877. F. B.

---

6. Die Glasmalereien von 1508 und 1509 im Kölner Dome und ihre Meister.

Die im Jahre 1499 von Johann Koelhof im Druck herausgegebene Chronik der heiligen Stadt Köln bezeugt zwar ausdrücklich, dass damals der Fortbau des Domes noch im Betriebe war. Sie sagt bei Aufzeichnung der Thaten des Erzbischofs Conrad von Hochstaden[1]:

> »He dede begynnen. den groissen kostlichen vnd ewigen buwe den Doym der nu zer tzijt Anno domini .MCCCCxcix. noch degelichs gebuwet wirt«.

Jedoch schon im ersten Decennium des gleich darauf folgenden sechszehnten Jahrhunderts wurde die Bauthätigkeit gänzlich eingestellt. An die Einfügung der prächtigen Glasgemälde in die Fenster der nördlichen Seitenhalle des Langschiffes knüpfte sich der dauernde Verzicht auf die Verwirklichung einer vollendeten Ausführung des grossartigen ursprünglichen Planes. Nach dem 1469 am 28. Januar erfolgten Tode des Meisters (Coynrait) Kuene von der Hallen stand Meister Johann von Franckenberg der kölner Hütte vor, und mit ihm schliesst die Reihe der alten Dombaumeister.

Mit diesen Glasmalereien empfing der kölner Dom einen Schmuck, der zu dem Schönsten zählt, was diese Kunstgattung auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung, den man eben in die ersten Jahrzehende des sechszehnten Jahrhunderts zu setzen pflegt, zu leisten vermochte. Nur wenige Orte werden gleich Vortreffliches aufzuweisen im Stande sein; zu diesen gehört die Stadt Gouda in Holland, welche in ihrer Johanniskirche gemalte Glasfenster besitzt, ausgeführt im sechszehnten

---

1) Fol. 198b.

Brüdern Wouter und Dirk Crabeth, die als die
pa gepriesen werden [1]).

ler Nordseite des Domes, gleich beim Eingange
an der Litsch, sind fünf, wovon zwei, nämlich
zte, nur Halbfenster sind. Die vollständigen
3 1/4 Fuss bei einer Breite von 10 Fuss rheinisch.
r von ungleicher Anzahl abgetheilt, in welchen
dnissfiguren auch die Stifter sich repräsentirt
zweite sind eine Schenkung des Erzbischofs
nn zu Oberstein, der 1508 sein hohes Amt an-
r dem Domcapitel als Dechant und magister
rwalter [2]), angehört hatte. Eines der oberen
ter, den Stammbaum Christi darstellend, ist mit
versehen. Das dritte ist eine Schenkung der
tgegenstand enthält es oben unter der Rosette
geborenen Heilandes durch Engel und Hirten;
en nebeneinander die Heiligen Georg, Reinold,
zuunterst erscheinen die kölner Helden Marcus
in ritterlicher Rüstung, Fahnen mit dem Stadt-
züglichen Inschriften [3]) haltend, zweimal ist vor
aldischer Ausstattung, das städtische Wappen
Fenster hat der Erzbischof, Landgraf Hermann
chöne Beiname pacificus gegeben ward, gestiftet;
reich mit Wappen besetzt und trägt in der
angabe: anno dm. 1508 X.X. Novembris. Es
ge vor dem am 28. November desselben Jahres
s Erzbischofs vollendet. Als Schenkgeber des
sters ist der in goldener Rüstung abgebildete
neburg und Sombreff durch die Familienwappen
en Gemahlinnen, Johanna Gräfin von Hoorn und

h der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Näheres
Glasmalerei S. 129 u. ff.

the Baumeister wird magister fabricae oder magister
ur stets ein Laie, der magister fabricae als Verwalter

Marcus Agrippa ein römsche Mann
grippina Coloniam eist begann.«
Marsilies ein Heide soe stolztz
hielt Coellen sei vooren zo holzt«.

Walburg Gräfin von Solms, knieen ihm gegenüber. Dankenswerthe heraldische Aufschlüsse sowohl in Betreff dieser als der weit älteren Glasmalereien im Domchore gab Archivrath von Eltester in Coblenz [1]).

Die nachfolgenden Erörterungen möchten zur Lösung der Frage beitragen, welche Meister diese höchst werthvollen Kunstwerke geschaffen haben.

Schon 1852, als ich in meinem Buche: Die Meister der altkölnischen Malerschule [2]), eine nicht unbeträchtliche Reihe von Künstlern aufstellte, welche im Fache der Glasmalerei vom eilften bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Köln thätig gewesen, schien mir bei dem in Urkunden von 1488 bis 1510 angetroffenen Glasworter Hermann Pentelinck der Umstand, dass die Malerzunft ihn zum Rathsherrn erwählte, so entschieden für seine hervorragende Kunsttüchtigkeit zu zeugen, dass ich mir gestattete darauf aufmerksam zu machen, dass zu seiner Zeit die herrlichen Glasmalereien in den nördlichen Fenstern des Domes entstanden seien. Freilich war hier an keine Behauptung zu denken, — nur die Andeutung einer Möglichkeit, einer sich vorläufig nur auf eine schwache Grundlage stützenden Wahrscheinlichkeit durfte gewagt werden.

Dem Wagnisse ist inzwischen durch fortgesetzte archivalische Forschungen ein bestimmterer Hinweis zu Hermann Pentelinck gefolgt, so dass die Wahrscheinlichkeit seiner Mitbetheiligung an der Ausführung des schönen Kunstschmuckes bedeutend an Boden gewonnen hat.

Ein im kölner Stadtarchiv aufbewahrtes Ausgabebuch der sogenannten Mittwochsrentkammer, welches den Zeitraum vom 26. Mai 1500 bis 3. September 1511 umfasst [3]), enthält viele Positionen, die den für den Rath beschäftigten Glasworter betreffen. Man findet denselben da vorwiegend zu niederen handwerklichen Verrichtungen angewiesen, jedoch fehlt es auch nicht gänzlich an künstlerischen Aufgaben, wie sich denn eine derartige gemischte Thätigkeit in alter Zeit auch bei den Malern, sogar bei solchen mit hochberühmten Namen, nachweisen lässt. Natürlich werden die einen wie die anderen in der Regel ihre Gesellen dazu verwendet haben. Zu diesen Ausgabeposten gehören folgende:

1) Organ für christliche Kunst von Friedr. Baudry, Jahrg. 1855, Nr. 21 u. ff.

2) S. 190—194.

3) Auszüge habe ich 1866 im XLI. Heft der Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfreunden S. 66—116 mitgetheilt.

nno quarto Feria quarta xxv Septembris. Item ge-
Herman dem glasewerter dat hie an mynre heren Eruen
nacht hait . . . . xvj mr.«
die natiuitatis Johannis Anno etc. sexto feria quarta
ij Junij.
ien meister herman vnser heren glasewerter van eyner
vnsse heren vam Raide zo sent mauyren jn den nüen
machen hait gecost . . . . j° lxix mr.«
eria quarta xxviij aprilis.
vnsse heren vamme Raide den heren van den myn-
nen zwey glass fynster jn Iren nue garst huyss die
liiij voyss fecit in all . . . . . xxxiij mr.«
nno etc. octauo feria quarta xxix Martij.
ien vur eyn glasevynster, die vnse heren vamme Raide
boym gegeuen haint . . . . . ix° lx mr.«
nno etc. octauo feria quarta duodecima Aprilis.
ien dem Jungen Herman pentelinck vnser heren glase-
. . . . xix mr«.
nno octauo feria quarta xxv octobris.
uen Meister herman pentelinck dem Jungen glase-
. . . . xxvij. mir«.
nno etc. Nono feria quarta decima octaua Aprilis.
ien dem glaseworter van glasevynsteren in keyserlicher
d ouch in vnsser heren schiff gemacht x mr. viij sch«.
nno etc. Decimo feria quarta decima Julij.
ien dem glaseworter vur xxxv foiss schyuen gelass den
ler Albus mit gemailden lyssen ind zwey wapen darjn
ck vur j bescheiden golt gulden facit . lxiiij mr«.
nno etc. Decimo feria quarta xvj Octobris.
uen dem glaseworter vur vj vynsteren nuwe in den
en, vnder der hanenportzen eyn lucht ind up der Ei-
alde vynsteren reformert . . . . xvij mr.«
m Jahre 1508 der Glasworter mit dem Namen genannt
nfach »Meister Hermann«; im April desselben Jahres
t der Name »Hermann Pentelinck der junge« auf.
vie sogleich nachgewiesen werden soll, der Sohn des

en obigen Rechnungsposten handelt es sich in manchen
dwerksmässige Arbeiten, aber auch solche kommen

darunter vor, die dem eigentlichen Kunstgebiete angehören. Wenn dem Meister Hermann am 24. Juni 1506 die Summe von hundert neun und sechszig Mark ausgezahlt wurde für ein Fenster, womit der Rath die Klosterkirche der Benedictinerinnen zu den Macchabäern (»zu Sanct Mavyren« sagt in wunderlicher Entstellung die Volkssprache) beschenkte, so ist diese Summe so beträchtlich, dass nur von einem bemalten Fenster die Rede sein kann. Zwei Fenster, die am 28. April 1507 den Minoritenmönchen geschenkt wurden, kosteten, da sie aus ungefärbtem Glase bestanden, ja nur 33 Mark. Allerdings wird auch das den Macchabäerinnen verehrte Fenster von nur mässigem Umfange gewesen sein, wie solches den bescheidenen Bauverhältnissen einer Frauen-Klosterkirche entspricht. Wir finden den Meister Hermann hier also in künstlerischer Wirksamkeit. Ebenso ist von seinem Sohne in den Positionen vom 10. Juli und 16. October 1510 bezeugt, dass er die ihm damals aufgetragenen Fenster mit gemalten Einfassungen (lyssen) und Wappen verziert habe.

Sollte unter diesen Umständen nicht gefolgert werden dürfen, dass der Rath das dem Dome verehrte Fenster, wofür am 29. März 1508 die Summe von neunhundertsechszig Mark verausgabt wurde, durch seinen zu solcher Aufgabe befähigten Glasmaler und Glaser habe anfertigen lassen [1])? Ich würde kein Bedenken tragen, mich unbedingt für die Bejahung dieser Frage auszusprechen, wenn nicht in der Fassung der betreffenden Position denn doch etwas Befremdendes läge, was zum Zweifel veranlassen darf. Es ist nämlich nicht gesagt, dass die 960 M. an den Glasworter gezahlt worden seien — sie könnten also wohl durch die Hand eines ungenannten Vermittlers an einen andern und zwar, im Interesse einer harmonischen Ausführung der ganzen Fensterreihe, an denjenigen Glasmaler gelangt sein, der die übrigen vier Fenster und dazu auch das städtischerseits geschenkte gemalt hat.

Den älteren Hermann Pentelinck treffe ich zuerst am 8. Januar 1488 im Schreinsbuche Niederich: A sanctis Virginibus; er kauft das Haus »zoder Heggen« (zur Hecke), welches in der jetzigen Ursulastrasse lag und früher den Eheleuten »Goedart van lendescheit glaisworter ind Styngen« zugehört hatte, gemäss Anschreinung vom 27. Juli 1445. Pentelinck kaufte von den Enkeln seines Standesgenossen Goedart van

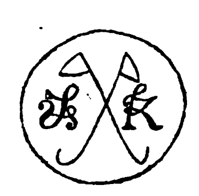
1) Ennen in seiner Geschichte der Stadt Köln, Bd. III (1869), S. 1026—27, äussert mit Entschiedenheit: »Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass der städtische Glaswörter Hermann dieses Prachtwerk angefertigt hat«.

als Mitkäuferin ist Lysbeth, seine Frau, genannt.
ir den Betrieb der Glasmalerei eigens eingerichtet,
ie Eheleute Pentelinck am 28. September 1499 be-
lass dasselbe »na yrre beider doide Herman yrre
anerfallen solle. Letzterer, des Vaters Schüler und
tüchtig, dass er nicht nur als dessen Nachfolger
n Arbeiten betraut[1]), sondern auch während der
538 fünfmal von der Malerzunft in den Rath der
le, liess am 19. März 1511 beurkunden: »Zu wissen
ıelynck seligen hermans penthelincks ind elitzabethen
;yn syne elige huysfrauwe mit yeme gesellich ind
. hait«. Sein Vater hatte im Jahre 1510, seinem
, gleichfalls die Rathsherrnwürde bekleidet.
telinck der Sohn lebte 1536 in zweiter Ehe; seine
sgefährtin hiess Cäcilia, zu deren Gunsten er eben-
einschaft einführte, indem er sie am 20. September
Columbae) an dem Besitze eines Hauses nahe beim
dem Eckhause der Kovergasse (jetzt Krebsgasse),
ıber desselben Jahres auch an dem Eigenthum des
;gen«, wo seine Werkstätte war, mit sich gesellig
:hte.
einer strengen und ängstlichen Beurtheilung nicht
einen, auf Grund der vorgebrachten Mittheilungen
den älteren Hermann Pentelinck, unter Beihülfe
n Sohnes, als Anfertiger des seitens der Stadt Köln
ıkten Fensters mit Entschiedenheit anzuerkennen,
mbination doch immerhin als eine wohlbegründete
ıten dürfen. Dahingegen wird man einem zweiten
n ich für die übrigen vier Fenster vorführe, die An-
ıutorschaft wohl keineswegs versagen können.
Jahren hatte ich mich der sehr schätzbaren Ge-
uen, dass Herr Professr Dr. Heimsoeth in Bonn
enhändig von ihm angefertigten umfangreichen Aus-
rischen Notizen aus dem Nachlasse seines am 18.
ıratorbenen Oheims, des als Kenner und Forscher

[1]) ...sgabebuch ihn Hermann P. den jungen nennt, zeigt
ı Amtsvorgänger Meister Hermann eben sein Vater Her-

auf dem Gebiete kölnischer Vorzeit rühmlich bekannten M. J. De Noël, beschenkte, welchen die Bestimmung gegeben war, den beabsichtigten und nunmehr im Manuscript vollendet liegenden Nachträgeband zu meinen 1849 erschienenen Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler zu bereichern. De Noël hinterliess eine Menge von Notizbüchlein, welche sich in bunter Abwechslung mit Eintragungen füllten, die theils sein Geschäfts- und Familienleben, theils seine wissenschaftlichen und artistischen Wahrnehmungen und Entdeckungen betreffen. Eins dieser Büchlein, von dem ich auch persönlich Einsicht genommen, enthält eine Aufzeichnung, welche für unseren Gegenstand von hohem Interesse ist.

Die nördlichen Domfenster waren in den Jahren 1827 bis 1829 ausgehoben und dem Glasermeister Wilhelm Düssel zur Reinigung übergeben worden[1]). De Noël, der mit der Oberaufsicht betraut war, entdeckte bei dieser Gelegenheit an einem dieser Fenster, auf eine Bodenplatte gemalt, das Monogramm und trug eine Abzeichnung desselben in sein Notizbüchlein ein. Er nennt es ein »Glasermonogramm«, leider aber hat er unterlassen, das Fenster und die Stelle des Fundes genauer zu bezeichnen. Wenn dies nun auch zu bedauern ist, so geschieht dadurch der Zuverlässigkeit seiner Angabe dennoch kein Abbruch, da die Gewissenhaftigkeit dieses Forschers eben so unbezweifelt ist wie seine Kundigkeit.



Bei genauer Betrachtung dieses Monogrammes wird man darin die Buchstaben L. v. K., die beiden ersteren verschlungen, erkennen, und das Glasmaler-Verzeichniss in meinem Buche: Die Meister der altkölnischen Malerschule, gibt auf die Frage, auf welche Persönlichkeit diese Initialen zu deuten seien, eine sofortige Lösung. Unzweifelhaft müssen sie zu Meister Lewe (Leuwe, Leo) von Keysserswerde führen, dessen Name in Urkunden von 1515 bis 1544 aufbewahrt ist. In einem Protokollbuche des Schöffengerichts[2]) ist er im Jahre 1515 Sabbato nona Junij in einer Prozesssache des Klosters St. Agatha als Zeuge genannt: »Lewe glaissworter jnd Gerrart luythemecher ex (parte) procurator des Conuentz Sent Agathenn«. Bei einer zweiten Aufzeich-

1) Die nächste Veranlassung war durch die nothwendigen baulichen Ausbesserungen an jener Seite des Domes herbeigeführt worden. M. s. Köln und Bonn mit ihren Umgebungen (1828) S. 146—147.

2) Archiv beim Königl. Landgericht zu Köln.

r »Leo van Keyssersweerde glaseworter« genannt.
23 erwerben »Lewe van keyssersweerde Glaseworter
im Schreinsbuche Petri: Sententiarum von Her-
ler Schildergasse gelegene »alynge huys ind hoeff-
n Cruitzbroidern, by zwen huysern vnder eynem
Nuynmart wart«. 1535 lebte er in zweiter Ehe;
n im Vermächtnissbuche (Scabinorum: Parationum):
r Lewe glaisswerter ind Cathryn syner eliger huys-
besegelt in dit Schryn gelacht haint Anno xxxv.
6. November 1544, nach seinem Tode, liessen
aus erster Ehe, Odilia und Beilgen (Sibylla), sich
keysserswerde Glaesswortes vnnd Greitgen elude«
terliche Haus anschreinen. Beide waren damals
mit Tilman van Oeteren, die andere mit »Jacop

lenn in »Lewe van Keysserswerde« (wahrscheinlich
a bei Düsseldorf gelegenen Städtchen Kaiserswerth)
ister verehren dürfen, der die von den Erzbischöfen
pp sowie vom Grafen von Vyrneburg gestifteten
rer Farbenpracht ausgeführt hat, und wollte man
der Stadt Köln geschenkten Fensters die für die
n Pentelinck's sprechenden Gründe nicht für aus-
o wäre auch dieses Fenster und somit der ganze
Lewe zuzuerkennen.
igt sich an sämmtlichen Fenstern in vollkommener
o dass, wenn die Ausführung mehreren Meistern
diese jedenfalls miteinander in Verkehr getreten
oël[2]), dem die Gelegenheit geboten war, eine ganz

ımetz und bewohnte zwei zusammengehörige Häuser in
er am 10. Januar 1534 mit Frau Sibylla angekauft hatte.
upi.) Der Name Abel ist berühmt durch die Bildhauer
öln, welche an dem Denkmal Kaiser Maximilian's I. in
t haben. Sie waren Jacob's Neffen. Letzterer hatte einen
Maler in Prag gelebt hat, im September 1565 aber ver-
ne Tochter Sibylla hatte er, die daselbst mit dem Hof-
verheirathet lebte. »Consul et Senatus Veteris Pragae«
mber 1565 ein durch die Theilungsangelegenheiten der
tes Schreiben an den Magistrat von Köln. Dieses sowohl
geben interessante Aufschlüsse über diese Künstlerfamilie.
Köln. 2. Aufl. S. 125.

genaue Untersuchung anzustellen, bemerkt rücksichtlich der technische Behandlung: »Was diese Gläser besonders merkwürdig macht, ist da an denselben fühlbare Streben, ihnen durch alle Hülfsmittel der Kuns den mannigfaltigsten Reiz und Farbenreichthum zu geben. So finde sich in den darauf abgebildeten Bekleidungen Perlen, im Grasbode Blümchen und mancherlei kleine Beiwerke angebracht, wobei ma den Kunstgriff anwandte, von der Oberfläche der bunten Scheiben di Farbenschichte bis auf's weisse Glas wieder wegzuschleifen und di bemerkten Gegenstände weiss hervortreten zu lassen. Eben so finde sich darin die kleinsten heraldischen Gegenstände mit der geübteste Fertigkeit vermittels feiner Bleinäthe den Stifterwappen eingefügt«.

Der Ausdruck »glaisswortere« (auch »glasewortere«, »glasewerter« später »glaswirker«[1]) womit man in Köln die Glasmaler benannt finde ist gebildet aus dem Hauptworte »glaiss« und dem Zeitworte »worchen« d. h. machen, wirken, bearbeiten, laborare. Schon im Annolied aus dem eilften Jahrhundert liest man mehrmals (X und XXIII) »g worhtin«. So erscheinen denn unter Köln's Künstlern und Handwer kern ausserdem auch Sarwortere (Harnischmacher), Helmewortere Hulwortere, Zeygewortere (Ziechenweber), Kerzwortere, Becherworter u. a. m. Niemand konnte hier als Glasworter die Meisterschaft er halten, der nicht in der Kunst der Farbenschmelzung sich ausgebilde hatte. Ein Aufsatz aus Wallraf's kundiger Feder, abgedruckt i Nr. 45 der Kölnischen Zeitung von 1806 (jetzt wohl nur noch als gross Seltenheit aufzufinden), spricht sich folgendermassen hierüber aus:

»Unsere Stadt war es, wo einst die schöne Kunst der Glasma lerei vorzüglich blühte. Die Periode dieser Kunst erstreckt sich eigent lich von den Jahren 1260—90 bis zum Jahre 1730—40; ihre höchst Blüthe war etwa zwischen 1430 bis kaum in 1600. Die Menge vo dergleichen Arbeiten für so viele, vom 13. und 14. Jahrhundert he binnen unseren Mauern und in unseren Gegenden erbaute Kirche Klöster und Kreuzgänge versammelte, erweckte und nährte hier ein Menge bedeutender Künstler in diesem Fache, deren Werke nun leider! täglich vor unseren, oft unempfindlichen Augen, wie die an deren Denkmäler unseres ehemals so grossen Ruhmes, mehr und meh

1) Die lateinische Benennung ist vitriator, factor vitrorum oder latinisi glaseator. Auf einem prachtvollen Fenster in der Cathedrale von Rouen finde sich die Bezeichnung »Clemens Vitrierius (sic.) Carnotensis«, d. h. von Chartre (Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, V. S. 549, mit Verweisung auf Lasteyrie

verschwinden [1]). Unsere alten Glasmacher (eigentlich Glasmaler) machten
eigentlichen Malern und Kunststickern, worin auch Köln
grössten Meister besass, eine einzige Künstlerzunft aus,
ıeils aus Abgang ehrwürdiger Künstler, theils aus inneren
heiten um das Jahr 1622 sich endlich in uneinige Glieder
stümmelten Körpers trennte [2]). Das Glied der Glasmaler
ı endlich gar in die blosse Fenstermacher-Gilde, welche dennoch
gebrachte Lehrzeit ihrer Jungen, die sich ehemals wegen des
en Unterrichts in dem Zeichnen, Malen und in der Farben-
unst bis zu 6 und wohl einst bis zu 9 Jahren erstreckte,
gerechtem Eigensinne fast bis zum Ende ihres Daseins bei-
Die Glasmalerei, wiewohl nicht mehr jener alten kräftigen
Kunst, hat sich indess hier in Köln bis zwischen die Jahre
erhalten. Die weiland schöne Kirche zum Lämmchen, die
ıse und mehrere einzelne Zunft- und Klosterzimmer zeigten
ntliche Arbeiten an Wappen-Zierrathen in Fenstern von jenen
hen Jahren. Noch alte Glasermeister unserer Lebzeit, z. B.
ı Horn in der Judengasse und ein paar andere, waren, oder
sich wenigstens, darin noch erfahren zu sein«.

h anderwärts waren die Glaswörter mit den Malern im Ver-
l gleich strenge Zunftvorschriften bestanden für die Erwer-

---

dem »Welt- und Staatsboten« Nr. 153 vom 18. Brum. 11. J. (4.
lese ich folgende Anzeige:

»Verkauf von gemalten Fenster-Gläser.

ächstkünftigen 5ten Frimaire (26. Nov.) werden in Gegenwart des
oten des Bezirkes Kölln, in dessen Behausung auf St. Johannstrasse,
n 9 Uhr, die gemalten Fenster-Gläser aus den Klöstern und Kirchen
en in der Klökkergasse, St. Apern und St. Cäcilien, an den Mehrist-
verkauft werden. Diese Fensterscheiben sind von einem besondern
eils durch die Schönheit und Erhaltung des Farbenschmelzes, theils
Seltenheit, und durch die eigene itzt für verloren gehaltene Erfin-
er Vorfahren, und verdienen daher von den Liebhabern sorgfältigst
gang gerettet und aufbewahrt zu werden.

Der Domainen-Empfänger Schirmer«.

mau erfährt man den Zeitpunkt dieser Trennung aus dem »Ambtbuch
chen Mahler Ambt« (aus De Noël's Nachlass, jetzt bei Herrn Prof.
h in Bonn), auf dessen Haupttitel bemerkt steht: »Auffgericht . . . .
s die Separation von denen Glasswertheren bei Einem Hochweissen
lurch Ein Mahler Ambt gesucht vnndt erhalten. Anno 1696 Den 24.

bung der Meisterschaft. P. v. Stetten berichtet[1]), dass in Augsburg »ein jeder Glaser die Kunst, Glas zu färben, verstehen musste — daher waren sie von uralten Zeiten her mit den Malern in Gesellschaft«. Ja, die Amtsordnung der kölnischen Malerzunft vom Jahre 1449[2]) glaubte sogar einen Paragraphen aufnehmen zu sollen, der die Meister dieser beiden Kunstgattungen in ihrem Berufswirken auseinanderhielte. Da heisst es nämlich: »Vort sall gein Maler einicherlej werck machen dat den glassworteren an jrem Ampt hinderlich sy Noch ghein glasswerter malen dat den Meleren hinderlich sy vnder penen van funf marcken so ducke dat geschege.«

So erklärt es sich denn auch, dass man in archivalischen und sonstigen Aufzeichnungen von Glasmaler-Namen dieselbe Person abwechselnd auch mit der Benennung »Glaser« vorkommen sieht. Ich will zunächst auf Albrecht Dürer's Reisebericht verweisen, der unter den Künstlern, mit denen er zu Antwerpen in freundschaftlichen Verkehr trat, mehrere Glaser namhaft macht, dann aber dieselben Personen auch wiederum Glasmaler heisst. Man liest z. B.[3]): »Dem Hönigen Glaser hab ich geschenkt 4 kleine Stücklein in Kupfer«. — »Ich hab den Höning Glaser zu Gast gehabt« — zuletzt aber: »Item hab dem Hönigen Glassmahler geschenkt 2 grosse Bücher«. Ein zweites Beispiel: »Item Maister Dietrich Glassmahler hat mir die roth farb geschickt, die man zu Antorff in den neuen Ziegelstainen find«. — »Ich hab Maister Dietrich Glasser ein Apocalypsin und die 6 Knoten geschenkt«. — »Am Sonntag nach unsers Herrn Auffahrtstag Lud mich Maister Dietrich Glassmahler zu Antorff, und mir zu Lieb viel andere Leuth, Nemlich darunter Alexander Goldschmidt, ein statthaft reich man, und wir hatten ein Köstlich mahl, und man thet mir gross Ehr«.

Bei Aufgaben, welche sich zu schwierigeren und figurenreichen Compositionen gestalteten, werden die Glasworter, die vorwiegend Techniker waren, die geistige Beihülfe der Maler nicht haben entbehren können[4]). Die Cartons werden in solchen Fällen aus der Hand eines

1) Kunst-, Gewerbe- und Handwerks-Geschichte, I, S. 297.

2) Liber Copiarum G., im Stadtarchiv.

3) Reliquien, herausgegeben von Campe. S. 93, 107, 189.— S. 94, 118 und 126.

4) Eine Anweisung zur Glasmalerei, von einer Klosterfrau zu Nürnberg im Anfang des 16. Jahrhunderts geschrieben, sagt ausdrücklich: »Item wenn du wilt venster machen mit gemolten glas, es sey pild oder gewechs oder woben

ein. Dies scheint auch ein kölner Raths-
bestätigen, welcher, als man die Lieb-
it einem gemalten Fenster beschenken
ıg eines »Patroens« anordnete:
ıen: Beiden herren Stymmeisteren befeill
ımeisteren zu Raitschlagen vnd Sich zu
van Einer glass vynsteren So man zu
auwen kirche glychs anderen Nationen
Stat vereirt moige werden.«
ei einem grossen Flügelbilde des städ-
Hauptgegenstand den h. Sebastian zeigt,
chossen wird, eine grosse Uebereinstim-
mit den Glasfenstern des Domes wahr-
ın darauf aufmerksam gemacht. Jeden-
es für sich. — Ein zweites Gemälde des
zu derselben Folgerung bezogen wird,
nderen, den ersteren besonders in der
eister ausgeführt; jedoch lässt sich auch
: und Farbenwahl ein den Glasmalereien
en. Es ist das grosse Flügelbild, wel-
heiligen Sippschaft mit den hh. Katharina
grosse Wahrscheinlichkeit spricht dafür,
ınbekannten) Maler dem Glasbrenner die

stu dir das lassen entwerffen auf papir einen
e deutsche Glasmalerei, S. 56 u. ff.
und Belgien, S. 424—425.
stgeschichte, II, S. 308. Kugler theilt die
erwandtes mit den Glasgemälden des Domes
les h. Sebastian will er hingegen keine Aehn-

J. J. Merlo.

7. Terracotta einer Venus.

(Hierzu ein Holzschnitt.)

Auf einem länglich rechteckigen Postament, welches unten und oben einfach durch zwei horizontale Stäbe gegliedert ist, steht eine fast ganz nackte, aber reich geschmückte weibliche Gestalt mit einem Kinde zu ihrer rechten Seite. Das rechte Bein ist leicht gebogen, während der rechte gestreckte Arm leicht auf dem Kopf des Knaben aufruht. Das linke Bein bildet den Hauptstützpunkt des Körpers. Der Körper ist weich und mässig voll behandelt, die Brüste treten wenig hervor, während die Gegend über der Scham (mons Veneris) entschieden markirt ist. Das Gewand, vom Oberkörper ganz herabgefallen, wird von der linken Hand noch nahe der Scham auf dem Oberschenkel festgehalten und fällt in reichen Falten bis zu dem Knöchel des linken Beines, dasselbe bedeckend, herab. Dasselbe kommt auf der rechten Körperseite wieder zum Vorschein, indem es leicht von Innen nach Aussen um die Gegend des Ellenbogens geschlagen ist und dann in feinen leichten Falten breit auch den Knaben mit umrandend herabfällt. Der rechte Arm ist bedeutend straffer senkrecht gestreckt, während der linke mehr noch den Formen der etwas ausgebogenen linken Hüfte sich anschliesst und vorgeschoben ist. Die Finger sind, wie oft bei Terracotten, sehr lang gebildet, beidemale nicht eng eingeschlagen, nur an der rechten Hand leicht eingebogen, das Gewand zu halten. Beide Füsse tragen Fussringe (*περισκελίδες*), beide Arme je zwei Armringe (*ψέλλια*) an der Handfessel und am Oberarm, jener ist gerundet, dieser flach geriefelt.

fast schmächtig ovale Gesicht, auf feinem Halse ruhend, ist
ıtreckt, fast ganz en face, macht den vollen Eindruck des
ımmertseins; die Augenlider sind fast ganz herabgesenkt, der
etwas geöffnet wie bei Schlafenden, die Nase fein und lang,
iliarbogen ist geschwungen und beschattet die Augenöffnungen.
e Haar ist reich und zierlich, in strenger Regelmässigkeit
breites, es umwindendes Band eingeschnürt und durch einen
ranz mit Blumen vorn geschmückt, es scheint in einem
ıarschopf zu enden. So umgeben das ganze Gesicht die ge-
welligen Haarstreifen und die Enden des Bandes fallen rechts
vorn bis zur Achselhöhle herab. Der sehr wulstige Kranz
durch ein breites und flatterndes Band abgeschlossen, welches
ıdet; die runde malvenartige Blüthe befindet sich wie eine
ıran.

kleine Knabe zur Seite steht selbst etwas erhöht auf einem
ın Untersatz, ist nackt, das Gesichtchen ist fast rechteckig
reichem Haarwuchs umrandet, oben mit Haarknoten versehen.
t beiden Händen eine Muschel geöffnet dem Beschauer entgegen.
Rückseite der Terracotta scheint wie gewöhnlich hohl, nicht
tet. Die Massverhältnisse des Originales sind mir nicht be-
Die Gestalt auf der Photographie ist 0,1 M. ohne Postament,
lben 0,12 M. hoch.

die Gesammtmotivirung der Aphroditegestalt, denn um sie
ch nur handeln, betrifft, so müssen wir sie in jene interes-
e von Venusbildungen setzen, welche ich in meinem Auf-
das Venusideal seit Praxiteles (Ber. d. K. Sächs. Gesellsch.
ıch. phil.-hist. Kl. 1860, S. 60 ff.) nachgewiesen habe, als
ehend neben dem Motive der völligen Entkleidung, welche die
g noch verwendet, aber nur um in immer grösserem Raffinement
ı Reiz der Enthüllung zu zeigen und mit Vorliebe sich den
r Toilettenschmückung zuwendet. Das künstlerisch bedeu-
rk dieser Reihe liegt in der Syracusaner Statue (Clarac pl. 608.
ıs bisher vor. Die Schmückung und gerade die Schmückung des
in dem allerdings verdächtigten berühmten Steine der Peters-
mlung dargestellt (Wieseler, Denkmäler der Kunst II, Taf. 26
: dem ausführlichen, den Zusammenhang mit typischen Dar-
nachweisenden Text). Auch auf unserer Terracotta spielt

) Höhe des Originales beträgt 38—39 Ctm., die grösste Breite 12—13 Ctm.
Die Red.

der Schmuck eine ganz hervorragende Rolle, speciell der des Kopfes, wobei man an Kränze durch den Geruch einschläfernder, betäubender Blumen auch denken wird. Auf die vorangegangene Schmückung kann man auch die von Eros gehaltene Muschel beziehen, welche für Salben das zierlichste bekannte Gefäss war, abgesehen von jener ursprünglichen Bezeichnung der Muschel als Symbol des *αἰδοῖον γυναικεῖον* zur Aphrodite (Stephani, Compte rendu l'an 1874, Petersb. 1874, p. 19. 27. 118. 140). Das eigenthümliche Interesse dieser immerhin gut stilisirten Figur liegt in jener Motivirung der geschlossenen Augen, des anscheinenden Schlafes im Gesichtsausdruck in Verbindung der ihre Reize im vollen Schmucke zeigenden Gestalt; man wird derselben durch die unendliche Fülle von Venusbildungen weiter nachzugehen haben. Die Figur wurde in Köln gefunden und befindet sich im Besitz des Provinzial-Museums in Bonn.

Heidelberg, den 20. Februar 1877. Stark.

---

8. Antikes Elfenbeinrelief aus Trier.

(Hierzu Taf. III.)

Leichte Vergänglichkeit des Materials macht manche Arten von Alterthümern schon selten. Seltener werden sie, wenn zu der Vergänglichkeit des Stoffes noch Kostbarkeit und vielseitige Verwendbarkeit desselben sich hinzugesellen. Wohl kaum bei irgend einem Stoffe, dessen sich die Kunst im Alterthum bedient hat, wirken diese drei Factoren so sehr zusammen, als bei dem Elfenbein. Daher kommt es denn, dass Kunstgegenstände früherer Zeiten aus Elfenbein an sich schon besondere Beachtung verdienen und finden, auch wenn dieselben nicht gerade von ausserordentlichem künstlerischem Werthe sind.

Jene chryselefantinen Statuen der griechischen Kunst, eine Athene Parthenos und ein olympischer Zeus, sind spurlos verschwunden, und überhaupt sind Elfenbein-Reliefs und Statuetten, welche über unsere Zeitrechnung zurückdatiren, äusserst spärlich und selten [1]). Auch der vorconstantinischen Zeit werden verhältnissmässig nur sehr wenige

1) Ich spreche hier nur von Werken der griechischen und griechisch-römischen Kunst.

eiten dieser Art zugeschrieben [1]). Das ist auch die Zeit, in welcher Herrschaft der byzantinischen Kunstformen immer entschiedener herzutreten und Trockenheit zu verbreiten beginnt. Von dieser Zeit werden aber die auf uns gekommenen Elfenbeinarbeiten immer lreicher und bilden eine ununterbrochene — man könnte sagen — ıstgeschichte bis auf unsere Tage.

Die Elfenbeinarbeiten also der vorkarolingischen Zeit, welche jetzt Kirchenschätze und die Sammlungen zieren, gehören fast sämmtlich byzantinischen Kunst an, und nur sehr wenige sind frei von dem flusse derselben. Es sind meistens sogenannte Diptycha oder Theile solchen; nicht als ob man nicht auch andere Sachen in Elfenbein rbeitet hätte — ich erwähne nur das Elfenbeingefäss aus Xanten [2]) —, r die Diptycha sind vorzugsweise auf uns gekommen, indem diese iken Relieftafeln mit Vorliebe als Zierde von Buchdecken verwendet rden; andere Gegenstände erlagen entweder der Zerstörung (auch ch die Iconoclasten), oder sie wurden zu neuen Formen verarbeitet.

Unter Diptycha — das Wort bedeutet eigentlich nur »doppelt ammengelegt« — versteht man die Schreibtafeln der Alten, deren ssenseiten durch Reliefdarstellungen geziert waren, und deren Innenten eingelassene Wachsflächen zeigten; in das Wachs wurde mit n Stilus die Schrift eingeritzt und konnte je nach Bedürfniss mit n oberen und breiten oder knopfartigen Ende des Stilus ausgelöscht h. verrieben werden. Je zwei solcher Tafeln wurden mit einander hartig verbunden und bildeten dann ein Diptychon; daneben gab auch noch Triptycha, Pentaptycha u. s. w. je nach der Zahl der feln. Manchmal enthielten sie aber Pergamentblätter (pugillares mbranaceos). Ihre Ausstattung mit Reliefs nun machte in der nachstantinischen Zeit einen besonderen, verbreiteten Kunstzweig aus.

Die Diptycha werden in die consularischen und die kirchhen eingetheilt. Die ersteren, von denen im Ganzen etwa zwei tzend aus dem 3. bis 6. Jahrhundert bisher bekannt geworden sind fbewahrt zu Liverpool, London, Paris, Berlin, Darmstadt [3]), Monza s. w.), zeigen meistens als Hauptfigur das Bildniss des betreffenden

1) Es gehören dazu u. A. ein Diptychon des M. Julius Philippus aus dem re 248 (Liverpool) und das diptychon meleretense (London u. Paris), welches nfalls dem 3. Jahrh. zugeschrieben wird.

2) S. Jahrb. H. V. VI. S. 365 ff. und Taf. VII u. VIII.

3) Diptychon des Flavius Asterius d. J. 449 n. Chr.; s. Jahrbücher H. I. S. 155.

Consuls und über dem Bildnisse eine Inschrift, welche den Namen u. s. w. desselben angibt. Manche dieser Consulardiptycha haben sich später sonderbare Veränderungen müssen gefallen lassen, wie man denn sogar auf einem dem Consul das Haupt geschoren und ihn dann durch Reliefschrift als Sanctus Gregorius bezeichnet hat[1]). Die kirchlichen Diptycha zeigen biblische oder Legenden-Darstellungen.

Ganz vereinzelt sind die Diptycha, welche keiner dieser beiden Klassen angehören[2]). Eine Uebersicht auch nur über diese letzteren zu geben, dazu fehlt es leider hier in Trier an Hülfsmitteln; nicht einmal das Hauptwerk über die Diptycha[3]) ist mir zugänglich gewesen.

Diesen Mangel an Hülfsmitteln zur Vergleichung bitte ich auch für den nachfolgenden Erklärungsversuch der Trierer, inzwischen in den Besitz des Berliner Museums übergegangenen, Diptychontafel, welche weder den Consular- noch den kirchlichen Diptychen beizuzählen ist, berücksichtigen zu wollen; es wird mich freuen, wenn ein besserer Kenner dieser Dinge mit reichern Hülfsmitteln eine bessere und gesicherte Erklärung geben wird.

Nach dem, was mir über die Auffindung der zu besprechenden Relieftafel mitgetheilt worden ist[4]), wurde dieselbe im September 1875 in der Vorstadt St. Paulin bei Trier in einem Sarge aufgefunden; in dem Sarge hätte man noch Asche, Russ (!) und Ziegelreste bemerkt. All diese Dinge und mit ihnen der Umstand, dass keine Knochenüberreste in dem Sarge gewesen sein sollen, sprechen dafür, dass das Relieffragment als werthlos mit der Asche u. s. w. (wer weiss, wann?) in den leer und geöffnet dastehenden Sarg[5]) hineingeworfen worden ist. Aber das mag sein, wie es will, soviel scheint mir gewiss, dass das Relief nicht etwa eine Grabesbeigabe hat sein sollen.

Die Tafel ist ohne Zweifel lange Zeit an einem vielgebrauchten Gegenstande, und wohl am wahrscheinlichsten, wie so viele ihres

1) S. Ancient and mediaeval ivories in the Soüth Kensington museum. London 1872. S. XXXVI.

2) Sie zeigen meistens mythologische Darstellungen.

3) Gori, Thesaurus veterum diptychorum etc.

4) Diese Mittheilungen sind mir nur indirect zugegangen, und ich kann daher nicht für deren Richtigkeit bürgen. Ich füge noch bei, dass die Trier. Ztg. Nr. 295, J. 1876, sagt: »in einem Privatgrundstücke bei Trier« und von »morschen Splittern« dabei spricht.

5) Leere (Stein-)Särge sind hier oft gefunden worden, z. B. neuerdings noch bei der Porta nigra.

n, als Deckzierde an einem Buche angebracht gewesen; als sie
h und zudem auch sonst lädirt erschien, ist sie für werthlos
a und demgemäss behandelt worden. So erklärt sich der jetzige
l derselben.
enn wie die Abbildung zeigt, ist die Tafel nicht nur Fragment,
zudem auf der Schauseite ziemlich abgeschliffen. Dies ist am
lichsten bei den Gesichtern; die von den linken Wangenseiten
en Theile sind zwar noch ziemlich wohlerhalten, aber die
Wangenseiten soweit zerstört, dass man die Züge nur noch
chte Schatten erkennt. Bis auf eben solche Schattenreste sind
nzelne Faltenlinien am Gewande der Hauptfigur abgeschliffen.
as Elfenbein ist im Laufe der Zeit an verschiedenen Stellen
eden stark gedunkelt und schattirt zwischen leichtgelb, bern-
big, rothbraun und schwärzlich[1]). An den helleren Stellen ist
Millimeter tief durchscheinend; und gerade an diesen Stellen
; man noch manche verschliffene Formandeutungen, gleich als
ler Druck des Werkzeugs hier das Durchscheinende getrübt;
heinen daher jetzt als mattgelbe Linien.
ie Höhe der Tafel misst 23 Cm., die (erhaltene) obere Breite
die (erhaltene) untere $9^1/_2$ Cm.; die ursprüngliche Breite be-
$^1/_2$ Cm., wie sich aus der Muschelmitte im Tempelgiebel u. s. w.
leutig ergibt. Die Tafel war also doppelt so hoch als breit.
icke beträgt stark $^1/_2$ Cm. — An nicht weniger als 13 Stellen
erhaltene Theil der Tafel durchlöchert; diese Löcher aber —
en etwa 2 Millimeter Durchmesser — scheinen bis auf zwei
ich in späterer Zeit, etwa damals, als die Tafel zur Einband-
verwendet wurde, gebohrt zu sein; denn sie durchbrechen rück-
s Rand, Schrift und Darstellung der Schauseite; jene zwei
aber sind von dem Seitenrande aus (etwas unterhalb der rechten
les Knaben) in der Weise schräg eingebohrt, dass sie nach der
zu nennenden vertieften Rückfläche hinführen und daher auf der
eite nicht sichtbar sind. An dem nämlichen Seitenrande sind
nehrere seitliche Vertiefungen; sie dienten nebst den beiden
öchern wohl dazu, die beiden zusammengehörenden Relieftafeln
ander zu verbinden.
ie Rückseite der Tafel zeigt eine wenig vertiefte Fläche,

) Die unteren Theile der Tafel sind am meisten gedunkelt; es waren die
moberfläche am nächsten gelegenen.

deren Ränder vom oberen und unteren Tafelrande je 1 Cm., vom Seitenrande nahezu 1/2 Cm. abstehen; kreuz und quer laufende, mit scharfer Spitze gemachte Risse waren wohl dazu bestimmt, das eingegossene Wachs festzuhalten.

Die Darstellung der Schauseite zerfällt in zwei Theile: das eigentliche Reliefbild und die umgebende tempelartige Architektur mit der Inschrift.

Links über dem Giebel der Architektur, welcher in einem Winkel von 30°[1]) ansteigt, sieht man eine Lotosblume (nymphaea). Ihre Bestimmung ist zunächst, das Dreieck zu füllen, welches durch den schrägen Giebelbalken und die Tafelränder gebildet wird; in der Wahl der Lotosblume dürfte aber eine symbolische Hindeutung liegen. Aus dem vertieften Giebelfelde springt eine Muschel bis zur Höhe der Giebelbalken vor; die hohle Seite der Muschel ist dem Beschauer zugekehrt; auch in der Muschel wird hier symbolische Bedeutung zu suchen sein.

Von der Inschrift des Querbalkens ist nur die Hälfte noch vorhanden:

OPATRETSECVNDO · · · · · ·

Ich glaube lesen zu sollen:

Optimo patre Tito Secundo ...... (etwa mortuo? defuncto?)

Für das Beiwort »optimus« bei Angehörigen brauche ich wohl keine Beispiele anzuführen; aber man könnte zweifeln, ob das erste Zeichen nicht ein Q sei. Das P der Inschrift ist deutlich geschlossen, die Querstriche des E sind sehr kurz, alle Buchstaben lang gestreckt[3]).

Das eigentliche Reliefbild tritt aus einer vertieften Fläche von fast 17 1/2 Cm. Höhe und stark 10 1/2 Cm. ursprünglicher Breite hervor. Durch einen Kranz, welcher an zwei Stellen des Querbalkens befestigt, von diesem in einem (theilweise verdeckten) Bogen und Endschleifen

1) Also $\frac{R^0}{3}$; man vergleiche die Winkel in diesem Theile der Tafel untereinander.

2) In späterer Zeit finden sich an den entsprechenden Stellen als Füllung Wappenbilder, Rosen, Rosetten u. s. w.

3) An dieser Stelle will ich die beiden Buchstabenzeichen AN erwähnen, welche auf die Hermensäule von unten nach oben eingeritzt sind. Im ursprünglichen Plane haben die beiden störenden Zeichen keinesfalls gelegen; wann sie eingeritzt sind, ist von geringer Bedeutung und auch kaum zu entscheiden, da das A mit geknicktem Querstriche auf altchristl. Inschriften in Trier etc. häufig und wohl auch früher (s. Corp. inscr. lat. I, tab. XV. 30) schon vorkommt.

g des Bildwerkes ange-
Hauptfigur ein; ihr zur
r eine Herme; der dritte

ng heisst es in der Trie-
kannt, das Relief zuerst
: »Man könnte die Vor-
as Gelübde der Keuschheit
was die weibliche Figur
kennzeichnete; was Herr
olche, sondern der faltige
erarme und an der obern
.[3]). Ebenso wenig muss
ntfliehender Amor« sein;
erndes und Aufforderndes
sich die Hauptfigur nicht
dünne Säule, an welcher
Arme bis zur Säulenbasis

uren! Die Hauptfigur
stützt auf eine Säule; in
n die leichte Biegung der
r genugsam an — eine
und in dem straff ange-
lgelenke in lockerer Falte
wieder hinaufsteigt; die
linken Seite, und wo die
ch rechts hinübergezogen,
bezeichnen. Zwischen der
ta sichtbar; von Schmuck-
Halbprofil ist wenig nach
Locken nach dem Hinter-

er betreffende Artikel diente

r Zeitung »abgelegt«, — ich
it.
d denselben Irrthum finde ich

kopfe zusammengefasst; ein scheinbar aus den Haaren herv
Haarnadelknopf ist wohl nur eine stärker hervorragender
Laufe der Zeit abgeschliffene Locke. Die schöne Gestalt
dem rechten Fusse; das linke Bein hat sie über das rech
schlagen, und der linke Fuss findet beim Ballen ein Wid
einer kleinen Erhöhung. Durch diese Stellung tritt die re
in schöner Rundung stärker hervor und gibt dem rechter
oben) einen sichern Halt; in Folge davon wiederum brauch
wandsaum durch die rechte Hand nicht zu einer harten ger
hinabgezogen zu werden. Von dem Gesichte ist nicht viel
erkennen, als, dass die Stirne sehr niedrig, das Kinn vollger
Abstand zwischen Mund und Nase verhältnissmässig gering v
die scheinbar zu geringe Fusslänge s. unten.

Ueber die beiden anderen Figuren kann ich mich kür
Der kleine Palmträger stützt sich auf eine umgekehrte Fa
bei die rechte Schulter etwas vorgeschoben ist. Der Körper
schieden auf dem rechten Fusse, das linke Bein aber ist
links (also für ihn rückwärts) wie beim Schreiten ausgest
seine Stellung also keineswegs die eines Ruhenden. Das loc
chen ist nach rechts erhoben, und die offenen Augen des noc
erkennbaren Gesichtes blicken nach dem Gesichte der Hauptfi
Die linke Hand trägt die Palme. — Die Herme endlich —
steht auf einer starken Säule[2]) — wird schon dadurch in d
grund der Darstellung zurückgedrängt, dass die Säule hinter
träger aufsteigt und dieser selbst eher halb hinter als neben
figur steht. Die Büste des kräftigen bartlosen Mannes mit
schiedenheit und selbst Stolz in der Haltung hat unzw
Portraitcharakter in den noch erkennbaren Zügen.

Halte ich nun all das einzelne, im Vorstehenden Anged
sammen: den Inhalt der Inschrift, die Stellung de
figur, die Säule neben ihr, den Palmträger mit g
Fackel (?), die Porträtherme, den aufgehängten Kra
die (Pergament-)Rolle, welche auf testamentarische Best

1) Die Fackel ist verhältnissmässig sehr dick; ja man könn
ob der Gegenstand, worauf sich der Knabe stützt, nicht eine klein
dreigliedriger Basis sei; aber das scheint mir fast eine künstl
möglichkeit.

2) Ueber die Buchstaben AN auf dieser Säule s. oben S. 101

hinweisen mag und sich auch auf Grabdenkmälern findet [1]), so glaube ich die Deutung jedenfalls nicht in mythologischem oder allgemeinem Gebiete suchen zu dürfen; vielmehr kann ich nicht zweifeln, dass die
gur die trauernde Tochter des verstorbenen Titus
dus [2]) ist, und dass das Diptychon sich eben auf jenen Todes-
zieht.

b es noch eine grössere Anzahl von antiken Diptychen gibt,
Darstellungen das Familienleben betreffen, ist mir nicht bekannt;
iss ich, dass man das diptychon meleretense wohl auf ein Ehe-
is bezogen hat [3]); vielleicht aber hilft dieses neugefundene Dip-
neben den diptycha consularia und ecclesiastica eine dritte Art
den, welche man etwa als diptycha familiaria bezeichnen könnte.
Venn es aber auch so gewiss sein sollte, als es mir scheint, dass
ptfigur die Tochter des T. Secundus ist, so ist damit noch nicht
rklärt.

ehme ich zunächst zu den eben angeführten Punkten noch die
blume und die Muschel hinzu und erwäge im Hinblick auf den
genius und die Palme diese als die christlichen Symbole für
), Tod [5]), Sieg [6]), Auferstehung [7]), so liegt die Annahme christ-
Ursprunges des Reliefs wohl sehr nahe; würde sich dieser Ur-
als unzweifelhaft erweisen lassen, so würde ich kein Bedenken
die Deutung des Ganzen in die Worte zusammenzufassen: die
rnde Tochter wird am Grabe ihres Vaters auf die
stehung und das dereinstige Wiedersehen hinge-
n.

S. Jahrb. H. XXV, S. 178.

) Dass dieser T. Secundus ein sehr begüterter Mann (und wohl auch ein
tellter) war, geht aus der Kostbarkeit des Diptychons hervor. Zu be-
ren Vermuthungen aber über seine Person habe ich bisher noch keine
punkte gefunden.

Ancient and mediaeval ivories etc. S. XXXIV u. 44.

Die Lotosblume das Mysterium des Kreuzes bedeutend; s. Jahrb. H.
. 303; oder sollte ich diese Stelle nicht richtig verstanden haben?

) Nach freundl. Mittheilung des Herrn Professor Kraus findet sich der
nius häufig auf christlichen Sarkophagen des 4. und 5. Jahrhunderts;
verweiset auf Piper, Mythol. der chr. Kunst. I. 343 f.

Die Palme als bekanntes Symbol des Sieges, des ewigen Friedens, der
lichkeit u. s. w.

Die Muschel ist in der christl. Symbolik Sinnbild der Auferstehung; s.
H. XLII S. 177.

Allein die genannten Symbole, von denen Lotosblume und Muschel doch zunächst nur decorative Bestimmung haben, kommen sämmtlich auch als heidnische vor, so namentlich die Lotosblume bei der Isis, die Muschel bei der Magna mater. Auch unter dem Uebrigen scheint Nichts zu sein, was die Darstellung mit Nothwendigkeit zu einer christlichen machte; vielmehr wäre die Auffassung der Figuren und die Darstellungsweise eher eine nicht christliche zu nennen. Ist daher das Relief christlichen Ursprungs, so ist das christliche darin jedenfalls verhüllt.

Ist das Relief nicht christlichen Ursprungs, so fragt es sich, ob die oben vorgeschlagene Deutung auch dann aufrecht erhalten werden könne, oder ob eine andere versucht werden müsse.

Was ich von antiken Kunstwerken hier habe zu Rathe ziehen können, gibt mir weder nach der einen noch nach der anderen Seite feste Anhaltspunkte, und ich kann daher von diesem Gebiete keine Zeugnisse hernehmen.

Dass die Fortdauer der Seele nach dem Tode, dass ein Zusammensein mit früher Verstorbenen, dass ein Hoffen und Ersehnen dieses Zusammenseins den Alten nicht fremd war, ist bekannt genug. Auch ein »Nachfolgen« wird ausgesprochen: Quid fata deflemus? non reliquit ille nos, sed antecessit[1]). Ferner ist die Idee des Sieges im Wettkampf als Bild nicht unbekannt: Tulit suum »metasque dati pervenit ad aevi«[2]), und ebensowenig die Hoffnung von Ruhe und Frieden: ibi illum aeterna requies manet[3]) und: excepit illum magna et aeterna pax[4]). Und so glaube ich, dass für den Fall nicht christlichen Ursprunges des Reliefs die Deutung festgehalten werden kann, dass die trauernde Tochter am Grabe ihres Vaters (tröstend und ermuthigend) auf das (glückliche) Fortleben nach dem Tode, vielleicht auch geradezu auf ein Wiedersehen hingewiesen werde.

Dass dieses Hinweisen durch den Todesgenius geschieht, sowie dass dieser neben der umgestürzten Fackel auch noch die Palme trägt, dafür kann ich freilich keinerlei Belege geben. Gibt es überhaupt keine Belege dafür, oder sollte sich gar Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Beleges dafür erweisen lassen, dann müsste man

---

1) Sen. Cons. ad Polyb. 28.

2) id. Cons. ad Marc. 20.

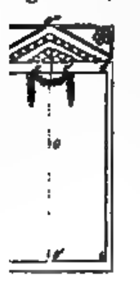
3) id ib. 24.

4) id. ib. 19.

wohl dazu übergehen, den Gegenstand, auf welchen der Genius[1]) sich stützt, doch nicht für eine Fackel anzusehen; der Genius hörte dann auf Todesgenius zu sein[2]) und ich möchte dem Palmträger am ersten jene Worte in den Mund legen: »metasque dati pervenit ad aevi«.

Von der dritten Abtheilung des Reliefs ist leider nichts erhalten, t soviel, dass man auf diesen Theil der Darstellung irgend Schluss machen könnte. Vielleicht stand auch dort eine twa der Mutter) oben; aber was entsprach dann unten dem für einen zweiten Genius dürfte es an Raum fehlen. Daraus, Hauptfigur dieser Seite zugewandt ist, könnte man schliessen eselbe habe nach dem Gegenstande dieser Abtheilung hinge- llein weder deutet ihr Blick, welcher über den Tafelrand hin- dies an, noch scheint mir diese Annahme überhaupt zulässig, ann der Gegenstand der dritten Abtheilung noch mehr in den und treten würde, als die Hauptfigur. Kurz, für diese ganze g habe ich nicht einmal eine positive Vermuthung aufstellen

nun das Kunstwerk als solches angeht, so glaube ich vor f die bewundernswerthe Harmonie in der Gesammtanlage zu sollen; einige Maassverhältnisse mögen diese beweisen. Maassverhältnisse des Ganzen beruhen — es handelt nur um das eigentliche Reliefbild — nicht auf einfachen hältnissen, sondern in den Hauptsachen liegt die sche Linientheilung zu Grunde. Damit soll keines- agt sein, der Künstler habe alles Einzelne vorher nach der



sectio aurea berechnet; aber die Geltung dieses Linienverhältnisses ist doch eine unzweifelhafte und, wo wir dasselbe auch begegnen mögen, eine wirkungsvolle. Es verhalten sich also untereinander — man vgl. die Figur:

ab zu bc wie bc—ab zu ab, d. h. es verhält sich die Breite zur Höhe wie die Differenz von Höhe und Breite zur Breite[3]). Als Mittelpunkt des Ganzen tritt scharf genug hervor die untere Spitze der Saumfalte unter der

[1]) ist nicht etwa ein Angehöriger; denn dann würde er nicht nackt sein.

[2]) der könnte er doch vielleicht Todesgenius bleiben?

[3]) Zahlen ziemlich genau 6,60 : 10,75 = 10,75 : 17,35.

rechten. Hand; die Höhe dieses Punktes über der Fusssohle der Hauptfigur ist aber der Breite des Ganzen gleich (zugleich 00′ = 00″) und steht also auch in demselben Verhältnisse zur Bildhöhe. Die Breite des Reliefs ferner wird oben durch die inneren Endpunkte der Kranzbefestigungen (von rechts nach links und von links nach rechts) doppelt harmonisch getheilt; d. h. es verhält sich de : ec = ec : cd und ce′ : e′d = e′d : cd; dabei ist aber ee′ gleich der Fusslänge[1]) und ed resp. e′c gleich der Schulterbreite. Und somit darf man sagen, dass in gewisser Weise die Fusslänge[2]) der Hauptfigur Grundmaass für die Gesammtdarstellung sei.

Als Relief zeigt die Tafel einerseits eine weise Benutzung des Raumes, indem nirgendwo unangenehme Lücken und doch ebensowenig irgendwo Ueberfüllung oder Gedrängtheit entstehen, andrerseits aber sind Verkürzungen und Verdeckungen vermieden, soweit es unbeschadet der Gesammtwirkung angemessen und möglich war. Die Gesichter erscheinen in Halbprofil, also die Mitte haltend zwischen den Profildarstellungen, wie sie z. B. das Diptychon meleretense[3]), und den en face-Bildern, wie sie die meisten Consulardiptychen zeigen[4]). Ebensowenig wie die Gesichter erscheinen andere Körpertheile in Folge der Anordnung entstellt; man müsste den etwas auswärts gekehrten rechten Fuss der Trauernden oder die linke Hand des Palmträgers als solche Entstellungen bezeichnen. Aber dies führt zur Betrachtung des Einzelnen.

Was also das Einzelne angeht, so macht sich erst recht bei dessen Betrachtung die Sicherheit der Künstlerhand bemerkbar, welche weit entfernt von Unbeholfenheit und Rohheit und nicht weniger entfernt von spielender Tiftelei, das Schabmesser gewandt zu führen wusste. In leichtesten Schraffirlinien sieht man die Spuren des Instrumentes das Ganze überlaufen, wo nicht die Hände des Lesenden oder das Pult diese Spuren verwischt haben. Bei Ausführung des Hintergrundes und bei Nebendingen, wie bei der Lotosblume, der

---

1) Der Fuss scheint verhältnissmässig klein durch seine Stellung und die Art der Bearbeitung des Stoffes; ich nehme die Fusslänge zu $^1/_6$ des Körpers an.

2) Zu ihr steht die Schulterbreite im Verhältnisse. — Die Breite des Reliefbildes ist also gleich der doppelten Schulterbreite vermehrt um die Fusslänge.

3) Bacchuspriesterin.

4) Z. B. das des Consul Anastasius in London.

, dem Kranze u. s. w. werden die Schnitte energischer und ver-
bisweilen durch allmähliche Richtungsänderung die nicht paral-
ntouren benachbarter Figuren, z. B. zwischen der herabhängenden
ıleife und den Contouren des Haupthaares der Trauernden. —
ehandlung des Faltenwurfes, der übrigens mit edler Maasshal-
rwendet ist, zeigt der Künstler unzweifelhaft Gewandtheit; was
'an tadeln möchte (z. B. an der Drappirung über dem linken
ıenkel der Trauernden), kommt wenigstens theilweise auf Rech-
s Abschleifens der betreffenden Partien; die Drappirung des
pers und die Profilirung der ganzen Hauptfigur verdient wohl
Tadel. Eine entschiedene Schwäche des Künstlers scheint hin-
ie Behandlung der Hände und namentlich der Finger gewesen
wenn schon auch bei diesen das Abschleifen manches verdor-
en mag. Wie sehr derselbe sonst die Körperformen zu behan-
stand, davon liefert die ganz vortreffliche Gestalt des kleinen
n Palmträgers einen sprechenden Beweis, einen Beweis, den
as unerbittliche Lesepult nicht abzureiben vermochte. Eine
verläugnende Härte, und ich möchte sagen Eintönigkeit zeigt
das Palmblatt: aber auch dieses ist nicht mehr in seiner ur-
chen Form vorhanden.

erübrigt noch, auch der Frage zu gedenken, welcher Zeit das
uzutheilen sei. So lange ich dasselbe nur flüchtig gesehen,
; hauptsächlich die Schriftzüge, welche mich veranlassten, eine
späte oder gar sehr späte Zeit der römisch-griechischen Kunst
ızunehmen. Erst nachdem mir eine genauere Betrachtung des
wie des Einzelnen möglich geworden, glaube ich, im Hinblick
las Vorstehende spätestens die constantinische Zeit dafür an-
u sollen. Vielleicht wird man unter Erwägung des Umstandes,
Schriftzüge an Werken von dieser Art wohl ebenso wenig,
auf Graburnen und Wänden den Kriterien der Steininschriften
uemen, noch in die vorconstantinische Zeit zurückgreifen müssen.
ls aber dürfte das Relief dem Vortrefflichsten beizuzählen sein,
rheinische Boden von den bewahrten Schätzen der Römerzeit
gem hat hervortreten lassen, und es ist um so mehr zu be-
dass er dasselbe, wenn er es in besserem Zustande empfing,
verletzter zu bewahren vermocht hat.

Carl Bone.

9. Die römische Münzsammlung Hugo Garthe's in Köln.

(Hierzu Tafel IV.)

Indem ich in Folgendem einige der hervorragendsten Stücke der römischen Münzsammlung Hugo Garthe's besprechen will, drängt es mich des Dahingeschiedenen mit einigen Worten zu gedenken.

Unser Verein, dem er seit 1851 angehörte, verliert an ihm einen warmen Freund, der durch stetes Zusammentragen immer neuer Schätze des Alterthums auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, überaus anregend und fördernd wirkte. Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth konnte ich jetzt zum Behufe dieser Publikation die Sammlung durchsehen, an welcher er ein ganzes Menschenalter hindurch mit aufopfernder Liebe gesammelt. Schon lange hatte er den Wunsch, durch Aufgabe seiner kaufmännischen Thätigkeit Musse zu gewinnen, um das von ihm Gesammelte wissenschaftlich zu verwerthen und durch ausgedehnte Publikationen allgemein bekannt und nutzbringend zu machen. Wie sehr beklagen alle, die ihm näher standen, das herbe Geschick, welches ihn, wenige Wochen, nachdem er diesen Entschluss zur Ausführung gebracht, nach kurzer Krankheit aus unserer Mitte riss! —

So wünschenswerth es ist, dass die von Garthe hinterlassenen Sammlungen, welche nicht allein die Numismatik, sondern auch das ganze Gebiet des antiken und mittelalterlichen Kunstgewerbes umfassen, nicht zersplittert werden, so ist leider bis jetzt wenig Aussicht, dieselben seiner Vaterstadt oder doch seinem Vaterlande zu erhalten. Mögen dieselben aber auch in alle Welt zerstreut werden, so ist sein Wirken doch kein vergebliches gewesen; manches schöne Zeichen des alten Kunstfleisses und edeln Geschmackes hat er durch seine rastlose Thätigkeit dem Untergange und der Zerstörung entrissen und somit der Mitwelt und Wissenschaft gerettet. Sein Andenken wird in uns Allen fortleben!

Fast kein Feld des Sammelfleisses hat in Bezug auf die zu erstrebenden Ziele solche Umwandlungen erfahren, als das der römischen Numismatik.

Die Sammler der früheren und vorzüglich des vorigen Jahrhunderts waren besonders bestrebt, alle möglichen und unmöglichen Imperatoren, Cäsaren und Frauenköpfe in ihren sogenannten Suiten zu vereinigen, und veranlassten hierdurch die nimmer rastenden Fälscher

ınche Münze zu erfinden, um dieser Liebhaberei gerecht zu werden. ɔch jetzt tauchen zuweilen solche alte, vergessene Sammlungen auf, i welchen man sich wundert, wie es bei den damals so schwierigen ɛrkehrsverhältnissen möglich gewesen, eine solche Menge von Selten-iten zu vereinigen; man begreift aber noch weniger, wie Leute, die .h mit der alten Numismatik befassten, die Opfer so grober Täu-hungen werden konnten. Durch diesen Unfug enthalten einige Münz-ɪrke damaliger Zeit eine solche Menge von Fälschungen, dass deren ɜnutzung nur eine sehr beschränkte sein kann.

Im Anfange unseres Jahrhunderts, als besonders durch Eckhel's ɪrdienst die Kritik über echt und falsch eine bessere geworden und ın die Sammlungen von einem Wust falscher Stücke gereinigt hatte, ıt, vielleicht durch Mionnet angeregt, die Seltenheit des Reverses den Vordergrund. Alle seltenen und interessanten Reverse, beson-rs die figurenreichen, wurden übermässig bezahlt und werth gehalten.

In neuester Zeit bestimmt vor allem die Erhaltung und der edle l (belle fabrique) den Werth einer römischen Münze, selbstverständ-h wird hierbei der Seltenheit immer einige Rechnung getragen.

Dies kurz zusammenfassend kann man sagen: die Ersteren sam-ılten von einem historischen Standpunkt aus, während bei den Zweiten s culturhistorische, und bei den Letzteren das ästhetisch-artistische teresse in den Vordergrund tritt. Hierbei darf nicht ausser Acht ɪiben, dass die eben besprochenen Perioden nur die allgemeine Strö-ıng bezeichnen; zu allen Zeiten hat es Münzliebhaber gegeben, welche t grösster Sorgfalt auf die vorzüglichste Erhaltung der von ihnen gelegten Stücke achteten, und heutzutage gibt es noch manchen ımmler, der sich freut, sehr seltene Münzen erlangen zu können, ch wenn dieselben nur von mittelguter Erhaltung sind. Doch, wie sagt, das angestrebte Ziel des heutigen Münzhandels sind Exem-ıre von untadelhafter Erhaltung und edler künstlerischer Ausführung. ɜ pariser Kunsthändler nennen die seltenen, interessanten aber we-ɡer gut erhaltenen Münzen »pièce de professeur.« Sie verbinden hier-t eine gewisse Geringschätzung, unserer Ansicht nach sehr mit Un-ıht, denn traurig stände es um die wissenschaftliche Seite der ımismatik, wenn man die neuen Resultate nur aus untadelhaften ıcken schöpfen wollte. Jeder dieser Gesichtspunkte hat also seine le Berechtigung, und kann man nicht unpassend die heutigen Sammler rnach in Münzliebhaber und Numismatiker eintheilen. Beide rden in der heute von uns besprochenen Sammlung das von ihnen

Gesuchte in ausgedehnter Weise vorfinden, und in der im Herbst d. J. in Aussicht stehenden Auction (wenn der Verkauf en bloc nicht gelingen sollte) Gelegenheit finden, manche Lücken ihrer Sammlungen auszufüllen. In der Sammlung Garthe sind recht viele so vorzüglich erhaltene Stücke, dass dieselben selbst den wählerischen modernen Sammler in vollem Maasse befriedigen müssen; gut erhalten kann man fast alle Exemplare nennen. Was die Seltenheiten betrifft, so wird ein Blick auf die folgenden Blätter lehren, dass hieran wahrlich kein Mangel ist.

Zu der Beschreibung der einzelnen Münzen übergehend, schicke ich voraus, dass ich, obgleich ich seit mehreren Jahren die Sammlung häufig zu sehen Gelegenheit hatte, dieselbe bei ihrem grossen Umfange, doch nicht so genau kenne, um mir anzumaassen, hier alle unedirten und seltenen Stücke besprechen zu wollen.

Um die Sammlung ganz zu übersehen, ist vor allem die Aufnahme eines vollständigen Catalogs erforderlich. Die in diesem Fache bewährten Herren Lempertz in Cöln werden sich dieser Arbeit unterziehen und in Bälde damit beginnen. Es kann also nur der Zweck dieser Zeilen sein, dem Dahingeschiedenen und seiner Sammlung auch in unserem Organe ein dauerndes Andenken zu weihen, und einige der vielen unedirten Münzen bekannt zu machen. Nebenbei wird es Manchem angenehm sein, auf einige der seltensten Stücke hierdurch aufmerksam gemacht zu werden.

Die bekannten Münzen sind meist nach den Nummern aus Cohen's Münzwerk bestimmt und die unedirten durch einen * hervorgehoben.

Die Sammlung umfasst über 600 Familien-Münzen, unter welchen einige Münzmeister Münzen des Augustus eingereiht sind (z. B. die seltene Antestia. C. consulaires Nr. 13, Augustus 281).

Als besonders selten heben wir Statia Nr. 1 hervor.

Zu den Kaisermünzen übergehend, bemerken wir die Denare von Lucius Antonius und M. Antonius C. 1 und von Cleopatra und M. Antonius.

* Von Augustus ist ein dickes einseitigen Erzmedaillon zu verzeichnen, ohne Legende. Grösse nach Cohens Münzmesser $13^1/_2$, desgleichen das Medaillon C. 258. Gr. $10^1/_4$.

Von den sogenannten autonomen Münzen des Augustus ist das Goldstück C. 511 in prachtvoller Erhaltung zu erwähnen.

Es finden sich ferner 2 Gold- und 2 Silbermünzen von Antonia,

Tochter des M. Antonius und der Octavia; sowie Claudius I in Gold C. 28, ein scharfes Exemplar.

Agrippina und Claudius C. 3 in Gold.

Agrippina und Nero ist 2 mal in Silber vorhanden, von welchem C. 3 besser erhalten ist.

Otho ist zweimal in Gold vertreten, von welchem der Rv. C. 19 der seltenere.

Vitellius C. 22 in Gold.

Das Grosserz C. 255 von Vespasian zeichnet sich durch seine gute Erhaltung aus.

Domita, Frau des Domitian C. 6.

Die besterhaltene Münze der Sammlung ist das Grosserz von Trajan C. 324, deren Schönheit durch eine vorzügliche, glänzend grüne Patina noch gehoben wird.

Von Aelius Caesar fällt eine schöne Goldmünze auf. Antinous ist durch das Erzmedaillon von Smyrna vertreten.

Von Antoninus Pius ist das Erzmedaillon C. 387 vorhanden, mit dem Rande Gr $12^1/_2$.

* Als unedirt ist eine Goldmünze von Faustina der Aelteren zu bezeichnen, welche Cohen Nr. 24 nur in Silber beschreibt.

Von Marc Aurel finden wir drei Erzmedaillons, welche alle drei noch unedirt, oder doch nur unvollständig beschrieben sind.

Als ganz neu sind folgende zwei zu bezeichnen;

* AVRELIVS ... SAR AVG. PII · F COSII

Jugendliche Gewandbüste nach rechts.

R. Ohne Legende. Zwei Centauren, von welchen einer auf einer Doppelflöte bläst und der Andere eine Lyra trägt, ziehen einen Wagen, auf welchem eine männliche Figur leicht hingeworfen sitzt. Diese Figur hält in der linken Hand einen Stab (Thyrsus). Auf dem einen Centauer steht, (oder über beiden schwebt (?)) ein Amor. Vor und hinter dem Wagen je eine nackte männliche Figur in graziöser, anscheinend tanzender Stellung. Taf. IV, Fig. 1.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der sitzenden Figur auf dem Wagen einen Bacchus erblicken. Das Zusammenstellen des Bacchus mit musicirenden Centauren ist in der alten Kunst mehrfach dargestellt; man vergleiche die Abbildungen der beiden Cameen in A. L. Millin's mythologischer Gallerie, (Taf. 48 Nr. 275 und Taf. 66 Nr. 245) beide nach Buonarotti. Der voraufschwebende Amor und die beiden tanzenden Figuren passen recht gut zu dieser Erklärung.

Wie mir s. Z. von dem Vorbesitzer dieser Münze, dem jetzt auch verstorbenen Münzhändler Cassel in Cöln mitgetheilt wurde, befand sich dieselbe früher in einer sehr alten bonner oder kölner Sammlung; sie ist also sehr wahrscheinlich ein rheinisches Fundstück. Die Erhaltung ist, wenn auch auf dem Av. einige Buchstaben fehlen, noch eine recht gute zu nennen.

An Schönheit der Composition kann sich mit diesem Medaillon (Gr. 12) keine andere Münze der Sammlung messen; am nächsten steht ihm in dieser Beziehung das jetzt folgende:

* AVRELIVS. CAESAR AVGVSTI PII · F. bärtige Gewandbüste nach rechts.

R) ohne Legende. An der linken Seite steht Neptun nach rechts; er stellt den linken Fuss auf einen Steinhaufen, so dass das Knie stark gekrümmt ist; in der rechten, hoch erhobenen Hand hält er einen langen Stab. An der entgegengesetzten rechten Seite steht Minerva im Helm nach links; hinter ihr befindet sich ihr Schild, bei welchem eine Schlange. Zwischen beiden ein Baum, an welchen ein langer Stab (oder eine Lanze) angelehnt ist. Taf. IV, Fig. 2.

Diese Darstellung erinnert an den Streit der Pallas Athene mit Poseidon um die Oberhoheit über Attica, welchen sie durch das Geschenk des Oelbaumes zu ihren Gunsten entschied. Wir finden in E. Beule's les monnaies d'Athènes, auf S. 393[1]) unter den atheniensischen Erzmünzen aus der Kaiserzeit eine der unseren sehr ähnliche Reversdarstellung, welche als Vorbild gedient haben könnte; noch wahrscheinlicher ist es allerdings, dass beide als Nachahmungen eines grösseren antiken Kunstwerkes entstanden sind. Bei welcher Gelegenheit diese Schaumünze geschlagen wurde, ist schwer zu ergründen, denn auf die geschichtlich feststehende Anwesenheit M. Aurels in Athen im Jahre 176 lässt sich dieselbe nicht zurückführen, da auf d. Av. der Titel Augustus noch fehlt.

Dies Medaillon, Gr. $11^1/_4$, ist von vorzüglicher Arbeit und recht guter Erhaltung, wenn auch einzelne Theile des Av. etwas angefressen sind. Herr Garthe hat diese Münze erst im verflossenen Sommer erworben, und soll dieselbe in Cöln oder nach anderen Angaben in Düsseldorf im Rheine gefunden sein. Da dieses Medaillon keine Spur von Patina hat, so ist es sehr wahrscheinlich, dass es längere Zeit im Wasser gelegen hat.

---

1) Auch abgebildet Millin, Taf. 87. Nr. 127.

Das nun folgende dritte Medaillon von Marc Aurel ergänzt in erfreulicher Weise das von Cohen Nr. 405 beschriebene, indem unser Exemplar (Gr. mit Rand $11^1/_2$) auf dem Schilde die Aufschrift VO / TA hat. Durch diese Legende findet auch das hinter der linken Figur sichtbar werdende Opferthier seine Erklärung; dagegen wird wohl Cohens Bezeichnung der einen Figur als Pax hinfällig werden, eher wäre an einen Opferpriester zu denken.

Von Lucius Verus ist das Erzmedaillon C. 92 in prachtvoller Erhaltung aber ohne Patina zu verzeichnen, wogegen das Erzmedaillon C. 38 von seiner Frau Lucilla schön patinirt aber etwas stumpf ist.

Zwei Erzmedaillons (das eine Gr. 13) von Commodus haben auf dem Av. den Kopf des Kaisers mit der Löwenhaut und auf dem R. Hercules in verschiedenen Stellungen; von beiden lässt die Erhaltung manches zu wünschen übrig.

Das Medaillon von Commodus und Crispina C. 2 ist besser erhalten, entbehrt aber doch der Schärfe.

Von Crispina ist eine unedirte Goldmünze zu erwähnen.

* Av. CRISPINA AVGVSTA Büste nach rechts.

R. PVDICITIA sitzende Pudicitia nach links, während dieselbe bei Cohen (Nr. 13) nur stehend dargestellt ist. Gewicht: $^7/_{16}$ Loth, 11 ass[1]). Taf. IV. Fig. 3.

Pertinax ist durch 3 Denare vertreten, Didius Julian unter anderem durch das Grosserz C. 14, welches sehr scharf aber leider stark ausgebrochen ist, wogegen bei Manlia Scantilla die Silbermünzen besser erhalten sind als das Grosserz.

Bei Pescennius Niger erkannten wir als unedirt:

* · · · · ES C · PESCENIGE · · · · Kopf nach rechts.

· · · · · NITATIS · AVG · (aeternitatis aug.)

Mond und sieben Sterne. C. 1 hat aeternitas aug im Nom.

Die Goldmünze C. 415 von Septimius Severus ist sehr gut erhalten.

Von demselben Kaiser bietet ein griechisches Erzmedaillon von Apamea in Phrygien, welches in Mionnet fehlt, eine mythologisch sehr interessante Reversdarstellung:

* Av. AYT · K · Λ · CЄΠΤ. CЄΟΥΗΡΟC · ΠЄΡΤΙ Gewandbüste nach rechts.

---

1) 1 Loth = 288 ass. 1 Loth (alt) = 15 Gramm.

R. ЄΠΙ·. AΓONOΘЄTOY· APTЄMA im Abschnitt AΠAMЄΩN·

Eine nach links sitzende Minerva dreht den Oberkörper nach rechts und bläst auf einer Doppelflöte; an ihrer linken Seite ein Berg, über welchem Kopf, Schultern und Arme einer männlichen Figur sichtbar werden. An der rechten Seite glauben wir die Wellen eines Baches oder Flusses zu erkennen. Die Münze ist von guter Arbeit, und auch besser erhalten und patinirt als die meisten griechischen Münzen aus dieser Zeit.

Durch die Nähe des Flusses Marsyas veranlasst, hielt man die phrygische Stadt Apamea für den Schauplatz der allbekannten Marsyas-Sage. Marsyas selbst, die Flöte blasend, ist desshalb auf den autonomen Münzen von Apamea keine seltene Darstellung. Unser Revers bezieht sich auf dieselbe Sage, doch ist hier der Moment zur Anschauung gebracht, in welchem Minerva in dem Wasserspiegel ihr durch das Blasen entstelltes Gesicht erblickt; die hinter dem Berge vorschauende Person scheint uns Marsyas zu sein, der abwartet, bis die Göttin die Flöte wegwirft, um sich dann des für ihn in der Folge so verhängnissvollen Instrumentes zu bemächtigen.

Das Grosserz C. 483 von demselben Kaiser zeichnet sich durch gute Erhaltung aus.

Erwähnenswerth scheint uns der Denar der Julia Domna mit Septimius Severus und Caracalla C. 1 und eine Goldmünze von Severus Alexander C. 71 von sehr guter Erhaltung.

Trajanus Decius C. 50 in Gold.

Als besonders selten heben wir eine Cornelia Supera, von Eckhel als Frau des Aemilian constatirt, hervor. Von Gallienus haben wir 2 Goldmünzen zu verzeichnen: C. 33, welche fast so klein wie ein Quinar ist und C. 243 (mit der Abweichung, dass im Felde S steht); desgleichen eine kleine Goldmünze von Salonina C. 88.

Macrianus jun. C. 2 wäre auch zu erwähnen.

* Die grösste Seltenheit der Sammlung ist ein Quietus in Gold, das einzige bekannte Exemplar. Die Beschreibung stimmt mit der von C. 12 in Billon gebrachten. Da aber diese, unter den 12 von Cohen beschriebenen Billonmünzen dieses Kaisers, die einzige mit dem lorbeerbekränzten Kopf ist, so scheint uns dieser Stempel ursprünglich für Goldmünzen gefertigt zu sein. Taf. IV, Fig. 4. Gew. $^5/_{16}$ Loth, $1^1/_2$ Ass.

Wie alle grössere rheinische Sammlungen ist auch die heute besprochene besonders reich an seltenen Stücken des Postumus.

In Gold finden wir drei unedirte:

* A. POSTVMVS AVG Kopf en Façe.

R. QVINQVENALES AVG; eine nach rechts stehende Vic-
a stellt den linken Fuss auf drei Kugeln. Auf das linke stark
rümmte Bein stützt sie einen Schild, auf welchen sie mit der rechten
ıd unentzifferbare Zeichen schreibt. Man vergleiche C. 141 und
Witte[1]) Pl. XVI Nr. 255. Die Reversdarstellung ist hier dieselbe,
kann man auf unserem sonst sehr scharfen Exemplar die V und
ıicht erkennen. Die Münze ist von Quinar Grösse. Taf. IV, Fig. 5,
r. 1/8 Loth, 4 Ass.

* A. IMP POSTVMVS P · F · AVG · lorbeerbekränzter Kopf
h rechts.

R. ORIENS AVG Stehender Sonnengott, die rechte Hand er-
en, in der linken eine Kugel. Cohen kennt Münzen mit dieser
'ende nur in Billon und Erz; die Darstellung ist jedoch etwas ver-
ıeden. Taf. IV, Fig. 6. Gew. 3/8 Loth, 13 Ass.

* Ferner eine Goldmünze wie dieselbe C. 187 in Billon nach dem
ımplar einer Cölner Sammlung beschrieben ist. Den R. finden wir
Witte, Pl. XIX. Nr. 303 abgebildet; auf unserer Taf. IV, Fig. 7.
w. 5/16 Loth, 14 Ass.

Die Goldmünze C. 131 ist auch vorhanden.

Von Silbermünzen heben wir C. 48 hervor. Dieselbe gehört zu
so gesuchten Münzen, welche auf dem Av. die sich deckenden
ıfe des Postumus und Hercules und auf dem R. eine der 12 Thaten
Hercules, hier das Tödten der Schlange mit der Legende Herculi
ivo, zeigen. Abgebildet de Witte Pl. V. Ein ähnliches Exemplar
ınd sich in der 1862 in Cöln versteigerten Sammlung Koch.

Unedirt ist folgender Silberquinar, den Herr Garthe vor Kurzem
Ahrweiler kaufte:

* A. IMP · C · POSTVMVS · P · F · AVG · lorbeerbekränzter
ıf nach rechts.

R. FIDES MILITVM · Fides stehend an jeder Seite ein Feld-
hen haltend.

---

1) Recherches sur les empereurs qui ont regné dans les Gaules au IIIe
ıe. par J. de Witte. Paris, chez Rollin et Feuardent 1868.

Das Grosserz 305 ist schön rund und gut erhalten.

Von Tetricus, pater, ist folgende Goldmünze von Cohen nicht beschrieben:

* A. IMP· TETRICVS P· F· AVG· lorbeerbekränzter Kopf nach links.

R. VICTORIA AVGG· Victoria nach rechts gewendet in der rechten Hand ein Siegeszeichen haltend. Taf. IV, Fig. 8. Gewicht $^1/_4$ Loth, $^1/_2$ Ass.

Die Goldmünze C. 13 von Tacitus ist vorzüglich erhalten.

In Cohen fehlt folgendes Kleinerz:

* A. IMP· C· L· TACITVS AVG· Gewandbüste nach links mit der Strahlenkrone, auf der Hand eine Victoria haltend.

R. wie C. 97.

Von Diocletian finden wir die Goldmünzen C. 7 und C. 28 in sehr guter Erhaltung und ein Kleinerz, Quinargrösse, mit dem unedirten

* R. VOTIS X · · · · XX·

Auch Maximian Hercules ist durch 2 Goldmünzen C. 52 (hier im Abschnitt P. T.) und C. 91 vertreten, welche letztere besonders schön ist.

Eine prachtvoll erhaltene Goldmünze von Maximinus Daza ist von Cohen nicht beschrieben:

*) A. MAXIMINVS· NOB· CAES· lorbeerbekränzter Kopf nach rechts.

R. CONCORDIA· CAESS· NOSTR· Im Abschnitt S. M. T. sitzende weibliche Figur, welche in der Linken 2 Füllhörner, in der Rechten eine Patera hält. Taf. IV, Fig. 9. Gew. $^5/_{16}$ Loth, 13 Ass.

Licinius, pater, C. 30 in Gold.

* Ein scharfer Goldquinar von Constantin d. Gr. stimmt mit der Beschreibung der anscheinend grösseren Goldmünze C. 140 überein, nur zeigt unser Exemplar auf dem Schilde deutlich X und nicht XX. Taf. IV, Fig. 10. Gew. $^1/_8$ Loth weniger $1^1/_2$ Ass.

Ein vorzüglich erhaltenes Goldmedaillon könnte man des jugendlichen Kopfes halber auch dem Constantinus jun. zuschreiben, jedoch entscheiden wir uns für Constantin d. Gr., weil die Legende des Reverses bei diesem Kaiser mehrfach vorkommt, bei Constantinus II aber nicht verzeichnet ist:

* Kopf nach rechts mit dem Diadem ohne Legende.

R.) GLORIA CONSTANTINI AVG· Im Abschnitt S·M·T·S·

Der Kaiser nach rechts schreitend hält in der Rechten ein Tropaeum, in der Linken eine Hasta; zu seinen Füssen auf jeder Seite ein Gefangener Gr. 7. Taf. IV, Fig. 11. Gew. 7/16 Loth, 7 1/2 Ass.

Von Constantinus jun. verzeichnen wir zuerst C. 16, nur steht ns im Abschnitt S. M. T. Es ist erfreulich, dass diese Münze, e Cohen nur nach dem alten Catalog der pariser Sammlung rt, von welcher also anzunehmen ist, dass dieselbe durch den en Diebstahl i. J. 1831 zu Grunde gegangen, nun wieder in sehr ähnlichen Exemplar vertreten ist.

Ausserdem finden wir von demselben Kaiser C. 29 in sehr guter tung.

Ein grosses Goldmedaillon von Magnentius ist auch unedirt:

A. D·N· MAGNENTIVS P· F. AVG· Gewandbüste nach rechts

R. VIRTVS AVGVSTI NOSTRI· Im Abschnitt S· M· A· Q· rieger, Schild und Hasta in der linken Hand haltend, drückt mit echten auf den Kopf eines Gefangenen. Gr. 8 1/2. Taf. IV, Fig. 12. 9/16 Loth, 11 Ass.

Von Decentius finden wir die seltene Silbermünze C. 9 und von n die Goldmünze C. 7.

Die Sammlung enthält, wie in der Einleitung schon bemerkt, manche Münzen, welche den hier besprochenen ebenbürtig an die zu stellen wären [1]), wir haben eben nur eine kurze Uebersicht wollen, und schliessen mit dem Wunsche, dass diese Zeilen, insie auf so vieles Ausgezeichnete aufmerksam machen, dazu bein möchten, die Mehrzahl der besprochenen Stücke womöglich un- Provinz, jedenfalls aber unserem Vaterlande zu erhalten [2]).

---

1) Nicht erwähnt sind z. B. 9 Contorniate und ausser den 2 besprochenen 9 griechische Kaiser-Medaillons, deren Besprechung wir vielleicht in einem ten Hefte d. J. nachholen werden.

2) Uns genau an die Ueberschrift unseres Aufsatzes haltend, haben wir der seltenen mittelalterlichen Münzen der Sammlung Garthe keine Erwähnung n. Besonders unter den Merovinger und Carolinger Suiten ist manches Interessante.

Bonn, im März. F. van Vleuten.

10. Der Doctor Ypocras des deutschen Schauspiels in Wort und Bild.

Hierzu Tafel V.

Das Theater des Mittelalters, von welchem im Anfang unseres Jahrhunderts A. W. von Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur noch nichts beibringen konnte, steht jetzt in grosser Klarheit vor uns da, seitdem die Länder, welche damals eine blühende Bühne besassen, vor allen Frankreich, England, Deutschland und die germanischen Niederlande, darin wetteifern, die Texte ihrer alten Stücke herauszugeben. Die Literatur des mittelaltrigen Dramas ist bereits ungemein reich, und nationale Unterschiede in der Wahl und Behandlung der Gegenstände heben sich schon sehr erkennbar hervor. An Abbildungen aber, welche unserm Auge die Anfänge der Bühne zur Anschauung bringen möchten, sind wir auffallend arm. Was ist im Mittelalter nicht Alles durch Miniaturen illustrirt worden! Selbst die Costüme und Masken, in denen man noch lange hinab in die christlichen Jahrhunderte den Terenz spielte, sind uns in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, ja noch in einer zweiten erhalten, welche Jahrhunderte später ist[1]). Zu unsern eigenen Bühnenstücken aber fehlen uns fast alle Illustrationen, in den Manuscripten kommen keine vor, und wir können Costüme und mise en scène nur aus den Texten selber erschliessen. Ein jeder Beitrag also, den irgend ein bisher übersehenes Bildwerk aus dem Mittelalter zur Erklärung des gleichzeitigen Bühnenapparates uns gewährt, sollte der Untersuchung willkommen sein. Ein solches Bildwerk versuche ich im Folgenden vorzuführen und an die Texte anzuschliessen, denen es zur Illustration dient.

In dem Bisthum des alten Allemanniens, um Constanz und den Bodensee herum, und bis tief in die deutsche Schweiz hinein, ist das geistliche Schauspiel des Mittelalters früh in Blüthe geschossen. Seit dem zwölften Jahrhundert spielte man hier in den Klöstern am Fest der Auferstehung ein Osterspiel, das freilich eher ein Oratorium heissen muss, denn es wurden dabei nur die Reden der Weiber am Grabe, die Antworten des Engels, und die Verkündigung des Wunders an die Apostel durch den Mund der Frauen, und zwar lateinisch abgesungen.

---

1) d'Agincourt, Denkmäler, Malerei Tafel 35, 36, vgl. den deutschen Text zu diesem Werke, S. 37. Die berühmte Handschrift aus dem 9. Jahrhundert ist von einem deutschen Abschreiber Hrodgarius hergestellt.

s Dramatische beschränkt sich darauf, dass die beiden Priester, iche die Marien sangen, sich mit leiser Andeutung als Frauen costu·ten, der Engel, von einem jugendlichen Diaconus gespielt, Flügel ite, dass endlich die Frauen zum Altar als dem heiligen Grab mit uchfässern für Salbenbüchsen hinschritten und zu dem Abt, der vorn Chor mit den übrigen Mönchen die Apostel agirte, vom Altar aus mit Botschaft sich zurückwandten. Möglich, dass ein figurirter Initialbuchbe einer Handschrift aus dem Kloster Reichenau, drei Frauen und Engel, diesen Auftritt illustrirt[1]). Im Kloster Muri (im Aargau) ien noch frühere Spuren eines Mysteriums sich vorfinden. Diese Osterele wurden in allen grossen Stiften und Abteien der deutschen Schweiz misch; am Grossmünster zu Zürich traten 1260 schon Johannes und :rus als handelnde Personen hinzu, das Grab nach den Frauen behend. In Einsiedeln führte man in demselben Jahrhundert schon Scene zwischen Christus und der Magdalena auf, wagte also die minica persona« selber darzustellen. Denselben Text hat eine Handrift aus Engelberg, wo die Mönche im Jahr 1372 dies Stück aufrten. In der Schweiz blieben diese Texte, welche noch vorhanden l von Mone in seinen »Schauspielen des Mittelalters« veröffentlicht l, streng kirchlich fromm, und hier haben bis ins vierzehnte Jahridert die Geistlichen selber die Darsteller gemacht. Unter den gelberger Mönchen der Aufführung von 1372 tritt neben andern ein ider mit Namen Walther Stouffacher auf.

Draussen in der Welt aber, wo die Klosterzucht die Sitten nicht ützte, waren derweil diese Spiele bereits in voller Ausartung, und Geistlichen vermieden es, bei denselben in eigener Person mitzuelen. Seit dem 13. Jahrhundert bekämpften strengere Kleriker nach rgang des Papstes nicht die Spiele selbst, aber sie sollten nicht mehr Kirchenchor agirt werden. Die Geistlichen schrieben noch gerne Texte, aber Schauspieler durften sie nicht mehr sein[2]). Dieser :kzug der Kirche hat das moderne Schauspiel geschaffen; die Laien ıächtigten sich desselben, die Volkssprache trat an die Stelle des

---

1) Abgebildet bei Mone, Schauspiele des Mittelalters, I, 8. Ebenda aus Gerbert's veteris liturgiae Alemannicae monumenta (II, 237) die Beschreig des Osterspiels in der oben im Text mitgetheilten, noch ganz kindlichen talt, wie sie in den Klöstern Brauch war.

2) Einige der betreffenden Verbote bei Hoffmann, Fundgruben, II, 8. u. folg.

Lateinischen, und neben der biblischen Geschichte kamen romantische Legenden und fromme Volkssagen auf die Bühne.

Eine der ersten ganz weltlichen Personen, welche noch mitten ins Osterspiel hineinsprangen, war die im Mittelalter sehr populäre Figur des fahrenden Quacksalbers. Die Laien mochten der eintönig alle Ostern wiederkehrenden Gesänge müde werden, die obendrein alle im Kirchenstil componirt waren. Man wünschte Neues, und so scheint es, dass in das noch von Geistlichen agirte Spiel auch Laien sich mischten, die nach gut mittelaltriger Sitte neben dem Ernst auch für den Spass sorgten. Künstlich genug mussten aber Anknüpfungen für diese neuen Elemente gefunden werden. Die heiligen Frauen brachten ja Salben und Specereien zum Grabe, woher hatten sie die? Sie mussten sie doch beim Krämer kaufen, und dieser Krämer wurde rasch zum Wunderdoctor. Einmal mit seinem Medicinkram auf der Bühne, konnte er nun in seiner Manier sich breit machen und in den heiligen Text ein keckes Genrebild hineinstellen.

War er demnach ins Mysterienspiel eingelassen, so gab sich bald noch eine Gelegenheit, ihn in einer zweiten Scene vorzuführen.

Eine Hauptfigur in den Passionsspielen war Maria Magdalena, das Symbol der sündigen Menschheit, die durch den persönlichen Eindruck des Erlösers und ihre ehrfürchtige Liebe zu ihm fähig wird, in tiefer Reue ihr früheres Lasterleben abzubüssen. Sie ist eine sehr dramatische Figur, welche in dem Auftritt des Fusswaschens beim Gastmahl des Pharisäers und in der Begegnung des auferstandenen Christus im Garten zwei sehr wirksame Scenen hat. Beide Scenen sind uns mehrfach in Passionsspielen erhalten. Nun lag es aber auch nahe, sie in ihrem früheren Leben vorzuführen, wie sie junge Gesellen zu Tanz und Buhlschaft herausfordert. In einem dramatisirten Leben Jesu in S. Gallen, das dem 14. Jahrhundert und, nach dem Dialekt zu schliessen, dem Moselland angehört[1]), tritt sie dreimal tanzend auf und weist die Ermahnungen ihrer älteren Schwester Martha höhnisch ab, um sich zuletzt doch dem auftretenden Erlöser zu ergeben. Zu dieser Scene liess sich nun jener Salbenkrämer nochmals verwenden.

In einem andern sehr merkwürdigen Leiden Christi, das Hoffmann aus einer Münchener Handschrift herausgegeben hat[2]), kommt

1) Mone, Schauspiele des Mittelalters, S. 49—128.

2) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 245—258. Im Auszug bei Prutz, Vorlesungen über die Gesch. des deutschen Theaters, S. 29.

ıa zu dem Krämer, um für ihre Verführungskünste ı und Schminke zu kaufen. Dieses Stück ist auch t, weil es den Uebergang aus den lateinischen Texten che darstellt, welcher Uebergang zum Heil der wer- ntreten musste, seit sie von den Laien in die Hand .

lreden des Krämers und der Magdalena sind nämlich h, zum Theil noch lateinisch. Magdalena tritt mit Mädchen auf und singt, im Versmaass der carmina ı nicht vier, sondern nur zwei oder drei Reime vor-

Iundi delectatio dulcis est et grata,
uius conversatio suavis et ornata.
Iundi sunt deliciae, quibus aestuare
olo, nec lasciviam eius evitare.
ro mundano gaudio vitam terminabo,
il curans de ceteris corpus procurabo,
ariis coloribus illud perornabo.
ıe mit ihren Genossinnen zum Krämer und singt:
Iihi confer, venditor, species (»Specereien«)
emendas,
ro multa pecunia tibi iam reddenda.
i quid habes insuper odoramentorum,
am volo perungere corpus hoc decorum.
· kann auch Latein und singt:
cce merces optimae, prospice nitorem;
ae tibi convenient ad vultus decorem;
ac sunt odoriferae, quas si comprobaris,
orporis fragrantiam [2]) omnem superabis.
onderbarer Weise dieselbe Conversation, obwohl stark utsch. Man darf wohl annehmen, dass der Schreiber len lateinischen Text vorfand, nun aber für die Auf- e Copie zu Grunde sollte gelegt werden, im Ton des ıegesangs die Scene deutsch umwandelte. Die Verse :

n a. a. O., S. 246.

ı, offenbar Druckfehler, flagrantiam. Man sollte vielleicht fragrantiâ omnes superabis.

Krâmer, gip die varwe mir,
diu mîn wengel roete,
dâ mit ich die jungen man
ân ir danc der liebe noete.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Minnet, tugentliche man,
minnecliche vrouwen.
Minne tuot euch hôch gemuot
unde lât euch in hôhen êren schouwen.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Wol dir werlt daz dû bist
alsô vreudenriche,
ich wil dir sîn untertân
durch dîn liebe immer sicherliche.
Seht mich an,
junge man,
lât mich eu gevallen.

Hierauf legt sie sich schlafen, und ein Engel mahnt sie in e
reimlosen lateinischen Recitativ zur Busse. Aber als sie aufwacht,
ein »amator« vom Teufel begleitet vor ihr, sie begrüsst ihn fr
und singt dann zu ihren Gespielen:

Wol dan, minneclîchiu kint,
schouwe wir krâme,
koufe wir die varwe da,
die uns machen schoene unde wol getâne.
Er muoz sîn
sorgenvrî,
der dâ minnet mir den lîp.
Krâmer, gip die varwe mir,
u. s. w.

Hierauf der Krämer gleichfalls deutsch, und den vorigen V
gleich in Wort und Weise:

Ich gib eu varwe, diu ist guot,

mit Antonia, der jungen Frau seines Herrn, sich die Zeit vertreiben darf. Sofort tritt er dann seinen Dienst an, indem er ganz in dem Ton der Selbstverspottung, wie man heute noch in Deutschland und England die Ausrufer von Ausschusswaaren bei ländlichen Verkäufen hört, seinen Meister ausposaunt. Dieser ist Meister Ypocras (also Hippokrates II.), der durch alle Länder gestrichen sei: er ist gewandert durch Holland und Brabant, Russenland und Preussenland, Çabernye (?) und Almenye (Deutschland [1])), ja noch über die »wüste Romanye« hinaus. Hat einer ein Loch im Mantel, das kann er curiren; die Blinden macht er sprechen, die Stummen macht er essen; zur Medicin ist er gekommen, wie ein Esel zur Harfe. Nun soll aber der Kram endlich aufgeschlagen werden, und dazu ist Rubin zu faul. Er miethet sich also ein zweites buckliches Kerlein, der den schönen Namen Pusterbalg führt und ein Held bei den Viehmägden sein will. Da er aber auch nicht zugreifen will, kommt es, nach gutem deutschem Brauch, zum Prügeln, bis der Doctor Ypocras sie auseinander treibt. Darauf wird ein neuer Unterknecht gemiethet, der auch keinen übeln Namen hat, denn er schreibt sich Lasterbalg. Da aber dieser bei der Frau abfährt, gefällt ihm der Dienst auch nicht mehr, er will in ein Kloster gehen und bettelt sofort dafür um eine Reisesteuer in Naturalien. Nun folgt ein neuer Ausruf auf dem Jahrmarkt, die Provisoren bereiten unter viel schlechten Witzen Arznei, und die drei Marien treten auf, um die Salben für das heilige Grab zu kaufen. Frau Antonia macht dem Doctor Vorwürfe, weil er seine Waare zu billig gelassen, und als sie dafür Prügel bekommt, geht sie mit dem Knecht Rubin durch. Die Klagen des Ehemannes, der ohne Frau und Fahrhabe zurückbleibt, schliessen dieses Zwischenspiel.

Noch ein Jahrhundert später lassen die drei Hauptfiguren desselben sich verfolgen in dem Osterspiel einer Wiener Handschrift, welche 1472 beendigt wurde [2]). Eine Anspielung auf Breslau und auf Ottmachau (S. 320), ein Oertchen an der Neisse im Kreis Grottkau, weisen den Ursprung des Stücks nach Schlesien. Im Einzelnen sind manche Abweichungen von dem vorher beschriebenen Stück, nicht in den Reden allein, sondern auch im Gang der Handlung. Merkwürdig ist jedoch die Uebereinstimmung in den Namen: der Knecht heisst

---

1) Çabernye glaubt Mone im Glossar durch Italien übersetzen zu können (?).

2) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 337, erwähnt dieses böhmischen Stückes aus Theil V von Hanka's altböhmischen Dichtungen, S. 128—219.

wieder Rubin, die Frau Antonia, ein Beweis, dass die drei Hauptpersonen dieses Zwischenspiels stehende Rollen gewesen sind.

Nehmen wir nun hinzu, dass dieselbe Scene, nur noch stärker gewürzt, in einem Osterspiel in böhmischer Sprache vorkommt[1]), abermals mit dem Namen Rubin für den Knecht, so sieht man, dass dessen Herr, der Quacksalber, im Osterspiel eine durch ganz Deutschland beliebte Figur war. Texte deutscher Mysterien sind ja im Ganzen gar nicht so zahlreich erhalten — und in drei derselben, die sonst von einander abweichen, dazu aber noch in dem böhmischen Stück, kommt dieser Charakter im rothen Rock, der »Ciarlatano« (Charlatan) vor, der ja auch im Leben sicher auf keinem Jahrmarkt fehlte. Am Schluss des Mittelalters löste er sich dann, wie andere populäre Scenenpersonen, aus dem geistlichen Schauspiel heraus, um ins Fastnachtsspiel hinüberzutreten. Dort finden wir ihn mehrfach in den vom Stuttgarter Literarischen Verein herausgegebenen deutschen Fastnachtsspielen wieder.

Eins dieser Stücke wies uns aufs alte Allemannien hin. Dort, in den Gegenden um den Bodensee, waren kirchliche Spiele sehr verbreitet. Ein frühes lateinisches Osterspiel fanden wir in Reichenau; ebendaher stammt, wie ich im Anfang erwähnte, eine Handschrift, welche vielleicht eine Costumscene des frühsten Osterspiels darstellt. In Constanz wurde am 24. Januar 1417 vor dem Kaiser und den Vätern des Concils ein Dreikönigspiel aufgeführt, und in Schaffhausen verbot die Obrigkeit im 14. Jahrhundert das Singen und andere »geverde« am Neujahrsabend und am Dreikönigstag[2]).

Als nun seit dem 13. Jahrhundert der Klerus sich vom Schauspiel zurückzog, es auch aus den Kirchen verbannte, da mag doch in der Passionszeit und bei der Nachtfeier der Ostervigilien eine Leere im Gemüth der Kirchgänger entstanden sein. Man hatte sich einmal gewöhnt, das Leiden Christi, das heilige Grab, die Begegnungen nach der Auferstehung mit Augen zu sehen, mit Händen zu greifen, und die Geistlichkeit hat stets den Spruch wohl bedacht: Was die Augen sehen, das glaubt das Herz.

Ich vermuthe nun, dass man hier statt der Musik und des Festspiels die bildende Kunst zu Hülfe nahm. Diesem spätern Mittel-

---

1) Hoffmann, Fundgruben, II, S. 297—336. Eine Probe daraus auch in Wackernagel's Altdeutschem Lesebuch.

2) Mone, Schauspiele des Mittelalters, I, S. 137 u. folg.

alter gehören die zahlreichen sogenannten »Oelberge« und »heiligen Gräber« an, welche die Hauptscenen der Passion in Stein, meist lebensgross und lebhaft mit Farben bemalt, dem Volke vor die Augen stellten. Seit in Italien durch Giotto die erste Pietà gemalt wurde, ist diese ergreifendste Scene, obwohl sie im Evangelium keinen Platz hat, drüben über den Alpen zum stehenden Symbol des bittersten Mitgefühls mit dem Leiden Christi und seiner Angehörigen geworden. Bei uns hielt man sich strenge an das biblisch Verbürgte, und so wurde die Einlegung Christi in einen steinernen Sarg, umgeben von den heiligen Personen, eine stehende Aufgabe der spätmittelaltrigen Plastik.

Im Sprengel von Constanz, wo z. B. im Dom dieser bischöflichen Hauptstadt eine solche farbige Grablegung des fünfzehnten Jahrhunderts sich findet, ging man aber noch bestimmter darauf aus, jene alten dramatischen Osterdarstellungen in frommer Erinnerung zu erhalten.

In der Kirche von Mittelzell auf der Insel Reichenau läuft das rechte Querschiff auf eine separate Capelle neben dem Chor aus, und hier steht in der Mitte des Raumes ein gothisches Gestänge, das wie ein ganz durchbrochener Kasten einen kleinen quadratischen Raum einschliesst. In diesen Raum, der das heilige Grab heisst, steigt man ein paar Stufen hinab, und unten ist eine sargähnliche Truhe, mit einem hölzernen Deckel verschliessbar, weit nicht so gross, dass ein erwachsener Mensch dort ausgestreckt liegen könnte. Wenn hier einst zur Passionszeit eine figürliche Darstellung stattfand, wie ich vermuthe, so kann nur eine Puppe den heiligen Leichnam symbolisirt haben, ähnlich wie man sonst und heute in manchen Kirchen zu Weihnachten noch das Krippchen mit Puppen staffirt.

Merkwürdig scheint mir aber, dass neben den biblischen Gestalten der heiligen Geschichte auch jener edle Doctor Ypocras von der bildenden Kunst festgehalten worden ist. Ich habe sein leibhaftes Conterfei an einem Denkmal der eben erwähnten Gattung entdeckt und führe letzteres hiermit auf nachfolgender Seite vor.

In einer dem Dom von Constanz angebauten kreisrunden Seitencapelle steht eine zierliche Steinlaube des Spitzbogenstils, welche das heilige Grab heisst. Es ist ein durchbrochenes Zwölfeck, fast wie ein runder Vogelkäfig. Die eine Seite ist nicht durch Maasswerk geschlossen, hier ist eine Thüre von netzförmig geflochtenem Eisendraht, durch welche man ins Innere treten kann. Gothische Fensterchen in zwei Reihen über einander durchbrechen die Wände, und oben schliesst jede Wand mit einer Wimperge. Ueber diesen Wimpergen ist das Ganze durch

elförmiges Steindach abgeschlossen. Das untere Stockwerk hat
r Ecke eine Säule, jede Säule trägt ein kleines Figürchen, so
se Figürchen zwischen die Fensterchen des obern Stockwerks
en kommen. Zwischen den Wimpergen aber sind statt der
die stehenden Figürchen der Apostel mit ihren Emblemen ange-
Die Figürchen an den unteren Wänden zeigen dagegen die
digung, die drei Könige und andere Scenen aus der Kindheit
Es ist ein kleines, aber sehr zierliches Werk.
ritt man nun, sich bückend (denn so niedrig ist der Eingang),
re, so ist, wie am Aeussern der Anfang, hier das Ende des
iums dargestellt. Zwei Wächter in einer seltsam gedrängten
(Taf. V. 1) lehnen schlafend in der einen Ecke; über dem Grab

sieht man den Engel, und die drei Marien schreiten auf das Grab zu. Gegenüber erblickt man diese heiligen Frauen noch einmal, wie sie zu dem Doctor Ypocras kommen, um Salben zu kaufen. Dieser steht vor einem kleinen Tischchen (Taf. V. 2) und mischt in kleinen Fässchen seine Arzeneien. Grade die gleichen, ebenfalls mit Reifen gebundenen Fässchen führen auch die heiligen Frauen (Taf. V. 3) in den Händen. Der Doctor trägt das akademische Baret und die Halskrause, sein langes Haar zeigt den freien civis academicus. Er hat einen langen Talar an, den wir uns scharlachroth vorstellen müssen, und darüber das kürzere Doctormäntelchen. Unerklärt bleibt mir noch der Ring an einem Stiel, den er in der linken Hand hält. Es könnte auch ein Spiegel oder ein Augenglas sein, aber die Figur ist älter als der Gebrauch geschliffener Gläser zum schärferen Sehen. Es ist auch noch auffallend, dass er keinen Bart hat, wie er doch dem Doctor wohl geziemte. In jenem schlesischen Osterspiel trägt er wirklich einen rothen Bart (Hoffmann, S. 311). In dem Stück des vierzehnten Jahrhunderts bei Mone, dessen Dialekt nach Thüringen weist[1]), sieht man aber, dass es von den Studenten einer Kloster- oder Domschule gespielt wurde, denn am Schlusse betteln die Acteurs höflich um Braten und Fladen für die »armen Schüler«, und versprechen dafür allen möglichen himmlischen Lohn[2]). In den zahlreichen Klosterschulen des allemannischen Bisthums mag das ähnlich gewesen sein, und hieraus möchte die grosse Jugend und das nackte Kinn unserer Figur sich erklären.

Das heilige Grab in Constanz wurde im Jahr 1560 auf Veranlassung eines Doctor Jacob Kurz restaurirt, der aus Thann im Elsass

1) So schliesst aus der Orthographie und den Sprachformen Mone, Altteutsche Schauspiele, S. 10.

2) Ebenda, S. 144:

Ouch hatte ich mich vergessen,
dy armen schuler haben nicht czu essen,
den sult ir czu tragen braten,
schuldern (Schinken) und ouch vladen,
wer yn gebit ire braten,
den wil got hute und umirmer beraten;
wer yn gebit ire vladen;
den wil got in das hymmelriche laden.

Bestätigend hierfür ist noch der Umstand, dass in dem Leiden Christi aus dem 13. Jahrhundert (Hoffmann, S. 241) der Arzt als „mercator iuvenis“ von den heiligen Frauen angeredet wird.

gebürtig und Domherr an dieser Kirche war, als welcher er bei seinem Tode, 10. Herbstmonat 1578, eine stattliche Stiftung für arme Knaben aussetzte[1]). Von dieser Restauration stammt ohne Zweifel der Moses mit den Gesetztafeln her, welcher jetzt die Spitze des kegelförmigen Daches krönt. Die geschwungene Bewegung dieser Statuette, das flatternde Gewand, der starke Ausdruck in Gesicht und Gestus weisen diese Figur genau in jene Zeit des beginnenden Barockstils.

Das heilige Grab aber, wie es ursprünglich bestand, ist der Architektur nach vollreife Gothik des vierzehnten Jahrhunderts. Waagen[2]) hat ebenfalls die äussern Figuren in dieses Jahrhundert versetzt. In Bezug auf die innere, welche uns im Besonderen angehen, kann daran kein Zweifel sein. Die hier auftretende Magdalena mit der Salbenbüchse ist wiederum vollreife Gothik, und für die Wächter hat schon Schnaase[3]), der dies Werk in der Kunstgeschichte bespricht, ungeachtet ihrer rohen Ausführung, um der freien und gewandten Haltung willen auf eine spätere Zeit als das 13. Jahrhundert geschlossen, in welches man das ganze Werk früher versetzte. Der Maler Ludwig Vogel in Zürich, in der Costumgeschichte der Schweiz sehr kundig, hat auch aus der Bewaffnung der Kriegsknechte für die spätere Zeit sich erklärt.

Diese Darstellung der Personen und der Passion, sowohl der heiligen als der profanen, wie sie gerade so in den Mysterien auftreten, fällt also in die Zeit, wo die strengere Ansicht eben die Schauspiele aus dem Kirchenchor verbannte. Das Volk liess sich darum die Lust an ihnen nicht rauben: es setzte die Tradition nun ausserhalb der Kirche fort. Die Geistlichkeit aber nahm die bildende Kunst anstatt der mimischen in ihren Dienst und fand oder baute in der Kirche ein Eckchen, wo die volksbeliebten Gestalten in Stein fortlebten. Unter diesen, scheint es, durfte der herkömmliche Doctor Ypocras nicht fehlen, und so kam der wohlehrwürdige Stammvater unserer medicinischen Facultät in die kirchliche Kunst herein.

Zürich. Gottfried Kinkel.

1) Inschrift an der Steinlaube selbst: „Instauravit Jacobus Curtius V. J. D. Ecclesiae can. anno 1560". In die Mauer der Capelle ist die Grabplatte desselben Mannes eingesetzt, ein zierliches Werk, indem zwei Engel in Bronze gravirt die Epitaphtafel tragen. Inschrift: „Hie ligt begraben herr D. Jacob Kurtz diser Stifft Thumherr der 26000 guldin zu underhaltung armer Knaben gestifftet und dise capell ernewert. Starp den 10. Herpstmonat ano dni 1578." Darunter eine andere lateinische Inschrift, in welcher er Thannensis genannt wird.

2) Im Kunstblatt vom Jahre 1848 No. 62.

3) Kunstgeschichte 2. Aufl. V. Bd. S. 590.

II. Datirte Grabmäler des Mittelalters in den Rheinlanden.

II[1]).

Johann Herr von Limburg a. d. Lahn † 1312.

Hierzu Tafel VI.

Der Grabstein ist in dem Chore des Franziskanerklosters zu Limburg a. d. Lahn aufrecht eingemauert. Der Dargestellte war der Sohn des Gerlach von Isenburg, ersten Herrn zu Limburg, und wird in der Limburger Chronik »der blinde Herr zu Limpurg« genannt. Vermählt mit Ida Gräfin von Ravensberg in Westfalen starb er, wie es scheint in noch jugendlichem Alter, am 29. September 1312.

Seine Schwester Imagina war die Gemahlin des römischen Königs Adolf von Nassau. Die Platte stellt den Dynasten wegen seiner Blindheit nicht im Harnisch, sondern in langem faltigen Hauskleide dar, worüber der Mantel an breitem Halsbande hängt. Der einzige Schmuck ist die Metallbroche auf der Brust.

Die rechte Hand hält das breite Schwert mit darum gewickeltem Wehrgehäng, die linke Hand den kleinen dreieckigen Schild, welcher abgekratzt, das Limburgische Wappen in blauem, mit grossen goldenen Schindeln bestreutem Felde, einen roth und weiss geschachten Balken zeigte. Die Figur war ursprünglich bunt bemalt, ist aber jetzt mit dicker Tünche überpinselt; die vier Ahnenschilde in den Ecken sind kaum noch kenntlich.

Die Umschrift in schöner Majuskel lautet: Anno d(omi)ni MCCCXII in die Michahelis (obiit) d(omi)n(u)s Johannes de Limpurg.

Siegfried von Schwalbach † 1497.

Hierzu Tafel VII.

Der Grabstein ist in der Carmeliterkirche zu Boppard im nördlichen Schiff an einem Pfeiler aufgestellt. Siegfried von Schwalbach gehörte einem am Main in der Gegend von Höchst, zu Klein-Schwalbach und Niederhofheim (Nassau), angesessenen ritterlichen Geschlechte an, welches in der Mitte des XV. Jahrhunderts durch die Heirath Wilhelms von Schwalbach mit Anna von Leyen, Wittwe von Johann von Airsburg, zu dem bedeutenden Grundbesitze des alten Bopparder Ritterstammes v. Airsburg (Ovirsburg) in Boppard gelangte. Wilhelms Brudersohn Siegfried von Schwalbach beerbte seinen Oheim 1483 und gelangte dadurch zu

1) Siehe Jahrbuch LVII S. 148.

einem für ihn unheilvollen Einflusse in Boppard. Die Bürger dieser
seit dem XIV. Jahrhunderte an das Erzstift Trier verpfändeten Reichs-
ıufgestachelt durch den in der Stadt sehr zahlreich angesessenen
mpörten sich im Frühjahr 1497 gegen den Kurfürsten Johann
ier, erstürmten das Amtsschloss, vertrieben den erzstiftischen
nn und Kellner sowie die Anhänger des Kurfürsten, proklamirten
chsunmittelbarkeit, warben Söldner und setzten ihre Stadt in
ften Stand.

urfürst Johann, verbündet mit den Mitgliedern des rheinischen
bundes, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Landgrafen von Hessen
orachte ein Heer von 10,000 Mann zusammen und beschoss die
'om 23. Juni 1497 an eine Woche lang aus 30 Geschützen so
ıcklich, dass die Bopparder am 1. Juli 1497 sich auf Gnade
ıgnade ergeben mussten.

egfried von Schwalbach hatte die sogenannte Balzpforte, den
las Kloster Marienberg gerichteten hohen Thorthurm zu ver-
ən. Eine in den Thurm schlagende Kugel tödtete ihn hier am
ıi 1497 mit einem seiner Knechte.

er trierische Kanzler Peter Meyer von Regensburg sagt in seiner
ıanten Relation von der Belagerung von Boppard (Hontheim
revir. II. 510), dass der Büchsenmeister der Stadt Trier das
der aus einer grossen Kanone (Hauptbüchse), welche dem Mark-
von Baden gehörte, einer Karthaune, einer Schlange und 6
üchsen bestehenden Batterie unterhalb des Klosters Marienberg
lie Lilienpforte und »die porte, so uss der Statt zum Cloister
, gerichtet habe, und »uff derselben wart Syffrid von
ach mit sinem Knechte eyme erschossen«.

er Grabstein stellt ihn in voller Rüstung, die Sturmhaube tief
Augen gedrückt, den Streitkolben in der rechten Hand, die
am Schwertgriff in trotziger Stellung dar. Seine vier Ahnen-
stehen in den Ecken. Vaterseits oben rechts der quadrirte
der Schwalbach und Airsburg, unten der Balken mit den Steinen
ılompen von Winternheim. Links oben mutterseits die Löwen
cken von Lichtenberg, unten der Schrägbalken der Mohr von
ı.

ie Umschrift lautet: Anno d(omi)ni 1497 uf dinstag na sant
tag Bap(tistae) starb der vest Sifrit va(n) Schwalbach dem
ıadig sy. Amen.

uch das kleine, äusserst zierlich im Stile der Mitte des XV.

Jahrhunderts mit Treppen- und Erkerthürmchen und vorgebautem Kapellenchörchen aufgeführte Burghaus des Siegfried von Schwalbach, der sogenannte Schwalbacher Hof, ist auf uns gekommen. Er steht am oberen Ende der Stadt Boppard, in der Vorstadt Airs- oder Oberburg, neben der Windpforte und vor dem neuerbauten Seminar. Bei der Belagerung von 1497 der drohenden Vernichtung durch den glücklichen Zufall entgangen, dass das gegen das Burghaus gerichtete grosse Geschütz Ungnade nicht schussfertig war, ehe die Capitulation eintrat, verdankte der Schwalbacher Hof seine Erhaltung bei dem Neubau des Seminars dem verstorbenen Conservator Geheimen Regierungsrath von Quast, den der Unterzeichnete auf dieses bis in die kleinsten Details der Zimmerdecoration erhaltene alte Ritterhaus aufmerksam gemacht hatte.

Coblenz. L. v. Eltester.

nach seiner Herkunft? Oder sollen wir aus dem Schweigen des He
Verfassers entnehmen, dieselbe habe sich nicht ergründen lassen?
es Zufall, dass, wo sich überhaupt einige Quellen angegeben finden, d
fast ausschliesslich in französischer Sprache geschriebene Werke sin
Ich finde erwähnt den „Catalogue de la collection Durand", die „An
quités du Bosphore Cimmérien", den „Recueil d'antiquités" des Gra
Caylus und die einem Nichtfranzosen wohl ziemlich unzugängliche Sch
des Abbé Cochet: „La Seine Inférieure historique et archéologiq
(vgl. p. 39 u. 41 Anm. 1; Pl. XLVII). Von deutschen Gelehr
werden nur p. 38 Anm. 2 gelegentlich bei der Erwähnung von Met
spiegeln citirt: „Le savant M. Gehrard (sic!) dans son Etruskis
Spiegel", sowie zweimal hintereinander (p. 6 u. 7) „le savant M. D
fefsen" (sic!). Und doch wäre es für den Verfasser der „Histoire
la Verrerie dans l'antiquité" von grossem Nutzen gewesen, wenn
auch nur einen Blick auf die knappe Darstellung geworfen hätte,
Marquardt im V. Bande der Römischen Alterthümer von Beck
Marquardt (p. 336—352) der antiken Technik in Glas und halbed
Steinen gewidmet hat. Die treffliche historische Einleitung von A
Ilg in Lobmeyr's „Glasindustrie" (Stuttg. 1874) über den Gebrau
des Glases und seine Fabrikation in alter und neuer Zeit konnte d
Verfasser freilich noch nicht bekannt sein. Aber Herr Deville erwä
nicht einmal die Jahrbücher des Vereins, und so scheint er auch
den dort bekannt gemachten gläsernen Gefässen (vgl. Jahrb. XXX
und XLII) keine Notiz genommen zu haben. Dass unter diesen U
ständen die Sammlung des Materials in dem französischen Werke
dürftig sein kann, versteht sich von selbst, aber auch der benutzte St
ist leider, wie unten gezeigt werden soll, in sehr wenig kritischer u
zuverlässiger Weise behandelt.

Unmethodisch ist zunächst die ganze Anlage der Arbeit, was
gedrängter Ueberblick über den behandelten Stoff darthun soll. Na
dem der Verfasser den Ursprung des Glases nach der bekannten An
dote des Plinius von dem in Phönikien gestrandeten, mit Salpeter
ladenen Schiffe, ohne irgend welche Kritik zu üben, erzählt und ein
Zeugnisse für das frühe Vorkommen des Glases im Orient, bei Assyr
und Persern beigebracht hat, schickt er sich an, mehrere bereits
kannte Inschriften Sidonischer Glaskünstler zusammenzustellen. E
historische Anordnung ist hierbei nicht massgebend gewesen: „c'
encore un Sidonien ΕΙΡΗΑΙΟΣ СΙΔΩΝΙΟС (sic!) dont nous p
vons enregistrer le nom"; aber die richtigen Namen des Mannes kan
man bereits aus der im Bulletino d. Inst. arch. 1866 p. 26 publicir
Inschrift: ЄΙΡΗΝΑΙΟС ЄΠΟΙΗСЄΝ СΙΔѠΝΙΟС. Hätte der V
fasser die Form dieser Buchstaben beachtet und correkt wiedergegeb

so würde der Leser gewusst haben, dass die Lebenszeit jenes Eirenaios der römischen Kaiserzeit angehört, mindestens einer Kunstepoche zuzuweisen war, in der bereits die griechische Kunst den herrschenden Einfluss ausübte. Vielleicht war er Zeitgenosse des Sidoniers ЄNNIѠN, dessen schöne, auf Pl. I abgebildete Erzeugnisse ja auch durchaus griechischen Charakter tragen.

Auf Seite 7 befinden wir uns in Aegypten, wo, wie man weiss, die Kunst des Glasblasens bereits unter den Pharaonen der 18. Dynastie ausgeübt wurde. Das hierher gehörige Gemälde von Beni-Hassan wird besprochen, die Wichtigkeit von Alexandria für die Glastechnik hervorgehoben und zum Belege dafür eine Reihe von Schmuckgegenständen und Geräthen (Pl. V), die der Verfasser in den Glasschränken der egyptischen Sammlung im Louvre erblickte, als möglicher Weise aus Alexandria stammend, angeführt, worauf (p. 11—16) eine längere Auseinandersetzung über die s. g. Murrhinischen und Gefässe aus Bergkrystall, welche man in Alexandria und Theben nachahmte, folgt. Eine Lösung der Frage nach dem Material dieser Gefässe, die bekanntlich bereits eine ganz beträchtliche Literatur hervorgerufen hat, wird man hier nicht erwarten, aber man kann dem Verfasser Recht geben, wenn er, gestützt auf einige Auseinandersetzungen französischer Gelehrter sich dazu neigt, die „myrrha" für Flussspath zu erklären, und behauptet, dass wirklich als myrrhinisch erkannte Gefässe in unseren Sammlungen nicht existiren. Darauf (pag. 17) wendet sich der Verfasser zur Besprechung der in Etruskischen Gräbern gefundenen Gläser. Hier hätten vielleicht die Abbildungen etwas weniger sparsam sein sollen. Dass übrigens die beiden Pl. VIII abgebildeten Schalen „d'une délicatesse et d'un goût exquis" seien, lässt sich doch nicht behaupten. Das sinnlose Ausfüllen des Raumes mit nichtssagenden Ornamenten ist stillos; in ganz derselben Weise werden oft auf Etruskischen Aschenkisten die vom Relief freigebliebenen Stellen mit Rosetten angefüllt. An die Etruskischen Gläser reiht der Verfasser die von Unteritalien, freilich ohne auch hier einen Unterschied zwischen dem historisch charakteristischen zu machen. Dass in Campanien von allen römischen Provinzen Italiens zuerst Gläser fabricirt wurden, behauptet Plinius (H. N. 36, 194). Was aber hat mit den einfachen campanischen Gefässen (Pl. IX, E) die in ihrer Technik vielmehr der Portlandsvase entsprechende Pompeianische Amphora mit dem weissen Relief auf blauem Grunde zu thun? Oder, wenn dem Verfasser der geographische Gesichtspunkt allein massgebend war, warum liess er da das (in der Archäolog. Zeit. N. F. XXVI, Tafel 11 abgebildete) Puteolanische Gefäss mit der interessanten topographischen Darstellung der Küste von Puteoli unerwähnt? Unter dem Horazischen (Sat. VI, 118) „Campana supellex" will der Verfasser gläser-

nes Geschirr verstehen, entgegen den Herausgebern des Dichters, welche allgemein dabei an irdenes Geschirr denken. Gibt aber Herr Deville selbst zu, dass der Ausdruck wirklich nur die Einfachheit des Horazischen Haushaltes bezeichnen solle, so möge er auch bedenken, dass das Glas zur Zeit der Augusteischen Dichter noch einen weit höheren Werth hatte, wie etwa zur Zeit Marc Aurels (vgl. Becker-Marquardt, Röm. Alt. V, II, S. 337), Horaz also jedenfalls dann mit „Campana supellex“ nicht das gesagt hätte, was er sagen wollte! — Der Abschnitt, welcher die Kunst der Glasbildnerei in Rom behandelt, berichtet zunächst über die gläserne Wandbekleidung, mit welcher das zweite Stockwerk vom Theater des M. Aemilius Scaurus ausgeschmückt war, und unter der man doch wohl Reliefs wird verstehen müssen. Eine gute Abbildung der wenigen erhaltenen Fragmente, welche man für Ueberreste jener Wandbekleidnng zu halten pflegt, wäre für die Geschichte der römischen Sculptur sehr erwünscht; die, welche Herr Deville, wie er angibt, aus „Musée Passieri“ (sic!) — gemeint, sind Passeri's Lucernae fictiles — auf den Tafeln XIII und XIV wiederholt, tragen durchaus den manierirten Charakter der älteren Publikation (man beachte besonders die Masken zwischen den Giebeln auf Taf. XIII!) und sind also stilistisch unbrauchbar. Mit der Erwähnung der von mehreren alten Schriftstellern berichteten Anekdote über das biegsame Glas, welches ein Künstler unter der Regierung des Tiberius zu seinem eignen Schaden erfand, schliesst eigentlich der historische Theil des Werkes, denn das folgende (S. 30—98) besteht aus zwanglosen Betrachtungen über alle möglichen gläsernen Gegenstände, die der verbindende Text oft blos durch eine witzige Bemerkung (vgl. den Uebergang von den Parfümbüchsen zu den Blutampollen der Märtyrer p. 82, ferner p. 28 und 30) in Zusammenhang zu bringen sucht. So werden nacheinander folgende Kapitel abgehandelt: Gebrauch kleinerer Glasstücke, Trinkgläser, Leichte Gläser, Inschriften und Marken, Verdammungsurtheil gegen die Glashändler, Gesuchte Glaswaare, Circusspiele und Gladiatoren, „Vases excentriques“ (!), Tischgeräth, Namen und Zeichen von Glasfabrikanten, Küchengeräth, Gefässe für Wohlgerüche, Verschiedener Gebrauch des Glases, Glasblasen, Glaskugeln und Spielzeug, Nachahmung von Edelsteinen, Nachahmung von Cameen, Gemmen und Petschaften, Nachahmung von Felskrystall, Glasfabriken, Aschenurnen, s. g. Thränenfläschchen, Geräth des Putztisches, Arzneigefässe, Erotische und obscöne Formen, Blutampollen der Märtyrer, Schmelz, Glasspiegel, Optische Instrumente, Glasscheiben. — Es ist klar, dass bei dieser Anordnung des Stoffes von einer methodischen Behandlung nicht die Rede sein kann. Oefters, z. B. in dem Kapitel über den Preis der Gläser wird die Besprechung der einzelnen Gegenstände geradezu anekdotenhaft.

Zu ernsteren Untersuchungen scheint sich der Verfasser keine Zeit genommen zu haben, und doch sind unter den von ihm publicirten Objecten einzelne von ganz besonderem antiquarischen Interesse. Pl. XLVII, A erhalten wir angeblich das Bild einer gebranntmarkten Sklavin. Ueber das Vorkommen der Brandmarkung an Gliedern und Stirn (vgl. Seneca, de ira III, 3, 6 inscriptiones frontis) bei den römischen Sklaven kann kein Zweifel obwalten, aber welcher Art dieselbe war, darüber haben die literarischen Quellen bis jetzt keinen Aufschluss gegeben. Die Vermuthung des Verfassers, es sei die betreffende Sklavin (Sappo Flaccilla) eine Freigelassene der Kaiserin Flaccilla, der Gattin des Theodosius, mag das Richtige treffen, aber gerade hier wäre eine genaue Untersuchung über die Art des Bildwerkes am Platze gewesen, denn so ganz selbstverständlich ist es gerade nicht, dass sich das Bild einer solchen Sklavin mit einem Halbmondzeichen an der Stirn auf diesem Glasmedaillon hat erhalten können. Beachtung verdient ausserdem das über die Brust sich legende, mit verbrämten Streifen quer besetzte Gewand, das sich so auf römischen Denkmälern nicht leicht finden wird. Aehnlich übrigens scheinen die Kreuzbänder der weiblichen Portraitbüste (Donata) zu sein, welche sich auf dem Grunde einer Glasschale (mit der Umschrift: „saluti pie zeses cum Donata", die der Verfasser richtig übersetzt mit „pour ton salut bois, vis avec Donata") aufgemalt findet. Aber ist den Abbildungen auch wirklich zu trauen? Herr Prof. aus'm Weerth hat bereits im letzten Hefte der Jahrbücher (p. 67) darauf aufmerksam gemacht, dass das berühmte, bei Deville Pl. XXXIII, B abgebildete „Vas diatretum" von Novara, das sich jetzt in Mailand im Palazzo Trivulci befinden soll, nicht minder wie das Strassburger Gefäss (Pl. XXXIII, A) in der Farbe falsch dargestellt sei, insofern bei Deville beide Gläser blaues Netz und blaue Inschrift tragen, während in Wahrheit die Inschriften grün sind, das Netz des Strassburger Gefässes aber roth war. Das Glas von Novara findet sich zuerst abgebildet in Winckelmann's Werken, im dritten Bande der Dresdener Ausgabe Taf. 1, A. Schlägt man diese Abbildung nach, so erblickt man ein Gefäss, das ungefähr ebenso breit als hoch ist, während das bei Deville abgebildete ungefähr noch einmal so hoch als breit ist. Die Inschrift des Glases lautet nach Winckelmann (pag. 294): „Bibe vivas multis annis", Herr Deville aber citirt sie (p. 35) als: „Bibe vivas multos annos". An sich ist natürlich diese Abweichung unbedeutend, wie aber kann der Herr Verfasser eine derartige Abbildung in so neuer Form verantworten, da ihm das Original desselben doch offenbar niemals zu Gesicht gekommen ist; man darf es daher dem Leser nicht verargen, wenn er auch bei manchen anderen Abbildungen des französischen Werkes misstrauisch wird. Dass der Zeichner dann und wann die Originale verschönert habe, gibt Herr

Deville (p. 56) selbst zu, aber er hätte sich auch sagen müssen, dass sie dadurch für die Wissenschaft entwerthet werden, falls der Verfasser nicht im Texte selbst das Correctiv zu den Abbildungen gibt.

Interessant wäre es zu wissen, ob die Zeichnung der kleinen Glasplatte (Pl. LXVIII, A), welche nach der Anmerkung auf p. 58 sich früher in der Durand'schen Sammlung und jetzt in Rouen befindet, correct ist, woran man wenigstens nach den Bemerkungen des Textes zweifeln darf: Der Verfasser erkennt hier Dionysos, welcher, Ariadne umschlingend, dahinschreitet. Uns scheint, nach der Abbildung zu urtheilen, das Ganze eher ein Genrebild zu sein; wenigstens ist auf jener weder von dem Weinlaubkranze des Gottes noch von dem Kantharos (vielmehr ein bauchiges, einhenkliges Gefäss mit langem, dünnem Halse) das geringste zu sehen. — Zum Beweise des Spiels mit Glasbällen wird unter andern ein Nolanisches Vasenbild (Pl. LXIX) vorgeführt, aber als Glasbälle sind die Kugeln ja durch nichts charakterisirt, ganz abgesehen davon, dass das Vasengemälde griechisch, und der Gebrauch gläserner Spielbälle meines Wissens nur für die Römer bezeugt ist. De Witte hielt jene Bälle daher für Wollknäule, was jedenfalls viel glaublicher ist. Schon der Umstand, dass Frauen meist neben einem Wollkorbe und fast nur im Sitzen mit solchen Bällen spielend dargestellt sind, macht es wahrscheinlich, dass hier an ein Spiel mit Wollknäueln zu denken ist (vgl. auch das Vasenbild bei H. Heydemann, Griech. Vasenb. IX, 3 und die zu demselben angeführte Litteratur p. 9 Anmerk. 12). Die Kugeln aber, welche zum Kühlen der Damenhände gedient haben sollen, können ebenso gut von Metall oder Marmor gewesen sein, als von Glas, vorausgesetzt, dass dieser Gebrauch überhaupt erwiesen ist; es lässt sich indessen höchstens aus Properz II, 24, 11 f. folgern und aus anderen Stellen der Literatur nicht entnehmen (vgl. die Properzausgabe von Hertzberg zu der Stelle). — Pl. XLVIII, B stossen wir auf das interessante Bild vom Boden einer Glasschale, welches uns ein römisches Ehepaar und zwischen ihren Schultern auf einer kleinen, runden Platte stehend die Statuette eines Hercules zeigt. Die Umschrift der in Gold gemalten Figuren lautet: „Orfitus et Constantia in nomine Herculis a Cerentino felices bibatis". Der Verfasser erinnert dabei, wie schon der erste Herausgeber Passeri that, an den Herakles Epitrapezios, dessen Abbild ja oft bei Gelagen die Tafel schmückte; aber gewöhnlich stellt man sich dann den Gott behäbig ausruhend mit dem Kantharos in der Hand vor, sowie ihn Lysippos geschaffen hatte (vgl. Brunn, Gesch. d. gr. Künst. I, 302). Die Heraklesfigur des Glasbildes dagegen scheint, mit Keule und Löwenhaut ausgerüstet, frisch auszuschreiten, und es würde demnach diese Bildung die Annahme eines H. Epitrapezios nicht sonderlich unterstützen. Nun genoss Hercules

in dem durch seine Bäder wie seinen Wein gleich berühmten Caere eine besondere Verehrung (vgl. Preller, R. Myth, 650 Anm. 1). Sollten wir daher nicht auch hier das Kultbild des Hercules von Caere vor uns haben? Der Wunsch, sich im Namen des Hercules den „Cerentiner" (diese Form für das sonst gebräuchliche „Caeretaner" darf nicht auffallen) gut schmecken zu lassen, wäre dann wohl erklärlich. Die Haartracht des Orfitus weist auf Trajanische Zeit hin. Die Gesichtsbildung der beiden Gatten ist ungemein realistisch, besonders in der Formation der Thränensäcke unter den Augen: jedenfalls zwei Portraits. — Pl. LI, A erhalten wir die Abbildung eines interessanten Glasbechers von Trouville en Caux mit Darstellung von Wettfahrern. Die Einzelheiten der Rennbahn hat der Verfasser (p. 44) richtig erkannt, soweit dieselben überhaupt in der etwas stumpfen Glastechnik zu erkennen sind. Die beigeschriebenen Namen liest der Verfasser, ohne sie zu erklären, als „Bufycheva" und „Oinbubua". Ohne genaue Betrachtung des Originals ist hier natürlich nicht zu entscheiden, nach der Abbildung aber scheinen die Endungen beider Namen gleichlautend zu sein, während sich der Anfang der zweiten wohl überhaupt der Entzifferung entzieht. Jedenfalls möchte ich mich dafür entscheiden, dass wir hier Pferdenamen vor uns haben, die ja öfter ähnlichen Darstellungen beigeschrieben sind, z. B. auf der Rückseite des Florentiner Phaethonsarkophages (abgebildet bei Onofrio Panvinio, de ludis circensibus I, c. 14, p. 41). Der gleiche Gegenstand soll auch auf einem Glasgefässe bei Fabretti, Inscr. ant. p. 537 dargestellt sein, vom Verfasser nicht erwähnt. Eine reichere Zusammenstellung des Materials würde überhaupt mehr Licht auf derartige Inschriften werfen (Nachweise einschlägiger Denkmäler findet man bei O. Müller, Handb. 424, 2, Friedlaender im Rhein. Mus. X, 553 Anm. 5—7 und Friedlaender, in Becker-Marquard's Handb. d. r. Alt. 4, 516, Anm. 17, welcher letztere auch neuerdings über antike Pferdenamen gehandelt hat im Index lectionum Regimont. 1876, mir nicht zugänglich). Nicht minder interessant ist der auf Taf. 43, A publicirte Glasbecher von Chavagnes in der Vendée mit Darstellung von vier Gladiatorenpaaren, deren Namen, wie der Verfasser (pag. 42 f.) zeigt, auf ähnlichen Darstellungen öfter wiederkehren und geradezu typisch geworden sein müssen. Bei zwei Paaren der Kämpfer scheint mir deutlich das Flehen um die „missio" durch den aufgehobenen Finger der l. Hand (welche einst den nunmehr am Boden liegenden Schild trug) dargestellt zu sein. Die Wiederholung einer offenbar gleichen Scene aus einer Pompejanischen Wandkritzelei (Pl. 2) hätte der Verfasser sparen können. Aber auf Sparsamkeit scheint es bei der Ausstattung des Werkes überhaupt nicht angekommen zu sein. Pl. 94—98 befindet sich eine ebenso umständliche wie überflüssige

Beweisführung, dass schon die Römer (der Kaiserzeit) gläserne Fensterscheiben kannten, und sogar dazu erhalten wir auf Pl. CXII eine Abbildung zweier rechteckiger Glasscheiben, wie sie in Pompeji gefunden worden sind. Mit der Behauptung übrigens, dass die Alten auch schon gläserne Spiegel mit Metallbelag wie die unsrigen gehabt hätten, hat der Verfasser Unrecht. Die Alten hatten wohl Glasspiegel in nachgeahmtem Obsidian, aber die heute üblichen Spiegel kamen erst im 12. Jahrhundert auf (vergl. hierüber A. Ilg in der Ausgabe des Heraclius p. 133 und die dazu angeführte Litteratur). — Eine andere sehr ausführliche Erörterung wird p. 48 ff. den Gläsern der Frontinianischen Fabrik (abgebildet Pl. LVII—LX) gewidmet; aber gerade bei längeren Abhandlungen macht sich die etwas unwissenschaftliche Art der Beweisführung geltend. Störend ist dann auch vor allem die flüchtige Behandlung der Inschriften und Citate, wofür einige Belege gegeben werden sollen.

Pl. LXXXII steht auf der Abbildung CωCAIC, im Texte p. 69 COCAIC, Pl. LXXXIX in der Abbildung ZESES, im Texte p. 75 ZEZES, Pl. XXXII in der Abbildung LETALIS, im Texte p. 34 LETHALIS; das Pl. XXVI abgebildete ΕΥΦΡΕΝΟΥ wird p. 30 übersetzt, als ob εὐφραίνου dastünde mit: „réjouis-toi." Ansprechend ist die Vermuthung (pag. 30), dass das OTIS auf dem Grunde eines Glases rückläufig als „sitio" (T u. I ligirt) zu lesen sei, aber bisweilen leistet der Verfasser auch im Entziffern der Inschriften geradezu Unmögliches. Pl. XXVII, C erkenne ich in der Abbildung nur die Buchstaben ƎωЯƎ, der Verfasser sieht darin aber die lateinischen Buchstaben MPME (rückläufig), und versucht dies als Misce Pruinis MErum (!) zu erklären. Zu welchem Zwecke soll wohl der Verfertiger dem Käufer des Glases, auf dessen Boden die Buchstaben stehen, solche Räthsel aufgegeben haben? Die Lust am Conjiciren treibt den Verfasser (p. 41) sogar dazu, ein einfaches C F auf dem Boden einer Glasflasche als „Commodus fecit" zu lesen und dabei den Leser daran zu erinnern, dass der Kaiser Commodus nach Sueton in der That eigenhändig Gläser fabricirt haben soll. Dergleichen Hypothesen sind doch nur müssige Spielereien und können ebenso wenig entschieden werden wie die Frage nach dem Gebrauche eines beliebigen kleinen Glasgefässes (Pl. LVI, A), die der Verfasser alles Ernstes dahin entscheiden will, dass es — doch lassen wir Herrn Deville selbst sprechen: „Peut-être est-ce pour plaire à l'oeil ou à l'adorat d'un gourmet ou d'un convive de choix, en tête-à tête, qu'un maître de maison aura fait faire et placer sur la table ce petit cratère dans lequel, à l'exemple d'Horace invitant Mécène à dîner, il aura versé quelque vin fin parfumé de roses" (!). Man traut

seinen Augen nicht, aber der Verfasser erklärt in der That so das Horazische (III, 29) . . . tibi lene merum

Cum flore Maecenas rosarum. — Als unser Lessing einst sein lustiges Vademecum für den ehrwürdigen Pfarrer von Laublingen verfasste, da konnte er freilich nicht ahnen, dass die Langesche Uebersetzung „im dicken Rosengebüsch" für das Horazische „in rosa" nach 100 Jahren ein solches Seitenstück finden würde. Dem philologischen Schnitzer gesellt sich indessen auf derselben Seite ein archäologischer von noch viel gröberem Kaliber hinzu: „C'est ce qu'on voit représenté sur la frise sculptée du monument connu sous le nom de la Lanterne de Diogène à Athènes élevé par Pisistrate." Pisistratos soll das unter dem Namen der Laterne des Diogenes bekannte Denkmal errichtet haben! Ich habe lange nachgesonnen, wie eine solche Verwechselung der Namen (Diogenes mit Demosthenes und Pisistratos mit Lysikrates) wohl entstehen kann. Hat der Verfasser sein Werk einem, der vielleicht schwerhörig war, in die Feder dictirt oder hat es ihm bei seiner Arbeit ganz und gar an litterarischen und wissenschaftlichen Hülfsmitteln gefehlt? Das letztere ist das wahrscheinlichere; denn die französischen resp. lateinischen Uebersetzungen, nach denen der Verfasser zumeist griechische Autoren wie Strabo, Herodot und Diodorus Siculus citirt, kann man doch nicht als wissenschaftliche Quellen betrachten. Wo wirklich griechische Citate vorkommen, da wimmeln sie entweder, wie in der Philostratosstelle (p. 87) von Accentfehlern, oder sind mit schlechten, halb griechischen, halb lateinischen Typen gedruckt, was doch bei einiger Sorgfalt des Correctors hätte geändert werden können. Dergleichen ist natürlich nicht dazu angethan, das Werk des Herrn Deville zur wissenschaftlichen Benutzung zu empfehlen; aber schlimmer noch als Accent- und Druckfehler müssen wir dem Verfasser die Unbekanntschaft mit der ausländischen, besonders deutschen Litteratur seines Fachstudiums anrechnen, deren Kenntniss ihm nicht nur ein reicheres Material zugeführt, sondern vor allem auch zu einer etwas strengeren, wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gebracht haben würde.

Kreuznach. Dr. Hans Dütschke.

---

2. Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande von Dr. C. Mehlis, k. b. Studienlehrer. Zweite Abtheilung mit 5 lith. Tafeln. Herausgegeben vom Alterthumsverein in Dürkheim. Leipzig. Dunker u. Humblot 1876. 55 S. Preis 2 M. 80.

Die Schrift handelt von der Ringmauer bei Dürkheim a. d. Hart und spricht nach einer Einleitung in der ersten Abtheilung in 4 §§.

von der Ringmauer selbst sowie den dortigen Funden und in der zweiten Abtheilung in 2 §§. von der weiteren Umgebung derselben in archäologischer Beziehung.

Nachdem uns die Einleitung und § 1 „Lage und Wallbeschreibung“ durch ein übersichtliches Kärtchen unterstützt, in die Gegend der Fundstätte eingeführt, gibt uns § 2 „das Plateau und die Ausgrabungen“ nähere Auskunft über die vorgenommenen Arbeiten, und die dort gemachten Funde, welche letztere vorwiegend der Steinzeit angehören, wenn auch einzelne früher an derselben Stelle gefundenen Münzen und sonstige Gegenstände, die spätere Anwesenheit von Römern unzweifelhaft darthun. Trotz vielfachem Nachforschen konnten bis jetzt weder innerhalb noch ausserhalb der Ringmauer Spuren von menschlichen Begräbnissstätten nachgewiesen werden. Recht anziehend und belehrend ist eine kurze Beschreibung der gefundenen prähistorischen Thongefässscherben in Bezug auf ihre Technik (auf S. 15), welche durch gut ausgeführte Lithographien nach Zeichnungen von Gernsheim anschaulich gemacht werden.

§ 3 „Resultate“ bringt die Schlüsse, die auf Grund der gefundenen Thatsachen zu ziehen sind. Dass der Ringwall von Anfang an als Festung diente, wird niemand bezweifeln; schwieriger ist aber die Frage nach dem Erbauer desselben zu beantworten. Der Verfasser gibt darauf (auf Seite 25) eine allgemeine Charakteristik des Volkes, welches den Berg bewohnte und befestigte und hebt die Schwierigkeit, einen speciellen Namen zu ergründen, hervor. Nach seiner Ansicht ist die Anlage den Celten nicht zuzuschreiben, sondern eher einem germanischen Stamme, welcher damals von der römischen Cultur noch unberührt war. Eine zweite Möglichkeit der Erbauung des Ringwalles sieht Mehlis in einer weit früheren Periode, „wo der Celte selbst von Osten einrückend mit den vorceltischen Autochthonen, deren Ethnologie wir unbestimmt sein lassen, im Kampfe um die Rheinebene lag“.

§ 4 „Schlussbemerkungen“ behandelt nur das Zustandekommen der Ausgrabungen, und enthält eine dankbare Anerkennung der Opferwilligkeit der Dürkheimer Bevölkerung.

Im zweiten Theile werden in § 1 „Bodenverhältnisse und Ansiedelung“ die zu einer frühzeitigen Ansiedelung günstigen Verhältnisse der Gegend gewürdigt, und wird vor allem das Vorkommen des Kochsalzes als wichtigsten Tauschartikels betont.

In § 2 „Funde und Vorgeschichte“ werden die in der Umgegend vorkommenden Alterthümer aufgezählt, und scheinen die auf dem benachbarten Limburger Berge gefundenen aus derselben Periode zu stammen, wie die in der ersten Abtheilung besprochenen. Später (auf S. 48) bespricht der Verfasser, nachdem von kleinen Broncefunden die Rede

wichtige Frage: „Ward nun diese schlechtgegossene und un-
sig gearbeitete Bronce durch Handel hierhergebracht, oder selbst
und Stelle fabricirt?" Für die Beantwortung dieser Frage sind
'riedelsheim und Meckenheim in der Nähe Dürkheims gefundenen
ssformen von der grössten Bedeutung, da dieselben eine locale
ssindustrie beweisen.

F. van Vleuten.

---

othe römische Töpferwaare mit besonderer Rücksicht auf
e Glasur. Eine kunstgewerbliche Skizze von Dr. Franz Keller,
ctor der Gewerbeschule in Speyer. Heidelberg. Carl Groos. 1876.
27 Seiten.

se kleine Schrift über die rothe römische Töpferwaare haben
eine recht zeitgemässe begrüsst. Der Forschungstrieb der Ar-
n hat sich mit den Erzeugnissen dieser Kleinkunst bisher noch
; beschäftigt, denn erst in letzter Zeit hat man begonnen den-
inige Bedeutung beizumessen. Die epigraphische Wichtigkeit der
enen Gefässe hat man noch am ersten erkannt, und so bieten
Fröhner und Schuermans Sammelwerke über die Töpferstempel,
echt brauchbar zu nennen sind, wenn dieselben auch noch manche
aufweisen (z. B. müsste man die erhabenen Inschriften von den
n sondern u. dgl. m.) Ueber die Technik dieser Gefässgattung
hes geschrieben, aber noch nichts Vollständiges und Zusammen-
; das hier besprochene Schriftchen erweitert in dieser Beziehung
issen in erfreulicher Weise. Am schlimmsten sieht es mit der
r über die Ornamente und die Gegenstände der Darstellungen
r findet man nur hin und wieder kurz eingeschaltete Bemer-
welche zusammenzutragen, und vor Allem zu ergänzen eine sehr
liche Aufgabe wäre!
r Besprechung des Buches übergehend finden wir zuerst nach
n des Alterthums den Namen „samische" für die besprochene
von Gefässen festgestellt, die bei uns in Deutschland meist ge-
he Bezeichnung „terra sigillata" wird nur in einer Anmerkung
Wir erfahren ferner, dass trotz des Namens die Samischen
nicht blos auf dieser Insel gefertigt wurden, sondern dass viele
taliens an der Fabrikation Theil nahmen, und schon im Alter-
erdurch berühmt wurden. Die später (auf S. 9) behandelte
b auch in den Provinzen ausserhalb Italiens diese Kunsttöpferei
e gefunden, wird durch das Auffinden von Töpferöfen und For-
Reliefgefässe unzweifelhaft zu Gunsten der Provinzen entschieden.
st geht der Verfasser auf die chemische Zusammensetzung des

verwendeten Thones und auf die Glasurfrage näher ein, wobei er zu dem Resultate gelangt, dass das Bestreichen mit einer Boraxlösung vor dem Brennen die schön glänzende, rothe Farbe der Glasur erzeuge, während eine zufällige oder künstliche Beimischung von Ocher die rothe Farbe der gebrannten Thonmasse bedinge.

Nachdem nun die aufgefundenen alten Töpferöfen eine eingehende Besprechung gefunden, wird zum Schlusse noch manches Interessante über die Fabrikation mitgetheilt. Wir verweisen als Beispiel besonders auf eine Note auf S. 25, wo eine bis jetzt noch wenig beachtete Verzierungsart dieser Gefässe besprochen wird, können uns hier aber kurz fassen, da wir beabsichtigen in einem unserer nächsten Hefte über diesen Gegenstand im Anschlusse an die in Bonn in letzter Zeit so vielfach ausgegrabenen Antiquitäten dieser Art eingehender zu reden. Man wird aus dem Gesagten ersehen, dass die besprochene Abhandlung, trotz ihrer Kürze, viel Gutes und Wissenswerthes bringt, und können wir dieselbe unsern Lesern somit bestens empfehlen.

Wenn wir über den Text nur Lobendes zu sagen haben, so ist dies bei den zwei beigegebenen Holzschnitts-Vignetten nicht der Fall. Bei dem Reichthum der rheinischen Sammlungen an terra sigillata, oder, mit dem Verfasser zu reden, samischen Gefässen, lag durchaus kein Grund vor, zum Behufe von Abbildungen, dieselben nach vorhandenen Formen zu restauriren, und zwar falsch zu ergänzen. Wollte man die Formen anschaulich machen, so konnte man dieselben im Durchschnitt oder sonstwie zeichnen, wollte man aber Gefässe darstellen, so musste man wirklich vorhandene zum Muster nehmen. Niemals sahen wir ein Gefäss, wo dicht über der Eierstabverzierung der runde Rand aufsass, sondern immer fand sich ein glatter oder profilirter Streifen, meist 4 — 5 Ctm. hoch, über dem Eierstabrande, auf welchen dann die obere Abrundung folgte. Ferner ist die Form des Fusses für die verschiedenen Gefässe eine ziemlich feststehende; auch hierin scheint uns besonders die Schlussvignette das Richtige nicht getroffen zu haben. In wissenschaftlichen Werken, besonders wenn dieselben einen Kunstzweig behandeln, können fehlerhafte Abbildungen mehr Unheil anrichten, als ein im Text ausgesprochener irriger Gedanke (Holzstöcke pflegen auch meistens in mehreren Werken verwendet zu werden). Es müsste also gerade darin die grösste Strenge walten.

F. van Vleuten.

4. **Geschichte der Stadt Ratingen** mit besonderer Berücksichtigung des ehemaligen Amtes Angermund. Von Dr. J. H. Kessel. 2. Band. Urkundenbuch. Köln und Neuss, Druck und Verlag der L. Schwann'schen Verlagshandlung, 1877. IV. und 388 S. 8°.

Am 11. December 1876 hat die Düsseldorf benachbarte Stadt Ratingen die sechste Säcularfeier ihrer Erhebung zur Stadt begangen. Es war am 11. December 1276, als Graf Adolf V. von Berg diesem Hauptort eines Distrikts, der ebenso wie Lennep, Erkrath, Hückeswagen und Düsseldorf aus den Händen altfreier Grundherren allmählich seinem Hausbesitze zugewachsen war — (es genügt, hier beispielsweise an die alten Edelherren von Ratingen und Tevern zu erinnern), — städtische Freiheiten, mithin nach dem Sinne des Mittelalters Steuer- und Zollexemtion, das Recht der Schöffenwahl und eigene Gerichtsbarkeit verlieh. Um den Oberhof des Kölner Domstifts am Orte sich bildend, gewährte die neue Stadt dem Bergischen Territorium Abschluss und Schutz nach Norden, an ihrem Theile gleichsam den Aufschwung der jüngeren und glücklichern Schwester Düsseldorf vorbereitend, dessen Erhebung zur Stadt bekanntlich eine Folge des Sieges der verbündeten Niederrheinisch-Westfälischen Territorial-Herren über Erzbischof Siegfried von Westerburg bei Worringen (5. Juni 1288) gewesen ist. Durch seine Lage auf die Dauer nicht zum Mittelpunkte des anwachsenden Bergischen Gebietes geeignet, hat Ratingen als eine der vier Hauptstädte des Landes (Düsseldorf, Lennep, Wipperfürth, Ratingen) doch stets eine geachtete Stellung behauptet. Jahrhunderte hindurch Hauptort des Amtes Angermund, ist die Stadt zudem mit dessen Vergangenheit innig verflochten.

Um so willkommener erscheint die Jubiläumsgabe, welche der gelehrte Canonicus Dr. Kessel zu Aachen, als fleissiger Erforscher der heimatlichen Geschichte vortheilhaft in weiteren Kreisen bekannt, in dem vorliegenden „Urkundenbuche der Stadt Ratingen" darbietet. Der Herausgeber übergibt dieses Buch, die Grundlage und den Vorläufer einer demnächst aus seiner Feder zu erwartenden Geschichte Ratingens, als die Frucht jahrelanger archivalischer Studien und unermüdlichen Bestrebens, alles für die Entwickelung der Stadt und Umgegend irgend erhebliche urkundliche Material möglichst vollständig zusammenzubringen. Der gut ausgestattete Band vereinigt sonach in 267 Nummern Urkunden und urkundliche Aufzeichnungen (Bürgerlisten, Heberegister, Güterverzeichnisse, ein Memorienbuch der Pfarrkirche u. A. m.) von den Anfängen des 9. Jahrhunderts bis zum Jahre 1695. Dass der Herausgeber, dem als Quellen hauptsächlich das Staatsarchiv zu Düsseldorf, das Stadtarchiv zu Ratingen, das katholische Pfarrarchiv daselbst und das Gräflich Speesche Familienarchiv zu Schloss Heltorf gedient haben, auch die bereits

in Lacomblet's Urkundenbuch und anderweitig gedruckten Documente mit aufgenommen hat, wird man bei einer localgeschichtlichen Arbeit wie die vorliegende im Interesse des leichteren Ueberblicks über das Vorhandene im Allgemeinen und hier besonders desshalb nur billigen können, weil dadurch mehrfach aus den besten Quellen ein correcterer Text zur Reproduction gelangt ist. Ein fleissiges Personen-, Orts- und Sachregister (S. 375—386) erhöht die Brauchbarkeit des reichhaltigen Buches. Die Momente der geschichtlichen Bedeutsamkeit einerseits Ratingens als der ältesten Culturstätte des Niederbergischen Landes in Bezug auf Verfassung, Zunftwesen, Gewerbetrieb und Handel und besonders in seinem Hauptgerichte, von welchem Düsseldorf und Lennep ehedem ihre Consultation nahmen, wie andererseits der seit dem 16. Jahrhundert zunehmende Niedergang dieses Gemeinwesens und dasselbe umrahmend das Amt Angermund mit seinen alten Rittersitzen, Höfen, Hundschaften und dem Freigerichte, späteren Landgerichte in der Brüggen, die kirchlichen Stiftungen und deren Wandlungen, die Wald- und Weideberechtigungen, der Güterbesitz geistlicher Corporationen im Amtsbereiche, die trostlosen Zustände im 17. Jahrhunderte und manches Andere tritt uns in deutlichem Bilde aus dem Ensemble des gegebenen Materials entgegen. Zu den werthvollsten Stücken der Sammlung zählt ohne Zweifel das Bürger-Register oder Verzeichniss der Erbbesitzer zu Ratingen vom Jahre 1362, welches auf S. 26—39 nach dem Originalcodex vollständig veröffentlicht ist, bemerkenswerth schon wegen der Seltenheit analoger Register aus so früher Zeit. Dieses Stadtbuch ist auf Grund älterer Vorlagen des 13. Jahrhunderts angefertigt und hat zugleich von mehreren Händen Nachträge bis in's 15. Jahrhundert, die im Urkundenbuche von dem ursprünglichen Texte durch kleinern Druck sich unterscheiden. Auch das Memorienbuch der Pfarrkirche zu Ratingen, wenn gleich der Entstehung nach erst dem 15. bis 17. Jahrhunderte angehörig, bildet eine schätzbare Zugabe (S. 334—359). Wie der Verfasser S. 334 hervorhebt, tritt aus diesem Memorienbuche beispielsweise der Donator der schönen gothischen Monstranz in der Pfarrkirche zu Tage, welcher danach Bruno hiess und Pfarrer zu Ratingen um 1394, sowie gleichzeitig Canonich des St. Victorstifts zu Xanten war. Indem wir der Geschichte der Stadt Ratingen, welche den ersten Theil des Werkes bildet und bald erscheinen soll, nach dem so interessanten Inhalte des Urkundenbuchs mit um so grösserer Spannung entgegensehen, wünschen wir dem verdienstvollen Unternehmen besten äussern Erfolg wie geeignete Nachfolge bezüglich mancher Orte und Distrikte unserer Provinz, aus deren spezieller Behandlung erst die Bausteine für die Durcharbeitung der grösseren Gruppen gewonnen werden können.

Düsseldorf. Harless.

III. Miscellen.

Aachen. Römische Bäder. (S. den Aufsatz hierüber
ses Jahrb.) Bei den ferneren Ausgrabungen an der Ecke
hel- und Edelstrasse sind interessante Ueberreste eines
Dampfbades zum Vorschein gekommen. Dasselbe ruhte
en Säulen, welche aus kreisrunden Ziegelplatten zusammenge-
ist noch wohlerhalten, aufgefunden wurden. Die viereckigen
welche, von diesen Säulchen getragen, den Boden des Dampf-
leten, sind theils durchlöchert, um die Dämpfe durchzulassen.
den Wandflächen in Stuck, welche das Gemach dieses Dampf-
leten, haben sich noch einzelne Reste gefunden, auf welchen
erzierungen in der Art der pompejanischen Wandgemälde aus-
deutlich erkennbar sind. Ziemlich zahlreiche Scherben von
Steinkrügen und Amphoren sind ebenfalls aus dem Bauschutt
gefördert worden.

.lterkülz. Bei Neuenkirch auf dem Binneberge über der Erd-
hat sich am Waldrande ein römisches Fundament gefunden,
regen seiner Form und Einzellage, sowie wegen seiner weiten
en Aussicht für ein Wachthaus halte. Nahe dabei sind Fun-
deutscher Bauernhöfe, mit Herdsteinen und Küchengeschirr in
m Walde fast ganz eingeschlossenen Feldflürchen ausgeackert
die ich für die Reste des untergegangenen Weilers Steinchen
-Sülz halte, ferner an tiefer gelüfteten Stellen römische Ziegel
gefässe. Die Inhaber der Aecker, die ohne alle Spur von
f doch „Weiheräcker" heissen und damit darauf deuten, dass
e Stelle durch Wasserleitung aus höherer Waldlage bewohnbar
worden, fanden bei tieferm Graben 2' breite starke und tiefe
lamente, davon ich eine Zeichnung beilege. Sie zeigt jenes
che Wachthaus, ein Viereck von ca. 15 Schritt im Geviert,
mit Ziegelplatten auf dem Boden angelegten grossen ebenfalls
n Feuerstelle ausserhalb. Der Bau liegt ausserhalb des tief-

gesenkten Flürchens: hoch an einer Waldecke. Abwärts nach der Erdbeerhecke zu befinden sich in einer geraden Linie von der Nordwest-Ecke des Gebäudes drei grössere und zwei kleinere runde Vertiefungen, die man für angefangene Brunnenschachte halten könnte, die wieder gefüllt wurden, wenn nicht zweimal zwei dicht aneinanderlägen. Ich verstehe sie für ausgeräumte römisch-keltische Grabhügel. Im Flürchen, 118 Schritte davon ab ist das Fundament einer starken Quer-Mauer ausgehoben und weiter unten noch zwei Parallel-Mauern, welche letztere mit drei etwas schwächeren Quer-Mauern ein aus zwei Abtheilungen bestehendes Rechteck bilden und oben, wie unten Anfänge weiterer in demselben Parallelogramm fortgehender Fundamente zeigen. 36 Schritte abwärts ist noch ein ausser diesen Linien liegendes Mauerkreuz befindlich. Nach Prüfung des Verhältnisses dieser verschiedenen in einer Axe von über 200 Schritten liegenden Mauern zu einander unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass wir hier abermals ein umfangreiches römisches Gebäude des Hunsrücks vor uns haben.

Bartels, Pfarrer.

3. Beyenburg. Bei der Restauration der kath. Kirche zu Beyenburg an der Wupper fanden sich Spuren ehemaliger Wandmalereien auf der grossen fensterlosen an das ehemalige Klostergebäude angrenzenden Wand, welche wohl gegen 1500 entstanden sein dürften. Auf dem einen Gewölbefeld sind zwei Engelfiguren gemalt, welche einen grossen Teppich halten; die Figuren sind in derben Contouren mit leichter Farbe und Schattirung ausgeführt. Mit Ausnahme einiger geringen Reste des Frieses konnte bei genauer Untersuchung nicht entdeckt werden, welches Gemälde der Teppich enthalten haben mochte, da der Putz daselbst fehlerhaft war und die Farbe mit der Tünche abfiel.

Die übrigen Gewölbefelder sind auch bemalt gewesen, doch lässt sich nicht so viel Zusammenhängendes herausbringen, um zu erkennen, was es gewesen. Beim Beginn des ehemaligen Chors zeigt sich die Gestalt des h. Sebastianus, auf schwarzem Grund, zur Seite ein Schmetterling, gemalt. Die Ausführung ist etwas handwerksmässig und anscheinend von anderer Hand ausgeführt als die Engelfiguren. Dem h. Sebastian gegenüber, da, wo jetzt die Kanzel steht, fanden sich ebenfalls Spuren ehemaliger figürlicher Malerei.

Die Kirche scheint später noch einmal gemalt zu sein, wenigstens zeigten bei den Gewölbanfängen sich dürftige Reste von Renaissance-Ornamenten.

Die in guten Verhältnissen ausgeführte Kirche ist in neuerer Zeit im Aeussern restaurirt und mit neuen Fenstern versehen. Hoffentlich gelingt es, die Mittel zu bekommen zu einer demnächstigen vollständigen Bemalung der Kirche und damit das ehrwürdige Gebäude wieder in den

Zustand zu bringen, den es in früherer Zeit hatte, ehe ein von Vorurtheilen befangenes Zeitalter das aus dem verkannten Mittelalter Stammende beseitigte. Koch, Pfarrer.

4. Billig. In der Nähe der Dörfer Wisskirchen und Billig (stark 100 Schritte westlich von letzterem an der Südseite des Euenheimer Weges) im Kreise Euskirchen hat man in den letzten Jahren mehrfach menschliche Skelette in der Erde gefunden, bei Billig angeblich aufrecht stehend, ohne anderweitige Zugaben oder Reste von Särgen. Für Wisskirchen erklärt sich die Thatsache vielleicht durch folgende in dem Todtenbuche der Pfarrei daselbst befindliche Notiz: „Anno 1624 nec ante nec post usque huc 1674 nullam sepulturam habuerunt in coemeterio in Weiss Kirchen haeretici, sed sepulti sunt in hortos proprios retro proprias aedes sitos." Nebenbei sei bemerkt, dass überhaupt die Tauf-, Copulations- und Sterbebücher nicht selten beachtenswerthe Notizen enthalten, so hinsichtlich merkwürdiger Natur- und Kriegsereignisse, Feuersbrünste, Genealogieen adeliger Geschlechter u. s. w.

Dr. Pohl.

5. Bingen. In Nr. 98 der Darmstädter Zeitg. gibt F. Schneider Kenntniss von einer von ihm entdeckten unterirdischen, frühromanischen Kapelle im Landpfeiler der alten Nahebrücke zu Bingen, die 1011 von Erzbischof Willigis zu Mainz erbaut ist. Mitunter finden sich auch in Deutschland auf der Höhe mittelalterlicher Brücken Kapellen. Eine solche unterhalb des Hochwasserspiegels im Landpfeiler befindliche Kapelle ist aber bis jetzt kaum irgendwo bekannt geworden. Sie besteht aus einem mit einem Kreuzgewölbe bedeckten quadratischen Raum von 3,75 m. mit einem schmalen Fensterschlitze an der Nordseite und einer halbrunden Abside gegen Osten. Die ganze Technik zeigt, dass sie dem Beginn des 11. Jahrh., also der ersten Bauzeit der Brücke zugehört. Jetzt vom Keller eines benachbarten Hauses aus zugänglich, wurde sie wohl ehemals vom Unterraum eines Vertheidigungsthurmes aus betreten.

Es mögen wohl bei andern Brücken aus jener Zeit ähnliche, bis jetzt nicht untersuchte Anlagen sich befinden, weil ja die grossen Widerlager, die der Landpfeiler einer Brücke bieten muss, keineswegs an allen Stellen gleichmässig in Anspruch genommen sind, so dass ein Durchbruch an richtiger Stelle schon des Materialersparnisses wegen angelegt werden kann. Da bekanntlich der Bau einer Brücke als frommes Werk galt, lag es ja doppelt nahe, an jener Stelle durch einen Ort zur Aufbewahrung von Reliquien ihr noch eine Weihestätte zu geben. Jedenfalls ist die Schneider'sche Entdeckung hochinteressant.

6. Bonn. Zu dem von mir im LVII Jahrbuch veröffentlichten und Taf. X daselbst abgebildeten Klapper-Instrument finden sich Gegen-

stücke ganz gleicher Art im Museum von St. Germain und in einem Fund von Frouard bei Nancy. Ein kleineres nur mit einem anderen Ornament verziertes Exemplar besitzt das Museum von Moulins, und im Stockholmer Museum sieht man 3 zum gleichen Zwecke des Aneinanderschlagens an einem Gehänge vereinigte Metallscheiben[1]). E. Chantre, der das erste, dritte und vierte Stück abbildlich veröffentlicht[2]), weiss eine Erklärung dafür nicht zu geben, bringt aber die interessanten Notizen, dass auch die im Museum von St. Germain befindliche Klapper in Wallerfangen — also wohl zusammen mit der unsrer Jahrbücher — gefunden wurde; ferner, dass jenes in Frouard zum Vorschein gekommene Exemplar ebenso wie das von Wallerfangen mit einer Anzahl analoger Waffen und Utensilien zusammenlag.

E. aus'm Weerth.

7. Bonn. Ein römisches Fundament aus grossen Steinquadern in Bonn. Am 3. Januar 1873 besichtigte ich die im Garten des Herrn Baumeister Engelskirchen hierselbst aufgefundenen regelrecht übereinanderliegenden 3 Blöcke aus Tuffstein die auf dem Zimmerplatze desselben dicht an der zum Rheiu hinabführenden Strasse und rechtwinkelig zu derselben stehend in einer Tiefe von 2½ Fuss zum Vorschein kamen. Sie waren vollständig blosgelegt, aber in ihrer ursprünglichen Lage gelassen und erschienen mir ein treppenförmiger Aufbau zu einem Monumente, einem Altar, einer Säule, einem Grab- oder Meilensteine, einem Krahnen oder drgl. Vom Rheine war die Stelle etwa 100 Schritt entfernt. Der unterste Block war ein viereckiger Würfel von 2 Fuss Rh., 8 Zoll Höhe, Breite und Länge. Ueber diesem fand sich eine etwa 1 Fuss dicke Schicht Kalkmörtel, darüber lag der zweite Stein, 3 Fuss 6 Zoll breit und lang und 17 Zoll hoch, darauf lag der dritte, der wieder 2 Fuss 8 Zoll in der Breite und Länge sowie 17 Zoll in der Höhe mass. An diesem obersten Steine sah man in der Mitte, ein nach unten sich erweiterndes scharf gehauenes viereckiges Loch in dessen Boden 4 vorspringende Rippen gehauen waren. Dasselbe fand sich später auch an den beiden andern Blöcken und beweist, dass die Römer die wohl unzweifelhaft diesen Bau in der unmittelbaren Nähe ihres Castrums errichtet hatten, bereits die Anwendung der sogenannten Teufelsklaue kannten, die noch heute in derselben Weise zum Heben schwerer Steinblöcke benutzt wird. In den fünfziger Jahren wurde auf demselben Grundstücke ganz in der Nähe jenes Fundamentes und ebenfalls an der Strasse, dem heutigen

1) O. Montelius, Antiquités suédoises.

2) E. Chantre, Age du Bronze, Recherches sur l'origine de la Métallurgie en France. Paris 1875.

Wachsbleicherweg, ein römischer Steinsarg aus demselben Materiale gefunden; die Stelle ist durch ein Kreuz in der neuen Umfassungsmauer bezeichnet. Die Steinhauermeister Gebrüder Acker haben aus diesen Tuffsteinen, die sie für Pleydter Tuff erklärten, das Dachgesims ihres neuen Hauses hergestellt. Sie geben noch an, dass man beim Bau ihrer früheren Wohnung am Wachsbleicherweg bis 20 Fuss Tiefe nur aufgeschütteten Boden gefunden und man diese Stelle für einen Theil des alten Wallgrabens gehalten habe. Auch bei dem Bau des Johannis-Hospitals habe der Baumeister Von der Emden für die nach demselben Wege vorspringende Ecke desselben erst in grosser Tiefe festen Boden für das Fundament gefunden. Noch sei hier bemerkt, dass man in dem Basaltbruche bei Oberwinter nach dem dort im Jahre 1846 stattgefundenen Bergsturz einen dem Hercules gewidmeten Altar fand, unter dem ebensolche mächtige Tuffquadern lagen, die man für das Fussgestelle des Altars halten könnte. Vgl. Jahrb. 1873. S. 141.

Schaaffhausen.

8. Bonn. Als Nachtrag zu dem von mir im LIX Heft S. 46 publicirten, auf dem alten Exerzierplatz gefundenen Münzen, habe ich noch folgende Stücke zu verzeichnen:

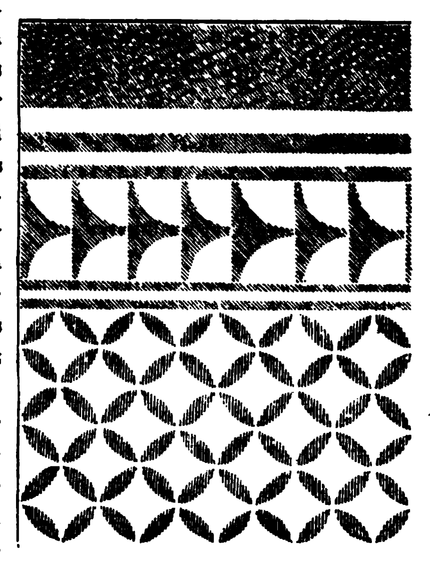
	Denar.	Grosserz.	Mittelerz.	Kleinerz.
Nero	—	—	1	—
Titus	—	—	1	—
Domitian	—	2	—	—
Hadrian	—	1	1	—
Sever Alexander	1	—	—	—
Salonina	—	—	—	1
Constantinus M.	—	—	1	—
Urbs Roma	—	—	—	1
Constantinus jun.	—	—	—	1
Constantius II.	—	—	—	1
Constans	—	—	—	4
Decentius	—	—	—	1
Valens	—	—	—	1

Die Kaiserreihe, besonders die des 4. Jahrhunderts, wird durch diesen Nachtrag wesentlich vollständiger. v. Vl.

9. Bous (Luxemburg). In dem Dorfe Bous an der Strasse zwischen Luxemburg und Remich wurde im Anfang dieses Jahres ein grösserer aus weissen und schwarzen resp. blauen Würfeln hergestellter römischer Mosaikboden in nebenstehendem Dessin und in guter Erhaltung aufgedeckt.

Nach den anstossenden Wandflächen lässt sich die Grösse des Bodens auf 7×5 m. angeben; man erkennt an denselben Spuren von

farbiger Dekoration in Blau und Roth. Im Frühjahr hat man noch an zwei andern Stellen in Bous Mosaikfussböden aufgefunden. Der eine lag unter der Dorfstrasse und ist theils wieder verschüttet, theils angeblich in das Museum zu Luxemburg gebracht worden. Dieser Boden soll aus kleinen bunten Steinen zusammengesetzt und mit einem Mäander eingefasst gewesen sein. Das andre Mosaik bestand aus einem ganz einfachen geometrischen Muster. Vor mehreren Jahrzehnten ist angeblich schon in Bous ein Mosaik gefunden und nach Paris gebracht worden. Jedenfalls sind die mosaicirten Fussböden aus der Werkstätte hervorgegangen, die an der andern Seite der Mosel im nahen Nennig den grossen Gladiatorenteppich herstellte.



10. Düsseldorf. Herr Aldenkirchen gibt in dem 59. H. d. Jahrb. S. 89 ff. interessante Nachweisungen über römische Heerstrassen im Kreise Gladbach, denen ich aus meinen Untersuchungen der dortigen Römerstrassen Einiges hinzufügen möchte, in so fern es für fernere Nachforschungen in der dortigen Gegend von Nutzen sein dürfte.

Von dem alten Rheinbette bei Neuss und dessen Umgebung gingen nicht weniger als fünf römische Heerstrassen aus, von denen eine über Fatscharei, spitze Häuschen, rechts an Birkhof vorbei, bis Glahn lief und ohne Zweifel die nordöstliche Fortsetzung der von Hrn. A. erwähnten Strasse von Müllfurth, Ahren, Giesenkirchen und Lindberg ist. Beim spitzen Häuschen theilte sich die Strasse in zwei Arme, die in einer Entfernung von nur 1000 Schr. über den alten Rhein setzten, um sich jenseits bei Hamm wieder zu einer einzigen Strasse zu vereinigen.

Auch von Cöln liefen strahlenförmig mehrere römische Strassen aus, von denen eine in der Richtung der jetzigen Chaussee über Bocklemünd, Poulheim, Stommeln, Rommerskirchen und Allrath bis Grevenbroich zog, wo sie vor mehreren Jahren 2 Meter tief unter dem Boden aufgefunden wurde. Sie ist ohne Zweifel die südöstliche Fortsetzung der von Hrn. A. angezeigten Strasse Haiden-Müllfurth-Sasserath, die sich nördlich über Rheidt und Gladbach fortzieht.

Ferner empfehle ich die Aufsuchung der westlichen Fortsetzung

einer Römerstrasse, die ich, von dem nördlichen Ende von Neuss aus, am Hofe Norf und südlich an Diesch vorbei bis Eickerend aufgefunden habe; ihre fernere Richtung geht wahrscheinlich über Gladbach und Hardt.

J. Schneider.

11. Elsass. Antiquarische Funde.

Strassburg. Die Erweiterung der Stadt-Enceinte ist seit dem Sommer des J. 1876 in Angriff genommen worden. Da diese Arbeiten sofort vor dem Weissenburger und Kronenburgerthore, auf einem Terrain begannen, wo schon in früheren Jahrhunderten (1568, 1603, 1609, 1627, 1634, 1671, 1674, 1767 u. s. f.) namhafte Grabfunde gemacht worden, liess die kaiserl. Fortification auf Veranlassung des k. Oberpräsidiums sorgfältig auf die zu Tag tretenden Alterthümer wachen. Bis jetzt sind eine Anzahl Münzen, Agraffen, Sculpturreste (ein Kopf), Thongefässe, vor Allem ein sehr interessanter Bronceguss gefunden worden. Letzterer scheint mir der Griff eines Tafelaufsatzes gewesen zu sein. Er hat die Darstellungen eines Gigantenkampfes, Herakles, Bacchus, Diana, Mercur (vgl. Näheres in meinem Kunst und Alterth. in Elsass-Lothr. I, 2, S. 684).

Benfeld und Ehl. In der Nähe dieser Orte kamen ein merowingischer Sarg mit der jener Zeit eigenthümlichen Strichverzierung, und eine Anzahl gallisch-römischer Töpfernamen, eine sehr schöne Flasche u. s. f. bei gelegentlichen Ausgrabungen zu Tage. Hr. Dr. Rack, Bürgermeister zu Benfeld, schenkte dieselben dem Oberpräsidium.

In der Nähe von Drulingen wurde ein wohlerhaltener römischer Gnomon ausgegraben; das Piedestal zeigt an den vier Seiten zwei tanzende Figuren und zwei Gottheiten. Privatbesitz.

In Schlettstadt fand Hr. Architekt Ringeisen bei Arbeiten in der St. Georgskirche unter der Krypta einen mächtigen Rundbau, dessen Umfassungsmauern etwa 3 Meter dick, dessen Radius über 9 Meter lang ist. Es wird heabsichtigt den Bau soweit als thunlich blosszulegen; bis jetzt lässt sich nicht absehn, ob man es mit einer römischen oder frühmittelalterlichen Anlage zu thun hat.

Wandmalereien der gothischen Periode sind in der letzten Zeit mehrfach wieder aufgedeckt worden: so vor Allem die schöne Dormitio d. Mariae V. in S. Wilhelm zu Strassburg (Kunst u. Alterth. a. a. O. S. 546). In S. Johann zu Weissenburg wurde eine früher schon aufgedeckte, dann wieder übertünchte vortrefflich gearbeitete aber leider schlecht erhaltene Madonna mit Kind und Donatoren wieder blossgelegt. Ebenso steht für die Rückkehr der guten Jahreszeit die Blosslegung der gothischen Wandmalereien zu Hohweiler und Mitschdorf im Kreise Weissenburg in Aussicht. Arbeiten, welche gleich allen anderen auf Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler gehenden Be-

strebungen sich des lebhaftesten Interesses und der Protection Sr. Exc. des Hrn Oberpräsidenten von Moeller zu erfreuen haben.

Ich knüpfe an diese Mittheilungen eine Notiz über die neueste Acquisition des Museums f. mittelalterl. Alterthümer im Dome zu Basel. Eine Dame der Stadt schenkte dem Museum ein Elfenbeinrelief, welches jedenfalls zu den merkwürdigsten Denkmälern dieser Art in den Rheinlanden zählt. Das Elfenbein hat 0,30 m. Länge, 10,08 m. Höhe, die Schnitzerei ist bis 1 ctm. tief. Vermuthlich diente dieselbe zum Schmuck einer Stuhllehne. Die Darstellung zeigt das Brustbild einer Kaiserin, von zwei schwebenden bekleideten Genien gehalten. Darunter die Inschrift:

+ PERPETVAE SEMPER + AVGVSTAE

Da diese Formel vor Ende des vierten Jahrh. ebenso wenig wie das † in Inschriften vorkommt, wird man die Skulptur in den Ausgang des 4. oder auch 5. Jahrh. zu setzen haben, womit die stilistische Behandlung übereinstimmt. Eine Abbildung und weitere Beschreibung werde ich demnächst an einem andern Orte geben.

F. X. Kraus.

12. Enzen. Auf dem Kirchhofe zu Enzen (bei Zülpich) tritt einige Schritte südlich von der Kirche, Mauerwerk zu Tage. Mein Oheim, Canonicus J. H. Steinhausen daselbst, theilte mir mit, er habe vor Jahren mit der Spitzhacke daselbst versuchen lassen einzudringen, sei aber von der Fortsetzung des Versuches wegen der Härte des Mörtels abgestanden. Der Kirchhof hat gegen die Umgebung eine auffallend erhöhte Lage. Das Mauerwerk erstreckt sich in den anliegenden Garten. Ein einige hundert Schritte östlich von da gelegenes Ackerfeld (vgl. Heft 49 S. 184 oben) birgt wahrscheinlich noch eine Menge Gräber. Dr. Pohl.

13. Euskirchen. Zwischen Euskirchen und Euenheim resp. zwischen Chaussee und Veybach an der Fabrik des Herrn Ruhr wurden im Sommer 1876 beim Sandgraben mehrere irdene Töpfe, ein gläsernes Fläschchen, ein gläsernes Näpfchen und zwei becherförmige Gläser gefunden. Zwei der irdenen Töpfe waren mit Knochen gefüllt. Ebendaselbst wurde 1875 ein Sandsteinsarg gefunden. Derselbe war an dem einen Kopfende abgeschlagen und hier verlängert durch 3 römische Ziegel, wovon 1 den Boden und 2 die Seiten bildeten. Der Sarg, 3—4 Fuss unter der Erde liegend, war ganz mit Knochen gefüllt. Sämmtliche Gegenstände sind im Besitz des Pfarrers Nikolaus Schmitz zu Euenheim, der dieselben zu verkaufen bereit ist. Dr. Pohl.

14. Zum römischen Gloucester. Von den in Heft 59 dieser Jahrbücher (1876) S. 142 gegebenen Notizen hat der verdiente Antiquar, dessen anregenden Untersuchungen sie entsprungen sind, wie-

derum durch Prof. Max Müllers Vermittelung Kenntniss genommen und durch meine Zweifel an einigen seiner Behauptungen und Folgerungen veranlasst die folgenden Bemerkungen gemacht, welche ich den Lesern meiner Mittheilung nicht vorenthalten darf.

Herr Bellows constatiert zunächst, dass er die angeblich aus Sueton geschöpfte Angabe über das Material zu Mosaikfufsböden, welches jeder römische Feldherr mit sich geführt hätte, wie ich vermuthet hatte, einer fremden Auctorität entnommen habe, nämlich einem Artikel über römische Mosaikfufsböden in den Addenda zu Lelands Itinerar. Der Artikel steht Bd. 8 der dritten Hearne'schen Ausgabe des Itinerars (von 1769) S. XV und beruft sich wiederum auf Dr. Plot, den bekannten Antiquar und Verfasser der Naturgeschichte von Oxfordshire, die zuerst 1677 erschien; der also ist der Urheber der irrthümlichen Ansicht. Das Citat aus Sueton hat Herr Bellows nur aus der unvollständigen Mittheilung eines befreundeten Geistlichen gekannt, da in Gloucester kein Exemplar des Sueton aufzutreiben gewesen. Sonderbar aber bleibe es, dass er vor einigen Monaten in der That auf der Höhe von Stinchcombe Hill, dem Platz des römischen Wachtpostens, die Steinchen römischer Fufsböden mit noch daran hängendem Kalk gefunden habe. Dies ist durchaus begreiflich; Niemand leugnet ja, dass in den römischen Colonieen und Praetorien so gut wie in Villen und Privathäusern *pavimenta tessellata* üblich gewesen seien. Was die Austernschalen anlangt, so sei die Unterscheidung der Quartiere der Offiziere und Gemeinen nach den beiden Sorten derselben nur im Scherz gemeint gewesen; es hätten sich zwei Haufen derselben, '*natives*' und '*mumbles*' in demselben Loch gefunden, und er habe nur andeuten wollen, dass möglicher Weise die besseren von der Ostküste hergebracht (wobei er seine falsche Vorstellung von der römischen Reichspost und ihren Aufgaben als Entschuldigung anführt) und, weil nothwendig theurer, von den Vornehmeren verzehrt worden seien. Von der Westküste könnten die *natives* nicht sein, da sie, soweit Nachrichten reichten, stets nur auf der Ostküste gefunden worden seien: auch könne es ja nicht schwierig gewesen sein, die Austern von Richborough in Kent, welche Juvenal als in Rom von den Kennern genau gekannt erwähne (die bekannten *Rutupino edita fundo ostrea* Sat. IV 141) in Britannien selbst etwa hundert (engl.) Meilen weit westwärts zu transportieren. Hiergegen ist einzuwenden, dass sich wohl begreift, wie der raffinierte Tafelluxus der Hauptstadt (nach Plinius Zeugniss n. h. IX. 3. 169) es möglich machte, die englischen Austern in Schiffsladungen (vielleicht im Seewasser frisch erhalten) nach Italien zu versenden — es wäre interessant festzustellen wie weit die Whitstable- und Colchesteraustern heutigen Tages verschifft werden und seit wie lange dies mit

Segelschiffen geschehen ist —, dass aber der Landtransport auf Saumthieren oder, soweit es Heerstrafsen gab, auf Lastwagen davon doch noch sehr weit verschieden ist. Und ferner lässt sich fragen, ob denn überhaupt mit völliger Sicherheit sich ausmachen lässt, dass die Austernschalen in römischer Zeit vergraben worden sind. Für den römischen Ursprung des Hufeisens des Hrn. Askell beruft er sich auf die Fundstelle desselben acht Fufs unter dem Boden der jetzigen Hauptstrafse von Gloucester, wo es zusammen mit Gegenständen von unzweifelhaft römischem Ursprunge von der Thonerde fest umschlossen und völlig unberührt gelegen habe. Die Analyse eines Metallsplitters von demselben habe ergeben, dass es genau dem Eisen der Wiltshire Downs entspräche; im Mittelalter habe man in Gloucester das Eisen aus dem Forest of Dean verwendet, das aus dem entfernten Wiltshire sei also wahrscheinlich nur in früherer Zeit soweit verschickt worden. Doch will Herr Bellows auf dies Argument kein allzugrofses Gewicht legen (in der That ist es wenig durchschlagend): allein er glaubt umsomehr darauf bestehen zu müssen, dass die gepflasterten römischen Heerstrassen das Beschlagen der Pferde durchaus nothwendig gemacht hätten und dass man desshalb zu der Annahme des Vorhandenseins römischer Hufeisen aus praktischen Gründen gezwungen sein würde, auch wenn sich sonst keine römischen Hufeisen erhalten hätten. Ihre Seltenheit sei durch die Vergänglichkeit des Materials hinreichend erklärt. Hr. Bellows wird nicht wissen, dass nicht in dem Mangel römischer Hufeisen allein die Annahme ihres Nichtvorhandenseins begründet ist, sondern vielmehr und hauptsächlich dadurch, dass an den zahlreichen Denkmälern der römischen Kunst, Statuen aus Erz und Stein, Reliefs, Münzen u. s. w. niemals ein mit einem Hufeisen beschuhter Pferdefufs gefunden worden ist. Auch wird er von allen Kennern der südeuropäischen Länder leicht in Erfahrung bringen können, dass noch heutiges Tages in Italien, Spanien, im südlichen Frankreich und wo sich sonst römische Sitte erhalten hat, die Pferde nicht beschlagen werden; der von früh an an den härtesten Felsboden gewöhnte Huf gewinnt dadurch so widerstandsfähige Härte, dass er es aushält weite Strecken ohne Beschuhung zurückzulegen.

Herr Bellows fügt diesen mehr apologetischen Bemerkungen die interessante Nachricht hinzu, dass es ihm jüngst gelungen sei, die vor etwa dreissig Jahren in Westgate Street in Gloucester, nahe der Cathedrale, gefundenen Säulenbasen, welche vermuthlich zu einem einst dort vorhandenen Tempel gehört haben, nach langer Vergessenheit wieder aufzufinden, und zwar in dem Park eines Grundbesitzers, welcher zwanzig Meilen von Gloucester entfernt ist. Dieselben haben einen Umfang von 4′ in den Wulsten und von $34\frac{3}{4}''$ im Schaft (also etwa

3 römische Fuſs). Auch die bis dahin vermissten Basen zweier Pfeiler
ines andern Tempels, aus Northgate Street, sind dabei wieder gefunden
vorden; Herr Bellows verspricht darüber weitere Details an geeignetem
)rt zu geben. E. Hübner.

15. Hohen-Sülzen. Vasa diatreta. In Anknüpfung meines
ufsatzes über die römischen Gläser von Hohen-Sülzen (Jahrb. LIX.
. 64 ff.) lasse ich anbei aus Nr. 2, 1877 der Nachrichten v. d.
Königl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen von unsrem verehrten
usw. Secretär Hrn. Prof. F. Wieseler eine sehr beachtenswerthe Text-
erbesserung zu Plinius Nat. Hist. folgen. Er sagt:

„In Plinius' Nat. Histor. XXXVI, §. 195 lesen wir: Ferunt Tiberio
rincipe excogitato vitri temperamento ut flexile esset, totam officinam
rtificis ejus abolitam ne aeris, argenti, auri metallis pretia detraheren-
ur, eaque fama crebrior diu quam certior fuit; sed quid refert, Ne-
onis principatu reperta vitri arte quae modicos calices duos quos
ppellabant petrotos HS. VI venderet. Dass hier petrotos fehlerhaft
ist, liegt auf der Hand, und ebenso, dass keine der beiden Conjecturen des Hermolaus Barbarus, pterotos und apyrotos, das Richtige trifft. Es ist ohne Zweifel zu schreiben: *pertusos*, oder: *perforatos*. Demnach ist von den bekannten vasa diatreta die Rede, wozu es auch sehr gut passt, dass die auf uns gekommenen Exemplare dieser vasa eben *calices* und zwar modici sind. Die Kunst solche vasa herzustellen kam also während der Herrschaft des Nero auf und auch das trifft vortrefflich damit überein, dass Martial die vasa diatreta zuerst erwähnt und besonders hervorhebt (Epigr. XII, 70). Freilich könnte das Wort *appellabant* Schwierigkeiten zu machen scheinen, da ja die Kunst der diatretarii noch lange nach Nero's Regierungszeit geübt wurde. Finden wir ja die diatretarii noch im

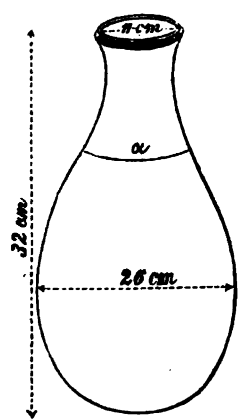


Cod. Theodosian. 13, 4, 2 berücksichtigt. Allein man kann recht wohl annehmen, dass Plinius, der im J. 79 starb, aus der Zeit nach Nero kein Beispiel der Fortübung der in Rede stehenden Technik kannte. Waren ihm doch auch aus der Zeit Nero's nur zwei dieser Technik angehörende Gefässe bekannt geworden. Jedenfalls wird man nicht wohl thun, für appellabant mit zwei Handschriften *appellabat* zu lesen und dieses Wort als von Nero prädicirt zu erachten".

Die Jahrb. LIX in der Anmerkung S. 74 erwähnten von der Direction der k. k. Centralcommission in Wien mir zur Verfügung gestellten Holzstöcke des Pesther Glases bringe ich in Anschluss des S. 68 daselbst über dieses Glas Gesagten gleichfalls hier zum Abdruck.

E. aus'm Weerth.

16. Kyritz. Es befinden sich hier ganz geringfügige Reste einer 1797 abgebrochenen Franziskanerkirche. Dieselben lassen erkennen, dass der Bau, nur mit einem südlichen Seitenschiff ausgestattet, ursprünglich zur Zeit des Ueberganges aus Granit aufgeführt wohl im 13. Jahuhundert erweitert und überwölbt wurde (einige Blattcapitäle aus Ziegelsteinen sind vorhanden). In den Chorwänden, mindesten 7 m. über dem Boden haben gesteckt und stecken theilweise noch Schallgefässe, was ich in Anknüpfung der Veröffentlichungen im Jahrb. XXXVII S. 57 mittheile.



Das einzige im losen Zustande im Privatbesitz vorhandene Gefäss hat die nebenstehend in rohem Umriss wiedergegebene Gestalt und die beigefügten Maasse, ist aus Thon (schwärzlich) gebrannt, verhältnissmässig sehr leicht und scheint aus zwei Stücken zusammengesetzt zu sein, da der Hals etwa bis zu dem Striche *a* Spuren vom Drehen auf der Töpferscheibe zeigt, der übrige Theil höckerig und nicht regelmässig gerundet erscheint. Durch Hineinsingen verschiedener Töne habe ich mich überzeugt, dass das Gefäss nur bei einem bestimmten Ton eine schwache Resonanz hat.

Ein anderes, von dem Besitzer des betreffenden Grundstückes früher verschenktes Gefäss soll bedeutend kleiner gewesen sein; 2—3 andere, welche noch in der Mauer stecken, konnte ich leider nicht messen. Otto Fischer, Pfarrer.

17. Ludwigsburg. Grabfund. Die Schwäbische Kronik v. 27. April 1877, No. 99 schreibt: Der Römerhügel bei der Solitude-Allee hat sich nun wirklich als Grabhügel erwiesen. Bei den Grabarbeiten zu dem neuen städtischen Wasserreservoir ist man schon

am letzten Montag auf ein mit Steinen überdecktes Grab gestossen, in welchem ein vollständig erhaltenes, mässig grosses Skelett vorgefunden wurde. Dabei ein goldenes Stirnband, ein Schmuck von Bronze, mehrere verzierte bronzene Gefässe und viele Kupferbleche in zierlicher getriebener Arbeit, sowie Ueberreste von vier Wagenrädern, die Naben mit Kupferblech von ebenfalls getriebener Arbeit überzogen, ohne Zweifel aus altgermanischer Zeit. Schon am Dienstag stiess man auf ein zweites Grab, das aber bis Abends noch nicht weiter aufgedeckt werden konnte. (Vergl. Misc. 24.) L. Z.

18. Mainz, 20. April. Gestern wurde eine grössere Anzahl Skulpturfragmente in das Museum verbracht, welche auf dem Boden des karolingischen Kaiserpalastes zu Nieder-Ingelheim bei Gelegenheit des Umbaues der auf den Trümmern des alten Kaiserhauses stehenden Gebäude vor einiger Zeit erhoben worden. Der Antrag auf Ueberlassung dieser merkwürdigen Reste war von dem Vorstande des Alterthumsvereins an den Besitzer Herrn de Bary gestellt und von Herrn Architekt Ph. Striegler in freundlichster Weise unterstützt worden. Die Stücke begreifen zwei interessante römische Skulpturen, dabei das Bruchstück eines Frieses mit einer Frauengestalt, die ein Pferd am Zügel hält, konische Kämpfer und Kapitäle, zum Theil aus weissem Marmor, die nebst einem grossem Blätterkapitäl der nachklassischen Kunstrichtung angehören. Die Reste bestätigen in ihrer ganz verschiedenartigen Beschaffenheit und Herkunft, dass man in Ingelheim, wie an den Karolingerbauten zumeist, aus Mangel an kunstgeübten Kräften Materialien allerorts zusammenraffte und sie in willkürlicher Weise zusammenstellte. Die erhaltenen Bautheile des Palatiums zeigen ganz dasselbe Verfahren, indem auch hier sonst bereits verwendete Werkstücke von mächtigen Maassverhältnissen mit ganz geringen Materialien z. B. zu Pfeilern einer grossartigen Bogenstellung verwendet waren. Die letzten Bauarbeiten haben werthvolle Ergebnisse in dieser Beziehung geliefert, so dass in Verbindung mit den nun hier befindlichen Resten die Kenntniss von dem Kaiserhause zu Ingelheim nicht unwichtige Erweiterungen erfährt. Bei dem Umbau fand sich auch noch ein auf Pergament geschriebenes Brevier in Oktav aus dem 15. Jahrhundert; es wurde von dem Besitzer dem Frankfurter Geschichtsverein überwiesen, während ein hübscher gothischer Siegelstempel mit der Inschrift S · IOHANNIS · CANONICI · REGVLARIS · der hiesigen Sammlung erworben ward. Beide Gegenstände stammen aus der Zeit des durch Karl IV. erneuerten Stiftes zu Nieder-Ingelheim. Mainzer Journal No. 92.

19. Mengen. Alterthümliche Funde. An dem südöstlich von der Stadt Mengen sich erhebenden rechten Donauthalabhang, der sich in künstlichen Terrassen emporstuft, stiess man auf halber Höhe

des eine schöne Aussicht in das weite Donauthal gewährenden Abhanges, in der Flur „oberer Heimgarten“, beim Hopfenpflanzen auf Schutt und Gemäuer. Herr Schullehrer Peter von Mengen, der sich um die Erforschung der Alterthümer in dieser Gegend schon mehrfach verdient machte, und den Fund sofort untersuchte, erkannte den Schutt als von einem römischen Gebäude herrührend und entdeckte zugleich an genannter Stelle, zerstreut umherliegend, kleine Würfelchen von Jurakalk, woraus er schloss, es müssten hier Reste eines Mosaikbodens unter der Erde verborgen liegen. Auf seine Anzeige hin wurde im Auftrag des K. statistisch-topographischen Bureaus und unter Leitung des Finanzraths von Paulus und Landeskonservators Prof. Paulus an der von Herrn Peter bezeichneten Stelle Nachgrabungen veranstaltet, die zu folgendem Ergebniss führten: es zeigten sich 4—5 Fuss unter dem Boden die Grundreste einiger Zimmer eines nicht besonders grossen, aber vornehmen römischen Hauses mit den zum Theil noch erhaltenen Heizeinrichtungen (den Hypokausten). Bekanntlich geschah die Erwärmung der römischen Zimmer von dem Fussboden und den Wänden aus mittelst thönerner, von heisser Luft durchströmter Röhren. Es waren desshalb doppelte Fussböden nöthig, — die immer aus starken Estrichböden bestanden und von denen der obere Boden auf grossen quadratischen Thonplatten, die von Pfeilerchen getragen wurden, aufruhte. Diese Einrichtung zeigte sich auch an dem in Rede stehenden Hause, die tragenden Pfeilerchen bestanden theis aus Sandsteinen, theils aus aufeinandergelegten gebrannten Thonplättchen, je 13 aufeinander; doch war der obere Estrichboden nur noch in Trümmern vorhanden und desshalb waren auch die Mosaikbekleidungen, die sich in der That einst darüber befanden, nicht mehr zusammenhängend; das Mosaik des 4,50 m. langen, 3,52 m. breiten Hauptzimmers war von grosser Feinheit, die der anstossenden kleineren Gelasse dagegen waren derb und jedenfalls ohne figürlichen Schmuck. Zum Glück aber erhielten sich von dem Mosaik des Hauptzimmers noch ansehnliche Reste, Theile von grossen mit reichem Bandgeschlinge umfassten Medaillons, sowie in einem kleinen Medaillon die Darstellung eines vollständig erhaltenen Medusenhauptes, das (in der Auffassung der Medusa Rondanini in der Münchener Glyptothek) von Schlangen umringelt, an der Stirn mit zwei (grauen) Flügelchen besetzt, in jugendlicher Anmuth aus der runden Umrahmung herausblickt und an Schönheit der Zeichnung und der Färbung mit dem in etwas grösserem Massstab ausgeführten Kopfe des Orpheus auf dem berühmten Rottweiler Mosaikboden wetteifert. Die Mosaikarbeit ist aus bedeutend kleineren Steinen als am genannten Orpheuskopf zusammengesetzt und desshalb von sehr malerischer Wirkung. Die Würfelchen bestehen sämmtlich aus natürlichen Steinchen, aus verschieden gefärbten

Donaugeschieben oder aus schwarzem und weissem Jura. Die Hebung der ziemlich grossen Mosaikstücke war bei der theilweisen Zerstörung des darunter liegenden Estrichs und der starken Erweichung desselben durch die oben vom Berg herabdringenden Wasser eine schwierige und mühevolle; gelang aber, namentlich auch durch die aufopfernde Thätigkeit des Schullehrers Peter, vollkommen. Ausserdem fand man noch in Fresko gemalte Wandreste mit verschiedenfarbigen Streifen und zierlicher Blätterornamentik, sodann in mehreren Thonplättchen, welche aufeinandergelegt die Postamente des oberen Estrichbodens bildeten, die wohl eingedrückten Fährten eines mittelgrossen Hundes, der vor der Brennung der Plättchen, als sie noch weich waren, darüber herlief. Von Gefässfragmenten zeigte sich auffallend wenig. — Sämmtliche Funde wurden der K. Staatssammlung vaterländ. Alterthümer in Stuttgart einverleibt.

Weitere Fundstellen ergaben sich nordwestlich von Mengen, beim nahen Ennetach, an der zwischen der Donau und dem Ablachthale sich erhebenden Bergzunge; hier war ohne Zweifel die römische Hauptniederlassung, in vortrefflicher ganz sommerlicher Lage und mit prachtvoller Aussicht: im Vordergrunde das mächtig weite ebene Donauthal, das gegen Südosten von der so regelmässig und stolz emporsteigenden Pyramide des Bussen geschlossen wird, während im Süden bei hellem Himmel in grossartiger Reihe die eisgepanzerten Gestalten der Alpen erscheinen.

An dieser Stelle wurden schon früher viele römische Münzen, Grundreste römischer Gebäude, sowie ein dem Apollo Grannus geweihter Altar, jetzt im Schlosse zu Scheer, aufgefunden, auch neuerdings fand man wieder verschiedene kleinere Sachen von Bronce, sowie Gefässfragmente; die meisten sehr fein, aus rother (Sigelerde) oder auch schwarzer Erde und mit erhaben geformten Götter-, Menschen- und Thiergestalten geschmückt. In allerneuester Zeit aber erhielt Herr Peter, von Herrn Lehrer Treu in Ennetach aufmerksam gemacht, aus der sog. „Schmalzgrube", von einem Acker des Wirthes Lauchert in Ennetach, die schöngearbeitete Statuette eines Merkur, und zwar hatte der Eigenthümer die Güte, dieselbe für das K. Lapidarium in Stuttgart abzutreten. Das Bildwerk, dem leider der Kopf fehlt, ist aus grobkörnigem Molasse-Sandstein sauber, richtig und wirksam herausgearbeitet und hat eine Höhe von 50 cm. Die ganz nackte Gestalt hält in der Linken den noch zum Theil erhaltenen Caduceus, mit der Rechten legt sie den Beutel zwischen die Hörner eines knieenden, höchst naturwahr dargestellten Böckleins; zur Linken des im Hochrelief gehaltenen Götterbildes sitzt ferner ein Vogel, der eine Schlange verschlingt, und unten am Fussgestell liest man ganz deutlich: INHO · D · D ·

Eine von Herrn Peter an der Fundstelle des Merkur auf Kosten des k. stat. top. Bureau unternommene Ausgrabung ergab die Grundreste eines kleinen Gebäudes, etwa eines römischen Wachhauses, und die Auffindung eines Sandsteinpfeilers mit der Inschrift S · L · L · M ·

Die Funde bei Mengen und Ennetach weisen auf eine römische Kolonie von Bedeutung hin, die beträchtlichem Luxus huldigte, was auch bei der so wichtigen Lage des Platzes, am Ende der grossen Weitung des Donauthals und am Beginn seiner Gabelung in das Thal der Donau und in das der Ablach, leicht erklärlich ist.

Aber schon vor dem Einbruch der Römer in unsere Gauen muss diese Gegend eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist ja doch das Donauthal die uralte und grossartigste Handels- und Völkerstrasse Europas; und so hat es uns auch den bis jetzt wichtigsten und reichsten Grabhügelfund beigesteuert, nämlich denjenigen, der vergangenes Frühjahr bei dem 1½ Stunden von Mengen entfernten Hundersingen gemacht wurde, wo man allein in einem Grabhügel vier goldene Stirnbänder, zwei goldene Armbänder, köstlichen Bernsteinschmuck, ausgezeichnet schöne Waffen (Eisenklingen in Bronceschеiden), auf das Zierlichste gearbeitete bronzene Gürtelbleche, mehrere sehr dünn ausgeführte und sehr grosse eherne Kessel, Theile eines Wagens und prächtige eherne Pferdegeschirre auffand. Ein grösserer daneben liegender Hügel ergab ebenfalls solche grosse Erzkessel und schön gearbeitete Teller von demselben Metall, Alles entschieden auf Handelswegen eingeführte altitalische Arbeiten, was schon wieder daraus erhellt, dass die mit gefundenen Fragmente von jedenfalls an Ort und Stelle gefertigten Gefässen ziemlich roher Art sind, während die Gold- und namentlich die Bronzesachen eine höchst verfeinerte Werkweise und einen edlen und fortgeschrittenen Geschmack bekunden. (Herr Prof. Dr. Haakh, Vorstand der K. Staatssammlung vaterländ. Alterthümer in Stuttgart, wohin die genannten Gegenstände gebracht worden sind, wird mit Nächstem eine ausführliche Darstellung dieses für die Alterthumswissenschaft so vielen Aufschluss gebenden Fundes veröffentlichen.)

Beide Grabhügel liegen mit noch einigen andern auf einer Anhöhe, „Giessübel“ genannt, ganz in der Nähe der sog. „Heineburg“, einem Hügel, der schroff und breit gegen die Donau heraustritt und gegen die Landseite hin noch heute durch mächtige Gräben und Wälle vertheidigt wird. Vor vierzig Jahren war diese Befestigung noch vollständig erhalten, bestand aus einem dreifachen Ring von Graben und Wall; nun ist der äusserste Graben und Wall beinahe ganz eingeebnet, die beiden inneren 35 Fuss breiten Gräben aber sind noch wohl erhalten und umschliessen den zweiten oben 40 Fuss breiten Wall, während der dritte, meist aus Steinen bestehende schon am Rande des

Hügels selbst aufgeworfen ist. Sämmtliche Befestigungswerke laufen sich gegen das sumpfige Donauthal hin aus, auf welcher Seite der schon von Natur steile Hügel noch künstlich abgeschrofft wurde. Die obere ebene Fläche desselben beträgt über 10 würtemb. Morgen und erlaubt eine herrliche Aussicht auf und ab das weite Donauthal, an den hier ganz nahen Bussen und an die Alpen. Dass es sich bei solcher Ausdehnung der umwallten Fläche nicht um eine mittelalterliche Burg, wie man bis jetzt fast allgemein annahm, handeln konnte, ist einleuchtend; aber meine Untersuchungen ergaben mir zugleich untrüglich, dass uns hier ein gewaltig verschanzter Wohnplatz aus der Zeit jener Grabhügelfunde vor Augen tritt; es zeigten sich nämlich überall verstreut auf dem Hügel, wie auf den Wällen, ganz dieselben „vorrömischen" Scherben, wie sie in den beiden geöffneten Grabhügeln vorkamen. Ohne Zweifel war diese „Heineburg" der feste Standplatz jenes Fürstengeschlechtes, das in einem der Hügel begraben liegt; denn dass hier ein Geschlecht höchsten Ranges bestattet wurde, beweisen jene Grabbeigaben, vor allem die für diese Zeit so sehr kostbaren und zahlreichen Goldschmucksachen. — Aber nicht bloss dieses spricht für eine starke vorrömische Ansiedlung in der Gegend; ausserdem ist dieselbe noch bedeckt von einer Menge von Hügelgräbern, und darunter sind mehrere von ganz kolossalen Dimensionen. Hatten die beiden aufgegrabenen schon 14 und 24 Fuss Höhe bei 175 und 210 Fuss unterem Durchmesser, so steigt dies an dem eine Viertelstunde westlich von der Heineburg gelegenen „Hohmichele" auf 45 Fuss Höhe bei 250 Fuss unterem Durchmesser. Und nicht minder riesenhaft ist die ganz in der Nähe der Heineburg an demselben Thalrand sich erhebende „Baumburg", die gewiss nichts anderes ist, als ein so grosser Grabhügel, dass sich darauf eine mittelalterliche Burg, die jetzt gänzlich wieder abgegangene „Buwenburg", errichten liess. Hart neben der Baumburg liegt sodann ein zweiter, kleinerer, doch immer noch sehr bedeutender Grabhügel, der „Lichten-" oder „Leienbühl". — Wer mit der Eisenbahn das schöne Donauthal hinaufreist, sieht gar wohl zur Rechten, gerade über dem steilen Thalrande, die beiden letztgenannten Hügelgräber aufsteigen, die weithin schauenden unvergänglichen Heldenmale unserer Vorzeit.

Prof. Paulus.

20. Neuss. Römische Gräber wurden im Anfange dieses Jahres wieder mehrere gefunden; zunächst bei den Grundarbeiten zu einem Neubau in der Crefelderstrasse. Dieselben enthielten wie gewöhnlich mehrere einhenkelige thönere Krüge, einige schwarz angestrichene Becher, eine Schale aus grauer Erde, ein kugliches Fläschchen mit langem Halse, mehrere kleine Töpfchen, sowie — was schon seltener ist — eine vierseitige Aschenkiste aus Tuffstein, wie man eine

ähnliche bei der Fundamentirung des neuen Stationsgebäudes gefunden hat (vergl. Heft LVII. Miscelle 31). Dann wurden bei den Grundarbeiten zu dem Silberstein'schen Neubau in der Glockhammerstrasse, also mehr südlich von der oben genannten Fundstelle aber auf demselben Gräberfelde, das sich, wie ich schon im Hefte LVII Miscelle 31 erwöhnte, vom Münsterplatze ausgehend die alte Heeresstrasse entlang hinzog, mehrere römische Gräber ausgegraben. Diesmal bargen sie eine Schüssel mit umgebogenem Rande von gelblicher Erde, einen grösseren und einen kleinen thönernen Henkelkrug, zwei Becher aus bläulich grauer Erde, ein kleines cylindrisches Fläschchen aus grünlichem Glase, welches eine schwarzgraue Masse enthält, die sich zwischen den Fingern aschähnlich zerreiben lässt, zwei Schaalen aus sogenannter terra sigillata, von denen die grössere den Töpferstempel „Disevus" trägt und eine kleine Silbermünze des Maximinus Pius, (Avers: Imp. Maximinus Pius Aug. Revers: Salus Auguste,) welche, vereint mit dem Charakter der übrigen Gegenstände, als Beweis dient, dass der ganze Fund der ersten Hälfte des dritten Jahrh. unserer Zeitrechnung angehört.

Koenen.

21. Neuss. Eine Karolinger-Begräbnissstätte im Neusser Gau. Hier wurde, beim Graben zu den Häuserfundamenten, ein wahrscheinlich grösserer Begräbnissplåtz, auf eine Strecke von etwa 15 Schritte im Quadrat, blosgelegt, welcher, nach der Anlage der Gräber und einer dabei gefundenen Münze zu schliessen, der Zeit der Karolinger angehört.

Die Fundstelle schliesst sich westlich an die Crefelder Strasse, nördlich an den Eingang-Weg in den ältern Kirchhof an. Sie liegt westlich einer dort befindlich gewesenen Römerstrasse, da wo sich die römische Begräbnissstätte des 2. und 3. Jahrh. uns. Zeitr. befunden hat.

In einer Tiefe von etwa $2^1/_2$ Meter stiess man auf eine schmale Mauer, die aus Basalt-, Tuff- und Lindberger-Sandsteinbruchstücken, und auch zum Theil behauenen Tuffsteinen, mit Mörtel verbunden, aufgebaut war. Zum Theil unter der Crefelder Strasse liegend, zog sie sich von Süden nach Norden hin, wo der sich etwas nach Osten wendende Theil des Kirchhofweges halber nicht mehr weiter verfolgt werden konnte. — Sie machte auf mich den Eindruck einer Einfriedigung.

Einige Schritte östlich dieser Mauer zeigte der Sandboden, in derselben Tiefe wo sich auch die Mauer vorfand, 5 Gräber. Sie hatten Manneslänge und waren aus denselben Steinsorten gefertigt, welche auch bei der Mauer verwendet worden sind und auch wie diese mit Mörtel verbunden aufgebaut. Die Langseite lag von Osten nach Westen. Das Innere barg vermoderte Knochenreste, Stücke von Eisen — möglicherweise auch noch andere Gegenstände, welche jedoch von den Arbeitern, die Geld zu finden hofften, nicht beachtet worden sind.

Die Erde zwischen den Gräbern bewahrte die Hälfte eines 1 Meter 13 Centim. langen Mahlsteines, mehrere durchbohrte thönerne Kugeln, einige kupferne hutähnliche Gürtelbeschläge, Stücke von unseren Schaafscheeren ähnlichen Scheeren, einige dolchähnliche Messerchen aus Eisen und — was wohl zur Zeitbestimmung der Grabdenkmale das wichtigste ist — eine gut erhaltene silberne Münze von Ludwig dem Frommen, die auf einer Seite eine Basilika (?) mit der Umschrift: XRISTIANA RELIGIO, auf der andern ein von vier Kugeln eingeschlossenes Kreuz mit der Umschrift: ✠ HLYDOYYICVS IMP · zeigt.

Einige Zeit vor der Auffindung dieser Begräbnissstätte fand man auf der anderen Seite des Eingang-Weges zum Kirchhof — also in nächster Nähe der Gräber — bedeutende Brandspuren, darin wieder mehrere durchbohrte Kugeln, einige Messerchen von Eisen und, nach der Aussage der Arbeiter, viele Sporen, Thierknochen und kleine Hörnchen. — Bei diesem Funde drängt sich uns wohl die Frage auf: ob sich hier eine Karolinger-Grabopferstätte, oder aber nur eine Lagerfeuerstelle der Burgunder (aus dem Jahre 1474/75) befunden hat? — Möglich ist es, dass sich in einigen Gegenden die für die Leidtragenden des Verstorbenen wohlthuende heidnische Sitte der Grabopfer, gleich dem Gebrauche der Charon-Münze (den wir ja an verschiedenen christlich-fränkischen Schädeln die eine Münze im Munde halten, finden) bis spät in die christliche Zeit hinein erhalten hat. Koenen.

22. Nittel a. d. Mosel. Bei Stat.: 264, 3½ Kilometer von Nittel entfernt, wurden beim Bau der Moselbahn in einem Anschnitt römische Mauerreste aufgefunden, an denen noch theilweise Putz und Farbenanstrich erhalten ist und verticale Heizcanäle aus Hohlziegeln hergestellt, sichtbar sind. Auf den Mauern und neben denselben fanden sich in ausgehöhlte Sandsteine eingeschlossen, vollständig erhaltene, theilweise doppelt gehenkelte Glas- und Thonurnen mit Knochenresten. Zahlreiche Scherben von Thonurnen und halbverkohlte Knochenstückchen finden sich ausserdem im Schutt zerstreut. Offenbar sind die Steinsärge mit den Aschen-Urnen erst an dieser Stelle beigesetzt worden, als das Gebäude zwecklos oder zerstört worden war.

23. Aus der Pfalz. Auf der Höhe zwischen Worms und Kaiserslautern, südlich vom Eisbach und südwestlich vom alten Römerorte Eisenberg, entdeckte man jüngst eine Reihe mächtiger Tumuli, die theilweise mit Steinen bedeckt sind, theilweise aus blosser Erde bestehen. Dieselben werden demnächst auf Kosten des historischen Vereines der Pfalz und der Pollichia aufgedeckt werden. Das Merkwürdige ist hierbei, dass in der nächsten Nähe der Tumuli sich, unter dichtem Moos versteckt, riesige Haufen von Eisenschlacken vorfinden, die bis 400 Wagenladungen Material ergeben. Es lässt dieser Umstand auf eine ausgedehnte Eisenfabrikation in prähistorischer Zeit in dieser Gegend

schliessen. — Bei Aufräumungen innerhalb des Regierungsgebäudes zu Speyer, das sich auf den Grundmauern des Römerkastelles zu Noviomagus-Nemetes erhebt, entdeckte man eine etwa $1/2$ M. hohe Bronzestatue von vollendeten Formen und reinem Gusse. Dieselbe stellt einen Knaben dar, der in der Linken einen Fisch hält, in der Rechten vielleicht eine Angel hatte. Die ganze Situation macht es wahrscheinlich, dass er die Zierde eines Brunnens bildete. Die Augen sind von Silber und dieser Umstand, sowie andere deuten darauf hin, dass die Statue aus der besten Kaiserzeit herrührt, etwa dem 2. Jahrhundert n. Chr. Das Kunstobjekt[1]) wird, auf einem Piedestal erhöht, einen hervorragenden Schmuck des Speyrer Museums bilden, das an Kunstwerken aus der Römerzeit wohl das reichste und werthvollste am Rhein ist und durch seine sachgemässe Anordnung vielen ähnlichen Museen als Muster dienen kann. (Korresp. v. u. f. D., No. 247.)

24. Stuttgart. Schon in den beiden Nummern vom 28. und 29. v. M. besprach die schwäbische Kronik die wichtigen Funde, die der neuestens eröffnete, westlich von Ludwigsburg auf der Markung Pflugfelden gelegene altgermanische Grabhügel ergab. Dieser Hügel führte bisher die Namen „Römerhügel“ oder „Belle-Remise“. Ersterer verdankt, wenn er auch in den Volksmund übergegangen, seinen Ursprung erst der Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts; die Praxis des achtzehnten hatte den umfangreichen Hügel mit dichtem Gehölze bepflanzt, damit er als willkommene Schutzstätte für Hasen diene, und daher der Name Belle-Remise. Jetzt sind die Grabungen auf dem Grunde des Hügels beendigt, und erst in den letzten Tagen wurde der Rest eines zweiten Grabes aufgedeckt. Während das erste im Mittelpunkt (oder nahezu in diesem) und auf der Sohle des Hügels lag, so befand sich das zweite in einiger Entfernung vom Mittelpunkt und unter der Sohle. Beide waren viereckige Gruben; der Grund des ersten auf allen 4 Seiten mit Diehlen umrahmt, der des zweiten belegt mit einem Holzboden, wie dies bei ähnlichen Gräbern der Hundersinger Hügel der Fall war, nur mit dem Unterschied, dass auch die Wände der letzteren mit Holz bekleidet waren (ganz nach der Art der in neuerer Zeit aufgedeckten Gräber der skythischen Könige). Uebrigens ergab das zweite Ludwigsburger Grab eine verhältnissmässig geringe Ausbeute; ausser einem ornamentirten Goldblättchen, zu dem ohne Zweifel eine gleichfalls gefundene Goldniete gehörte, dem Griff eines Dolches, sowie zwei Stückchen von Bernstein, nur eine Anzahl von kleinen Bronze- (oder Kupfer-) und Holz-Fragmenten. Das Hauptgrab und ohne Zweifel das Grab eines Fürsten war das erste in der Mitte

1) Prof. Stark in Heidelberg wird darüber im nächsten Jahrbuch Bericht erstatten. D. Red.

gelegene. Dieses enthielt ein Skelett, das aber beinahe völlig vergangen war; von den Beigaben des Todten waren ausser dem früher besprochenen goldenen Diadem und dem goldenen Armband, sowie dem prächtigen Dolche noch Reste eines Kessels, eines Eimers (von Bronze oder Kupfer?), sodann ein Glasfläschchen, verziert mit farbigen Streifen, von der Form der sogenannten Thränen- oder vielmehr Balsamfläschchen, vor Allem aber zahlreiche Reste eines Prachtwagens erhalten. Dieser, wenn er auch in der Archäologie unserer deutschen (und nordischen) Gräber kein Unikum bildet, gewährt doch ein hohes, vielleicht ein individuelles Interesse. In der Schrift von H. Genthe über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (Frankfurt am Main 1874, S. 58) ist nur von „zweiräderigen Wägen mit massiven Bronzerädern, oder mit hölzernen Rädern und eisernen Radschienen, ehernen Nabenbeschlägen und mannigfachem anderem Metallzierrath (Zierscheiben aus Erz, Goldblechornamente, dazu Joch- und Riemenbeschläge)" die Rede. Sind die Angaben betreffend die Zweiräderigkeit der Wägen, sowie das Material der Nabenbeschläge richtig, was freilich nicht durchaus sicher, so ist unser Wagen der erste vierrädrige, ferner der erste, dessen Naben mit Kupfer und nicht mit Erz (d. h. Bronze) beschlagen sind. Was den letzteren Punkt betrifft, so ergab eine vorläufige Analyse von Theilen unserer Nabenbeschläge, sowie auch anderer Metallgegenstände, die zuerst für Bronze genommen wurden, 98% Kupfer und 2% Zinn, daher von einer wirklichen Bronze (Legierung aus Kupfer und Zinn, mit etwa 70—90 Theilen Kupfer und 30—10 Theilen Zinn) nicht die Rede sein kann. Möglicherweise ist die bezeichnete Verschiedenheit des Metalls von Belang für die Entscheidung der Frage von der Herkunft des Wagens und der andern, eine höhere Stufe der Kunstindustrie bezeugenden Gegenstände. Uebrigens sollen noch weitere chemische Analysen erfolgen. Um von der Konstruktion und der Ausstattung unseres Wagens, der freilich nicht wieder aufgebaut werden kann, eine Vorstellung zu geben, bemerken wir noch, dass die Büchsen von Eisen) zu drei Achsen, sodann von den eisernen Radschienen mehrfache Bruchstücke, ausserdem andere Eisentheile, wahrscheinlich von dem Gestelle des Wagens rührend, was daraus zu schliessen sein dürfte, dass einzelne derselben noch mit einem gewebten Stoffe bezogen waren, endlich verschiedene Zierrathen, darunter ein Kettengehänge und mehrere Knöpfe, gefunden wurden. Auch eine Pferdetrense liegt vor, und mit ihr sind durch Rost verbunden Fragmente von zwei ornamentirten Zierscheiben, die ohne Zweifel zum Pferdeschmuck gehören. Schwäb. Kronik 1877, No. 107.

25. Die römischen Niederlassungen auf würtembergischem Boden. In dem in Heft LIX veröffentlichten Aufsatze sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 49. Z. 20 v. o. l. Rossel st. Kessel. — S. 50. Z. 16 v. u. l. Mögglingen st. Möpplingen. — S. 53. Z. 11 v. o.

l. ja den st. jeden. — S. 54. Z. 2 v. u. l. mächtig st. mässig. — S. 54. Z. 14 v. u. l. dass st. ob. — S. 55. Z. 7 v. o. l. Ueber st. Unter. — S. 58. Z. 10 v. o. l. Reiche st. Striche. — S. 58. Z. 18 v. o. l. auch st. noch. — S. 58. Z. 19 v. o. l. Bonfeld st. Benfeld. — S. 61. Z. 4 v. u. l. Belsen st. Belsee. — S. 63. Z. 9 v. o. l. Saltran st. Saltrau.

Herzog.

26. Welschingen. Eine alemannische Begräbnissstätte. An einer Kieshalde bei Welschingen unweit Engen stiessen Arbeiter auf verschiedene Gegenstände, welche ihre Aufmerksamkeit erregten. Von einem Freunde davon benachrichtigt, war ich sofort zur Stelle. Leider war gar manches schöne Stück angeschliffen und angefeilt und aus der Sucht, Gold zu finden, werthlos gemacht. Eine hübsche Sammlung von Schmuck- und Waffen-Resten unserer Vorfahren habe ich aber immerhin noch von den verschiedenen Arbeitern zusammengebracht und für das städtische Rosgarten-Museum erworben.

Eine erkleckliche Anzahl buntfarbiger Glas- und Thon-Perlen der verschiedensten Grösse, Zeichnung und Form von altem Halsschmuck, den bekannten römischen gleich, bewog zum Weitersuchen und liess auf römische Funde schliessen. Die Untersuchung der übrigen Funde zeigte aber gar bald ihre heimathliche Art. Da sind bronzene Nadeln mit den ringförmigen und schnurgewindähnlichen Ornamenten; eine silberne Schnalle mit alter Email-Zickzack-Zeichnung, ein goldener, geradgefurchter Ring, Kleiderschliessen aus Bronze mit Gravirung altalemannischer Art; ein Feuerstein mit darauf gewachsenen Grünspan- und Eisenrost-Schichten; bronzene Ringe und Ringchen, Schnallen; zwei Bronze-Münzen mit Löchern zum Anhängen, wohl römischen Gepräges, aber zur Unkenntlichkeit angeschliffen; dann verrostete eiserne Schildbuckel mit bronzenen Nägeln; Messer, Pfeile, Schnallen, Kollerschliessen und Henkel mit Bronzehaften; verrostetes Eisenwerk verschiedener Art. Eines der Skramasaxe (zweihändige Messer) ist meterlang, die anderen haben die Länge eines halben Meters. Merkwürdig ist der Rest einer Speerstange, deren Speereisen oben zwei Widerhaken trägt, mit der Dülle die Länge eines Meters misst und unten mit Eisendraht schnurgewindartig am eisenfesten Holze haftet. Die übrigen Speereisen sind gewöhnlicher alemannischer Form. Dabei fanden sich Topfscherben mit dem rohesten Ornament und roh in der Masse; Speereisen und Topfscherben, wie wir sie aus dem ausgebaggerten Schlamme unseres Seeufers graben. Mehrere Stücke sind mir zur Zeit noch unerklärlich. Die Knochen zwischen dem Kiese sollen alle vollständig an der Luft zerbröckelt sein. Der einzige erhaltene Menschenschädel ist dolichocephal.

Im Walde nahe bei Welschingen finden sich noch mehrere Erdhügel, wie wir solche im Walde bei Hegne unweit Konstanz haben. Einen hat Herr Bürgermeister Scheu, dem ich neben Herrn Müller zum

„Bären“ das freundliche Geleite verdanke, angegraben. Darin fanden sich nur verrostete Waffenreste, Speerdüllen, Pferdgebissstangen und runde Harnischscheiben neben Fragmenten von einem grossen gelbthönernen Gefäss. Das Eisen ist alles zur Unkenntlichkeit zusammengerostet.

Ob wir es bei dem erst erwähnten Begräbnissfunde auch mit dem Reste eines alemannischen Hügelgrabes zu thun haben, ist schwer zu sagen, da der an der Strasse gelegene Kiesrain schon seit langer Zeit allerorts angehackt und angeschaufelt ist und keinerlei Schluss mehr auf seine ursprüngliche Form gewährt.

Noch erwähnen muss ich, als nicht allermänniglich bekannt, dass Welschingen einen altmerkwürdigen Kirchthurm hat, um den sich ein älteres Mauerwerk zieht. Der Kirchthurm trägt in seinen Ecksteinen eingesetzte Skulpturen aus grauer Vorzeit: gegen Osten das vorstehende Bild eines Menschenkopfes, daneben die Bilder von Sonne, Mond und Sternen; auf der entgegengesetzten Eckseite des Thurms ist ein verstümmelter Reiter und daneben das Bild eines Drachen, das ja bei den Zeichen unserer Voreltern dann und wann vorkommt und bis in das Bild des heiligen Drachentödters späterer christlicher Zeit hineinspielt. Oben im Thurme sind gekuppelte romanische Fensteröffnungen mit schwerem Würfelkapitäl, darüber Spitzbogen-Paare.

Ob wiederum die alte Kirchenmauer und die eingemauerten Steinbilder unserer Voreltern aus alter, alter Zeit mit den Funden der Begräbnissstätten im Zusammenhange stehen, lässt sich nur leise vermuthen. Ludwig Leiner. (Konstanzer Ztg. 1877. No. 42. II.)

27. Würtemberg. Von den neuestens bei Ludwigsburg gemachten Grabhügelfunden befindet sich jetzt in dem K. Museum vaterländischer Alterthümer zu Stuttgart das goldene Stirnband nebst einer goldenen Armspange, sowie ein prachtvoller Dolch, der die feinste Broncetechnik zeigt. Von besonderem Interesse ist die Uebereinstimmung der Ludwigsburger Funde mit denen von Hundersingen, OA. Riedlingen, wo sich in einem der beiden bis jetzt geöffneten Hügel vier verwandte Golddiademe und zwei goldene Armspangen nebst zwei ebenfalls ähnlichen Dolchen fanden. Auch in dem Ludwigsburger Grabhügel, wie in einem der beiden Hundersinger, Reste eines Wagens! ... Diese neuestens in unsern Landesgrenzen aufgedeckten Hügel von mehr oder weniger gewaltigen Dimensionen sind als Fürstengräber zu betrachten, die sich in manchem Bezug den von Herodot beschriebenen skythischen Königsgräbern vergleichen. In einem der Hundersinger Hügel oder vielmehr noch unter der Sohle derselben, in einer Grube lagen drei Personen neben einander gebettet, dem Fürsten zur Seite zwei Frauen desselben, ganz in der Uebereinstimmung mit der skythischen Sitte der Frauenopferung nach dem Tode der Könige. Ueber der Grube dieses Hügels lagen gegen hundert Thonkegel, alle

nicht weit unter der Spitze durchbohrt. Dieselben dienten als Gewichte zu Webstühlen und wurden von den Dienerinnen der fürstlichen Frauen über das Grab gelegt, ihren Herrinnen gleichsam als Weihegaben gespendet. Von den Hundersinger Funden befindet sich der grösste Theil schon seit einiger Zeit in dem Museum vaterländischer Alterthümer. (Schwäb. Kronik No. 101 v. 29. April 1877.)

28. Ziegelstempel. Bei den Schutt-Ausräumungen innerhalb der römischen Villa zu Nennig wurden zwei bisher mir anderwärts nicht bekannt gewordene [1]) Ziegelstempel gefunden, nämlich EXP und ШEACOI. Von letzterm fand sich ein weiteres Exemplar im Banne des Dorfes Kirf — $1^1/_2$ Stunde von Nennig — im Distrikt „Wolk" nebst den Ziegelstempeln LVPICINVS und VASSILO [2]). An einer benachbarten Stelle, ungefähr 1 Stunde von Nennig in der Mitte zwischen den Dörfern Butzdorf und Sinz auf einem Hügel genannt „rundes Wittum", woselbst ich bereits S. 5 im 57. Jahrbuch ein römisches Gebäude anzeigte, kam 1875 bei Ausgrabungen der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier eine Ziegelplatte mit dem christlichen Zuruf vivas in deo zum Vorschein und zwar ist das Wort vivas auf den Kopf gestellt SAVIVS IN DEO [3]). Einen ähnlich verstellten Stempel erlangte ich 1 Stunde unterhalb Nennig an der Mosel beim Dorfe Palzem. Er lautete: MVR [4]) (mar). Diese beiden Beispiele gewähren neues Material zu der Frage, ob die Ziegelstempel aus beweglichen Typen zusammengestellt wurden und somit ihre Fehler lediglich aus nachlässigen Verstellungen herrühren. — Im Schutt der Jagdvilla zu Fliessem fanden sich noch folgende 3 Ziegelstempel, von denen freilich die beiden letztern ersichtlich fragmentirt sind: IA [5]) LE (fle?) und EΓIX (felix) [6]). E. aus'm Weerth.

1) Schürmanns und Fröhner führen dieselben nicht an.

2) Ein Exemplar des Stempels vassilo aus Kirf resp. Wolk besitzt Herr v. Musiel zu Schloss Thorn bei Nennig; die übrigen daher gelangten in die Sammlung der Ges. für nützl. Forschungen in Trier. Ich verdanke ihre Abschrift der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Ladner in Trier. Gleichzeitig von Hrn. Pfarrer Portery in Kirf mir zugegangene gütige Mittheilungen sind in sofern vollständiger, als die Trierer Abschrift des Stempels Lupicinus nach einem fragmentirten Exemplar genommen nur die drei letzten Silben picinus enthält.

3) Die Abschrift verdanke ich ebenfalls dem Hrn. Pfarrer Portery. Jedenfalls wird der Bericht der Ges. für nützl. Forschungen über ihre Ausgrabungen „am runden Wittum" Näheres bringen.

4) Schürmanns No. 3254 und 55. Die allerdings auch mögliche Lesung RAM (4598 aus Limoges) scheint mir unwahrscheinlich.

5) Fröhner 1157. Das Citat bei Schürmanns aus dem 35. Jahrb. S. 46 ist irrig, indem daselbst PA und nicht IA angegeben wird.

6) Fröhner 1072 ff. und Schürmanns 220, 3 ff.



Die Finanzen des Vereins gewähren ein geordnetes und günstiges Bild. Sie schliessen in runden Zahlen ab mit:

einer Einnahme von	8415	Mark
einer Ausgabe von	7772	„
also einem Ueberschuss von . .	643	„

Derselbe hat sich inzwischen um 36 Mark noch eingegangener rückständiger Beiträge erhöht und wird sich durch deren weitere Beitreibung event. noch erhöhen um fernere 162 Mark.

An Mitgliederbeiträgen gingen ein	5557	Mark	gegen	4815	im	Vorjahre.
An Einnahmen für Druckschriften	1166	„	„	150	„	„
Die Ausgaben für Druckschriften betrugen	4742	„	„	4297	„	„
Die Ausgaben für die Bibliothek	273	„	„	661	„	„
„ „ für die Vereinssammlung	30	„	„	131	„	„

Wir haben im verflossenen Jahre keine Geldgeschenke, wohl aber einen bisher nicht vorhandenen neuen Ausgabeposten durch die allen Mitgliedern portofrei gemachten Zusendungen der Vereinsschriften zu verzeichnen und dürfen demnach wohl unsern Kassenzustand einen recht befriedigenden nennen. Für die Vereinssammlung schenkte uns die Rheinische Eisenbahn-Direction ein schönes bei Herdecke gefundenes germanisches Bronze-Schwert. An litterarischen Geschenken sind eingegangen:

1) Von der Lintz'schen Verlagsbuchhandlung in Trier: von Wilmowsky, Grabstätten des Trierer Domes;

2) Von Herrn Parker in Oxford: Forum Romanum. Oxford 1876;

3) Von Herrn Prof. Schneider in Düsseldorf: Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie des Rheinlandes;

4) Von Herrn Prof. Bergk: Inschriften röm. Schleudergeschosse. Leipzig 1876;

5) Von Herrn Evans in Nash-Mills: l'age du Bronze. Londres 1876;

6) Von Herrn Gymnasialdirector Prof. Dr. Haug: Römische Denkmäler des Mannheimer Antiquariums;

7) Von Herrn Prof. Freudenberg: Ein Originalbrief E. M. Arndts.

Wir sprechen für alle diese Zuwendungen den ergebensten Dank aus.

In der vorletzten Generalversammlung betonten wir die durch den Eintritt des Provinzial-Museums in der Zukunft sich verändernden Aufgaben des Vereins, indem die Ausgaben für die Sammlungen und Ausgrabungen hinwegfallen resp. sich vermindern würden, hingegen der

erhöhte Schwerpunkt und damit auch die erhöhten Ausgaben des Vereins auf die litterarische Thätigkeit und die Bibliothek zu legen seien.

Von dieser Auffassung ausgehend ist es uns gelungen im vorigen Jahre 3 Hefte der Jahrbücher, nämlich die Hefte 57, 58 und 59 erscheinen zu lassen, und das 60. Jahrbuch würde bereits früher ausgegeben sein, hätten nicht die unsern Mitgliedern bekannten plötzlichen Störungen im Vereinsleben seinen Abschluss behindert. Heft 61 wird voraussichtlich bis zum Herbste nachfolgen, so dass auch in diesem Jahre wie im vorigen 3 Hefte in Aussicht genommen bleiben.

Um die litterarische und finanzielle Kraft des Vereins möglichst vollständig den Jahrbüchern zuwenden zu können und dem Ziele dieselben zur Vierteljahrschrift weiter zu gestalten, uns zu nähern, haben wir mit dem vorigen Jahre die bisherige Sitte, zum Winckelmannsfeste eine besondere Festschrift auszugeben, aufgegeben und es nach Erwägung der Schwierigkeit, jährlich einen hervorragenden Gegenstand zum bestimmten Termin in litterarischer Fertigstellung zu beschaffen, in Erwägung der erhöhten Kosten, welche stets durch die Aufsuchung von geeigneten Kunstwerken und Bearbeitern entstehen, für angemessener gehalten, von nun an stets am Winckelmannsfeste das 3. Heft des Jahrbuchs erscheinen zu lassen. Das 59. Jahrbuch theilt im Vorwort zur Weihe des Tages diese Entschliessung mit.

Unsere litterarische Thätigkeit ist in diesem Jahre endlich auch der Anfertigung eines umfassenden Registers für die gesammten Jahrbücher 1—60 näher getreten. Der Vorstand hat am 5. Februar d. J. einen desfalsigen Vertrag mit Herrn Dr. Bone abgeschlossen und ist derselbe mit der Abfassung des Registers beschäftigt.

Von dem Augenblicke an, wo der Vorstand den Entschluss fasste, die Zahl der jährlich erscheinenden Jahrbücher zu erhöhen — musste er selbstverständlich auch die erhöhte Beschaffung litterarischen Materials ins Auge fassen. Er musste nach dem ursprünglichen Programm „von den Alpen bis zum Meer“ den Versuch erneuern in einer grösseren Gleichmässigkeit die Vorkommnisse dieses Gebietes in wissenschaftlicher Verarbeitung für die Zeitschrift zu erlangen.

Zu diesem Zwecke wurde im vorigen Jahre mit der Reorganisation des auswärtigen Secretariats begonnen und den Herren ausw. Secretären das von der vorigjährigen Generalversammlung genehmigte Statut zugefertigt.

Darauf haben 7 auswärtige Secretäre, nämlich die Herren Boch,

Becker, Karcher, Straub, Vermeulen, Bone und Pick nicht geantwortet resp. das Circular nicht unterzeichnet zurückgesandt. 17 Herren: nämlich Bursian, Pohl, Köchly, Kraus, Mooren, Rein, Schmitt, Wieseler, Overbeck, Schneider, von Eltester, Stark, von Lübke, Aldenkirchen, Bartels, Conrads, Galiffe haben zugestimmt und dasselbe unterzeichnet.

Als Secretär zurückgetreten, indessen keineswegs aus dem Verein ausgeschieden, sind die Herren Hübner, Roulez, Scheers, Harless, Ennen, Haakh, Bossler, Piper und Brunn. Keiner von diesen hat sich gegen die neue Organisation ausgesprochen, sondern gerade die Meisten der Zurückgetretenen haben sich sehr anerkennend über dieselbe geäussert. Einige der Herren Secretäre lieferten auch bereits die im Statut vorgeschriebene Berichterstattung der Vorkommnisse ihres Gebiets. Leider musste aber der organische Aufbau des ganzen Instituts noch unterbleiben, obgleich von seiner Durchführung die zunehmende Entwicklung des Vereins wesentlich abhängen wird.

Das in üblicher Weise durch Vorträge und ein gemeinsames Mahl am 9. Dezember in den Räumen der Lese- und Erholungsgesellschaft gefeierte Winckelmannsfest erhielt in diesem Jahre durch die Theilnahme Gottfried Kinkels eine ungewöhnliche Betheiligung. Als geborener Bonner, als früheres Mitglied und als Mitarbeiter unseres Vereins hatte das dem Rheinländer so innig beiwohnende Heimathsgefühl den inzwischen vom Silberhaar geschmückten Dichter vermocht, in der Winterkälte vom Fusse der Alpen zu uns zu kommen, um ohne andern Lohn als den der Freude unter seinen Landsleuten und innerhalb einer ihm theuren wissenschaftlichen Bestrebung zu sein, zu Ehren Winckelmanns zu reden.

Nachdem der Präsident und dann Dr. Hettner über die römischen Funde im örtlichen Bereich des Bonner Castrums, besonders die Wandmalereien, welche beim Bau der Kliniken hierselbst zu Tage traten, gesprochen, erläuterte Kinkel den Zusammenhang der Anfänge des deutschen Theaters im Mittelalter mit entsprechenden Werken der bildenden Kunst. Dr. Benrath sprach zum Schluss über ein in Düren aufgefundenes und im Saale aufgestelltes Madonnenbild altitalienischen Characters. Bei dem durch gehaltvolle Trinksprüche belebten Mahl überraschte ein Festgruss der antiquarischen Gesellschaft in Zürich[1]) in freundlicher Weise die Versammlung, welcher sofort durch ein dankendes Telegramm erwiedert wurde.

---

1) **An den Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.**
Hochgeehrter Herr Präsident!

Gemeinsame wissenschaftliche Bestrebungen, der Austausch der gegenseitigen

Zum Schlusse haben wir noch über ein beklagenswerthes Ereigniss aus dem innern Vereinsleben zu berichten, welches seiner Natur nach befähigt war den Weiterbestand des Vereins in Frage zu stellen.

Nachdem schon sofort nach seiner vorigjährigen Wiederwahl der Vicepräsident Herr Prof. Bergk eine Stellung dem Präsidenten gegenüber einnahm, welche ein weiteres Zusammenwirken beider Männer unmöglich machte, trat Herr Prof. Bergk durch Schreiben vom 7. October v. J. aus dem Vorstande aus und hat nach 7 Monaten durch ein an die Vereinsmitglieder gesandtes Circular vom 5. Mai sich veranlasst gefunden die Gründe mitzutheilen, welche ihn zu seinem Austritt bewogen. Die Rechtfertigung des Vorstandes insammt des Ausspruchs der von Sr. Excellenz dem Wirkl. Geheimrath Herrn Dr. von Dechen berufenen Ehren-Jury ist sämmtlichen Mitgliedern gleichfalls zugesandt worden. Nachdem die am 10. Juni 11 Uhr Vormittags in Bonn stattgehabte Generalversammlung unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Bonn

---

Veröffentlichungen, auch persönliche freundschaftliche Berührungen von Mitgliedern haben schon längst zwischen dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande und der antiquarischen Gesellschaft in Zürich bestanden. Allein unmittelbarer, als je vorher, zeigt sich in diesen Tagen diese Gemeinschaft der befreundeten Vereine ausgedrückt, und wir ergreifen mit Freude diesen Anlass, um Ihnen, Hochverehrter Herr Präsident, für Ihren Verein den Gruss unserer Gesellschaft auszusprechen.

Der Redner, welcher in diesem Jahre an Ihrem Festtage in wissenschaftlichem Vortrage vor Ihnen das Gedächtniss des grossen Mannes feiert, zu dessen Ehre Sie sich versammeln, Herr Prof. Gottfried Kinkel, ist seit zehn Jahren der unsrige. Selbst ein Sohn niederrheinischen Landes, ist er bei uns, als Lehrer der eidgenössischen hohen Schule in unserer Stadt, in dem oberrheinisch-schweizerischen Volke heimisch geworden, und fast so lange, wie er in Zürich weilt, ist er auch ein Genosse unserer Gesellschaft, von regster, eifrigster Theilnahme für deren Dinge erfüllt, als unser Angehöriger treu uns gesinnt und uns immer zugesellt, in den ernsten Stunden der wissenschaftlichen Belehrung, wie an den frohen Festtagen, wo er als ein Bote der an Ihren wonnigen Gestaden lebenden Stimmung unser Zusammensein freudig belebt. Durch den Mund dieses Ihres Sprechers, unseres verehrten Mitgliedes, senden wir Ihnen unseren warmen Gruss zum Winckelmannsfeste des Jahres 1876.

Genehmigen Sie, verehrter Herr Präsident, die Versicherung vollster Hochachtung und Ergebenheit

im Namen der Züricherischen antiquarischen Gesellschaft
Vice-Präsident: Dr. Gerold Meyer von Knonau,
Professor an der Universität.

Zürich, den 7. Dezember 1876.

Herrn Doetsch den Beschluss gefasst: „Nach Kenntnissnahme der an alle Vereinsmitglieder versandten Rechtfertigungsschrift des Vorstandes und des Protocolls der Verhandlungen der von Sr. Excellenz Herrn Geheimrath von Dechen einberufenen Ehren-Jury, nach eigener Einsichtnahme der bezüglichen Vereins-Akten resp. eingehender Discussion über die Absätze 11. 12. 15. 16. 17. des Bergk'schen Circulars sowie nach Anhörung des Herrn Prof. Bergk, — über die durchaus unerwiesen befundenen Bergk'schen Beschuldigungen zur Tagesordnung überzugehen und dem Vereinsvorstande, den Herren Prof. aus'm Weerth, Prof. Freudenberg, Director Kortegarn und van Vleuten für die umsichtige Leitung der Vereinsgeschäfte die Anerkennung der Generalversammlung auszusprechen"; und nachdem die Generalversammlung die Genannten einstimmig wiedergewählt, glauben wir im wohlerwogenen Interesse des Vereins zu handeln, wenn wir uns jedes weitern Commentars zu dem beklagenswerthen Vorfalle enthalten. Prof. Freudenberg war durch seine körperlichen Leiden, wie durch den Verzug von Bonn nach Königswinter ausser Stande die Wiederwahl anzunehmen. Herr van Vleuten trat desshalb auf eigenen Wunsch in das Secretariat und wurde zu seiner Ersetzung als Bibliothekar Herr Universitäts-Bibliotheks-Secretär Dr. Rau[1]) und zur Uebernahme des Vice-Präsidiums Herr Geheimer Medicinalrath Prof. Dr. Schaaffhausen erwählt.

Zum Schlusse proclamirte der Präsident im Namen des Vorstandes die beiden Mitbegründer und steten treuen Hüter und Mitarbeiter des Vereins, die durch langjährige Freundschaft verbundenen Herren Prof. Dr. H. Düntzer in Cöln und Prof. Dr. J. Freudenberg unter allgemeiner Zustimmung zu Ehrenmitgliedern des Vereins.

Bonn im Juni 1877.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

1) Herr Dr. Rau, welcher bei der Wahl nicht anwesend war, erklärte zu unserm Bedauern wegen überhäufter Amtsgeschäfte dieselbe nicht annehmen zu können.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1]).

Vorstand für das Vereinsjahr von Pfingsten 1877 bis 1878.

Präsident: Professor Dr. aus'm Weerth in Kessenich bei Bonn.
Vicepräsident: Geh. Medicinal-Rath Professor Dr. Schaaffhausen in Bonn.
Erster redigirender Secretär: Realschul-Director Dr. Kortegarn in Bonn.
Zweiter redigirender Secretär: Rentner van Vleuten in Bonn.
Bibliothekar: vacat. (Einstweilen vertreten durch den zweiten Secretär van Vleuten).

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Bethmann-Hollweg, Dr. von, Excellenz, Königl. Staatsminister a. D. in Berlin.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Königl. Staatsminister in Berlin.
Freudenberg, Dr., Professor in Königswinter.
Moeller, von, Excellenz, Wirkl. Geheimer Rath und Ober-Präsident in Strassburg.
Nöggerath, Dr., Berghauptmann und Professor in Bonn.
Urlichs, Dr., Hofrath und Professor in Würzburg.
Wilmowsky, von, Domkapitular in Trier.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr., Excellenz, Staats-Minister in Berlin.
Achenbach, Geh. Rath in Saarbücken.
Achenbach, Joh., Rentner in Bonn.
Achterfeldt, Stadtpfarrer in Anholt.
Adler, Baurath u. Prof. in Berlin.
Aebi, Dr., Chorherr in Beromünster im Kanton Luzern.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Ahrens, Dr., Gymn.-Dir. in Hannover.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr., in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Barbet de Jouy, Directeur du Musée des souverains in Paris.
Bardeleben, von, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.

1) Enthält 11 Ehren-, 673 ordentliche und 20 ausserordentliche, im Ganzen 704 Mitglieder.
Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst unserem Rechnungsführer, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Basilewsky, Alexandre, in Paris.
Bauerband, Dr., Geh. Justizrath, Professor, Kronsyndicus und Mitglied des Herrenhauses, in Bonn.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
Becker, Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
Beckerath, von, Heinr. Leonh., Kaufmann in Crefeld.
Beissel v. Gymnich, Richard Graf, Kgl. Kammerherr auf Schloss Frenz.
Bendermacher, C., Notar in Boppard.
Benrath, Dr., Privatdocent in Bonn.
Bergau, Professor in Nürnberg.
Bergk, Dr., Hofrath u. Prof. in Bonn.
Berlage, Carl, Domvicar in Osnabrück.
Bernau, Arnold, Kreisgerichtsrath a. D. in Duisburg.
Bernays, Dr., Professor u. Oberbibliothekar in Bonn.
Bernuth, v., Kgl. Reg.-Präsid. in Cöln.
Besselich, Kaufmann in Trier.
Bettingen, Advocatanwalt in Trier.
Bettingen, Königl. Rendant u. Steuerempfänger in St. Wendel.
Beulwitz, C. von, Hüttenbes. in Trier.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek, Fürstl., in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Museums in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts-, in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Jena.
Bibliothek d. Univers. Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts-, in Oehringen.
Bibliothek, Theodorian., in Paderborn.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek, Kgl. öffentl., in Stuttgart.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche, in Wernigerode.
Bibliothek, Königl., in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gym.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Bleibtreu, Dr. H., Bergwkbes. in Bonn.
Boch, ausw. Secretair, Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
von Bodelschwingh, Freiherr, Excellenz, Kgl. Oberpräsid. a. D. in Bonn.
Bodenheim, Dr., Rentner in Bonn.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte bei Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte bei Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Asbacherhütte bei Kirn.
Boeddicker, Dr., Arzt zu Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boehning, Pfarrer in Wesselingen.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Boeninger, Theodor, Geh. Commercienrath in Duisburg.
Boetticher, Dr., Professor in Berlin.
Bogen, Dr., Gymn.-Director in Düren.
Bone, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Bongardt, Freiherr von, Erbkämmerer d. Herzogthums Jülich zu Burg Paffendorf bei Bergheim.
Boot, Dr., Professor in Amsterdam.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr., in Vogelensang.
Bossler, Dr., Prof. und Gymnasial-Director in Darmstadt.
Bouvier, Dr., C., in Vörde in Westfalen.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braselmann, Albert, Kaufmann in Beienburg bei Schwelm.
Brassert, Dr., Berghauptmann in Bonn.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Berlin.
Bredow, Freiherr von, Major im Königs-Husaren-Regiment in Bonn.
Bredt, Oberbürgermeister in Barmen.
Brendamour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Wirkl. Geh.-Rath, Excellenz in Sinzig.
Bruck, Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
Bruck, Moritz vom, Rentner und Beigeordneter in Crefeld.
Brüggemann, Hofrath in Aachen.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Brusis, Dr., Realschul-Oberl. in Bonn.
Bücheler, Dr., Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgerschule, Höhere, in Bocholt.
Bürgerschule, Höhere, in Eupen.
Bürgerschule, Höhere, in Hechingen.
Bürgerschule, Höhere, in Lennep.
Bürgerschule, Höhere, in Lüdenscheid.
Bürgerschule, Höhere, in Oberhausen.

Bürgerschule, Höhere, in Saarlouis.
Bürgerschule, Höhere, in Solingen.
Bürgerschule, Höhere, in Unna.
Bürgerschule, Höhere, in Viersen.
Bürgerschule, Höhere, in Witten.
Bursian, Dr., ausw. Secr., Prof. in München.
Busch, Dr., Geh. Medizinalrath und Professor zu Bonn.
Buschmann, Dr., Canonicus in Aachen.
Buyx, Geometer in Nieukerk.
Bylandt-Rheydt, Graf von, Major a. D. und Rittergutsbes. in Bonn.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.
Camphausen, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, K. Staatsminister a. D. in Cöln.
Camphausen, August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Camphausen, Steuer-Inspector in Castellaun.
Cappell, Kreisgerichtsrath in Essen.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf, Bankier in Cöln.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cauer, R., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Christ, Carl, in Heidelberg.
Civil-Casino in Coblenz.
Claer, Alex. de, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard de, Rentner in Bonn.
Clason, Rentner in Bonn.
Clavé von Bouhaben, Gutsbesitzer in Cöln.
Conrads, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches, in Carlsruhe.
Conze, Dr., Professor in Wien.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Cremer, Regier.- u. Baurath in Coblenz.
Cremer, Pfarrer in Echtz bei Düren.
Crofts, Rev. J. M., Pfarrer in Bonn.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Brühl.
Curtius, Dr., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Fabrikant in Duisburg.
Dapper, Seminardirector in Boppard.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau Geh. Comm.-Räthin, in Mehlemer-Aue.
Delhoven, Jac., Gutsbes. zu Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
Delius, O., Baumeister in Coblenz.
Delius, Landrath in Mayen.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr., in Bonn.
Dilthey, Dr., Professor in Zürich.
Disch, Carl, in Cöln.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Bürgermeister in Bonn.
Drewke, Dr., Advocatanwalt in Cöln.
Dütschke, Dr., Hans, in Kreuznach.
Duhr, Dr., prakt. Arzt in Coblenz.
Dumont, Mich., Buchhändler in Cöln.
Eckstein, Dr., Rector u. Prof. in Leipzig.
Eltester, von, auswärt. Secr., Archivrath, I[er] Staats-Archivar in Coblenz.
Eltz, Graf, in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Emundts, J. Landgerichtsr. in Aachen.
Engels, Dr., P. H., Advocat in Utrecht.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Ennen, Dr., städtischer Archivar in Cöln.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Essellen, Hofrath in Hamm.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John, in Nash-Mills in England.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr., in Bonn.
Flasch, Dr., Privat-Docent in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D., Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Floss, Dr., Professor in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forster, Provinzialrath zu Düsseldorf.
Frank, Gerichtsassessor a. D. und Fabrikbesitzer, in Eschweiler.
Franks, August, Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort, holl. Limburg bei Roermonde.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friedländer, Dr., Professor in Königsberg in Pr.
Frings, Frau Commercienrath Eduard, auf Marienfels bei Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Bildh. in Bayenthal b. Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fuisting, Kreisrichter in Lüdinghausen.
Fulda, Dr., Director des Progymnasiums in Sangerhausen.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Galiffe, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Assess., Friedensricht. in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D., in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.

Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Gerson, Chemiker in Frankfurt a. M.
Geyr-Schweppenburg, Freih. von, Rittergutsbesitzer in Aachen.
Geuer, Caplan in Süchteln.
Gewerbeschule, Prov.-, in Aachen.
Gewerbeschule, Städt., in Remscheid.
Gilly, Bildhauer in Berlin.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goeben, von, Excellenz, General d. Inf., Kommandirender General des VIII. Armee-Corps, in Coblenz.
Goertz, Ed., Fabrikbes. in Odenkirchen.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, Reg.- u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Grothusen, Landrath in Zell a. d. Mosel.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Kalk.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz, Fabrikbes. in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.-, in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm-, in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Coesfeld.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten-, in Wiesbaden.
Haakh, Dr., Professor und Inspector des Königl. Museums vaterländischer Alterthümer in Stuttgart.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Hagelüken, Hugo, Gymnas.-Lehrer in Trier.
Habets, J., Präs. d. arch. Ges. d. Hrz. Limburg, in Bergh b. Mastricht.
Hagens, von, Appell.-Gerichtsr. in Cöln.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landgerichts-Assessor in Coblenz.
Hardt, A. W., Geheimer Commerzienrath in Lennep.
Harless, Dr., Archivrath in Düsseldorf.
Hartwich, Geh. Oberbaurath in Berlin.
Hasskarl, Dr., in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Constanz.
Haugh, Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Hegert, Dr., Staats-Archivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heimsoeth, Dr., Professor in Bonn.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner zu Düsseldorf.
Helbig, Dr., 2. Secret. des archäolog. Instituts in Rom.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär d. archäol. Instituts in Rom.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Hermann, G., Hauptm. a. D. zu Bonn.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Joh. Dav., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Herzog, Dr., Professor in Tübingen.
Hettner, Dr., Dir. d. Prov.-Mus. in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Prof. in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Freih. v. d., Bezirkspräsident a. D. in Berlin.
Heydt, Freih. v. d., c. Landrath in Malmedy.
Hilgers, Dr., Director der Realschule in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.

Hirschfeld, von, Regierungsrath in Marienwerder.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hoesch, Leop., Commerzienr. in Düren.
Hoffmeister, Ober-Bürgermeister a. D. in Bonn.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz v., zu Schloss Benrath bei Düsseldorf.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Hoiningen genannt Huene, Freiherr von, Bergrath in Bonn.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hout, van, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humpert, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rect. in Prüm.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Hutmacher, Oberpfarrer in Crefeld.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, August, Kaufmann in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Joest, Wilh., Geh. Com.-Rath in Cöln.
Jost, J. B. Dom. in Mettlach a. d. Saar.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Jumpertz, Dr., Rector a. D. in Crefeld.
Junker, C. A., Kgl. Baumeister in Erfurt.
Kaestner, Techniker in Neuwied.
Kamp, Dr. Jos., Gymnasiallehrer in Cöln.
Karcher, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kayser, Dr., Seminar-Director in Büren.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Jul., Religionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Graz.
Kelzenberg, Gymn.-Lehrer in Trier.
Kempf, Ingenieur-Lieutenant in Deutz.
Kessel, Dr., Kanonikus in Aachen.
Kiessling, Dr., Prof. in Greifswald.
Klein, Dr., Jos., Privatdocent in Bonn.
Klette, Dr., Professor und Oberbibliothekar in Jena.
Klostermann, Dr., Geh. Bergrath und Professor in Bonn.
Knoll, Jos., Buchdruckereibes. in Düren.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Rentner in Bonn.
Koenigs, Commerzienrath in Cöln.
Koenigsfeld, Dr., Sanitätsrath u. Kreisphysikus in Düren.
Kohl, Gymnasiallehrer in Kreuznach.
Kohnstamm, Rentner in Bonn.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Konopacki, K. Regierungs-Präsident in Coblenz.
Kortegarn, Dr., Realsch.-Direct. in Bonn.
Krafft, Dr., Consistorialr. u. Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr., in Strassburg.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlwetter, von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kgl. Oberpräsident in Münster.
Küppers, Dr., Kreis-Schulinspector in Mülheim am Rhein.
Kyllmann, Rentner und Stadtverordneter in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Hugo, Landes-Director der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Lange, Dr., L., Professor in Leipzig.
Lange, Dr., Kreiswundarzt in Duisburg.
Lauenstein, Historienmaler in Düsseldorf.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Leipziger, von, Regierungs-Präsident in Aachen.
Lempertz, M., Buchhändler in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdl. in Cöln.
Lennep van, in Zeist.
Leonardy, Dr., J., in Trier.
Lesegesellschaft, kath., in Coblenz.
Leutsch, v., Dr., Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium zu Cambridge.
Leydel, J., Rentner zu Bonn.
Leyen, von der, Emil, in Crefeld.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, Schloss Wissen bei Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Longpérier, Adr. de, membre de l'Institut de France in Paris.

Lübbert, Dr., Prof. in Kiel.
Ludwig, Bankdirector in Darmstadt.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Lüthgen, Dr., Edmund in Oberhausen.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marmor, Dr, in Constanz.
Martin, A. F., Maler in Roermonde.
Martini, Bürgermeister in Brühl.
Märtens, Bauinspector a. D. in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Medem, Frhr. v., Fr. L. C., Kgl. Archivrath a. D. zu Homburg v. d. Höhe.
Meeks, Dr., R. Eduardson, aus Valparaiso (Chili).
Meester, de, de Ravestein zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
[illegible], Pfarrer u. Rector in Meisenheim.
[illegible]ens, Franz, Kaufmann in Cöln.
[illegible], J. J., Rentner in Cöln.
[illegible], Chr. J., in Cöln.
[illegible]mer, Dr., Prof. in München.
[illegible]er, Hippolyt, Kaufm. in Cöln.
[illegible]ssen, Geh. Commerzienrath, Prä[illegible]nt der rheinischen Eisenbahn-Ge[illegible]schaft in Cöln.
[illegible]aelis, Dr., Prof. in Strassburg.
[illegible]els, G., Kaufmann in Cöln.
[illegible]i, Kaufmann in Frankfurt a. M.
[illegible] Dr., Gymnasial-Oberlehrer in [illegible]hen.
[illegible]ach, W. Graf v., zu Schloss Harff.
[illegible]ach, Frhr. von, Reg.-Präsident. a. D. in Bonn.
[illegible]cher, Landgerichtsrath in Strassburg i. E.
[illegible]er v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Moll, Dr., Professor in Amsterdam.
Mommsen, Dr., Professor in Berlin.
Mooren, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein, in Wachtendonk.
Morsbach, Institutsdirector in Bonn.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenhoff, Dr., K., Prof., Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin.
Müller, Dr., Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Immekeppel.
Mumm von Schwarzenstein, Ch., Kaufmann in Cöln.
Münch, Joseph, Kaufmann in Düren.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl., in Wien.
Museen, die Königl., in Berlin.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Musiel, von, Laurent, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Naturwissenschaftlicher Verein in Saarbrücken.
Nels, Dr., Kreisphysicus in Bittburg.
Neufville, Bald. von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neumann, Bau-Inspector in Bonn.
Niessen, Conservator des Museums Wallraf-Richartz in Cöln.
Nissen, Dr., H., Professor in Marburg.
Nitzch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nolte, Dr., Progymnasialrector in Brühl.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oppenheim, Abraham, Freiherr von, Geheim. Commerz.-Rath in Cöln.
Oppenheim, Albert, Königl. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath, Director d. Cöln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Orth, Pfarr. in Wismannsdorf b. Bitburg.
Otte, Pastor in Fröhden b. Jüterbogk.
Ouwaroff, Graf, in Moskau.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. i. Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Paulus, Prof. Dr, Conservator d. K. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr., in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Pfeiffer, Peter, Rentner in Düren.
Pflaume, Kgl. Bau-Inspector in Cöln.
Peill, Rentner in Bonn.
Pick, ausw. Secr., Friedensr. in Rheinberg.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Ehrenamtmann u. Gutsbesitzer in Allehof bei Balve.
Pleyte, W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
Pohl, Dr., ausw. Secr., Rector in Linz.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Berlin.
Poerting, Bergwerksdir., i. Immekeppel.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.

Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Gladbach.
Progymnasium in Jülich.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Neuwied.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in Vreden.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Advokat u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Se. Durchlaucht Prinz Edmund, Vikar in Ostrowo, Provinz Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Raschdorff, Königl. Baurath in Cöln.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen, in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Th. vom, Rentner in Duisburg.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath, Kaufmann in Trier.
Realschule in Barmen-Wupperfeld.
Realschule, Kortegarn'sche, in Bonn.
Realschule I. Ordn. in Düsseldorf.
Realschule I. Ordn. in Duisburg.
Realschule I. Ordn. in Elberfeld.
Realschule in Essen.
Realschule I. Ordn. (für dieselbe Direct. Gruhl) in Mülheim a. d. Ruhr.
Realschule I. Ordn. in Ruhrort.
Realschule I. Ordn. in Trier.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Rennen, Geh. Rath, Director d. Rhein. Eisenb.-Gesellschaft in Cöln.
Reumont, Dr. von, Geh. Legationsrath, in Bonn.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner in Villa Herresberg bei Remagen.
Ribbentrop, Kgl. Bergm. in Betzdorf.
Richarz, Dr., Geheime-Sanitätsr. in Endenich.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. v., in Bonn.
Ritter, Joseph, Lehrer in Brühl.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, membre de l'Institut de France in Paris.
Roen, Baumeister in Burtscheid.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rosen, von, Major in Cöln.
Roos, Regierungsrath u. Oberbürgermeister in Crefeld.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Neuss.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Rottels, H. J., Notar in Düren.
Roulez, Dr., Professor in Gent.
Ruhr, Jacob, Kaufmann in Euskirchen.
Rumpel, Apotheker in Düren.
Salis, Baron de, in Metz.
Salm-Salm, Se. Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, zu Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Hofr. u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, H., Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentner in Bonn.
Schaefer, Dr., Professor in Bonn.
Schaefer, Gräfl. Renesse'scher Rentm. in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schaumburg, von, Oberst a. D. in Düsseldorf.
Scheben, Wilhelm, in Cöln.
Scheers, Dr., in Nymwegen.
Scheibler, L., Commerzienr. in Aachen.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Strassburg.
Schickler, Ferdin., in Berlin.
Schilling, Advokatanwalt beim Appellhof in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister in Gürzenich.
Schimmelbusch, Hüttendirector in Hochdahl bei Erkrath.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlünkes, Dr., Probst an dem Collegiatstift in Aachen
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Pfarrer in Crefeld.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
Schmitt, Dr., ausw. Secr., Arzt in Münstermaifeld.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schmitz, Dr., Sanitätsrath in Viersen.
Schmitz, Dr., Dechant u. Schulinspector in Zell.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr., R., Rector in Norden Ostfriesland.

Schneidewin, Hermann, Gymnasiallehrer in Brühl.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoemann, Stadtbibliothekar und erster Beigeordneter in Trier.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schoenen, Dr., Kreisschulinspector in Euskirchen.
Scholl, Gutsbesitzer zu Theresien-Grube bei Brühl.
Schorn, Kreisbaumeister in Naugard.
Schroers, Daniel, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in Crefeld.
Schubart, Dr., Bibliothekar in Cassel.
Schultze, Dr., Hofapotheker in Bonn.
Schwabe, Dr. L., Professor in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sell, Dr., Geh. Justizr. u. Prof. in Bonn.
Seydemann, Architect in Bonn.
Seydlitz, von, Excellenz, General-Lieutenant z. D. in Honnef.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Simons, Theodor, Ingenieur in München.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der Königl. Acad. der Wissenschaften zu Amsterdam, in Arnheim.
Solms, Se. Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D., in Bonn.
Spies-Büllesheim, Ed., Freiherr v., Königl. Kammerherr u. Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Major im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stahl, Dr., Professor in Münster.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Ständer, Dr., Dir. d. Bibl. in Münster.
Stark, Dr., ausw. Secr., Hofrath u. Prof. in Heidelberg.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stier, Dr., Ober-Stabs- und Garnisons-Arzt in Breslau.
Stinnes, Gustav, Kaufmann in Mülheim a. d. Ruhr.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., General-Secr. des Bisthums zu Strassburg.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Strubberg, von, Gen.-Lieut. u. Comm. der 19. Division in Hannover.
Stumm, Carl, Geh. Commercienrath in Neunkirchen.
Swerts, Albert, Kaufmann in Bonn.
Sybel, Dr., von, Director der Staats-Archive und Professor in Berlin.
Theisen, Cl., Realsch.-Lehrer in Giessen.
Thiele, Dr., Director d. Realschule u. d. Gymnasiums in Barmen.
Thissen, Domcap. in Limburg a. d. L.
Thoma, Architekt in Bonn.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Progymn.-Rector in Rheinbach.
Usener, Dr., Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr, Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verhagen, Jos., Rentner in Cöln.
Vermeulen, Dr., ausw. Secr., Univers.- u. Provinz.-Archivar in Utrecht.
Villers, Graf von, Regier.-Präsident in Frankurt a. d. O.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wach, Dr., Professor in Leipzig.
Wagener, Dr., Professor in Gent.
Wagner, Notar in Mülheim a/R.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Walde, Dr. vorm, Rector in Siegburg.
Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. in Bonn.
Wallenborn, Peter, junior, in Bitburg.
Wandesleben, Friedr., zu Stromberger Neuhütte bei Bingerbrück.
Weber, Advocat-Anwalt in Aachen.
Weber, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Dr., Geh. Medicinalrath in Coblenz.
Weise, v., Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. K. Kupferstichkabinets in Berlin.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Weniger, Dr., Professor, Gymnasial-Director in Eisenach.
Werner, Gymnasial-Oberlehrer in Bonn.

von Cuny. Curtius. Dobbert. Falk. v. Florencourt. Generalverwaltung der kgl. Museen. Gilly. Hartwich. Hegert. v. d. Heydt. Hübner. Liebenow. Mommsen. Müllenhoff. Piper. von Pommer-Esche. Prüfer. Salzenberg. Schickler. Spitz. Stier. v. Sybel. Vahlen. Weiss.
Beromünster: Aebi.
Betzdorf: Ribbentrop.
Bielefeld: Nitzsch.
Bitburg: Nels. Wallenborn. Wurzer.
Bocholt: Höhere Bürgerschule.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Achenbach. Bauerband. Benrath. Bergk. Bernays. Binz. Bleibtreu. v. Bodelschwingh. Bodenheim H. H. Böker. Brassert. v. Bredow. Brusis. Bücheler. Busch. Graf v. Bylandt. Cahn. Al. de Claer. Eb. de Claer. Clason. Crofts. v. Dechen. Delius. Dieffenbach. v. Diergardt. Dötsch. Eltzbacher. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich-Richarts. Floss. Fricke. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gymnasium. Hauptmann. Heimsoeth. Henry. Hermann. Hochgürtel. Hoffmeister. v. Hoiningen. van Hout. Hüffer. Humpert. Kaufmann. R. Kekulé. Klein. J. J. Klostermann. Leop. König. Kohnstamm. Kortegarn. Krafft. Kyllmann. Lemperts. Leydel. Loersch. Loeschigk. Märtens. Marcus. von Mirbach. Morsbach. B. von Neufville. W. von Neufville. Neumann. Nöggerath. Peill. Prieger. von Proff-Irnich. Realschule. Reinkens. von Reumont. von Rigal. Graf von Salm-Hoogstraeten. v. Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. A. Schaefer. Schaefer. Schmelz. Schmithals. Schulze. Sell. Seydemann. von Spankeren. Stahlknecht. Strauss. Swerts. Thoma. Usener. de la Valette St. George. Veit. van Vleuten. Waldeyer. Weber. Wende. Werner. Weyhe. Würst. Zartmann. Zengeler.
Boppard: Bendermacher. Dapper. Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Breslau: Stier.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Alleker. Cüppers. Keller. Martini. Nolte. Ritter. Schneidewin.
Brüssel: Musée Royal.
Burbach bei Siegen: Roth.
Büren: Kayser.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Burtscheid: Roen.
Calcar: Wolf.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Cons d. Alterth. Gymnasium. Obe
Cassel: Gymnasium. Schub
Castellaun: Camphausen.
Cleve: Chrzescinski. Gymnas karl. Stadt.
Coblenz: von Bardeleben. Civil-Casino. Cremer. Deliu Eltester. Geiger. Gymnas Goeben. Haniel. Konopack Lesegesellschaft. Wegeler.
Coeln: Apostelngymnasium. Bernuth. Bone. Camphausen, Camphausen. Clavé von Carstanjen. Disch. Drewke Düntzer. Ennen Essingh. Fe ken. Friedr.-Wilh.-Gymnasi getreu. v. Hagens. Haugh. E Joh. Dav. Herstatt. Heus August Joest. Eduard Joes Joest. Kaiser Wilh.-Gymnas Königs. Leiden. Lempertz. Gymnasium. Mayer. Merke Merlo. J. J. Merlo. Me vissen. Michels. Mohr. Mov von Schwarzenstein. Niessen Freiherr von Oppenheim. Al heim. Dagobert Oppenheim Freiherr von Oppenheim. Raderschatt. Raschdorff. von Rosen. Scheben. Schilli gen. Seligmann. Statz. Uckermann. Verhagen. Voi hase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.
Coesfeld: Gymnasium.
Constanz: Haug. Marmor
Crefeld: von Beckerath. Bruck. Moritz vom Bruck. H Hutmacher. Jentges. Jum der Leyen. Gymnasium. dow. Roos. Schauenburg Schroers. Wollseiffen.
Darmstadt: Bossler. Lud
Deutz: Kempf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl.
Dormagen: Delhoven.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schöna Verein.
Dossenheim: Plitt.
Drensteinfurt: Frh. v. L
Dresden: Fleckeisen. Hul
Dülken: Bücklers.
Düren: Bibliothek der Sta Gust. Hoesch. Leop. Hoe Königsfeld. Münch. Pfeiff Rumpel. Schleicher. Voss.

Düsseldorf: Brendamour. Forster. Gymnasium. Hammers. Harless. Erbprinz von Hohenzollern. von Heister. Frh. Hugo von Landsberg-Steinfurt. Lauenstein. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Realschule. von Schaumburg. Schneider. Trinkaus. von Werner. Woermann.
Duisburg: Bernau. Böninger. Curtius. Gymnasium. Lange. v. Rath. Realschule.
Echtz: Cremer.
Ehrenbreitstein: Schwickerath.
Eisenach: Weniger.
Elberfeld: Boeddinghaus. v. Carnap. Gymnasium. Realschule. de Weerth.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium.
Endenich: Baunscheidt. Richarz.
Erfurt: Junker.
Eschweiler: Frank.
Essen: Baedeker. Cappell. Conrads. Gymnasium. v. Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Höhere Bürgerschule.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Ruhr. Schoenen.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl.-Nazionale. Bibliothek des etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Becker. Gerson. Milani. Stadtbibliothek.
Frankfurt a. d. Oder: Graf Villers.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium.
Frenz (Schloss): Graf Beissel.
Fröhden: Otte.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Genf: Galiffe.
Gent: Roulez. Wagener.
Giessen: Antiken-Cabinet. Theissen.
Gladbach: Prinzen. Progymnasium. Quack. Wolff.
Godesberg: Wendelstadt.
Goettingen: von Leutsch. Sauppe. Universitätsbibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Graz: Keller.
Greifswalde: Kiessling.
Gürzenich: Schillings-Englerth.
Hadamar: Gymnasium.
Hall (Haus) per Erkelenz: v. Spies.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek. Wolters.
Hamm: Essellen.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Ahrens. Culemann. v. Strubberg.
Harff (Schloss): v. Mirbach.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. Stark. Universitäts-Bibliothek.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg bei Remagen: Rheinen.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Hochdahl: Schimmelbusch.
Homburg v. d. Höhe: Freiherr von Medem.
Honnef: von Seydlitz.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immekeppel: Müller. Poerting.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens. Klette. Universitäts-Bibliothek.
Jülich: Progymnasium.
Kalk: Grüneberg.
Kessenich: aus'm Weerth.
Kiel: Lübbert.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitätsbibliothek.
Königswinter: Freudenberg.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. C. Cauer. R. Cauer. Dütschke. Engelmann. Kohl. Schmidt. Voigtländer. Wulfert.
Lauersfort: v. Rath.
Leiden: Leemans. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer. Wach.
Lennep: A. W. Hardt. Höhere Bürgerschule.
Limburg a. d. L.: Thissen.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
London: Franks.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
Lüdenscheid: Höhere Bürgerschule.
Lüdinghausen: Fuisting.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Malmedy: Arsène de Noüe. v. d. Heydt. Progymnasium. Steinbach.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium.
Marburg: Gymnasium. Nissen.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Marienwerder: von Hirschfeld.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlemer-Aue: Frau Deichmann.
Meisenheim: Merck. Schaffner.
Mettlach: Boch. Jost.
Metz: Baron de Salis. von Wright.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.

Moskau: Graf Ouwaroff.
Mülheim a. Rh.: Küppers. Wagner.
Mülheim a. d. R.: Stinnes. Realschule.
München: Brunn. Bursian. Cornelius. Messmer. Simons. Wille.
Münster: Bibliothek der Akademie. v. Kühlwetter. Ständer. Stahl.
Münstereifel: Gymnasium.
Münstermayfeld: Schmitt.
Nash-Mills: Evans.
Naugard: Schorn.
Neapel: Fiorelli.
Neunkirchen: Stumm.
Neuss: von Heinsberg. Gymnasium. Koenen. Rossbach.
Neuwied: Fürst Wied. Kaestner. Progymnasium. Reusch.
Nieukerk: Buyx.
Norden: Schneider.
Nürnberg: Bergau.
Nymwegen: Scheers.
Oberhausen: Höhere Bürgerschule. Lüthgen.
Odenkirchen: Goertz.
Oehringen: Stifts-Bibliothek.
Osnabrück: Berlage.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Theodoranische Biblioth.
Paffendorf (Burg): v. Bongardt.
Paris: Barbet. Basilewsky. de Longpérier. Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Univ.-Bibliothek. Connestabile.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Prag: Univers.-Bibliothek. Woltmann.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ratibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remich: Hermes.
Remscheid: Gewerbeschule.
Rheinbach: Ungermann.
Rheinberg: Pick.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermonde: Martin.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Helbig. Henzen. de Rossi.
Ruhrort: Realschule.
Rurich (Schloss b. Erkelenz): v. Hompesch.
Rüdesheim: Fonk.
Saarbrücken: Achenbach. Gymnasium. Karcher. Naturwissenschaftl. Verein.
Saarlouis: Höhere Bürgerschule.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden (R.-B. Coblenz): Stinshoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Siegburg: Progymnasium. Vorm Walde. Wurzer.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.
Sinzig: Broicher.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium.
Solingen: Höhere Bürgerschule.
Strassburg: Kraus. Michaelis. Mitscher. von Möller. Scherer. Straub. Universitäts-Bibliothek. Wilmanns.
Stromberger-Neuhütte: Wandesleben.
Stuttgart: Köngl. öffentl. Bibliothek. Haakh. v. Lübke. Finanz-R. v. Paulus. Prof. Paulus.
Süchteln: Geuer.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Theresiengrube bei Brühl: Scholl.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): v. Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Besselich. Bettingen. v. Beulwitz. Gymnasium. Hagelüken. Hettner. Holzer. Kelzenberg. Leonardy. Lintz-Mosler. Rautenstrauch. Realschule. Schömann. Seyffarth. von Wolff. von Wilmowsky.
Tübingen: Herzog. Schwabe.
Turin: Promis.
Unna: Höhere Bürgerschule.
Utrecht: Engels. Vermeulen.
Valparaiso: Meeks.
Vercelli: Mella.
Viersen: Aldenkirchen. Höhere Bürgerschule. Greef. Haas. Heckmann. Kolb. Schmitz.
Voerde: Bouvier.
Vogelensang: Borret.
Vreden: Progymnasium.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: v. Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Bettingen. Cetto. Progymn.
Werl: v. Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wesselingen: Böhning.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Conze. Heider. k. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Wismannsdorf bei Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Höhere Bürgerschule.
Würzburg: Flasch. Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Zeist: van Lennep.
Zell a. d. Mosel: Grothusen. Schmitz.
Zürich: Dilthey.

Inhaltsverzeichniss.

Alle für unsere Bibliothek und den Verein überhaupt bestimmten Sendungen ersuchen wir, um Irrthümern vorzubeugen, nicht an einzelne Personen, sondern an die Adresse: Verein von Alterthumsfreunden zu Bonn, Coblenzer-Strasse 75, zu richten.

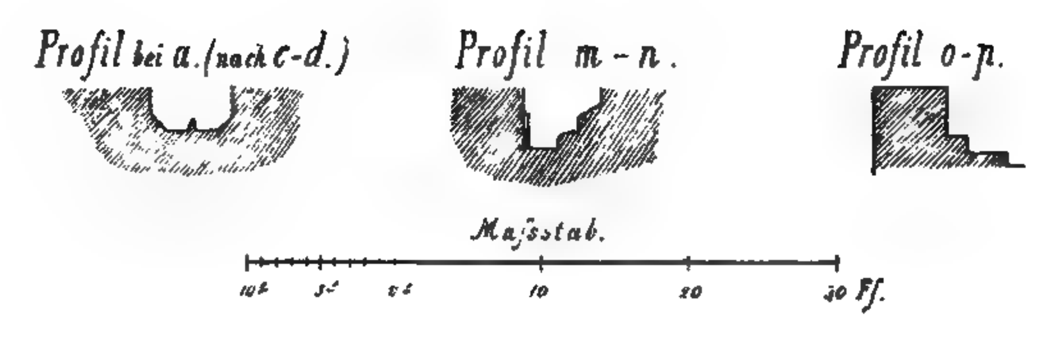
St

Maſsstab.

0 1 2 3 4 5000

Erklärung

jetziger Rheinla
alter Rheinlauf.
unveränderter Rhe
Röm. Stadt.
„ „ Ansiedlung
„ „ Gebäude.
„ „ Lager.
„ „ Castell.
Römerstrasse.
jetzige Orte.



Römerbad.

Röm. Canal.

A.
Durchschnitt.



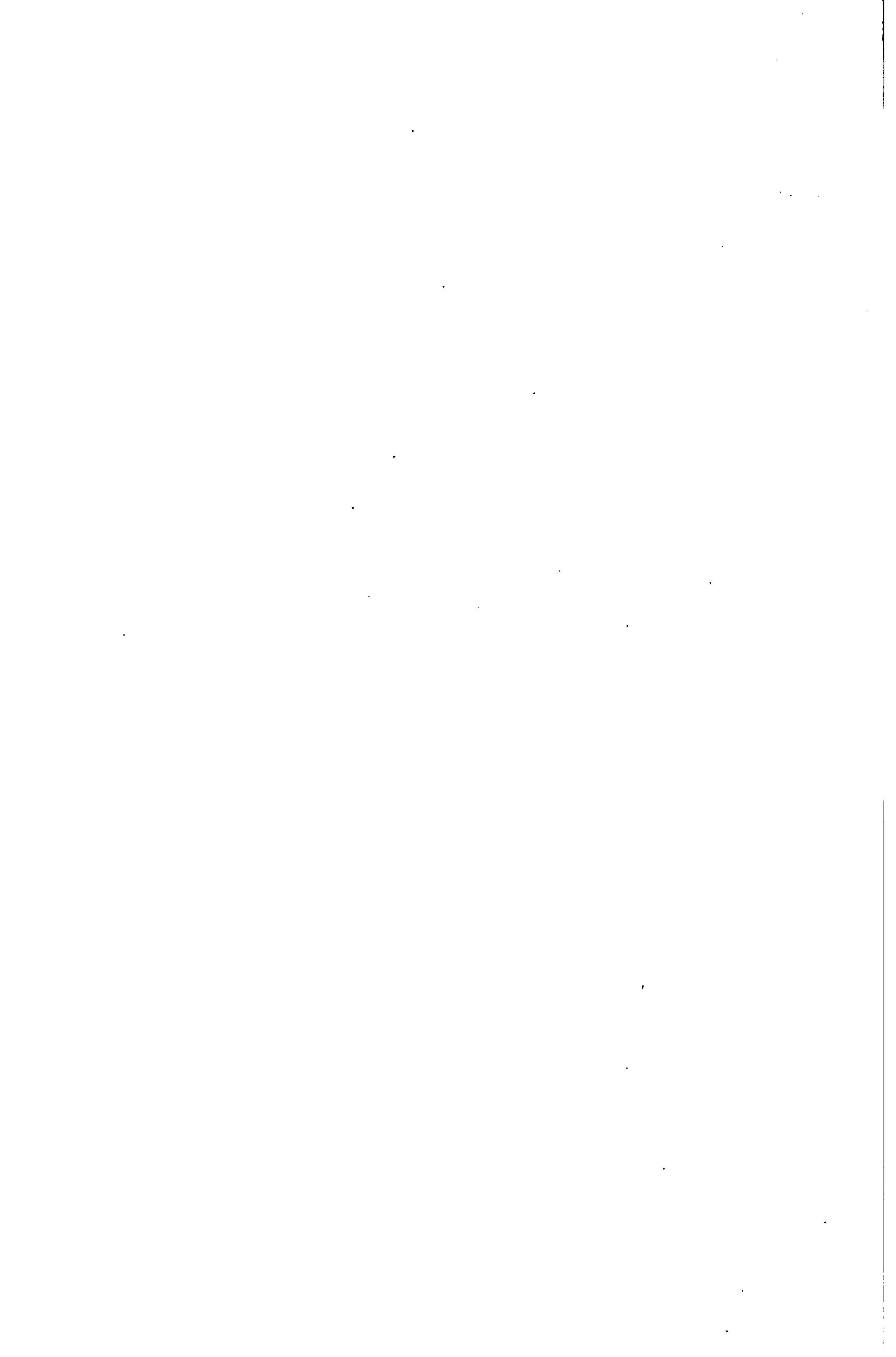
B.
Seiten-Ansicht.

C.
Ober-Ansicht.





Photographie & Lichtdruck von Th. Creifelds in Cöln.



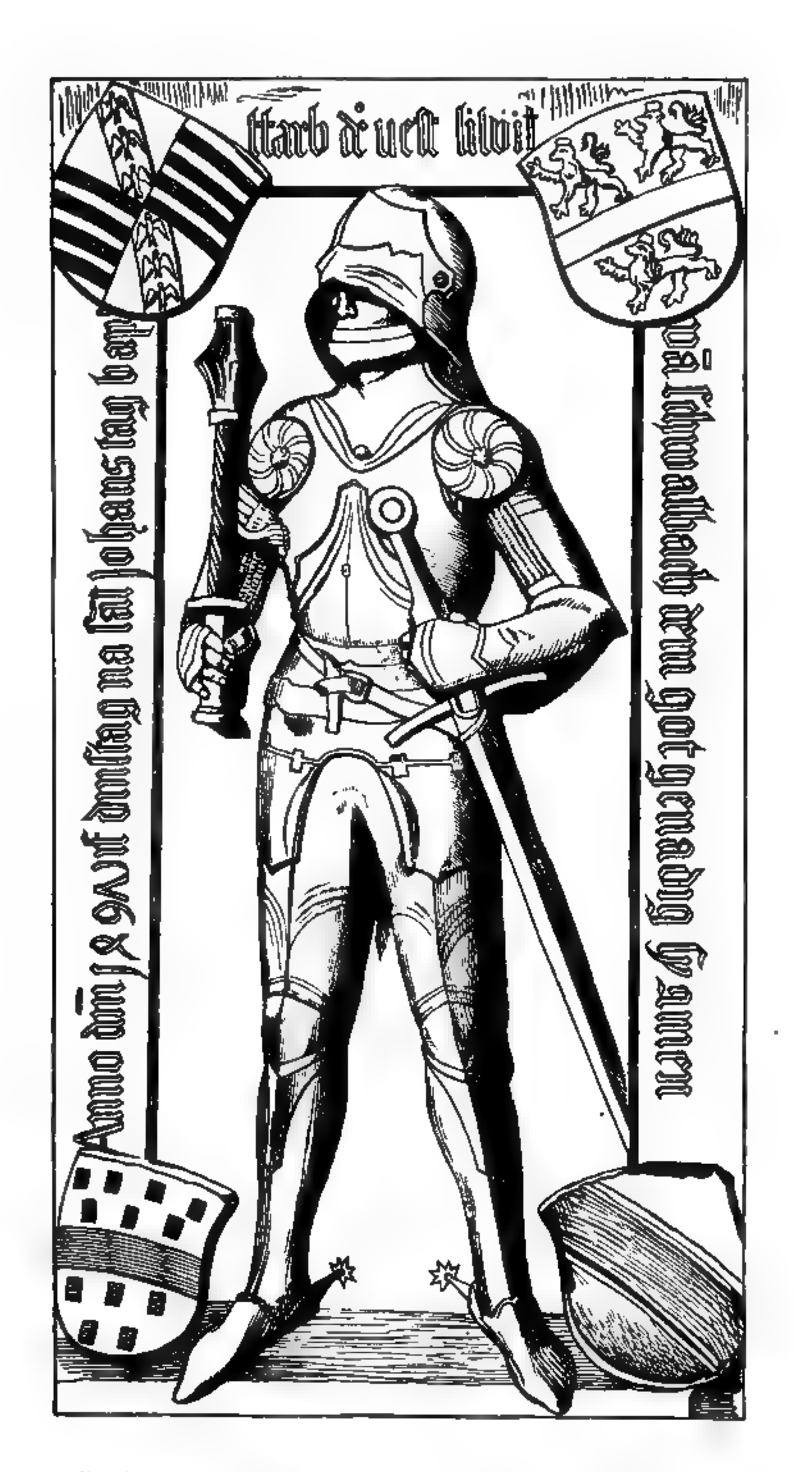
3.

1.

2.



Grabstein des Johann Herrn von Limburg a. d. Lahn.



Grabstein des Siegfried von Schwalbach in der Carmeliterkirche zu Boppard.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXI.

MIT 8 TAFELN UND 6 HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 9. DECEMBER, DEM GEBURTSTAGE WINCKELMANN'S.

BONN.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

1877.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die römischen Militärstrassen des linken Rheinufers.

b. Von Neuss bis Xanten.

Hierzu Taf. III.

Die von Cöln über Neuss rheinabwärts führende grosse Heerstrasse theilte sich an der Nordseite von Neuss in drei Arme, einen westlichen, mittleren und östlichen Arm.

Der mittlere Arm geht in der Richtung der jetzigen Niederstrasse durch Neuss[1]) und dann mit der Chaussee bis Nummerstein 1,3, wo er rechts ab, an Zoppenbroich vorbei, bis zur Düsseldorfer Chaussee zieht, die er bei N. 2,2 erreicht. Von hier an läuft die Strasse mit der Chaussee über Strümp, wird vor Uerdingen vom Rheine unterbrochen, und geht nördlich dieses Ortes wieder mit der Chaussee bis zum Hause Trompet; hier geht sie rechts ab über Asberg bis Bornheim, von wo sie wiederum mit der Chaussee bis Strömörs zusammenfällt. Dann weicht sie von der Chaussee, die nach Rheinberg führt, links ab und zieht über Drüpt, die Chaussee nach Geldern durchschneidend, an Haus Loo vorbei, von wo sie bald nochmals mit der Chaussee zusammengeht, bis sie bei Birten vom alten Rheine unterbrochen wird.

Von dem Punkte, wo die Strasse bei Neuss von der Chaussee abbiegt, bilden ihre Reste in den Feldern beiderseits des Weges einen breiten und niedrigen Kiesrücken; aber von Zoppenbroich an bis zur Düsseldorfer Chaussee ist noch ein Kiesdamm vorhanden, der den Namen »Römerstrasse« führt, und dessen Festigkeit den eisernen Werk-

1) An dieser Strasse kamen wiederholt beim Häuserbau römische Gräber zum Vorschein.

zeugen der Landleute beharrlich trotzt. Soweit die Strasse von da an mit der Chaussee zusammenfällt, sind mir keine Spuren bekannt geworden, obwohl sie streckenweise den Namen »Hochstrasse« führt; aber gleich nördlich von Uerdingen, wo sie rechts abweicht, gewahrt man wiederum den Kiesdamm, und es lassen sich die Reste neben der Chaussee unter der Erde bis Trompet verfolgen. Zwischen diesem Hause und Bornheim führt sie noch den Namen »Römer- oder Hochstrasse«, und der Strassendamm hat sich bis zu 2 m. Höhe auf längere Strecken bis in die letzten Jahre erhalten; derselbe bestand aus drei mit Erdschichten abwechselnden Lagen von Kies. Sehr ansehnliche und fast ununterbrochene Reste des Kiesdammes findet man ferner aus der Nähe des Annaberges bis Drüpt, wo sich auch noch der eisenfeste Damm in der Erde gefunden hat. Von der Alpen-Weseler Chaussee an, welche die Strasse bei Nummerstein 97 durchschneidet, lässt sich der Kiesdamm besonders wohl erhalten bis gegen Menzelen verfolgen; er erreicht hier zuweilen eine Höhe von $2^1/_2$ m. bei einer oberen Breite von 4,7 m., und besteht in den unteren Theilen aus Dammerde, in den oberen aus Kies. Aus der Nähe von Rheinberg bis hieher führt er den Namen »Römerstrasse«. Auch von Menzelen weiter abwärts, wo die Strasse mit der Chaussee zusammengeht, bemerkt man rechts der Letzteren bei N. 49,0 noch einen starken Rest des Strassendammes. Bei N. 51,7, wo die Chaussee sich nach Links krümmt, geht die Römerstrasse grade aus bis dicht an den sog. alten Rhein; dieselbe war vor mehreren Jahren noch als ein breiter Kiesdamm deutlich vorhanden, ist aber durch den Ackerbau allmälig zerstört worden, und man sieht jetzt nur mehr einen schmalen Kiesrücken, über den ein Pfad geht, während die angrenzenden Ackerparzellen ganz mit Kies bedeckt sind.

Aus den Ueberresten, die vor zwei bis drei Jahrzehnten noch viel bedeutender waren, geht hervor, dass der Strassendamm aus Erde und Kieslagen bestand, die in dem oberen Theile mit Kalk ausgegossen waren.

Römische Gräber kamen an vielen Stellen an der Strasse zum Vorschein, und zwar nördlich von Strümp, nordwestlich von Latum und bei Uerdingen; ferner auf der ganzen Strecke zwischen Kaldenhausen und Asberg, sowie beim Hause Grünthal. Verschiedene Alterthümer wurden gefunden bei Brühl, Kloster Meer, bei Stratum, Uerdingen, Rumelen und hauptsächlich auf dem Burgfelde, südlich von Asberg, wo ein römisches Lager nebst einer Ansiedlung stand; ferner bei Stromörs, dem Hause Glinde, bei Grünthal und Haus Loo; bei Men-

zeln wurde ein römischer Grabstein an der Strasse gefunden, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Menzeler Heide eine Urne mit über 200 römischen Goldmünzen [1]). Beim Annaberg, dem Fittenhofe und bei Drüpt liegen Warthügel an der Strasse.

Der östliche Arm geht in der Richtung der jetzigen Rheinstrasse durch Neuss, und dann dicht an dem alten Rheinbette, dem jetzigen Erft-Canal, bis in die Nähe von Heerdt, wo er vom Rheine unterbrochen wird; bei Obercassel kömmt er dicht am Rheine wieder zum Vorschein, geht über Niedercassel, Lörik, Langst und Nierst bis Gellep. Von hier läuft die Strasse nach der Chaussee, welche die Richtung des mittleren Armes hat, wird bei Uerdingen auf eine kurze Strecke vom Rheine unterbrochen, kömmt aber bei Hohenbudberg dicht am Rheine wieder zum Vorschein, und zieht neben dem Borg'schen Hof und Bergheim nach Oestrum. Hier wendet sie sich um das alte Rheinbett, geht nordwestlich an Essenberg, und dicht westlich an Homberg vorbei bis zum Kirchhof, von wo an sie durch den neueren Rheinlauf auf eine lange Strecke vernichtet ist. Der fernere Lauf geht an Binsheim und Orsoy vorbei nach Rheinberg. Von hier zieht sie an Ossenberg und Drüptstein vorbei bis Menzeln, wo sie mit dem vorigen Arme zusammenfällt.

In dieser Ausdehnung bildet die Strasse meist nur mehr einen alten Fahrweg, der grossentheils als Communalweg erneuert ist [2]). Im sog. Heerdter Busch ist der Strassendamm noch bis zu 2 m. Höhe im Felde erhalten; auch südlich von Bergheim zeigt der alte Weg noch über 1 m. hohe Böschungen. Ebenso bemerkt man im Gebüsch nördlich von Rheinberg, sowie bei Drüptstein und Grünthal, wo sich auch der Name »alte Landstrasse« erhalten, noch Ueberreste von Wall und Graben [3]).

Aus den sparsamen Resten der ursprünglichen Anlage lässt sich

---

1) Jahrbb. I, 378; XXIII, 84, 175; XXIX u. XXX, 228; XXXI, 95 ff.; XXXVI, 87; XXXIX u. XL, 156 ff.; LVII, 223, 227; LX, 166. Pick, Monatsschrift f. rhein.-westf. Geschichtsforschung und Alterthumskunde I, 378. Rein, die römischen Stationsorte u. Strassen zwischen Col. Agrippina u. Burginatium. Crefeld 1857. Stollwerck, die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba. Uerdingen 1877.

2) Nach Mittheilung des Hrn. Bildhauer Koenen in Neuss wurden Stücke des Kiesdammes in der Rheinstrasse und bei dem Rheinthor in der Erde gefunden.

3) Pick, Monatsschrift III, 4—6.

vermuthen, dass der Strassendamm aus Erde bestand, und oben eine Kiesdecke trug.

Die Zahl der Alterthümer, welche an diesem Arme gefunden worden, ist sehr bedeutend. Ausser römischen Gräbern an der Ziegelei nördlich von Neuss, römischen Münzen im Heerdter Busch, mehreren Anticaglien in Obercassel und römischem Mauerwerk in Lörik kamen zahlreiche Alterthümer der verschiedensten Art in Gellep zum Vorschein, welche bezeugen, dass hier ein römisches Castell nebst Ansiedlung gestanden hat. In dem ferneren Verlaufe der Strasse wurden römische Gräber in der Nähe von Uerdingen und zu Hohenbudberg gefunden; an letzterem Orte trifft man auch noch römische Ziegel- und Mörtelstücke, und werden dort noch einige römische Anticaglien aufbewahrt. Viele römische Alterthümer werden weiter nördlich gen Rumeln hin und beim Borg'schen Hofe gefunden; auch bei Rheinberg kamen römische Alterthümer zum Vorschein. Besonders viele Alterthümer kamen im Laufe der Zeit bei Drüpt und Drüptstein zu Tage, die hier auf eine römische Ansiedlung schliessen lassen[1]).

Der westliche Arm geht mit der Chaussee von Neuss bis Neusserfurth; nördlich des Dorfes biegt er rechts ab und geht an dem Hause »auf der Brück« vorbei über die Höhe am Rande einer Niederung über Lauvenburg und dann am Rande des Meerer Busches bis Bovert, und hierauf an Oppum vorbei bis Bockum. Von hier zieht er zuerst in nördlicher Richtung nach Mörs, dann nordwestlich, an Repelen

1) Jahrbb. XX, 1 ff.; XXXI, 95 ff.; XXXVI, 87. Rein, die röm. Stationsorte etc. Pick, Monatsschrift III, 4—6. Stollwerk, Gelduba etc. S. 152 sagt: »Wenn Dr. Schneider in seinen neuen antiqu. Mittheilungen aus dem Regbez. Düsseldorf, S. 157 sagt, beim Neubau der Kirche zu Hohenbudberg sei vor mehreren Jahren ein Grabsarg aus Tuff entdeckt worden, so beruht dieses auf einer irrthümlichen Mittheilung. Nicht ein Grabsarg sondern der obige Denkstein aus Muschelkalk fand sich im Gemäuer.« Ich habe den im J. 1852 gefundenen Inschriftstein in der Wohnung des Herrn Pfarrer Schmitz selbst gesehen, in meinen Bericht aber nicht aufgenommen, da er von Dr. Rein (Stationsorte etc. S. 41) schon längst publicirt war; dagegen wurde mir von Hrn. Fabricant Schwiertz in Uerdingen die Auffindung eines Sarges aus Tuff mitgetheilt, welche Auffindung mir bald darnach von Augenzeugen im Dorfe bestätigt wurde, und bei einer noch vor Kurzem stattgehabten Erkundigung in Hohenbudberg habe ich mich überzeugt, dass die Auffindung des Grabsarges noch jetzt im Dorfe hinreichend bekannt ist. Was hat nun Hrn. Stollwerk verleitet zu behaupten, ich habe in meinem Berichte statt einer Steininschrift einen Tuffsteinsarg aufgeführt?

vorbei, bis er wiederum in nördlicher Richtung bei dem Hause Tonenkath in den mittleren Arm einmündet.

Derselbe bildet meistens einen alten, öfters auf längere Strecken unterbrochenen Fahrweg; die ersten Spuren einer Kiesdecke gewahrt man kurz vor dem Durchschnitt mit der Chaussee von Bovert nach Meer. Jenseits des Communalweges von Osterath nach Strümp liegt aber der Kiesdamm in ansehnlicher Breite noch wohl erhalten, und es lassen sich auch weiterhin die Kiesspuren theils an dem Wege theils in den angränzenden Aeckern deutlich verfolgen. Zwischen Bockum und Mörs ist die Strasse nur mehr stückweise vorhanden; im Mühlenwinkel fand man den Kiesdamm tief in der Erde, und man gewahrt dann erst jenseits des Eugenianischen Canals deutliche Reste desselben, die sich bis zur Einmündung in den mittleren Arm verfolgen lassen. In Urkunden des 17. Jahrhunderts erscheint die Strasse unter dem Namen »Romeinerweg« (Römerweg) [1]).

Aus den noch vorhandenen Resten geht hervor, dass die Strasse aus einem grossentheils aus Kies aufgeschütteten Damme bestand.

Auch dieser Strassenarm ist von zahlreichen Alterthümern begleitet: römische Gräber ziehen sich von Neuss der Chaussee entlang bis Neusserfurth, wo gleichfalls römische Spuren gefunden wurden. Ferner sind viele Alterthümer bei Oppum und dem Gute Schönwasser zu Tage getreten, und mehr noch im sogenannten Mühlenwinkel, wo eine römische Ansiedlung stand, in deren Nähe auch die bekannten silbernen Phalerä entdeckt wurden. Römische Alterthümer wurden ferner gefunden westlich von Schwafheim, bei Rossenray und Berkerfurth, wo auch eine Warte, und 2000 Schritt davon dicht nördlich am Eugenianischen Canal eine zweite liegt [2]).

Ausserdem findet sich noch ein Verbindungsweg von dem mittleren Arme bei Strümp bis zu dem westlichen bei Bockum, sowie eine Verbindungsstrasse vom Mühlenwinkel bis Kaldenhausen und eine solche von Stromörs bis Rheinberg, endlich zwei kleinere von Gellep nach dem mittleren Arme. An dem ersteren fanden sich römische Alterthümer bei der Giesmühle, und römisches Mauerwerk mit vielen Steinaltären

---

1) Pick, Monatsschrift III, 4—6. — Vom Eugenianischen Canal bis nördlich von Berkerfurth habe ich die Strasse in Gemeinschaft mit dem K. Friedensrichter Hrn. Assessor Pick in Rheinberg untersucht.

2) Jahrbb. XXXI, 100. Rein, de phaleris etc. ap. Lauersfort repertis. Romae 1860. Ders. röm. Stationsorte etc. Pick, Monatsschrift III, 4—6.

bei Gripswald [1]); an dem drittgenannten mehrere Alterthümer bei Winterswick [2]).

Der mittlere Arm wird als die Hauptstrasse anzusehen sein, wie er es auch grösstentheils im Mittelalter bis in die neuere Zeit geblieben ist. Der östliche Arm diente zur Sicherung der Rheinschifffahrt, weswegen er auch im Ganzen den Krümmungen des Flusses nachfolgt. Der Gebrauch des westlichen Armes ist durch die im Laufe der Zeit vielfach stattgehabten Rheindurchbrüche hervorgerufen. Derselbe bestand aus drei verschiedenen Theilen: von Neuss bis Neusserfurth bildete er ein Stück einer von Neuss über Geldern laufenden Heerstrasse; der Theil von Neusserfurth bis zum Hause Krah gehört einer nach Xanten ziehenden Parallelstrasse an, und von Krah bis zur Tonkath geht eine Verbindungsstrasse. Die zahlreichen Rheindurchbrüche und Veränderungen des Flusslaufes, welche noch jetzt in den alten Strombetten deutlich sichtbar sind, machten die Benutzung jenes westlichen Armes sowie die Anlage der Verbindungswege von Strümp nach Stockum, von Kaldenhausen nach dem Mühlenwinkel und von Stromörs nach Rheinberg eben so nothwendig, wie ähnliche Verhältnisse auf der Strecke von Cöln bis Neuss ähnliche Strassenanlagen hervorgerufen haben.

Bereits der Oberstlieutenant Schmidt hat den mittleren Strassenarm untersucht, nur von Brühl bis Neuss war er über die Strasse im Unklaren, da er den Lauf meistens bloss vom Hörensagen kannte. Die beiden andern Arme, sowie die Verbindungsstrassen sind ihm unbekannt geblieben. Dagegen waren Rein die Verbindungswege bei Gellep, sowie die Strasse im Mühlenwinkel und vom Mühlenwinkel bis Kaldenhausen bekannt, auch hatte er schon aus den Funden römischer Alterthümer auf das Dasein von »Parallelstrassen« geschlossen, ohne jedoch ihre Ueberreste gefunden zu haben. Fiedler kannte ebenfalls die mittlere Strasse, und namentlich den bemerkenswerthen Umstand, dass sie jetzt »in den westwärts vorgedrungenen alten Rhein ausläuft«.

Aus den Entfernungen und den aufgefundenen Monumenten er-

---

1) Stollwerck, Gelduba etc. Der Verf. sucht S. 168 die von Fiedler (Winkelmannsprogramm v. J. 1863) ausgesprochene Meinung von dem Vorhandensein eines röm. »Tempelchens«, die (Jahrbb. XXIX u. XL, 159 und Monatsschrift I, 7 u. 8) aus dem thatsächlichen Befunde als unhaltbar nachgewiesen ist, aufrecht zu erhalten, ohne jedoch etwas Neues zu ihrer Begründung beizubringen.

2) Pick, Monatsschrift III, 4—6.

geben sich als Mansionen an der Hauptstrasse: Neuss, das Burgfeld bei Asberg und Birten bei Xanten. Die Entfernung von Neuss bis zum Burgfelde beträgt 36000 Schritt, und auf der Mitte dieser Entfernung liegt das Dorf Latum, in dessen Nähe römische Alterthümer gefunden wurden und daher die zugehörige Mutation zu suchen ist. Die Entfernung vom Burgfelde bis Birten beträgt 36000 Schritt, und auf der Mitte liegt Stromörs, wo römisches Mauerwerk und sonstige Alterthümer zum Vorschein kamen; hier dürfen wir also auch die zugehörige Mutation annehmen. Als Mansionen an dem westlichen Strassenarme erscheinen Neuss, die Ansiedlung im Mühlenwinkel und Birten. Die Entfernung von Neuss bis zum Mühlenwinkel beträgt 36000 Schr. und in der Mitte dieser Entfernung liegen Oppum, auf dem Verbindungsarme aber Gripswald, mit ihren Alterthümern, also auch die zugehörigen Mutationen. Vom Mühlenwinkel bis Birten sind gleichfalls 36000 Schritt, und auf der Mitte finden wir beim Hof Berkerfurth die betreffende Mutation. Auf dem östlichen Arme treffen wir von Neuss aus zuerst die Mansion Gellep, deren Entfernung auf dieser Strasse 27000 Schritt beträgt; in der Mitte derselben liegt Lörik, wo römisches Mauerwerk auf das Dasein der zugehörigen Mutation hinweist. Misst man von Gellep auf der Strasse 27000 Schritt weiter, so gelangt man in die Gegend nördlich von Homberg, wo die späteren Rheinveränderungen jede ältere Spur verwischt haben; aber wiederum 27000 Schritt weiter finden wir die römische Ansiedlung bei Drüpt, wo demnach die dritte Mansion lag.

Auf der Strecke von Cöln bis Neuss haben wir da, wo die Rheinstrasse den Strom eine Strecke verlässt, zum Ersatze das kleine Castell zu Bürgel gefunden; in gleicher Art und zu gleichem Zwecke treffen wir zu Hohenbudberg, wo ebenfalls die Strasse bis Bergheim hinab in grösserer Entfernung vom Flusse geht, ein solches kleines Castell auf dem vorspringenden Hügel, auf welchem jetzt die Kirche steht; die ringsum regelmässig abfallenden Böschungen lassen die viereckige Form noch deutlich erkennen, und römischer Bauschutt erfüllt den Boden, aus welchem mehrere Alterthümer, darunter ein Legionsstein, hervorgezogen wurden. Ein zweites kleines Castell lag wahrscheinlich zu Friemersheim, wo schon im 8. Jahrhundert ein fränkischer Königshof stand, und ein drittes, damit correspondirendes, auf der viereckigen Erhöhung des Borg'schen Hofes, wo sich noch römische Ziegel in den Feldern zeigen und in dessen Nähe viele Alterthümer gefunden wurden. Bei Homberg läuft die Strasse wiederum in grösserer Entfernung

vom Rheine, und hier finden wir zu Ruhrort, wo die Gegend südlich »im Casseler Feld« heisst, noch im Mittelalter ein Castell, das wahrscheinlich, wie das zu Bürgel, auf den Trümmern eines römischen gegründet wurde. Eine dritte Abweichung vom Strom zeigt die Strasse bei Eversael, wo auf dem sogenannten Lehhügel ein fünftes Castell stand; hier ist der Boden mit römischen Ziegeln und Gefässscherben bedeckt und birgt noch mehrere römische Mauerreste. Ein sechstes mit diesem correspondirendes Castell lag wahrscheinlich zu Budberg auf der Erhöhung, wo jetzt die Kirche steht, und tief in der Erde altes Mauerwerk und eine Kiesstrasse gefunden wurde; ein siebentes bei Obercassel, wo mehrere römische Alterthümer gefunden wurden.

Nehmen wir nun die römischen Reiseverzeichnisse und sehen zu, in wie weit unsre verschiedenen Strassenarme mit ihren Ortschaften darin enthalten sind. Die Peutinger'sche Tafel hat folgende Angaben:

Novesio
Asciburgio XIIII
Veteribus XIII.

Da Novesium = Neuss, und Vetera = Birten ist, so kann kein Zweifel sein, dass Asciburgium, nach der Tafel ungefähr in der Mitte zwischen Beiden, auf dem Burgfelde bei Asberg lag, welches von Neuss und Birten gleichweit entfernt ist. Nun liegt das Burgfeld 36000 Schritt = 12 g. M. sowohl von Neuss als von Birten entfernt, was mit den auf der Tafel enthaltenen Angaben nicht genau stimmt. Nach Tac. ann. I, 46 betrug aber die Entfernung von Col. Agrippina bis Vetera 60 r. M. = 40 g. M.; da nun nach der Peut. Tafel und dem A. Itinerar die Entfernung von Col. Agripp. bis Novesium 16 g. M. betrug, so bleiben für die Entfernung von Novesium bis Vetera noch 24 g. M., und da Asciburgium auf der Mitte lag, für die Entfernung dieses Ortes von jedem der beiden vorigen je 12 g. M., wonach die Angaben des Itinerars zu verbessern sind.

Das Antoninische Itinerar hat auf der Route von Leiden nach Strassburg folgende Angaben:

Vetera
Calonem mpm XVIII
Novesium mpm XVIII.

Hier haben wir eine andere Reiseroute, die nicht über Asciburgium, wie die der Peutinger'schen Tafel, sondern über Calone führt. Nun beträgt die Entfernung von Birten bis zum Mühlenwinkel auf dem westlichen Strassenarm 36000 Schritt = 18 röm. Meilen, und vom

Mühlenwinkel bis Neuss wiederum 36000 Schritt = 18 röm. Meilen, wonach also kein Zweifel sein kann, dass Calone die römische Ansiedlung im Mühlenwinkel ist. Danach finden wir in dem Itinerar unsern westlichen Strassenarm deutlich wieder, nur dass hier, wie es auch sonst vorkommt, nicht nach gallischen, sondern nach römischen Meilen gerechnet ist. Auf der Reiseroute zwischen Strassburg und Leiden rheinabwärts hat das Itinerar folgende Angaben:

Novesium
Geldubam VIIII
Calonem VIIII
Vetera XXI[1]).

Hier haben wir, wie zwischen Cöln und Neuss, eine Route, die sich in zwei andere scheidet; trennen wir, so ergibt sich:

Novesium
|
Geldubam VIIII
/ \\
Calonem VIII. Vetera XXI.

Die Entfernung von Neuss bis Gellep beträgt auf der östlichen Strasse 27000 Schritt. = 9 g. Meilen, was mit dem Itinerar genau stimmt, und die Entfernung von Gellep bis Birten beträgt auf demselben Arm 63000 Schritt = 21 g. Meilen, was wiederum mit dem Itinerar stimmt. Die andere Route ging von Gellep über die mittlere und die Verbindungsstrasse bei Kaldenhausen auf dem westlichen Arm zum Mühlenwinkel und von da nach Birten. Nun misst diese Route von Gellep bis zum Mühlenwinkel 14000 Schritt = 7 röm. Meilen, wonach die Zahl VIIII des Itinerars in VII zu verbessern ist.

Der Geograph von Ravenna führt zwischen Neuss und Birten, ausser Asciburgio, noch einen Ort »Trepitia« auf, in welchem man mit Recht die römische Ansiedlung zwischen Drüpt und Drüptstein erkannt hat.

Bei der bisherigen Erklärung der römischen Reiseverzeichnisse auf der Strecke von Köln bis Xanten hat man so viele Correcturen vorgenommen, dass dadurch der Werth dieser alten Documente beinahe vernichtet wird: auch nicht eine einzige der acht Zahlenangaben der Itinerarien hat bis jetzt gestimmt, und es gilt auch hier, was E. v. Paulus über die Behandlung der Peutinger'schen Tafel in Würtem-

1) Diese Zahl haben alle Codices bis auf einen.

berg sagt: »Die Tafel wurde bis jetzt von Allen, die sich näher mit ihr beschäftigt haben, für ein beinahe nicht zu lösendes Räthsel, und zugleich für höchst mangelhaft erklärt. Bei der Anwendung derselben trug man daher kein Bedenken, ihr eine Menge Fehler aufzubürden, und öfters schlechtweg zu erklären, hier ist das angegebene Maass zu kurz, dort zu lang etc., kurz die Tafel wurde nicht selten behandelt als ob sie von Guttapercha wäre, die man beliebig dehnen zu dürfen glaubte«[1]. J. Schneider.

2. Sieben Römische Meilensteine aus Heidelberg.

Als im Frühjahr dieses Jahres (1877) das neue unter Leitung des Herrn Bezirks-Bauinspektors Schäfer erbaute Irrenhaus unterhalb Heidelberg, am Neckar errichtet wurde, kam man dabei auf die ehemalige römische Niederlassung, die nach und nach eine Reihe Gegenstände von hervorragender Bedeutung lieferte. Das bisher gefundene inschriftliche Material, sowie die allgemeinen topographischen Verhältnisse habe ich in einer langen Reihe von Artikeln in der »Heidelberger Zeitung«, sowie der Beilage dazu, den »Heidelberger Familienblättern« im Laufe des Jahres 1877 ausführlich besprochen und gedenke diese Mittheilungen in einer spätern, hier zu veröffentlichenden Arbeit folgen zu lassen.

Bevor dies aber, wegen der Ausdehung derselben geschehen kann, soll im Vorliegenden blos der interessanteste Theil der Ausgrabungen, nämlich die 7 römischen Kaiserinschriften oder datirte Meilensteine, ins Auge gefasst werden.

Diese Steine wurden zu Anfang August von Herrn Schäfer beim diesseitigen (linken) Ausgang der ehemaligen römischen Neckarbrücke entdeckt und von mir augenblicklich nach ihrer Auffindung im Auftrage des Finders und in Abwesenheit des Herrn Hofrath Stark, der sich gerade auf einer Ferienreise befand, in der Heidelberger Zeitung vom 7. und 8. August (No. 183 und 184, 1877) publicirt. Abgedruckt wurde diese Edition sodann auch in der »Karlsruher Zeitung« vom 25—27. August. Eine weitere, etwas ausführlichere Besprechung dieser Steinschriften gab ich sodann in der Kölnischen Zeitung vom 18. August (1877 No. 229).

Ausser dieser meiner Lesung der Steine ist bis jetzt keine andere

1) Erklärung der Peutinger Tafel. Stuttgart 1866.

selbständige Veröffentlichung derselben erfolgt, wenigstens hatte bis zum ersten September, wo die Steine nach Karlsruhe in das Landesmuseum verbracht wurden, dem Zeugnisse des Herrn Schäfer zu Folge, in dessen Privatwohnung sie so lange aufbewahrt waren, Niemand eine Abschrift davon genommen. Um so seltsamer muss es erscheinen, wenn nun ein nicht genannter Mitarbeiter der englischen »Academy« (S. p. 228 dieses Blattes) es für angezeigt erachtete, die Veröffentlichung meines, dieser Zeitschrift sub dato 11. August zugeschickten, ausführlichen, englisch geschriebenen Artikels über die Meilensteine dadurch zu verhüten, dass er mich nicht für berechtigt erklärte, diese Steine überhaupt zu veröffentlichen![1])

Dass aber meine Editionen alle schon längst in den genannten Blättern unbeanstandet zu lesen waren, war dabei freilich ignorirt! —

Wenden wir uns nun von diesem unerquicklichen Intermezzo zu unserm Thema selbst, so wird es nach diesen Vorgängen von Interesse sein, meine in jenen Zeitungen gegebenen Ausführungen möglichst wortgetreu folgen zu lassen. Ich schrieb nämlich Anfangs August an genannten Stellen folgender Maassen:

Die schon mehrfach von uns in verschiedenen Blättern in Betracht genommene römische Niederlassung bei Heidelberg lieferte dieser Tage Funde von grossem geschichtlichen wie geographischen Interesse, die bis jetzt noch nicht bekannt gemacht worden sind[2]). Es kam nämlich eine ganze Reihe von Meilensteinen (sogenannte Leugenzeiger) zu Tage, die alle mit derselben Angabe der Entfernung von dem Mittel-

1) Abgesehen davon, dass meines Erachtens eigentlich Jedermann im deutschen Reich das Recht hat, römische Inschriften ad libitum zu publiciren, hat die genannte Zeitschrift jetzt in einem Privatbriefe an mich ihren Angriff zurückgenommen, nachdem sie sich überzeugt hatte, dass nicht nur der, eine Veröffentlichung allein ermöglichende Entdecker, mir die Bekänntmachung derselben übertragen hatte, sondern auch, dass dieselbe im vollem Einverständnisse mit Herrn Hofrath Stark geschah.

Ein anderer mir gemachter Einwurf, der diese Meilensteine, die doch in epigraphischer Hinsicht, wie in Bezug auf die römische Kaisergeschichte, aber besonders für die antike Geographie unserer Gegend von hoher Wichtigkeit sind, als »inconsiderable discovery« hinstellen will, wurde von einer andern englischen Redaktion nicht getheilt, indem dieselben, trotz ihrer angeblichen Unbedeutendheit, doch von anderer Seite ihren Weg in das englische »Athenaeum« gefunden haben!

2) Unser, ausw. Secretär Hr. Hofrath Stark in Heidelberg wird über die Gesammtheit der dortigen Funde eingehende Mittheilungen mit bildlichen Beigaben in den Jahrbüchern demnächst bringen. D. Red.

punkte des römischen Verwaltungsgebiets der untern Neckargegenden, von Lopodunum (dem heutigen Ladenburg) versehen und einer fast ununterbrochenen Reihe von Kaisern zwischen den Jahren 220—260 n. Chr. gewidmet waren. Sie fallen also gerade in die Epoche der letzten dauernden Anwesenheit der Römer diesseit des Rheins und enden so ziemlich mit dem allgemeinen Angriff der Alemannen auf das sogenannte Decumatenland, der zur Zeit der 30 Tyrannen seinen Anfang nahm.

Gesetzt sind diese Meilensteine von der civitas Ulpia Severiana Nemetum, die sich auch einmal devotissima nennt und die, nach diesen Prädicaten zu schliessen, von Ulpius Trajanus gestiftet und von Septimius Severus wohl mit neuen Privilegien ausgestattet wurde. Unter civitas ist hier, wie allenthalben am Rhein und in Gallien, nicht der locale Mittelpunkt einer Stadtgemeinde zu verstehen, sondern das ganze Municipalgebiet, das an Ausdehnung etwa einem unserer Kreise entsprochen haben mochte. Der Name von Heidelberg selbst ist aus diesen Meilensteinen nicht ersichtlich, was auch ihrer Natur nach gar nicht der Fall sein kann, da nie angegeben wird, an welcher Stelle des Territoriums (d. h. der civitas) sie gesetzt sind, sondern nur die Entfernung vom jedesmaligen Hauptorte bemerkt ist, in unserm Falle also Lopodunum. Die Meilensteine sind aber in solchen Bezirken von der ganzen, über das Land vertheilten Bürgergemeinde den Strassen entlang gesetzt worden, nicht allein von dem Hauptorte derselben.

In diesem letztern stand jedes Mal der Ausgangspunkt der Zählung, und ein betreffender Stein dieser Art wurde gerade auch in Ladenburg schon vor längerer Zeit aufgefunden (vgl. Wilmanns No. 2258 = Brambach 1713). Derselbe ist an Septimius Severus gerichtet von derselben Bürgergemeinde (civitas Ulpia Severiana), der auch der Verwaltungsmittelpunkt, der vicus Lopodunum, selbst angehörte. Höchst wahrscheinlich hat man nun auch zu Ladenburg jedem folgenden Kaiser einen neuen Denkstein dieser Art gesetzt, von dem aus die Leugenzeiger der von hier aus bis zu den Gränzen des Municipalgebietes und darüber hinaus auseinandergehenden Strassen gerechnet wurden.

Nachgrabungen würden wahrscheinlich die ganze Serie der Kaiser ergeben. Da aber hierzu leider gar keine Aussicht vorhanden ist und wir Deutsche vorziehen, mit schwerem Gelde den Griechen, Italienern und andern Völkern ihre antiken Schätze ans Tageslicht zu ziehen, statt unsere heimische Geschichte durch systematische Ausgrabungen an den alten Culturstätten aufzuhellen, so müssen wir uns vorläufig mit dem begnügen, was der blosse Zufall zu Tage fördert, wenn dies

in der Regel auch noch so bescheiden ist. Als ein ganz exceptioneller und nicht genug zu lobender Fall muss es ja betrachtet werden, wenn ein Mann wie Herr Bezirksbauinspektor Schäfer in Heidelberg, dem der Bau des neuen akademischen Irrenhauses daselbst übertragen ist, diese Gelegenheit ergreift, um mit Unterstützung von staatlicher Seite die sich darbietende Fundgrube römischer Antiquitäten nach besten Kräften auszubeuten.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung, zu Ladenburg am Neckar zurück, so lief von hier aus eine kerzengerade Römerstrasse, die bis vor Kurzem noch bestand, nach dem zwei Gehstunden davon weiter oberhalb am Neckar liegenden Dorfe Neuenheim, von wo sie mittels einer stehenden Pfahlbrücke, deren Reste man noch auffand, auf das jenseitige linke Neckarufer, d. h. auf die Fundstätte der zu beschreibenden Meilensteine beim neuen Irrenhause unterhalb Heidelberg lief. Hier bezeichnete man nun die Entfernung von dem Hauptorte der civitas, d. h. von Lopodunum-Ladenburg durch die auf allen diesen Leugenzeigern stehende stereotype Angabe »A Lopoduno leugae IV«, was ganz genau mit der wirklichen Entfernung stimmt, da eine gallische Leuge gleich einer halben Gehstunde war. Jedem neuen Kaiser zu Ehren wurde immer wieder eine neue Wegsäule dicht neben die frühere hingesetzt. Der Anfang wurde wohl auch hier wie zu Ladenburg mit dem Soldatenkaiser Septimius Severus gemacht; der betreffende Stein fand sich aber nicht mehr vor.

Auch von seinem unwürdigen Sohne Caracalla fand sich zu Heidelberg kein Denkmal vor, wiewohl gerade von ihm ein solches zu erwarten gewesen wäre. Wenigstens setzte die südlich an unsere civitas angrenzende civitas oder res publica Aurelia Aquensium, deren Hauptort Aquae (Baden-Baden war), diesem Kaiser Meilensteine an den Strassen ihres Gebietes und zwar im Jahre 213, während seines Aufenthaltes in den Dekumatenlanden. Caracalla unternahm damals einen angeblich siegreichen, wahrscheinlich aber erfolglosen Zug am obern Maine gegen die in diesem Jahre zum ersten Mal genannten Alemannen, deren Auftreten von nun an die oberrheinischen Niederlassungen in steter Aufregung erhielt. Nach der gewöhnlichen Annahme waren dieselben eine Vereinigung verschiedener, in der Maingegend ansässiger herminonischer Völkerschaften, eine neuere von Baumann ausgesprochene Ansicht kommt dagegen zu dem Resultate: dass die Alemannen nicht aus einem Bunde mehrerer Stämme hervorgegangen, sondern von Anfang an ein einheitlicher Stamm und nichts anderes seien, als die nach Westen geschobenen Semnonen, das Hauptvolk der Sueben.

Wie dem auch sei, die Geschichte dieses Volkes von der Zeit seines ersten Auftretens an, also vom 3. Jahrh. nach Christus, ist innig verflochten mit der des Dekumatenlandes (der sog. agri decumates).

Unaufhörlich bedrängten die Alemannen diese Gegenden, so dass dieselben nicht mehr zur Ruhe kommen konnten. Deutlich spricht sich dies auch von nun an in dem tumultuarischen Charakter aller römischen Anlagen dieser Zeit aus.

Zugleich stürzte zu Rom die Militärherrschaft Kaiser um Kaiser; kaum erst erhoben, wurden die Imperatoren alsbald wieder von der Soldateska ermordet.

Eine lebendige Illustration zu diesem steten Wechsel bieten schon unsere Meilensteine, die in verhältnissmässig kurzer Zeit eine fast ununterbroche, lange Kaiserreihe umfassen.

Dass dieselbe höchstens bis zum Jahre 256 reicht, scheint seinen guten Grund zu haben.

Denn hören wir schon von fortgesetzten Kämpfen gegen die Alemannen unter Alexander Severus und Maximin, nicht minder auch unter Philippus Arabs und Decius, so brachten sie die höchste Gefahr über das Dekumatenland sowohl, wie bald auch über die dahinter liegenden Provinzen Gallien und Rhätien unter dem schlaffen Gallienus von der Mitte des 3. Jahrhunderts an. — Diese »Kriege der Alemannen mit den Römern« schildert die vortreffliche Schrift von Holländer (Karlsruhe 1874) auf das Ausführlichste.

Uns interessirt hiervon zunächst nur der Umstand, dass Gallienus die Alemannen im Jahre 256 (oder 257) ein erstes Mal zurückschlug, in Folge dessen er auch den Titel Germanicus magnus annahm, den er eben auf dem betreffenden Meilensteine (S. unten No. VII) noch nicht führt. Aber schon 259 machten sie einen zweiten erfolgreicheren Angriff gegen unsere Gegenden, wie überhaupt gegen Gallien, verwüsteten dieses Land weit und breit, überschritten darauf die Westalpen und richteten auch im nördlichen Italien furchtbare Verheerungen an. Erst auf ihrem Rückzuge schlug sie Gallienus bei Mailand. Gallien erwählte sich nun eigene Herrscher, die seit 261 das Land von den Barbaren befreiten und auf eigene Hand die Grenzen sicherten; Gallienus aber vernachlässigte den Schutz Rätiens, sodass die Alemannen, neu verstärkt durch die Juthungen, von nun an durch diese Donauprovinz ihre Plünderungszüge nach Italien wiederholen konnten.

Claudius schlug sie am Gardasee; Aurelian noch zweimal, 270 an der Donau, 271 in Italien.

Hiermit endete aber auch für immer der Besitz der Römer über das Zehntland. Von der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts an hatten sich die Alemannen dauernd im römischen Gebiet diesseits des Grenzwalles festgesetzt und dadurch den, gerade in der letzten Epoche der Anwesenheit der Römer, trotz der unruhigen Zeiten (den vielen Denkmälern derselben zu Folge) in grösster Blüte stehenden dortigen Niederlassungen den Todesstoss gegeben.

Insbesondere zeigt sich in dieser letzten Periode der Römer, also in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung des municipalen Lebens in unsern Gegenden. Dies bewiesen schon die vor gerade 10 Jahren zu Ladenburg gefundenen neuen Inschriften (Wilmanns No. 2256 und 2257), die ich zuerst an folgenden Orten bekannt machte: Im Mannheimer Anzeiger (= Neue Badische Landeszeitung) 1867, No. 45 und 52, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1867 p. 762 (= Bonner Jahrbücher XLII, 215) und dann in demselben Blatt p. 1394, endlich auch bei Brambach in dessen »Baden unter römischer Herrschaft« (Freiburg 1867) p. 23 ff. u. i. d. Archäol. Zeit. 1869, 73.

Auf diesen Inschriften, die am ausführlichsten von Stark in diesen Jahrb. XLIV, 32 ff. behandelt sind, ergänzte ich überall die civitas Ulpia Severiana Nemetum, vermuthete aber, dass die ganze von Nemetern bewohnte Landschaft, also auch der linksrheinische Theil so geheissen habe.

Aus den vorliegenden Meilensteinen geht nun aber unzweideutig hervor, dass der rechtsrheinische Theil, d. h. das untere Neckarland, ein eigener organisirter Bezirk war (eine sogenannte civitas oder res publica), weil er Meilensteine von seinem eigenen Verwaltungsmittelpunkte, d. h. von Lopodunum aus, setzte, um die Entfernung von diesem Orte bis zu den dazu gehörigen andern Römerstationen zu bezeichnen, die meistens blos form- und namenlose Dörfer waren. Ein solches war eben Heidelberg — Neuenheim, trotz seines Umfanges wohl auch, und stand dasselbe zu dem vicus Lopodunum im Verhältniss einer diesem untergeordneten Niederlassung, wie anderseits Lopodunum sammt dem ihm untergebenen ganzen organisirten Bezirke im Verhältniss zur colonia Nemetum (Speier) als Untergemeinde zu betrachten ist.

Gehn wir nun auf die Meilensteine, oder vielmehr Leugenzeiger im Einzelnen über, nachdem noch vorausgeschickt werden mag, dass dieselben (abgesehen von dem oben erwähnten, ein viereckiges Postament bildenden Denkmale, das, dem Septimius Severus gewidmet, den Ausgangspunkt der Zählung bildete (Wilmanns, No 2258), alle von

cylindrischer Form sind, wie gewöhnlich, und aus rothem Sandstein bestehn:

I. Meilenstein zu Ehren des Elagabalus aus dem Jahre 220 p. C. Hinsichtlich der Form des Steines ist vorauszuschicken, dass seine Gesammthöhe 2,35 m. beträgt, wovon 1,70 auf den runden Säulenschaft, 0,65 auf den viereckigen Sockel kommen, der ehemals in der Erde stack. Der Durchmesser der Säule beträgt 0,50.

Die zehnzeilige Inschrift lautet so:

IMP · CAES ·
DIVI · SEVERI · NEPOT ·
DIVI · ANTONINI ·
MAGNI . FILIO · MARCo ·
5 AVR · ANTONINO PIO
FELICI · AVG · PONTIFICI
MAX · TRI · POTESTI · TER ·
COS · III · P · P · PROCOS ·
C · V · S · N · DEVOTISSIMA
10 POSIT · A · LOP · L · IIII

Um zuerst von dem Aeussern der Inschrift zu sprechen, ist zu bemerken, dass in Zeile 5 speciell der Name ANTONINO, den Elagabal, dieser berüchtigte Syrier, so sehr entehrt hatte, auch auf diesem Denkmale, wie öfters, ausgemerzt ist. Doch ist er noch entzifferbar und daher hier nach gewöhnlicher Methode durch Punkte unter den einzelnen Buchstaben als nicht ganz vertilgt angedeutet.

Was die Buchstabenformen anbelangt, die bei einer datierten Inschrift von hervorragendem Interesse sind, so ist sowohl bei dem vorliegenden, wie bei den folgenden Meilensteinen zu beachten dass der Buchstabe P eine zwiefache Behandlungsweise zeigt, indem sowohl die gewöhnliche offene Form desselben, wie auch die völlig geschlossene angewandt ist. (Vgl. meine Bemerkungen über die verschiedenen Gestaltungen dieses Buchstaben in diesen Jahrbüchern LII, 87.)

Der Buchstabe O in der zweiten Zeile hat in der Mitte einen Punkt, wie z. B. bei Brambach 1568.

Die vulgäre Form posit Z. 10 statt posuit erscheint oft auf Inschriften (z. B. bei Becker, Mainzer Catalog No. 12).

Gehn wir nun auf die Erklärung der Inschrift über, so mag vorerst die kurze Angabe genügen, dass Elagabal auch hier seine ge-

wöhnlichen Namen und Titel führt. Er nennt sich nämlich Enkel des verstorbenen (Septimius) Severus und Sohn des gleichfalls (seit 218) dahingeschiedenen Antoninus magnus, d. h. des Wütherichs Caracalla. Ganz dieselbe Bezeichnung führt Elagabal auch auf einem in der Nähe von Baden-Baden, d. h. in der Entfernung von 4 Leugen von diesem, zur Römerzeit Aquae genannten Orte errichteten Meilensteine (Wilmanns, No. 842 = Brambach 1956). Gesetzt wurde derselbe von dem ganzen dortigen Verwaltungsbezirke, d. h. von der civitas Aurelia Aquensium, welche südlich von dem auf den vorliegenden Meilensteinen genannten Nemeter-Gebiete lag.

Ueberhaupt bietet dieser Badener Meilenstein eine vollständige Sachparallele zu dem vorstehenden. Auch auf ihm wurde der Name des Kaisers nach seinem Tode laut Senatsbeschluss, wie auf vielen anderen öffentlichen Denkmalen vertilgt, um dadurch das unheilvolle Andenken an diesen Regenten auszulöschen.

Ferner ist auch die Zeit des Steinsatzes dieselbe, nämlich das Jahr 220, in welchem Elagabal (der anno 218 zur Regierung gekommen war, damals also zum ersten Mal die jährlich erneuerte tribunicische Gewalt bekleidet hatte) zum dritten Mal die trib. pot. innehatte, d. h. im dritten Regierungsjahre stand. Nach dem neben dem dritten Tribunatsjahre angegebenen Consulatsjahre bekleidete der Kaiser im Jahre 220 zugleich auch zum dritten Male das Consulat und stimmt diese Angabe überhaupt zu der allgemeinen Annahme, nach welcher die beiden Consuln dieses Jahres Elagabal und Comazon (letzterer zum zweiten Male) waren. (Vgl. eine Inschrift aus Mainz bei Brambach 1138 = Wilmanns 2273. Vielleicht gehört auch die fernere Mainzer Inschrift, ibid. No. 2275 hierher.)

Zwei weitere Meilensteine, im Wiesbadener Museum befindlich, und ebenfalls im dritten Regierungsjahre dieses Kaisers gesetzt, nennen ihn indessen blos consul designatus (Brambach No. 1938 u. 1941), sodass er hiernach erst im folgenden Jahre 221 consul III geworden wäre.

Wie dem auch sei, so nennt ein bei Wilmanns No. 1000 aufgeführter Meilenstein, der im fünften und letzten Regierungsjahre des Elagabal, also 222, errichtet worden war, denselben consul IV.

Dieses Schwanken in der Datierung nach dem Consulatsjahre erstreckt sich nun wie es scheint auch auf den vorstehenden Heidelberger Meilenstein.

Die siebente Zeile desselben ist nämlich keineswegs klar, indem

zwar der Schluss derselben vollkommen deutlich TER lautet mit vorhergehendem Punkte, also anzeigt, dass der Kaiser die vorhergenannte tribunicische Würde zum dritten Male (ter oder auch tertium) bekleidete, allein die merkwürdige Abkürzung POTESTI. kann doch kaum den gewöhnlichen Ablativ potestate oder den Genitiv potestatis bedeuten. Statt tribuniciae potestatis ter (= tertio anno) scheint also ein abgekürzter Dativ POTEST(AT)I, in Folge einer falschen Analogie mit dem folgenden consuli tertium und den übrigen Dativen des Steines gesetzt worden zu sein, indem man sich die Würde personificirt dachte. Auslassungen einzelner Buchstaben, wie hier, sind besonders bei der unten unter No. VI folgenden Inschrift bemerkbar. — Freilich fällt bei dieser Erklärung wieder auf, dass dieselbe Zahl einmal in Lettern ausgeschrieben sein soll, nämlich bei Angabe der tribunicischen Gewalt; das andere Mal gleich darauf aber wieder in Ziffern, bei Angabe des Consulates.

Ich hatte daher den Versuch gemacht, das Jahr 219 als Zeit unseres Meilensteines zu fixiren, unter der Annahme, der Steinmetz habe den Punkt verkehrt gesetzt, so dass er hätte schreiben sollen POTEST·ITER·, d. h. tri(buniciae) potest(atis) iter(um).

Diese Lesung wäre nun zwar sehr leicht möglich, allein sie dürfte doch bedenklich sein, so lange nicht auch anderweitige Inschriften gefunden werden, die ebenfalls das zweite tribunicische Jahr mit dem dritten Consulatsjahre des Elagabal verbinden. Die bei Wilmanns, No. 135 u. 998 stehenden geben aber für das Jahr 219 blos sein zweites Consulat an.

II. Meilenstein des Severus Alexander, wurde wohl schon im Jahr 222 gleich nach Ermordung des Elagabalus und beim Beginn der Regierung des Severus Alexander errichtet, indem bei jedem Thronwechsel ein anderer Meilenstein mit dem Namen des neuen Herrschers gesetzt worden zu sein scheint. Hieraus erklärt sich denn auch, dass hier weder die tribunicische Gewalt, d. h. das Regierungsjahr, noch das Consulat angegeben ist. Für beide Würden wird schon desshalb das erste Jahr als Stiftungszeit des Steines anzunehmen sein, denn bei einem Meilensteine würde sich der Mangel einer genaueren Datirung sonst schwer erklären lassen. Von Interesse für uns ist, dass demselben Jahre zwei weitere Meilensteine angehören, welche durch die benachbarte »civitas Aurelia Aquensium« errichtet worden sind (vgl. Brambach No. 1957 und 1960). Diese, sowie eine englische In-

schrift aus demselben Jahre 222 (Wilmanns No. 755b) zeigen an, dass der Kaiser damals zum ersten Male Consul war.

Was nun das Aeussere unseres zu Ehren desselben gesetzten Heidelberger Meilensteines betrifft, so ist derselbe über 2 m. hoch, wovon $1^1/_2$ auf den runden Schaft kommen, 0,55 auf den Sockel. Der Durchmesser der Säule beträgt 0,50. Die Inschrift ist zwar vielfach halb erloschen, so besonders in der fünften Zeile, so dass man vermuthen könnte, der Name Alexandro sei gewaltsam vertilgt, wie bei Wilmanns No. 1004 und 2360, allein die ganze Inschrift ist so wenig tief eingehauen, dass man lieber ein natürliches und allmähliches Verlöschen derselben annehmen wird. Immerhin ist dieselbe mit einiger Anstrengung noch lesbar. Der Kaiser erscheint auch hier mit seinen gewöhnlichen Namen, die alle ausgeschrieben sind, sowie mit seinen sonstigen Titeln in der gewohnten Reihenfolge:

IMP·CAES
MARCO
AVRELIO
SEVERO
5 ALEXANDRO
PIO·FELICI
AVG·
C·S·N·
A·LOP·L·IIII

III. Meilenstein zu Ehren Gordianus III. vom Jahr 238.

Nach dem gewaltsamen Tode des gegen die Alemannen zu Felde ziehen wollenden trefflichen Alexander Severus im Jahre 235 durch seine eignen Soldaten in der Gegend von Mainz, auf Betreiben des rohen Maximinus Thrax kam dieser letztere an die Regierung. Er schlug die Alemannen zwar im folgenden Jahre (236), doch schon 237 waren sie wieder in Bewegung. Es war vielleicht eine Folge der Alemannen-Einbrüche seit 234, dass sich von ihm kein Meilenstein zu Heidelberg vorfand, wiewohl solche nördlich davon von der civitas Mogont. innerhalb ihres Gebietes zu Ehren desselben gesetzt wurden. So auf dem Strassenzuge von Mainz zu den Odenwaldcastellen (s. Brambach 1963), sowie auf der Strasse von Mainz nach Worms (ib. 1944). — Maximin kam 238 um. Seinem Nachfolger, Gordianus III., dessen Zeit etwas ruhiger war, wurde nun wieder zu Heidelberg eine Wegsäule gesetzt.

Dieser Kaiser war der Enkel des als proconsul von Afrika, noch während der Regierung des Maximin, daselbst zum Kaiser ausgerufenen Gordianus I. Dieser letztere war aber alsbald sammt seinem, zum Mitregenten angenommenen Sohne, Gordianus II., von dem benachbarten Statthalter von Mauretanien besiegt und getödtet worden, so dass, als inzwischen auch Maximinus gefallen war, Gordianus III. in demselben Jahre 238 zur Regierung gelangte. (Vgl. Wilmanns No. 1011.)

Dies war denn wohl auch das Jahr des Steinsatzes, da die Zahl der tribunicischen Gewalt nicht angegeben ist, der Kaiser also diese Würde zum ersten Mal bekleidet haben wird. Die Consulatsangabe fehlt ganz, was dafür spricht, dass er diese letztere Würde noch nicht bekleidete.

Im Uebrigen war der Kaiser 239/240 zum ersten Mal und 241/242 zum zweiten Mal Consul.

Im Jahr 244 kam er bereits um.

Um nun auf den zu Ehren dieses Regenten zu Heidelberg gesetzten Meilenstein zu kommen, so bildet derselbe zwar noch ein Ganzes, aber der obere, kleinere Theil des Steines, der den Anfang der Inschrift enthielt, ist abgeschliffen. Die Totalhöhe des Steines beträgt aber immer noch 1,80 m., bei einem Durchmesser bis zu 0,40. Die Inschrift lautet so:

RD///O I
P·F·AVG·P·M·
TRB·P·P·P·C·S·N·
L·IIII·

Dies habe ich auf die folgende Weise interpretirt: (Imperatori Caesari M. Antonio) [GO]RD[IAN]O I(nvicto) P(io) F(elici) AVG(usto), P(ontifici) M(aximo), TR(I)B(unicia) P(otestate), P(atri) P(atriae): C(ivitas) S(everiana) N(emetum), L(eugae) quatuor [zu ergänzen a Lopoduno, das hier, wie öfters in ähnlichen Fällen, weggelassen ist].

Der ganz abgeschlagene Anfang ist hierbei auf die gewöhnliche Weise ergänzt. Gordianus führte nämlich neben seinem cognomen die bekannten Namen M. Antonius. In der jetzt ersten Zeile ist nun nur noch, wie aus dem Texte ersichtlich ist, Folgendes zu erkennen: Zuerst ist der Untertheil eines R sicher, sodann der eines D, worauf der vordere Schenkel eines A zu folgen scheint. Hierauf kommt eine zerstörte Lücke von etwa zwei Buchstaben, wonach dann ein O folgt. Nach diesen gegebenen Faktoren habe ich auf die angegebene Weise

[GO]RDA[N]O ergänzt, wobei dann das D als mit einem I ligirt zu denken ist, da das Bruchstück des A unmittelbar darauf folgt.

Diese meine Erklärung beansprucht zwar durchaus keine Unfehlbarkeit, sie dürfte indessen die meiste Wahrscheinlichkeit vor etwaigen anderen, deren mir übrigens keine bekannt sind, voraus haben.

Ob am Schluss dieser Zeile noch ein I steht, das ich hier wiedergebe, wie es schon meine erste Abschrift des Originals enthielt, ist durchaus nicht sicher, denn der betreffende senkrechte Strich, nach dem der Stein übrigens abgeschlagen ist, könnte auch eine Begrenzungslinie der Zeile gewesen sein.

Dies scheint mir nun wahrscheinlicher wie meine frühere Erklärung Invictus, welcher Titel bei diesem Kaiser sehr häufig fehlt, wie dies Wilmanns ad No. 1011 auch ausspricht: »Invicti cognomine plerumque abstinet; Pius Felix in lapidibus anno jam 238, in nummis sequente demum anno vocatur.«

Von sonstigen Eigenthümlichkeiten der Inschrift ist noch hervorzuheben, dass in der vorletzten Zeile die Abkürzung TRB· auffallend ist. In meiner ersten Publication gab ich TRıB· indem ein kleinerer Strich zwischen R u. B steht, der zwar ein kleineres I sein könnte, aber nicht so tief wie die andern Buchstaben eingehauen ist. — Die Buchstabenformen anlangend, so ist das P hier überall ganz geschlossen, wovon schon oben ad No. I gehandelt wurde.

Von Interesse ist aber besonders auch das M dieser Inschrift, welches, bei vertikalen Schenkeln, seinen Mittelwinkel nicht bis auf die Zeile herunterreichen lässt, was sonst durchweg Regel ist.

IV. Meilenstein zu Ehren der beiden arabischen Philippe vom Jahre 246. — Der ältere Philippus wurde nach dem Tode des dritten Gordian im Jahre 244 zum Kaiser ernannt. Er war damals consul designatus; erst im nächsten Jahre, 245, war er zum ersten Male Consul, als er im zweiten Jahre seiner Regierung stand.

Das dritte Jahr derselben, nämlich 246, ist das auf unserm Steine genannte Tribunats- oder Regierungsjahr: T(ribunicia) P(otestate) III.

Die Nummer des Consulats ist nicht angegeben, weil es noch als das erste galt, während Presens und Albinus die eigentlichen Consuln dieses Jahres waren. Der Versuch, die Zahlenangabe III zum folgenden COS· zu ziehen, ginge nicht an, denn abgesehen von der in diesem Falle mangelnden Analogie mit den übrigen Meilensteinen würde das dritte Consulatsjahr des Vaters, d. h. 248, nicht zu der auf unserer Heidelberger Inschrift angegebenen Thronfolgerwürde des schon 247

Mitkaiser gewordenen Sohnes stimmen. Indessen bek
Philipp das Consulat zum dritten und letzten Male wal
von 247 an, bis zu seinem Tode, 249.

Wenigstens bezeichnet eine Inschrift das fünfte
gierung, also 248, und zugleich sein drittes Consu
diese Verhältnisse Wilmanns No. 1013—1015.)

Was nun den Sohn des ältern Philipps betrifl
junior, so hatte derselbe blos den Rang eines »nob
d. h. eines Thronfolgers, und zwar von 244—247, ii
Jahre er erst zum Mitregenten ernannt wurde.

In demselben Jahre, 247, war er zum ersten M

Im folgenden, 248, war er es zum zweiten Ma
Vater zugleich cos. III war. (In Folge dessen bez
No. 2275 eine schon erwähnte Mainzer Inschrift hieh
nicht genannten Consuln datiert ist und die Becke
loge No. 12 zu dem Jahre 208 stellt. Die Consulnan
wie gesagt, ausgelassen und ist blos am Schlusse be
ara Kal. Oct. ter et bis cos«. Noch andere Mö
Lehne angegeben.)

Im nächsten Jahre, 249, wurden die beiden Ph
lassung des Decius getödtet, dem dann auch der Thr

Betrachten wir nun unsere Heidelberger Wegsäu
hier die beiden Herrscher, deren voller Name Marcu
war, mit ihren gewöhnlichen Titeln. Den Namen
ihnen überhaupt nur auf Münzen vom Jahre 248 zuert
sie hier so wenig, wie auf andern Steinen. Der ält
sonst manchmal auch den Titel Invictus neben dem
Felix Augustus. Auch war er pontifex maximus; d
häufig princeps juventutis, was alles auf unserm
Fall ist.

Was nun das Aeussere desselben betrifft, so bil
noch ein kleines Bruchstück, dessen Höhe nur noc
Durchmesser von 37 cm. beträgt. Die Inschrift ist
ständig und ziemlich gut erhalten. Die Buchstaben
alle ganz regelmässig, die P also alle offen:

IMP · CAES · M ·
IVL · PHILIPPO
PIO · F · AVG · T · P
III · COS · ET · M ·
5 IVL · PHILIPPO
NOB · CAES ·
C · S · N ·
L · IIII

= Imperatori Caesari Marco Julio Pilippo pio felici augusto tribuniciae potestatis tertio (anno), consuli et Marco Julio Philippo nobilissimo Caesari: civitas Severiana Nemetum [scil. a Lopoduno, was auch hier fehlt] leugae quatuor.

V. Meilenstein des älteren Decius, wohl vom Jahr 249. Alsbald nach der Thronbesteigung dieses Kaisers wurde demselben zu Ehren ein neuer Meilenstein zu Heidelberg errichtet. Da weder die Zahl der Tribunatsjahre noch auch das Consulat angegeben ist (obwohl der Kaiser damals, d. h. 249, schon zum ersten Mal Consul gewesen sein muss), so ist wohl gleich das erste Regierungs-Jahr anzunehmen. Hieraus erklärt sich am besten die blosse Nennung der Tribunatswürde, bezeichnet durch das gewöhnliche T. P., ohne beigefügte Zahlenangabe. Uebrigens waren die Consuln des Jahres 249 Aemilianus und Aquilinus. Das folgende Jahr 250 sah aber Decius als »consul bis«, zugleich »consul designatus ter« und proconsul. Im Jahre 251 wird er genannt cos. III, procos. (Vgl. Wilmanns No. 1016—1018.) Der proconsularische Titel wird Decius auch auf unserm Meilensteine beigelegt.

Zu bemerken ist noch, dass nach Wilmanns einige Inschriften die Regierungszeit des Decius nicht vom Jahre 249 an datieren, (in welchem derselbe nach Besiegung der beiden Philippe durch den Senat zum Augustus ernannt wurde), sondern schon von 248 an, wo er durch die Legionen in Mösien zum imperator ausgerufen worden war. Die Datirung nach den Tribunatsjahren ist daher auf den Steinen des Decius eine schwankende.

Gehn wir nun über zu unserer Heidelberger Inschrift, die den vollen Namen des Decius mit allen seinen sonstigen Prädikaten enthält, so bietet sie das Besondere, dass derselbe hier Troianus heisst, statt Traianus. So auch der ältere Trajan selbst bei Wilm. 2643.

Durch diese Bezeichnung scheint eine Anspielung auf alttrojanisches Heldenthum ausgesprochen worden zu sein, wenn nicht etwa

der Volksmund überhaupt den altbekannten Namen Trajan in dieser Form aussprach. Vergl. Legio II Troiana bei Bramb. 1116.

Hervorzuheben ist ausserdem dass das praenomen Gaius vor dem Gentile Messius, hier nicht durch das gewöhnliche C, sondern durch G bezeichnet wird, wozu Wilmanns II p. 403 eine Reihe von Beispielen bietet. Ebenda sind auch mehrere Beispiele von Vornamen, die voll ausgeschrieben sind, wie wir dies schon oben in No. I u. II bei dem praenomen Marcus fanden.

Gerade so ist aber im vorliegendem Falle der Vorname Quintus, der freilich hier sammt den folgenden beiden Troianus Decius als cognomen verwandt ist, mit allen Buchstaben ausgeschrieben [1]).

Betrachten wir nun schliesslich noch die äussere Form unseres Leugenzeigers sammt dem unversehrten Texte desselben.

Die Totalhöhe des in der Mitte in zwei Theile zerbrochenen Steines beträgt 1,90 m. bei 0,36 Durchmesser. Die Inschrift lautet:

IMP · CAES ·
G · MESSIO
QVINTO
TROIANO
5 DECIO · P · F ·
INVICTO · AVG ·
P·M·T·P·P·P·PROCOS·
C · S · N · L · IIII

1) Wie ich schon oben andeutete, haben meine Original-Abschriften und Erklärungen der Heidelberger Meilensteine, das Athenaeum, dem ich sie zuschickte, zu einer eigenen Bearbeitung derselben veranlasst. Dass mein Name von Seite der Redaktion übergangen ist, kann mir nur erfreulich sein, denn auf diese Weise können die hierbei begangenen Irrthümer, von denen sich kein einziger in den von mir direkt gemachten Copien befindet, auch nicht auf meine Rechnung gesetzt werden. So edirte ich in den deutschen Blättern Anfangs August schon TROIANO, wie es auf dem Steine steht. Das Athenaeum vom 25. August zog es aber vor, statt dessen Traiano zu schreiben! — Auch die übrigen Steine sind im Athenaeum, trotz meiner vorhergehenden richtigen Fassung ungenau wiedergegeben. So steht auf No. VII ebenso wie auf allen übrigen ganz deutlich die Entfernung von vier Leugen, nicht aber leugae III, was schon desshalb unstatthaft wäre, weil alle Steine zusammen an demselben Punkte gestanden haben. Von No. III wird angegeben »broken into several parts«, während der Stein ein Ganzes bildet, nur ist die Inschrift oben abgescheuert, oder wie ich geschrieben hatte »Inschrift nur noch bruchstückweise vorhanden«. — Auch habe ich die Sigle TRIB·P· meinerseits freilich nicht durch Zuhilfenahme des plebeischen tribunus plebis erklärt.

also imperatori Caesari Gaio Messio Quinto Troiano Decio, pio, felici, invicto, augusto, pontifici maximo, tribunicia potestate, patri patriae, proconsuli etc.

VI. Meilenstein zu Ehren des jüngern Decius, wohl im Jahre 250, bei seiner Ernennung zum Thronfolger gesetzt. In diesem Jahre war er blos consul designatus, wozu stimmt, dass hier weder das Consulat, noch die tribunicische Gewalt überhaupt angegeben sind.

Im nächsten Jahre, 251, war er Consul, wurde aber schon im Herbste desselben Jahres, sammt seinem Vater in einer Schlacht gegen die Gothen getödtet.

Unser Decius junior war nie Mitregent, sondern besass nur die Würde eines »nobilissimus Caesar«, wie gesagt eine Bezeichnung für die Thronfolger, welchen Titel sie alle seit Geta's Zeit führten (vgl. Wilmanns zu 996). Der Kaiser hatte aber ausserdem noch einen zweiten Sohn, der bei Lebzeiten des Kaisers ebenfalls den Titel eines Thronfolgers führte, nach dem Tode seines Vaters aber zum Augustus ernannt wurde. Es war dies C. Valens Hostilianus, der übrigens noch in demselben Jahre 251 gleichfalls umkam. Im Jahre vorher, 250, hatte derselbe bald nach seinem älteren Bruder die tribunicische Gewalt erhalten. (Vgl. Wilmanns No. 1019.)

Dem Hostilianus wurde indessen kein Denkmal zu Heidelberg errichtet.

Was nun die Namen Q. Herennius Etruscus Messius Decius des auf dem in Rede stehenden Heidelberger Meilensteine genannten zweiten Decius betrifft, so stammen sie theils von mütterlicher Seite — seine Mutter hiess Herennia Cupressenia Etruscilla (vgl. Wilmanns No. 1020) — theils von seinem Vater. Das cognomen Quintus des letztern dient hierbei wieder in seiner ursprünglichen Eigenschaft als praenomen.

Das Aeussere des Steines anlangend, so ist derselbe 1,70 m. hoch, bei einem Durchmesser von 0,36. Die Inschrift, über welcher der Stein abgeschliffen ist, ohne dass man jedoch etwas vermisst, lautet:

Q · HERENNIO
ET · RVCO
MESSIO · DECIO
NOBILISMO
5 CAESAI
C · S · N · L · IIII

Die Inschrift zeigt verschiedene Nachlässigkeiten des Steinmetzen, bestehend in der Auslassung von Buchstaben.

So fehlt in der zweiten Zeile ein S, auch ist der Name ETRV(S)CO durch einen Punkt unnöthiger Weise in zwei Theile getrennt, so dass es scheint, der Steinmetz habe geglaubt, es handle sich um verschiedene durch ET verbundene Namen.

Auch in der vierten Zeile, wo ein doppeltes S stehen sollte, ist ein S vergessen. (Das folgende I ist mit dem M ligirt.)

Endlich fehlt in der fünften Zeile das R in CAESA(R)I, ohne dass Raum für dasselbe vorhanden wäre. Es ist also auch dieser Buchstabe einfach vergessen. Diese Flüchtigkeiten des Steinmetzen werfen auch ein Licht auf die Inschrift No. I, wo wir die seltsame Abkürzung POTESTI zu constatiren hatten.

VII. Meilenstein zu Ehren der gemeinsamen Regierung von Valerianus und Gallienus, wohl aus dem Jahre 254. — Nach dem Tode des Decius kamen die zwei Vibii oder Galli, nämlich Vibius Trebonianus Gallus und sein Sohn Volusianus an die Regierung, d. h. von 251—253, wo sie bereits umkamen. Dasselbe Schicksal theilte ihr Nachfolger Aemilianus, der überhaupt nur im Sommer 253 regierte.

Von diesen ephemeren Herrschern zeugt kein Denkmal an unserm Platze. Aber alsbald nach ihrem Untergange wurde ein neuer Meilenstein daselbst errichtet.

Es war dies der Fall noch gegen Ende desselben Jahres 253, wo die beiden Licinii, Valerianus und sein Sohn Gallienus zur Kaiserwürde gelangten.

Da weder die tribunicischen Gewalten noch die Consulate derselben hier erwähnt werden, so spricht die Vermuthung an sich schon dafür dass, wie im Allgemeinen bei jedem Thronwechsel ein anderer Meilenstein mit dem Namen des neuen Herrschers gesetzt wurde, dies auch in dem vorliegenden Falle stattgefunden hat und mithin die erste Zeit der Regierung, also 253/254 als Periode für die Errichtung des vorliegenden Steines anzunehmen ist. Betrachten wir noch kurz die auf sonstigen Inschriften dieser Kaiser erscheinenden Consulatsangaben so ergibt sich, dass Valerianus schon 253 Consul gewesen sein muss, denn im nächsten Jahre 254 wird er schon cos. II genannt, in welchem Gallienus erst cos. I wurde.

Im Jahre 255 war Valerianus zum dritten Mal, Gallienus zum zweiten Mal Consul. (Man könnte daher, nebenbei bemerkt, auf dieses Jahr eine schon einige Mal erwähnte Mainzer Inschrift beziehen, die

Becker No. 12 indessen dem betreffenden Consulate des Caracalla und Geta vom Jahre 208 zutheilt).

Vom Jahre 257 ist constatirt, dass damals Valerianus cos. IV, Gallienus aber cos. III war, was dieser letztere sicher bis 261 verblieb. Er regierte noch bis zum Jahre 267, während Valerianus schon vorher, 260, in persischer Gefangenschaft starb. (Vgl. über diese Verhältnisse Wilmanns, hauptsächlich No. 1022—1026.)

Das Jahr 260 ist also der späteste Termin, in welchem der in Rede stehende Leugenzeiger gesetzt sein kann, da aber der Titel Germanicus maximus, den beide Kaiser in Folge angeblicher Siege des Gallienus seit 256 führten (vgl. Wilmanns 1026 und 1027), hier nicht aufgeführt ist, so dürfte dies das späteste Jahr des Steinsatzes sein.

Gehn wir nun auf sein Aeusseres über, so bildet derselbe eine vollständig erhaltene Säule von einer Gesammthöhe von fast 2 Metern, wovon 1,45 auf den ehemals aus der Erde herausragenden runden Schaft kommen, dessen Durchmesser 40 cm. hält. Die Inschrift lautet:

IMPP CAE
SS·P·LICIN
IO VALER
IANO·P·F
5 INVICTO
AVG·ET·P·LI
CINIO GALI
ENO·AVG·CI
VIT·VLP·S·N
10 A·LOP·LEVG
IIII

Dies ist also zu interpretiren: »Imperatoribus Caesaribus Publio Licinio Valeriano pio felici invicto augusto et Publio Licinio Gal(l)ieno augusto, Civitas Ulpia Severiana Nemetum, a Lopoduno leugae quatuor.«

Der Name des Gallienus ist hier nur mit einem einzigen L geschrieben. Was die Buchstabenformen betrifft, so sind die P hier alle offen.

Die Prädikate Pius Felix Invictus sind hier, wohl der Kürze wegen, nur dem ersteren der beiden Kaiser zuertheilt. Der Name des Gallienus ist auf dieselbe Weise blos mit einem L geschrieben auf einem zu Altripp gefundenen Meilensteine (Brambach 1947). Der-

selbe ist nur noch bruchstücklich vorhanden und war wohl auch an beide Kaiser gerichtet, so dass Brambachs Angabe der Stiftungsperiode desselben 254—267, d. h. der ganzen Regierungszeit des Gallienus doch nach dem oben Gesagten auf den Anfang seiner Regierungszeit eingeschränkt werden sollte, also wohl ebenfalls auf das Jahr 254. Dies geht schon aus den weitern am gleichen Orte gefundenen Meilensteinen hervor, die ebenfalls der Zeitfolge nach eine gewisse Reihe bilden.

In jener Zeit der sogenannten 30 Tyrannen erhoben sich bekanntlich in verschiedenen Provinzen unabhängige Kaiser, während Gallienus in Rom regierte.

Einer derselben war Latinius Postumus, dessen Herrschaft von 259—268 dauerte (vgl. Wilmanns No. 1035). Aus der Zeit seines zweiten Consulates, d. h. wohl aus dem Jahre 260 stammt nun eine der erwähnten Altripper Meilensteine (Brambach 1948). Dem Altripper Meilensteine des Gallienus geht vorher ein zu Ehren des Decius (hier geschrieben Deccius) offenbar zu der gleichen Zeit wie der Heidelberger dieses Kaisers, also wohl a. 249 errichteter Leugenzeiger (Brambach No. 1946).

Den Anfang der Altripper Reihe macht ein solcher des Septimius Severus (ib. 1945). Freilich ist bei dieser Reihenfolge der Umstand hervorzuheben, dass ihr Fundort Altripp nicht der ursprüngliche zu sein scheint, sie vielmehr wohl erst als Baumaterial dahin gebracht worden sind und ehemals theilweise an verschiedenen Punkten der linksrheinischen Strasse von Mainz nach Strassburg, anlässlich mehrfacher Reparationen derselben, zu Ehren der jedesmaligen Kaiser gesetzt wurden.

Selbstverständlich geht die Kaiserreihe auf dem linken Ufer des Rheines viel weiter, wie zu Heidelberg, nämlich bis in die Zeit der Licinii, 307—323 (vgl. Brambach No. 1951 und dann No. 1952 = Wilmanns No. 1069).

Errichtet sind diese Steine auf Kosten und im Gebiete der colonia Nemetum (Speier), welches den linksrheinischen Theil des alten Nemeterlandes umfasste, wie wir bereits gesehen haben, während die Heidelberger Meilensteine gleichsam von der Filiale jener Colonie, d. h. von dem rechtsrheinischen Bezirke der Nemeter aufgestellt wurden. Ein ganz analoger Fall, wo ebenfalls eine Reihe von Meilensteinen zu Ehren der auf einander folgenden Kaiser und Thronfolger errichtet worden sind und zwar an ein und derselben Stelle und folglich mit derselben

Angabe der Entfernung vom Hauptorte, findet sich in Afrika, wo fünf solcher Steine alle mit derselben Formel schliessen: »respublica coloniae Thamugadensium. Milia X« (Wilmanns No. 841)[1]).

Heidelberg. C. Christ.

---

3. Der Apollo von Speyer[2]).

Hierzu Tafel I.

Speyer, dessen hochragender Dom mit den vier stattlichen Eckthürmen und der Doppelkuppel, am Hochufer des Rheines gelegen, der weithin sichtbare Markstein in der Ebene für die Anwohner des gesegneten Rheingebietes ist und jetzt mit seinen Kaisergräbern und seinem Bilderschmuck das Ziel von Hunderten von Reisenden bildet, welche für deutsche Kunst und Geschichte ein Interesse haben, hat von Jahr zu Jahr mehr die Erinnerung auch an seine älteste Periode geweckt, gepflegt und neubelebt. Die Zeit, wo hier vom Rhein umspült der römische oder romanisirte Mittelpunkt der germanischen, bald nach Cäsar über den Rhein geführten Nemeter lag, der Hauptort der civitas Nemetum, ein Noviomagus mit dem Ehrennamen einer Colonia Nemetum, später mit dem Volksnamen selbst als Nemetae einfach bezeichnet, einer der Hauptmittelpunkte militärischer und politischer Organisation in Obergermanien, diese Zeit wird uns abgesehen von den immerhin spärlichen Zeugnissen der Literatur, urkundlich durch Inschriften, durch

1) Von hervorragender Wichtigkeit für die Erklärung unserer Meilensteine sind auch einige weitere afrikanische Milliarien (bei Wilmanns 840), wo eine zu Ehren von Caracalla benannte res publica Lamasbensium Antoniniana und eine res publica municipii Dianensium innerhalb ihrer Gebiete Meilensteine auf der Strasse von Lambaesis nach Diana und Lamasba errichten liess. Beim Ausgangsgunkt dieses Strassenzuges, in der civitas oder dem municipium Lambaesitanorum selbst, stellte diese letztere zu Ehren des Galerius Maximianus a. 293 bis 304 eine Wegsäule auf mit der Inschrift: Perpetuo nobilissimo Maximiano Caesari. M̄. I. R. P. C. L. = miliarium primum. Res publica coloniae Lambaesitanae. Dies war also der erste Meilenstein entlang der genannten Strasse. Von besonderem Interesse ist auch der gegen Ende derselben gesetzte, worauf zu lesen ist: Imp. Caes. M. Aurelius Severus Alexander Pius Felix Aug. etc. — miliaria commeantibus innovavit de republica sua Lamasba. —

2) Dieser und der folgende Aufsatz sind ein erneuter Abdruck der Festschrift, welche unser Verein der im September d. J. in Wiesbaden versammelt gewesenen Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner als Begrüssungsschrift gewidmet hatte. Die Red.

Nachweis römischer Heerstrassen, welche von hier aus gemessen wurden, durch Gräberfunde aller Art von Jahr zu Jahr mehr bezeugt und individualisirt[1]).

Unter der Herrschaft des vom Neckar an die Isar übergesiedelten pfälzischen Fürstenstammes, der bayrischen Könige, ist Speyer auch für die römische Welt des alten Nemetergebietes am linken Rheinufer seit 1818 Sammelplatz geworden und Dank der Fürsorge der k. Regierungspräsidenten, Dank dem unermüdlichen Fleiss gelehrter Schulmänner und der Hingabe opferfreudiger und zugleich intelligenter Liebhaber und Sammler hat sich in der verbundenen Kreis- und Sammlung des historischen Vereins eine Quelle der interessantesten Denkmäler zusammengefunden. Aus der alten Denkmälerhalle am Dom sind die Steindenkmale in das Parterre des neuen städtischen Realschulgebäudes gewandert und der obere Stock desselben hat in bequemen und hellen Räumen, übersichtlich in Glasschreinen und Kästen geordnet, die Fülle der Gegenstände in Gold, Bronze, Eisen, in Elfenbein, in Glas- und Thongebilden aller Art aufgenommen. Eine Durchmusterung dieser reichen Sammlung liess aber bis jetzt die Stadt Speyer selbst gegenüber anderen Fundstätten der Pfalz, wie Dürkheim, Schifferstadt, Altrip, Rodenbach, Schwarzenbach, Rheinzabern, Rauenstein, Bliescastel u. s. w. zurücktreten. Es waren bisher die allerdings dichtgedrängten Gräberstätten im Südwesten der Stadt, in dem Felde der sog. Katersgasse und an der Hochstrasse, welche allein fortwährende Ausbeute an Terra sigillata und Gläsern brachten. Und so ist gerade in diesem letzten Jahre ebenfalls dort ein trefflich erhaltenes Glas, in

1) Die bayrische Pfalz unter den Römern. Kaiserslautern 1865; Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, I. Leipzig 1875, mit dem ziemlich flüchtigen Versuch einer Literaturgeschichte der Alterthumsforschung der Gegend; vgl. dazu die einschneidende Kritik von Bergk in diesen Jahrbüchern Heft LVI. S. 124 ff. Zur Statistik der älteren Funde wichtig: J. Mich. König, Beschreibung der römischen Denkmäler, welche von 1818—1830 entdeckt wurden und in Speyer aufbewahrt werden. Kaiserslautern 1832, und zur Ergänzung die Schriften des histor. Vereins. Die interessante Stellung der jungen rechtsrheinischen Civitas Ulpia Severiana Nemetum mit Hauptort, dem vicus Lopodunum zur civitas Nemetum überhaupt mit der Colonia Nemetum an der Spitze, wurde vom Verf. in diesen Jahrbüchern XLIV. S. 139 ff. darzulegen versucht; sie wird jetzt durch die wichtigen Funde von acht Meilensteinen dieser C. U. S. N. zu Ehren römischer Kaiser von Septimius Severus bis Gallien mit den Leugenangaben von Lopodunum neu bestätigt (Christ, Heidelberger Zeitung 1877. Nr. 183. 184).

Lekythosform und ein thönerner Aschenkrug gefunden worden [1]). Die römischen Inschriften, welche sich wesentlich an kirchlichen Gebäuden (Dom, Retscher, St. German, St. Georgen) oder in die alten Thore eingemauert fanden, ergeben neben vereinzelten Grabdenksteinen, so dem wichtigen von Constantius II. Maximus dem Bruder und der Mutter gesetzten, religiöse Stiftungen, so an Mercur, an Jupiter O. M., an Juno Regina (Brambach C. I. R. n. 1797. 1801. ff.).

Um so überraschender und erfreulicher ist ein Fund, welcher am Ende des vorigen Jahres im Bereiche der altrömischen Stadt, ganz in der Nähe des Doms gemacht wurde und welcher eine Bronze von bedeutender Grösse und von einem für römische Provinzen seltenen, allgemeinen Kunstwerthe zu Tage gefördert hat [2]). Bisher war nur eine kurze Notiz durch eine Correspondenz des Herrn Dr. C. Mehlis in den Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland n. 247 vom 11. Mai d. J., welche dann in die Pfälzer Zeitungen übergegangen ist (z. B. Nordpfälzisches Wochenblatt vom 19. Mai, Nr. 79), in weitere Kreise gedrungen; die wohl nur auf flüchtiger Anschauung beruhende Beschreibung und Deutung musste eine ganz falsche Vorstellung erwecken, die im Anblicke des Originals oder einer getreuen Abbildung sofort als irrig sich kundgiebt. Der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, welcher erst kürzlich ein wichtiges Bronzewerk der Speyerer Sammlung publicirt hat, das Medaillon mit dem Raub des Ganymed (Heft LVIII, 1) ist durch das überaus dankenswerthe Entgegenkommen Sr. Excellenz des Präsidenten der Rheinpfalz, K. von Braun, sowie des Mitgliedes der K. Regierung Baurath Siebert, zugleich durch die Liberalität des dortigen historischen Vereins,

---

1) Das Glas schlank, leicht ausgebaucht, mit weiter Oeffnung, einem leicht geschwungenen langen Henkel, rundem breiten Fuss, ist $0{,}20^{m}$ hoch, grösster Diam. $0{,}1^{m}$. Zwei Reihen von je sieben Tupfen laufen um den Bauch. Das Glas irisirt. Der Aschenkrug ist $0{,}17^{m}$ hoch, grösster Diam. $0{,}12^{m}$.

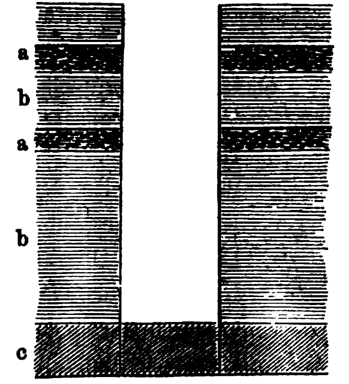
2) Als die Bronze dem bereits rettungslos dahinsiechenden Conservator des historischen Vereins, Herrn E. Heidenreich, dessen Sammlung nun bereits der öffentlichen als Geschenk einverleibt ist, gezeigt wurde, gerieth er in eine leidenschaftliche Freude und äusserte sie in einem Brief an Regierungs- und Kreisbaurath Siebert. »Nun ist ihm der Beweis erbracht, dass Speyer nicht zu den unbedeutenden oder kleinen Römerstädten am Rhein gerechnet werden darf, dass hier gleiche Opulenz herrschte, wie in den grossen Römerstädten Trier, Mainz und Cöln.« — Nach gütiger Mittheilung des Herrn Siebert.

auf dessen Kosten die photographische Aufnahme erfolgte, in den Stand gesetzt, diesen Fund rasch und würdig zu veröffentlichen.

Derselbe hat sich beeilt, diese Gabe zunächst der in Wiesbaden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner als freundlichen Empfangsgruss an den Pforten des Rheingaus darzubieten, um so mehr, als der musische Charakter des Denkmales dasselbe so recht in den Bereich der edelsten Interessen unserer klassischen Schulbildung stellt. Mögen die Blicke der Philologen und Schulmänner vor allem jederzeit an der Akropolis und an der ewigen Roma hangen, mögen sie jetzt in erster Linie auf Olympia, auf Troja, auf Mykenä, auf Pompeji und auf die nordetrurischen Fundstätten im Pogebiet gerichtet sein, sie werden auf dem klassischen Boden der Aquae Mattiacae im unmittelbaren Verkehr mit einer der reichsten und bestgeordneten provinzialen Sammlung des deutschen Vaterlandes auch geöffnet sein für die Fülle der Anregung, welche der unmittelbaren Anschauung des einstigen römischen Lebens am Rhein entspriesst, möge das Bewusstsein der wissenschaftlichen Pflicht, die hier am Rhein an den deutschen Philologen in der Pflege heimischer Alterthumskunde herantritt, aber auch die Ueberzeugung der für das Gesammtgebiet daraus reifenden Früchte neu gestärkt werden! Ein Verein, der das ganze Rheingebiet zum Felde seiner Arbeit sich gleich Anfangs erkoren, der einen A. W. v. Schlegel, Welcker, O. Jahn, Ritschl zu seinen Vorständen und thätigsten Mitgliedern gezählt, dessen Thätigkeit in sechzig Bänden mit einer Fülle von neuen Publikationen aus dem Bereiche der antiken Welt offenkundig vorliegt, beehrt sich den wichtigsten neuesten Fund am Mittelrhein der Versammlung in einem Erinnerungsblatt darzubieten.

In der vom Dom zu Speyer nach Nordwest ziehenden Maximilianstrasse, welche in der fächerförmig vom Domplatz sich ausbreitenden Stadt die lange mittlere Hauptader bildet, befindet sich links dem vom Dom Kommenden, unmittelbar nahe dem bischöflichen Palast, angränzend an den Vikariatshof, wie andererseits an das Gymnasium, das Regierungsgebäude mit einem tiefen, von schmalen Flügeln umgebenen Hofe. Ein Umbau des letzteren, welcher die Flügel vertiefte, und ihre Vorderwände in den Hof hineinrückte, hatte auf der Südseite zur Bloslegung starker mittelalterlicher Pfeiler und in einer Tiefe von vier Meter, die abwechselnd starke Schutt- und Brand-

massen mit abgelagerter Erde aufwies, auf eine schräg streichende breite Mauer römischer Technik geführt. Ganz in der Nähe dieser Mauer, also 4 m tief unter der Oberfläche, 0,70 über dem Kies- und Sandboden, stiess ein Arbeiter auf einen Metallgegenstand, und hieb mit der Hacke ein Stück davon los; es ergab sich beim Herausholen eine hellgrün erscheinende Bronzestatuette von 0,44 m Höhe. Vergeblich suchte man weiter nach Metallstücken, nichts ward gefunden; dagegen ganz dabei zwei interessante Steingegenstände, ein Gefäss und ein kleiner Altar. Das Gefäss ist aus gelbgrünlichem, im Innern braun oxydirten Sandstein des Niederrheins (am Laacher See von Niedermendig) geschnitten und wie gedreht. Das anfangs weiche Material verhärtet sich mit der Zeit ausserordentlich. Es ist kraterförmig mit starkem Fuss, zwei massiven Handhaben und eine Oeffnung im Rande, an dem ein Mundstück sich befand. Die Gesammthöhe beträgt 0,25 m, der Durchmesser 0,21 m, im Lichten 0,14 m. Die Handhaben sind 0,10 m hoch und 0,05 m breit. Der rechteckige Einschnitt im Rand liegt in der Mitte der zwei Handhaben (0,02 m breit 0,03 m hoch). Der Altar besteht aus dem Material der nächsten Nähe, buntem Sandstein der Hardt wie des Odenwaldes. Er ist viereckig mit Abacus und drei kleinen Gliedern als Basis, dem Hauptkörper und dem oberen Gesims, das durch zwei einfach gebildete Polster, in deren Mitte eine Vertiefung für die Libation sich befindet, abgeschlossen wird. An zwei Ecken ist es abgestossen. Die Massverhältnisse sind: Basis 0,03 m hoch, Mittelkörper 0,09 m breit, 0,075 m tief, 0,06 m hoch, oberes Gesims 0,04 m hoch. Wir werden schwerlich zweifeln können, dass die beiden Gegenstände in einem kleinen Sacrarium einer Hauskapelle sich befanden und rituell benutzt sind; es liegt wenigstens ganz nahe, die dabei gefundene Bronze als das kleine Götterbild zu fassen, vor dem die Libationen geschahen.



Bodendurchschnitt.
a Schuttlage, b gewachsener Boden.
c römische Mauer.

Wenden wir uns nun zum weitaus werthvollsten Theile des Fundes, zur Bronzestatue, von der auf Tafel I eine Ansicht von vorn und von hinten nach gänzlich untouchirter Photographie gege-

ben ist.[1]) In trefflich mattgrüner Patina, dabei stark an einzelnen Stellen nicht allein durch Oxydation, sondern auch durch Feuergluth, wobei eine Menge kleinster Quarztheile wie angebacken sind, angefressen, in massivem Guss, so scheint es (das Gewicht beträgt 7 Kilogramm), steht eine jugendliche, nackte, männliche Gestalt vor uns, in der grössten Ausdehnung des Erhaltenen 0,44^{m} hoch. Vom rechten Fuss ist noch die Ferse und der Ansatz zur Spanne gegeben, das Weitere ist in ungleicher Fläche gewaltsam abgeschlagen. Vom linken Bein ist, wie bemerkt, quer durch das Knie der untere Theil beim Finden abgeschlagen worden, kann aber genau wieder angefügt werden. Dagegen fehlt hier der ganze Fuss vom Beginn der Ferse an wie dort von der Fussspanne. Die hauptsächlichsten Massverhältnisse sind:

Gesammtlänge	0,44^{m}
Gesichtslänge bis Haaransatz	0,04^{m}
Vom Haaransatz bis Schopfrest	0,015^{m}
Halslänge	0,03^{m}
Schulterbreite	0,15^{m}
Rumpflänge vom Schlüsselbein zur Scham	0,15^{m}
Länge des Oberarms	0,10^{m}
Unterarm bis Handfessel	0,09^{m}
Oberschenkellänge	0,10^{m}
Unterschenkel	0,095^{m}

Die Gesammthaltung der Gestalt wird bedingt durch das schräge Aufliegen des linken Unterarms auf einem hohen stützenden Gegenstande, von dem noch unförmliche Reste an der Unterseite des Unterarms sich finden und die dadurch bedingte Erleichterung der linken Seite, während die rechte Hüfte ausgebogen und das rechte Bein fest aufgesetzt ist. Dazu kommt dann die freie, seitliche, schräge Hebung des rechten Armes, die zugleich einen kleineren Gegenstand in der Hand fest gepackt hat, wodurch natürlich im Schulterblatt eine leichte Verschiebung sichtbar wird. Der Kopf erhebt sich auf stattlichem Hals in ruhigster Haltung, fast ganz en face und horizontal. Der Eindruck würdiger Ruhe bei dem feinen Kräftespiel in den Extremitäten wird dadurch erzeugt.

Der Kopf ist besonders jugendlich, man möchte fast sagen mäd-

---

1) Eine dritte Ansicht, Aufnahme von der Seite musste auf der Tafel wegbleiben.

chenhaft gebildet. Das Oval des Gesichtes ist voll und weich, die Stirn edel, eher hoch zu nennen und offen, die Augenknochen zart gewölbt, die Augen offen, lebendig, etwas länglich geöffnet, mit markirten, schön geschwungenen Lidern, die Pupille von Silber eingesetzt und mit leichter Angabe des Sternes, die Nase nicht besonders lang und an der Spitze eher kindlich leicht abgerundet, der Mund klein, nahezu geschlossen, die Wangenlinie zum Kinn voll und auch das Kinn klein gerundet. Die Haare sind sorgfältig und reinlich aus dem Gesicht in acht breiten Wellen zurückgestrichen, eine dünne Binde versteckt sich hinter diesen Wulsten. Aus dem vollen Nacken sind die Hinterhaare scharf aufgenommen und in breitem, in der Mitte getheiltem Wulst zurückgebunden. Ueber dem Scheitel des regelmässig gescheitelten, zierlich streng behandelten Haares erhebt sich ein kleiner mittlerer Ansatz und daneben zwei kleinere, möglicherweise Ansätze einer Haarschleife oder kleinen Haarschopfes, entschieden nicht eines grossen Haaraufbaues. Ueber die Schultern fallen erst fast senkrecht, dann in Schlangenwindungen sich entfaltend zwei starke Haarstränge nach vorn herab. Der Hals ist breit und weich, eher fleischig beim Uebergang zu dem Rumpf in der Schlüsselbeingegend gebildet.

Von besonderem Interesse ist die Durchbildung des eigentlichen Rumpfes. Eine breite, kräftige, fleischigweiche Brust erhebt sich über dem zart behandelten und zurücktretenden Unterleib, über den schlanken Hüften. Andeutungen der Brustwarzen und des Nabels sind mir nicht besonders aufgefallen, doch kann auch hier die oxydirte Oberfläche sie mehr haben verschwinden lassen. Wenn irgendwo tritt hier im Mittelkörper und der feinen darin nachklingenden Doppelbewegung die ideale jugendliche Schöne der Figur hervor. Durchaus zart ist die Schambeinlinie behandelt, die Scham ohne jede Andeutung von Flaum. Auch der Rücken ist sorgfältig durchgebildet mit tieferer Rille der Rückgratslinie, fleischigen Schulterblättern, fein umzeichneten nicht üppigen Hinterbacken.

Die Oberschenkel setzen Verhältnisse und zarte Fleischigkeit des Rumpfes harmonisch fort; Knie, Schienbein und Wade des Unterschenkels sind dem entsprechend. Auffällig ist die starke Aussenwendung des rechten Unterbeins, welche von der rechten Seite gesehen sehr ungeschickt störend erscheint. Auch von hinten gesehen ist der Ansatz der Ferse dadurch störend. Man kann kaum glauben, dass abgesehen von der absichtlichen festen Stellung dieses Beins ein

reines Ungeschick des Giessers oder Formers dabei gewaltet hat. Ob hier nicht die Einwirkung des Feuers ein solches Verziehen gleichsam mit bedingt hat? Während der rechte Fuss platt auf der Erde stand (der Rest der Unterseite ist wenig ausgearbeitet), war der linke leicht gehoben mit der Ferse, welche ganz nahe die des rechten Fusses gestreift haben wird.

Wir berührten oben bereits die Hauptmotivirung beider Arme. Der rechte Arm ziemlich steil seitwärts gesenkt, dreht im Ellenbogen mehr die Innenseite hervor und hält fest in der Hand einen vorn rundlichen, etwas gebogenen Gegenstand mit zahnartigem Ende, während das hintere Ende breit und scharf abgeschnitten hervorsteht. Von einer Schlange oder gar einem Fisch kann im Ernst nicht die Rede sein, es ist vielmehr ein Schlaginstrument für die Leier, ein Plektron, wie es in mannigfachen Modifikationen mehr zierlich, mehr rund und voll, in Vasenbildern, Reliefs, Statuen uns entgegentritt; ich mache auf die ganz analoge, ebenfalls starke Form an der cyprischen leierspielenden Frau aufmerksam (von mir publicirt Archäol. Zeitung 1870, Tafel 37, S. 67 ff.). Der linke Arm ist im oberen Theil eng noch an den Körper angeschlossen, wendet sich aber dann schräg, wie von unten getragen, ab, wozu wir bereits den Stützpunkt nachwiesen. Die Finger sind an der horizontal gehaltenen Hand wie leicht in einen gegliederten Gegenstand greifend gebildet.

Ueberblicken wir die ganze Bronze nun als einheitliche Bildung, so tritt uns eine griechische Idealgestalt ächtester Art, nicht irgend ein genrehafter Einfall, ein idyllischer Vorwurf etwa eines Fischerknaben mit der Angel, wie man gemeint, unabweislich entgegen. Wohl konnte man im ersten Augenblick, wie Heidenreich es that, schwanken zwischen Apollo und Bakchos[1]), aber eine weitere Betrachtung musste allein bei Apollo stehen bleiben, bei jenem Apollo, mit dem ein Bathyllos, der geliebte Knabe des Anakreon, wohl vertauscht werden konnte (Anacreont. 10 (29), 43. Apulej. Florid. II, 15), jenes ewigen Knaben (*παῖς ἐς ἀεὶ*, Luc. de sacrific. 11), jenem *ἀκερσεκόμης καὶ ἁβρός* (Philostr. Heroic. p. 317. 18 ed. Kayser), dem *γυμνὸς ἐπὶ χαλκῷ* mit dem reinen Sonnenglanz der Augen, wie ihn Christodoros schildert (Ecphras. 73 ff.), oder wie er ihn beschreibt, „jenen Meister des Gesanges, von der unabgeschnittenen Blüthe des Haares geziert, dem

1) Man vergleiche den soeben von Friedländer Arch. Zeit. 1877 2. Taf. X. S. 78 ff. publicirten Dionysos von silberplattirter Bronze aus Pommern.

auf beide Schultern getheilt niederfällt die frei sich schlängelnde Locke, mit dem sich drehenden Seherauge voll Lösung menschlicher Leiden [1]". Wie lebendig auch den Menschen der römischen Welt eine solche Apollonatur vorschwebte, ergiebt eine kürzlich gefundene Inschrift zu Mainz auf dem Grabe eines Sklaven des Hipponicus, des Sohnes des Hedyepes und der Genesia, also eines Griechen: decora facie cupidinis os habitumque gerens || nec metuam dicere Apollineus [2]. Aber noch mehr, ein Apollo ist uns darin gegeben mit jenem wundersamen Anfluge einer strengeren, gleichsam naiveren Kunst, wie sie den Apollogestalten eines Onatus, eines Pythagoras, eines Kalamis unmittelbar vor und neben Phidias eignete und wie diese alterthümliche und doch so anmuthige Weise mit so merkwürdiger Feinheit von jener griechischen nach Rom verpflanzten Künstlerschule eines Pasiteles, Stephanos, Menelaos, Apollonios bewusst erneuert ward.

In wahrhaft überraschender Weise werden wir von der Speyerer Bronze hingeführt zu jener vor zwei Jahrzehnten im Hause del citaredo zu Pompeji entdeckten lebensgrossen Bronze eines Apollo, welche in Kekulé einen so feinsinnigen Erläuterer nach stilistischer Seite hin gefunden hat [3]. Was hier in wahrhaft vollendeter Weise uns begegnet, dieser anziehende bewusste Archaismus einer hoch entwickelten Kunst, davon ist in unserer Bronze in den einzelsten Theilen ein schärferer Nachklang, mögen wir hinblicken auf Haltung des Ganzen, auf die Verhältnisse, das Gesicht, besonders die Haare und Haarlocken, auf die breite Brust und schmächtigen Unterleib, auf Bildung der Schenkel. Die Hebung des rechten Arms mit dem Plektron ist durchaus dieselbe, anders dagegen die des linken Armes, welche in der Pompejanischen Bronze berechnet ist, eine kleinere Leier vor und an sich zu halten, ja wohl mit den Fingern sie zu rühren (intus canere). Es prägt sich dabei im Ganzen eine Art innerer Versenkung man

1) *Εἶδον ἀκερσεκόμην Ἕκατον θεὸν εἶδον ἀοιδῆς*
κοίρανον ἀτμήτοις κεκασμένον αἴθεσι χαίτης·
εἶχε γὰρ ἀμφοτέροισι κόμης μεμερισμένον ὤμοις
βόστρυχον αὐτοέλικτον· ἕλισσε δὲ μάντιν ὀπωπὴν
οἷα τε μαντοσύνῃ μεροπήια πήματα λύων. 266—270.

2) Klein, römische Inschriften in und bei Mainz in Ztschr. der röm. Gesch. u. Alterth. zu Mainz II. 3. p. 323, Becker römische Inschriften etc. des Museums der Stadt Mainz. 1875. n. 247. p. 84.

3) Publicirt Mus. Borbon. XV. t. 33; viel besser und genauer Monum. ined. d. Inst. VIII. t. 13; Annali p. 55—71. tav. d'agg. d. e.

möchte sagen beim Beginn des Spieles ehe mit dem Plektron schärfere, leidenschaftlichere Töne angeschlagen werden. Unsere Bronze, sehen wir, ruht mit dem linken Arm auf einem Stützpunkt und fasst in einen gegliederten Gegenstand von oben ein; wir haben sie uns zu ergänzen gestützt auf einen Pfeiler, an dem eine Leier ruht, oder gestützt auf die grössere Kithara, welche selbst auf einer Unterlage ruht.

Hierbei kommen uns nun eine Anzahl von statuarischen und Reliefwerken zu Hülfe, welche uns den Apollo in dieser Weise mit völliger Sicherheit zeigen. Ich nenne in erster Linie das interessante in Athen gefundene Relief an der Basis einer Statue mit der Inschrift: *Ἀπόλλωνος Ἀγυιέως Προστατηρίου* ‖ *Πατρῴου Πυθίου Κλαρίου Πανιωνίου*; die Linke des Gottes, der völlig nackt mit gekreuzten Beinen und geneigtem Haupte, aber nur noch in älterer Haar- und Körperbehandlung steht, ruht am oberen Stege der Kithara, welche neben ihm auf einem Lorbeerstamme steht[1]). In gleicher Motivirung steht Apollo in jüngerer Bildung mit der den Rücken herabwallenden Chlamys, die Leier auf den schlangenumwundenen Stamm gestützt, vor dem flehenden Skythen bei dem Marsyasurtheil, auf einem schönen antiken Plektron selbst (Arch. Ztg. 1850, Taf. 18, 4). Unter den statuarischen Werken vergleiche ich die feine anmuthige Bronze ebenfalls aus Pompeji (Mus. Borbon. II. Taf. 23, danach der Holzschnitt auf S. 11), ebenfalls eines ganz nackten, nahezu mädchenhaften Apollo mit leicht übergeschlagenem linken Bein, stützendem Pfeiler und der trefflich erhaltenen kleinen Leier, welcher eine breite Haarschleife auf dem Scheitel trägt, ferner die Bronze in Brescia, welche als Asklepios falsch gefasst worden[2]). Unter der grossen Zahl Marmorwerken, welche zu vergleichen, aber vor allem in ihren antiken Bestandtheilen und der Berechtigung ihrer Ergänzung erst näher zu untersuchen sein wird[3]), mag die mit dem Namen des Künstlers Apollonios bezeichnete Statue in der Sammlung Despuig auf den Balearen hervorgehoben werden, bei der aber auch schon die Chlamys auf den Baumstamm niedergelegt ist (Hübner, Bildwerke in Madrid S. 297 ff.). Also wir sehen auch dieses Motiv

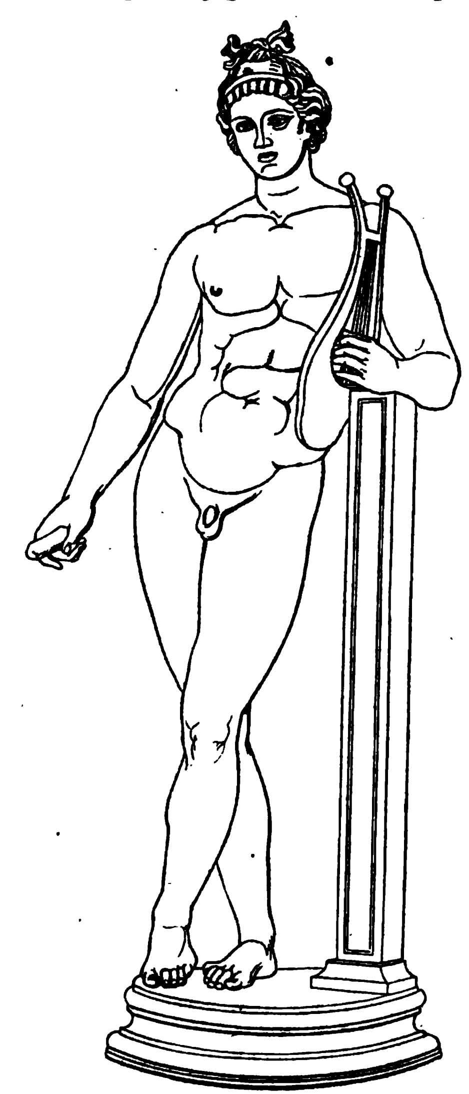
1) Stuart Antiquit. of Athens I. p. 15; Böckh C. J. I. p. 465; Müller, D. d. a. K. II. Taf. XII, 130; Heydemann, Antike Bildwerke in Athen, S. 306 n. 821.

2) Museo Bresciano tav. XLIV, Fig. 3, dazu Conze, Archäol. Anzeiger 1867. S. 108*.

3) Clarac Mus. de sculpture pl. 119, n. 47; 475, n. 907; 476D. n. 946d; 486A. n 954E; 487, n. 943, 944, 946; 492, n. 956; 494B. n. 954d; 541, n. 1136; 854A. n. 2163; pl. 1006; 1078 n. 2785abc.

ist wohl bezeichnet, aber unsere Bronze dasjenige Beispiel desselben, in dem der Zauber anmuthiger Naivetät einer strengeren Kunst am reinsten bis jetzt ausgeprägt ist.

Ein weites Feld der archäologischen Arbeit öffnet sich für uns von da in der ästhetischen Entwickelung des Ideals und der Materie des Apollo citharoedus, ebenso wie in dem historischen Nachweise auf bestimmte Cultusgegenstände, auf die Verehrung des panionischen, delischen, milesischen Apollo gegenüber dem delphischen im langen



Schleppgewande. Wir wollen dies nur andeuten, nicht weiter ausführen [1]).

Doch höre ich endlich vom Standpunkt der Lokalforschung römischer Denkmäler am Rhein fragen, wie kommt ein solcher musischer Apollo, ein solcher Patroos Panionios etwa hier in diese Militairanlagen des Gränzlandes? Nun, ein Blick in die Indices bei Brambach (C. I. Rhenanar.) erweist uns, wie reichlich der Cultus des Apollo am Nieder- und Oberrhein vertreten war, allein, dann mit Jupiter, Sol, Luna, Fortuna (n. 55), mit Aesculap (n. 1747), mit Mercur (n. 1567), mit einer Dea Sirona, ganz abgesehen von jenen, die der Beiname als ursprünglich keltische Gottheit erweist, wie der Apollo Grannus, selbst ein Apollo Pythius ist uns bekannt (aus der Neckargegend n. 1590); bei Nennig lernen wir einen vicus Apollinensis kennen mit dem Genius collegii juventutis, was für seine Auffassung sehr bezeichnend ist (Brambach n. 1138. Wilmans p. 2273). Die speciell musische Beziehung aber lernen wir kennen aus der Dedikationsschrift einer ehernen Basis von Zahlbach bei Mainz: Apollini Melpomenen, v. s. l. l. m. (Brambach Append. n. 34). In Mainz liegt ja auch der vere Apollineus, der schöne griechische Knabe Hipponikos begraben. Und im Speyrer Museum befindet sich unter den Sarkophagreliefs aus dem Dorfe Birnbach ein höchst interessantes, spätrömisches mit dem Urtheil des Marsyas, auf dem Apollo mit Hercules und Minerva Marsyas und drei weiblichen Gottheiten, darunter Venus, gegenübertritt.

So möge denn fortan der leierspielende Apollo auch als schönes Zeugniss römischer, die griechische Kunstwelt und freie Idealität in sich fortführende und den Germanen überliefernde Gesittung am Rhein das Museum zu Speyer schmücken!

Heidelberg, August 1877. Stark.

---

4. Antikes Freskomedaillon.

(Hierzu Tafel II. [2])

Erst geraume Zeit nach seiner Auffindung ist vor Kurzem ein Stück römischen Wandgemäldes in seltener Erhaltung aus der Verbor-

---

1) Immer sind die Paragraphen bei Müller, D. d. a. K. n. 359—368 dafür noch das Reichhaltigste; auch Gädechens in seinem fleissigen Artikel über Apollo in Pauly, Realencyclopädie I. 2. S. 1287 ff. giebt dafür keine schärfere Scheidung.

2) Der übergedruckte Massstab beträgt viermal 5 Ctm.

genheit hervorgetreten. Dasselbe würde, ganz abgesehen von seinem allgemeineren Werthe, noch von ganz besonderer localer Bedeutung sein, wenn die Nachrichten über seine Auffindung ganz klar und gewiss wären.

Soviel glaube ich als wahr annehmen zu dürfen, dass derjenige, welcher das Bildchen vor mir besass, dasselbe vor etwa zwanzig Jahren von einem Bauer in der Eifel gekauft hat. Dieser Bauer soll es in Fliessem gefunden haben, das heisst also wohl, in der bekannten Villa von Fliessem, in welcher damals[1]) schon längst Ausgrabungen stattgefunden hatten. Ob aber das Bildchen erst nach jenem Ankaufe oder bei jenem »Bauer« in seine jetzige Medaillonform gebracht worden ist, oder ob dasselbe schon als umrahmtes Medaillonbild in die Hand desselben gekommen[2]), darüber konnte ich bisher keine bestimmte Nachricht erhalten.

Am wahrscheinlichsten ist es mir, dass es erst nach dem Ankaufe in den strickförmigen Rahmen gefasst worden ist, und ich hoffe darüber auch noch äussere Gewissheit zu bekommen.

Für jetzt aber darf die Frage aufgestellt werden, ob die Fassung als Medaillon unbedingt und unter allen Umständen für modern erklärt werden muss. Ich glaube diese Frage für Form und Material[3]) der Fassung bejahen zu dürfen. Gleichwohl will ich nicht verschweigen, was von dem zur Vergewisserung Gelesenen und Verglichenen wenigstens in etwa für antiken Ursprung der jetzigen Gestalt zu sprechen schien.

Was von den Nachrichten, dass man zu Pompeji (Fresko-) Bildtafeln an eisernen Haken aufgehängt gefunden habe, zu halten sei, weiss ich nicht zu beurtheilen[4]), bei unserm Bildchen ist der Eisendraht, welcher zum Zwecke des Aufhängens eingelassen ist, sehr modernen Ursprungs. Von der Auffindung umrahmter[5]) Freskomedaillons habe ich keinerlei Nachricht gefunden.

Es ist gewiss, dass schon im Alterthume Bilder aus den Wänden herausgeschnitten und in andere Wände wieder eingesetzt, resp. ein-

---

1) S. schon Jahrb. H. I. S. 42.

2) Damit würde die Richtigkeit der Fundort-Angabe zum mindesten zweifelhaft.

3) Der strickförmige Rahmen besteht aus Gyps, die Rückwand aus einem grünlich-grauen mit Holztheilchen durchsetzten Cement.

4) Man lese darüber O. Donner bei Helbig, Wandgemälde S. LXVIII.

5) d. h. mit wirklichen, nicht gemalten Rahmen versehener.

geputzt wurden[1]). Dass unser Bildchen in solcher Weise bereits im Alterthume Medaillonform erhalten habe und als Medaillon in eine Wand eingesetzt worden sei, ist gar nicht unmöglich; ja es spricht dafür nicht nur die ungewöhnlich gute Erhaltung gegenüber den sämmtlichen übrigen römischen Wandmalereien der Trierer Gegend[2]), ja, ich darf wohl sagen, fast sämmtlicher römischer Wandmalereien[3]), sondern namentlich auch der Umstand, dass die schwarze Farbe des Hintergrundes hie und da die Bildfläche verlässt und auch den Seitenrand gefärbt hat, ohne dass sich hier irgend welche Spuren von späterer Anmalung resp. Ergänzung des Hintergrundes fänden. Zudem ist das Vorkommen von medaillonförmigen Bildchen in einfach grundirten Wandflächen gar nichts Ungewöhnliches[4]), und da ist es denn eine gegebene Sache, dass man diesen Medaillons auch Rahmen, freilich gemalte Rahmen, die zugleich die Ansatzfugen verdeckten, gab. Zwei solcher Wandmedaillons stellen (unter vielen anderen Beispielen) nicht nur auch Brustbilder, und zwar mit Attributen versehene Brustbilder dar, sondern haben zugleich eine Umrahmung, für welche die Abbildung[5]) es zum Mindesten zweifelhaft lässt, ob sie strickförmig ist, oder ob sie aus kreisförmig gebogenem Perlstabe besteht. Ein anderes, zudem ovales Medaillon mit weiblichem Brustbilde zeigt dagegen unzweifelhaft strickförmige Umrahmung; der Strick erscheint als aus zwei verschiedenfarbigen Fäden gedreht[6]). Während es nun aber bei den erwähnten Medaillons wenigstens möglich, zum Theil sogar wahrscheinlich ist, dass sie von vorne herein für Medaillonform gedacht sind, ist dies für unser Bildchen zum Mindesten unwahrscheinlich. Denn nicht nur macht dasselbe im Allgemeinen schon den Eindruck, als bilde es nur den Theil eines ehemals vollständigen Bildes, sondern das Gebilde über

1) S. O. Donner a. a. O. S. LXV, wo derselbe die zugehörigen Stellen aus Plinius und Vitruv bespricht; ebenda. S. LXXI.

2) v. Wilmowsky schreibt hierüber: „Ich hoffte, als ich — vor ungefähr 20 (jetzt 30) Jahren — zum Zwecke meiner kleinen Studien die hiesigen Sammlungen antiker Ueberreste durchwanderte, auch die römische Malerei der Heimath einigermassen vertreten zu sehen —, ich fand aber nichts.“ D. röm. Villa zu Nennig S. 8.

3) Abgesehen von den unter ganz ausserordentlichen Umständen erhaltenen Malereien aus Pompeji und Vereinzeltem in Rom.

4) Um zahlreiche Beispiele zu finden, durchblättere man nur Zahn's oder Ternite's Sammlung, oder die Pitture d'Ercolano.

5) Pitture d'Ercol. III. p. 263.

6) Ebendas. V. p. 85.

der linken Schulter des Mädchens ist in der Verstümmelung, worin es sich darstellt, unklar, räthselhaft, ja, wie wir später sehen werden, geradezu irre führend. Wenn ein Brustbild des Mars den oberen Theil einer Lanze, das einer Venus Köpfchen und Flügelchen des Amor neben sich hat[1]), so dient das zur Verdeutlichung des Bildes; das unsere aber wird durch jenes Gebilde nicht verdeutlicht.

Wenn daher unser Bildchen als Medaillon in einer antiken Wand eingesetzt war, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass dasselbe früher eine andere Wand schmückte, wo es noch als vollständige Figur sich präsentirte, und dass es später aus derselben herausgeschnitten und in die neue Wand übertragen worden ist. Zur Gewissheit freilich ist weder das eine noch das andere zu bringen. Jedoch will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, von dem ich nicht weiss, ob er nicht grosse Beweiskraft hat; er würde sie bestimmt haben, wenn der Fliessemer Ursprung des Bildchens über jeden Zweifel erhaben wäre. Wo sind nämlich die anderen Malereien von Fliessem[2]), wo die anderen Malereien des ganzen Bezirks geblieben? Wie zerfallen und unbedeutend[3]) sind die Malereien zu Nennig gewesen? In welchem Zustande kommen die Ueberreste von Wandmalereien in Trier, welches im Alterthume so reich daran war[4]), zum Vorschein? Ist es ein blosser Zufall, der unser Bildchen so ausserordentlich schützte? oder war dasselbe vielleicht der Erhaltung fähiger als das Uebrige, weil es technisch, wenn auch vielleicht nicht künstlerisch besser ausgeführt war? Um diese Frage zu beantworten, wären sorgfältige Vergleichungen nöthig, welche anzustellen ich weder vermag noch wage.

Was aber überhaupt die Technik des Bildchens angeht, womit die Werthschätzung desselben als eines Werkes der Kunst enge verbunden ist, so darf von vorneherein nicht ausser Acht gelassen werden, dass schon zu des Plinius Zeit die Malerei, und zwar auch die Wandmalerei, für eine sinkende Kunst (ars moriens) galt[5]), und dass diese Kunst, abgesehen von den aufathmenden Schwankungen der nächst-

1) Zahn II Tafel 95.

2) In Fliessem befindet sich, soweit ich mich entsinne, kaum irgend ein Rest von Wandmalerei mehr.

3) Von wirklich Bedeutendem und zugleich Wohlerhaltenem daselbst habe ich nie gehört.

4) cf. Auson. Id. VI.

5) Der Ausdruck wird übrigens mehr auf Composition als auf Technik bezogen.

folgenden Jahrhunderte, von welchen sie unmöglich unberührt bleiben konnte, bei den Römern mehr und mehr zum Handwerksmässigen, zur flüchtigen Tüncherei herabsank. Man würde aber sehr irre gehen, wenn man nun den Wandverzierer des dritten oder vierten Jahrhunderts in Gedanken mit demselben Weissquaste bewaffnet sähe, der unseren Küchen in wenigen Minuten ein neues Gewand gibt, oder der es so trefflich verstand die alten Wandgemälde des Mittelalters zu überschmieren. Da war denn doch ein unendlich grösserer Rest von Kunsttradition bewahrt geblieben und herrschte, soweit und so lange ein Römer den Boden seiner Provinzen trat[1]).

In technischer Hinsicht kannte man im Alterthume überhaupt drei Arten von Malerei: die enkaustische Malerei, die Tempera-Malerei und die Fresko-Malerei[2]).

Von der enkaustischen Malerei unterscheidet Plinius, der sich hier einer ausserordentlichen Kürze befleissigt, drei Arten, welche wahrscheinlich folgende sind: 1) Man malte auf Holztafeln mit gefärbtem Wachse, und zwar so, dass das Wachs entweder in geschmolzenem Zustande mit dem Pinsel aufgetragen oder mit dem spatelförmigen Cestrum (Glühstab) vertheilt und verrieben wurde. 2) In ganz ähnlicher Weise wie auf die Holztafeln wurde das gefärbte Wachs auf Elfenbeintafeln aufgetragen, wenn nicht eine von den beiden Ansichten derer die richtige ist, welche glauben, die enkaustische Elfenbein-Malerei habe darin bestanden, dass man mit dem Glühstabe schwarze Figuren in die Tafeln einbrannte, oder aber darin, dass man mit dem Grabstichel vertiefte Figuren einschnitt und die Vertiefungen mit gefärbtem Wachs ausfüllte. 3) Vornehmlich an Schiffswänden wurde farbiges Wachs in geschmolzenem Zustande mit dem Pinsel gröblich aufgetragen und nachher noch durch genähertes Kohlenfeuer gewissermassen eingebrannt.

Die Tempera-Malerei geschah auf trockenem Grunde mit kalten Farben. Diese Malerei setzte demnach ein Bindemittel für die Farben voraus, mochte dieses nun in Leim oder Eiweiss oder einem

1) Von den Wandgemälden der Städte Pompeji und Herkulanum abgesehen, ist von alldem freilich nur äusserst wenig mehr übrig, und dieses Wenige meist in einem sehr verwitterten Zustande.

2) Dem einen oder anderen Leser wird diese Uebersicht willkommen sein, und um seinetwillen werden die Uebrigen die Digression gestatten. Ausführliches über die antike Wandmalerei gibt namentlich die Abhandlung von O. Donner in: Helbig, Wandmalereien S. I ff.

trocknenden Oele oder dergl. bestehen; die Alten gebrauchten vorzugsweise, wo nicht ausschliesslich, das Eiweiss als Bindemittel.

Die dritte Art endlich, die Fresko-Malerei, geschah, wie auch jetzt noch, auf nassem Grunde und bedurfte beim Auftragen der Farben der Anwendung eines Bindemittels nicht; die trocken gewordenen Farben hafteten auf dem ebenfalls trocken gewordenen Grunde nicht nur durch Adhäsion, sondern zugleich auch durch den Einfluss des Kalkes, welcher in gelöster Form die Farbenschicht durchdringt und dieselbe nach und nach mit einer schützenden Decke von kohlensaurem Kalk überzieht[1]). Bei der Freskomalerei bildet demgemäss die Vorbereitung des Grundes nicht den unwichtigsten Theil des Werkes.

Bei der Wandausschmückung an römischen Gebäuden kam nun vorzugsweise die zuletzt genannte Art der Malerei zur Anwendung; ja O. Donner[2]) will auf Grund eingehender Untersuchungen und Forschungen und je nach Möglichkeit auch praktischer Versuche der Temperamalerei auf diesem Gebiete nur eine ganz untergeordnete und mehr aushelfende[3]), der enkaustischen Malerei absolut keine Stelle einräumen; Andere hingegen, wie namentlich v. Wilmowsky, welcher viele Jahre hindurch den verschiedenartigsten Ueberresten von dieser Art in dem Trierer Bezirk die sorgfältigste Aufmerksamkeit geschenkt hat, wollen bei manchen antiken Wandmalereien enkaustische Natur[4]) unzweifelhaft erkannt haben.

1) Die Farben der Fresken schillern — und so auch die unseres Bildchens —, wenn sie von der Sonne beschienen werden, in den Regenbogenfarben, was als Folge jenes Ueberzuges angesehen wird; ob mit Recht, wage ich zu bezweifeln; dass der kohlensaure Kalk nicht die einzige Ursache des Schillerns sein kann, beweist z. B. unsere Tafel II, welche ebenso schillert wie das Original.

2) a. a. O. im Anfange.

3) Demgegenüber schreibt z. B. v. Wilmowsky im Jahresb. d. Ges. f. n. Forschungen in Trier 1865—68, S. 59: „Von antiken eigentlichen Fresken habe ich bis jetzt in Trier nur ein einziges Bruchstück gefunden. In diesem war die decorative Malerei, gekräuselte Bänder vorstellend, in den Stuckbewurf tief eingedrungen. Bei einem anderen einfarbigen Bruchstücke sah ich die Farbe in die Kreideunterlage zwar eingezogen, allein die Farbe war nicht polirt, man sah alle Pinselstriche; sie war sehr dick aufgetragen, und nur unvollkommen, sehr wässerig von der Unterlage eingesaugt. Dagegen fand ich Fragmente, deren Färbung ohne weisse Unterlage, unmittelbar auf den abgeschliffenen Verputz gebracht und doch nicht im mindesten eingedrungen war. Hier musste der Grund trocken und das Bindemittel temperaartig sein. Ich unterscheide daher in unserer antiken Stadt drei verschiedene Arten der Wandfärbung."

4) S. unten S. 49 Anm. 3; ausserdem Wilmowsky: „Die röm. Villa zu Nennig"

Für unser Bildchen ist die Frage irrelevant, da dasselbe a fresco in allen seinen Theilen gemalt ist; selbst für den schwarzen Grund, der wenigstens hie und da unter den übrigen Farben sich durchzieht, ist dies für gewiss anzunehmen, obschon er sich etwas fettig anzufühlen scheint; eine Art Politur hat derselbe freilich erfahren.

In der Vorbereitung des Grundes verfuhren die alten Freskomaler nicht ganz so, wie die modernen. Ein besonders wichtiger Unterschied besteht darin, dass bei jenen der Grund nicht so schnell trocknete und sie in Folge davon einerseits viel langsamer und minutiöser malen und andrerseits grössere Parthien des Gemäldes gleichzeitig vorbereiten konnten, während jetzt die Fresken aus viel zahlreicheren, kleineren, immer mehr oder weniger deutlich gegeneinander abgegränzten Abschnitten[1]) zusammengesetzt sind.

Nach Plinius legten die Alten übereinander zunächst drei Lagen immer feiner werdenden Sandmörtels und auf diese noch zwei, nach Vitruv sogar drei Lagen Marmormörtel, welcher ebenfalls nach obenhin immer feiner wurde. Alle Lagen wurden mit Schlaghölzern festgeschlagen und hierdurch sowie durch die gröberen Quarz- resp. Marmor-Stückchen, welche sich in dem Mörtel befanden, zu einer festen, nichtreissenden Kruste gestaltet. Die oberen Mörtellagen mussten noch feucht sein, wenn die nassen Farben aufgetragen wurden.

So sorgfältig, wie Plinius und Vitruv berichten, verfuhr die Praxis freilich nicht immer; ja es wurde oft recht flüchtig gearbeitet, und gleichwohl bleibt es bewundernswerth, welch vollkommene Erhaltung dieser verschiedenartige römische Bewurf — die Vorarbeit für die Malereien — selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen bis auf unsere Tage allenthalben bewahrt hat. Das freilich ist nur unter den günstigsten Verhältnissen möglich gewesen, dass die Gemälde selbst[2])

S. 12: „Die Farbe sass dünn, wie Papier auf dem Grunde, war nicht eingedrungen wie bei Fresken, nahm beim Reiben immer einen matten Glanz an, und schien darum nicht ganz erstorbene Wachstheile zu enthalten, weshalb ich die Behandlung als enkaustisch bezeichnete."

1) Ansatzfugen sind bei den antiken Fresken natürlich auch bemerkbar, und sie schliessen sich gewöhnlich den Contouren an; wenn bei unserm Bildchen keine solche vorhanden sind, so findet das in der Kleinheit desselben ausreichende Erklärung.

2) Hier ist nicht die Rede von dem farbigen, bald matten bald hellpo-

erhalten wurden und nicht unmittelbar oder doch bald nach der Aufdeckung abfielen, — ein für sich schon deutlicher Beweis, dass die Farben nicht in den unterliegenden Bewurfgrund des Freskobildes eindringen[1]).

Bei unserem Bildchen nun scheint der Bewurf, soweit eine Untersuchung desselben ohne Gefahr der Verletzung des Bildchens selbst angestellt werden konnte, in folgender Weise hergerichtet zu sein.

Soweit der Seitenrand, d. h. der Querschnitt des Bewurfes nicht durch den Rahmen verdeckt ist, habe ich denselben von der aufgestrichenen Farbe befreit und glaube nun folgende Lagen von einander scheiden zu können. Zunächst über dem Rahmenrande erscheint noch ungefähr $^3/_4$ Ctm. dick eine Lage von feinem Sandmörtel, von welchem die Kalktheilchen ziemlich mürbe geworden zu sein scheinen; die Sandtheile sind rundlich und meist grauschwarzer Färbung; von Ziegelbruchstücken oder Gefässscherbentheilchen bemerke ich keine Spur. Ueber dieser Sandmörtelschichte liegt eine Schicht Mörtels von viel hellerer Farbe; sie ist durchsetzt mit kleinen durch-

---

lirten Verputze, wovon trefflich erhaltene Stücke gar nicht selten sind, sondern von den eigentlichen Wandgemälden.

1) Vgl. hierzu oben S. 45 Anm. 2 und unten S. 49 Anm. 3; s. demgegenüber namentlich auch O. Donner a. a. O. S. XXXIV Anm. — Ein sehr deutlicher Beweis, wie wenig bei Fresken die Farben sich mit dem Bewurfe in Eins verbinden, ist in diesem Sommer zu Frankfurt a. M. geliefert worden, wo ein Italiener, Namens Zanchi aus Brescia, das berühmte Frescobild des Herrn Director Philipp Veit im Städel'schen Institut von der Wand abgelöst hat. Das zum Theil geheim gehaltene Verfahren besteht, wie ich höre, im Allgemeinen darin, dass auf das Bild Papier dick aufgeleimt wird; dieser Ueberzug wird später wieder abgelöst, und zwar so, dass das abgeprägte Bild dabei mit Leinewand unterfangen und gewissermassen zu einem Staffeleibild umgeschaffen wird, welches nachher wieder auf eine andere Wand aufgezogen werden kann. Zeichnung und Farbe sollen freilich auf der alten Wand noch erkennbar sein, aber im Wesentlichen muss die Farbendecke doch abgeblättert sein. Wie mir Herr Director Veit versichert, ist die Ablösung dieses Freskogemäldes von dem Bewurfe zu seiner Zufriedenheit gelungen. Nach den Erfahrungen desselben Meisters verhalten sich die Farben bezüglich des Eindringens in den Bewurf verschieden, während nämlich gewisse Farben, namentlich Eisenoxyd, in den Bewurf eindringen, bleiben andere, wie namentlich Schmalte, Kobalt u. a., auf der Bewurffläche.

scheinend weissen Steinchen (es sind wohl ohne Zweifel Marmorstückchen)[1]; diese sind in Folge des Festschlagens fast mauerartig geordnet, und haben im Querschnitt eine Länge von etwa $1^1/_2$, eine Höhe von etwa 1 Millimeter; die ganze Schicht hat eine Dicke von ca. 3 Millimeter. Auf diese Schicht folgt endlich diejenige, welche der Malerei unmittelbar zur Grundlage dient; sie ist etwa $1^1/_2$ Millimeter dick; ihre Färbung ist theils weiss, theils graulichweiss; von kleinen gröberen Theilchen ist sie nicht frei; man erkennt solche an vielen Stellen der Bildfläche, wo die schwarze Grundfarbe besonders dünn aufgetragen ist, ganz deutlich.

Die Technik im Bewurfe entspricht also im Ganzen den Vorschriften der Alten[2]) und ebenso der Technik, welche an den pompejanischen Wandgemälden sich gezeigt hat[3]); ebenso stimmt sie im Allgemeinen zu dem, was v. Wilmowsky bei den Wandmalereien der ältesten römischen Baureste zu Trier beobachtet hat[4]); weit entfernt ist sie von der späteren, zu Trier in den höher gelegenen Bauschichten vorkommenden Technik, so sehr diese auch den modernen Bewurf an Festigkeit, Glätte und Dauerhaftigkeit übertreffen mag. Die Technik des Bewurfes spricht demnach unser Bildchen einer noch immer guten Zeit zu[5]), welche die Zeit der Antonine wohl jedenfalls nicht überschreitet.

Die Malerei selbst widerspricht der Annahme einer so frühen Zeit nicht. Sie hat weder das Trockene, Steife der spätesten Zeit, noch das gränzenlos Nachlässige und Flüchtige, welches die dürftigen Reste von Ornamenten etc. aus der nachantoninischen Zeit des Zerfalles zeigen. Vielmehr beweisen alle Theile des Bildchens eine sichere Künstlerhand, die auch mit geringen Mitteln viel zu leisten vermag. Aus dem Ganzen aber blickt uns, wenn wir es in dem richtigen Halbdunkel betrachten, die ganze lebensvolle Anmuth und Grazie der antiken Welt entgegen. Aber ein Betrachten in der richtigen Beleuchtung und nicht beim grellen Lichte des Tages ist dazu unerläss-

---

1) Ich konnte ohne Gefahr für die Bildfläche kein solches Stückchen ausbrechen.

2) S. oben S. 46.

3) S. O. Donner a. a. O.; an vielen Stellen.

4) S. von Wilmowsky, die röm. Villa zu Nennig S. 19.

5) Man vgl. dem gegenüber Jahrb. IV, S. 135 f.

lich, wie es denn für die alte Wandmalerei ein Punkt ist, der gar nicht genug hervorgehoben werden kann, dass diese Malereien bestimmt waren für Gemächer, welche bei Tage nur durch die Thüren (die kleinen Fenster hoch an der Decke kommen wenig in Betracht) ein durch die vorspringenden Hallendecken noch mehr gebrochenes seitliches Licht empfingen, bei Abend und Nacht aber durch ein gewiss nicht sehr starkes und unsicheres Lampen- oder Fackellicht erhellt waren[1]). Nur die eigene Anschauung kann zeigen, welch zauberhaften Einfluss eine solche Beleuchtung ausübt; dass dieser Einfluss im Voraus in Rechnung gezogen wurde, kann nicht bezweifelt werden.

Was die angewendeten Farben angeht, so beschränken sich dieselben auf sehr wenige[2]): Der Hintergrund des Bildchens ist glänzend schwarz; die Farbe (wie bei allen Gemälden der Alten ist sie wohl durch Verbrennung gebildet, mag es nun Kienruss oder Lampenruss oder Elfenbeinschwarz etc. sein) ist dünn aufgetragen, so dass der Untergrund zum Theil durchschimmert: von Pinselstrichen ist nichts zu bemerken, wohl aber erkennt man auch mit unbewaffnetem Auge zahlreiche kreuz und querlaufende feine Linien, welche wohl beim Poliren entstanden sind; die Farbe schluckt aufgetupftes Wasser sehr begierig ein, und so ist an eine Behandlung des Hintergrundes mit Wachs wohl nicht zu denken[3]). — An einzelnen Stellen erstreckt sich das Schwarz ganz unzweifelhaft unter die Farben des eigentlichen Bildchens; an anderen scheint es die Farbengränze nicht zu überschreiten, hie und da sogar dieselbe nicht zu erreichen. Es wird daher in der Absicht des Künstlers gelegen haben, die Malereien bei der

---

1) Ein Aehnliches gilt von den Gemälden englischer Meister, soweit diese Gemälde (namentlich auch Portraits) für die Salons der englischen Fürsten und Grossen bestimmt waren; dort wurden sie fast nur bei Lampenlicht gesehen, und das wussten die Künstler wohl und richteten sich darnach.

2) Vorzüglich aus diesem Grunde wurde eine photolithographische Abbildung einer Farbentafel vorgezogen. Die Tafel ist frei von jeder Retouchirung.

3) Vgl. dagegen Jahresber. der Ges. f. n. Forsch. in Trier 1865—68, wo v. Wilmowsky bezüglich ähnlicher Gründe schreibt: „Bei den Versuchen, die ich selbst mit matt gewordenen Fragmenten anstellte, fand ich, dass diese ihren Glanz erst dann wiedererhielten, wenn ich sie bis zu ihrer Erwärmung rieb. Diese Erscheinung erklärte ich mir dadurch, dass die Wärme die noch nicht ganz erstorbenen Wachstheile wiederbelebe und auf die Oberfläche ziehe, und bezeichnete sie daher als enkaustischer Art.“

Grundirung auszusparen, was ihm dann nicht überall gleich gut gelang; an einzelnen Stellen scheint sogar nachträglich mit schwarzer Farbe nachgeholfen zu sein, wobei dann auch wieder hie und da die Gränze überschritten wurde[1]). In der alten Wandmalerei waren beide Verfahren üblich; bald malte man auf den durchgehenden Grund, bald sparte man die Figuren aus; für beides hat Pompeji Beispiele in Fülle geliefert[2]). Das Aussparen setzt natürlich ein vorheriges Einzeichnen der Contouren voraus; während man bei vielen Wandmalereien diese Contouren als leicht in den feuchten Grund eingedrückte Linien erkennt, ist von solchen Linien bei unserem Bildchen nichts zu entdecken.

Das Weiss (es wird wohl fein zerriebener Gyps oder Kreide (?) sein[3]) ist sehr dick aufgetragen (impastirt)[4]), besonders da, wo es die hellsten Lichter bilden soll; die Farbe muss, als sie aufgetragen wurde, fast breiartig gewesen sein; wo sie sich allzusehr häufte, ist sie nachträglich flach zusammengedrückt worden, wie besonders bei einigen Gewandfalten deutlich zu sehen ist. — Das Gewand ist schattirt mit einem sehr leichten und zudem sehr dünn aufgetragenen Grau.

Das lebhafte Braunroth, welches hie und da zum Blutrothen sich steigert, mag zum Theile aus gebranntem Ocker bestehen; zum Theil aber besteht es, wie das Mikroscop es wohl zu voller Gewissheit zeigt, aus fein geriebenen Scherben von terra sigillata; die einzelnen Theile stellen sich wie kleine Scherbchen dar.

Das Fleischroth, welches zur Darstellung der hellbeleuchteten Theile des Gesichtes und des Halses angewendet ist[5]), ist zum Theil noch durch weisse Lichter erhöht.

---

1) Das Alles ist bei einiger Aufmerksamkeit mit unbewaffnetem Auge deutlich zu erkennen.

2) Man vgl. hierüber O. Donner a. a. O. S. LXXI; deutlich erkennbar ist das Durchgehen des Grundes bei den pompeianischen Resten von Wandmalerei, welche sich in der Sammlung des Vereins v. Alterthumsfr. befinden.

3) Die einzelnen Farbtheilchen sind unter dem Mikroskop durchscheinend.

4) Solch starkes Auftragen der Farben war bei den Alten sehr gebräuchlich; s. z. B. v. Wilmowsky, Jahresb. der Ges. f. n. Forsch. in Trier 1865—1868, S. 59. Die Technik unseres Kopfes stimmt mit der pompejanischen auch darin überein, dass hier wie dort die weiblichen Gesichter durch stark aufgesetzte weisse Lichter characterisirt sind.

5) Die dunkleren Theile erscheinen braunroth.

Ein grünliches Grau[1]) zeigt das Innere der Vergitterung; in diese verschieden dick aufgetragene Farbe sind zahlreiche sehr kleine Stückchen terra sigillata gleichsam eingesprengt.

Damit sind aber auch sämmtliche zur Anwendung gebrachte Farben bereits erschöpft. Es bleibt bezüglich derselben nur noch zu bemerken, dass sie im Gegensatze zu dem polirten Hintergrunde matt und glanzlos[2]) erscheinen, dass sie alle (das Braunroth am stärksten) aufgetupftes Wasser schnell einschlucken, und dass Pinselstriche bei dem Gewande, am Halse und am Haarschmuck am deutlichsten wahrnehmbar sind.

Ich gehe zu der Frage nach dem Gegenstande der Darstellung über.

Der frühere Besitzer bezeichnete das Bildwerk als »Muse«, und der nämlichen Bezeichnung bediente sich auch kürzlich Herr Professor aus'm Weerth in einem Privatbriefe an mich, nachdem ich demselben eine flüchtige Bleistiftskizze zugeschickt hatte als Begleitung zu einer kurzen Nachricht, welche noch unter den Miscellen des LX. Heftes Platz finden sollte, aber zu spät einging.

Als ich das Bildchen zum erstenmal zu Gesicht bekam, wollte mir die Bezeichnung »Muse« schon gleich nicht recht gefallen aus Gründen, welche zum Theil im Folgenden ersichtlich werden. Ich bin jedoch später, als das Bildchen in meinen Besitz gekommen war, dieser Auslegung nachgegangen und habe, soweit es Zeit und Gelegenheit erlaubten, Vergleichungen angestellt.

Warum also soll das junge Mädchen eine Muse bedeuten?

Der Gesammt-Habitus spricht dafür: das bekränzte Haupt, der faltige Mantel, welcher die Schultern bedeckt und den Hals nicht tief entblösst sein lässt, der ernste, sinnende Blick und die feierliche Haltung, — das Alles ist charakteristisch für Musenbilder. Es genügt, nur einzelne von den erhaltenen unbezweifelten Musenbildern heranzuziehen, und zwar seien sie genommen aus den Wandgemälden der Städte, welche im J. 79 vom Vesuv verschüttet wurden. Unter diesen Wandgemälden finden sich etwa 40 Darstellungen, welche als »Musen« bezeichnet werden; darunter ist 4—5 mal Kalliope (von Klio nicht scharf geschieden), 3 mal Euterpe, 3 mal Erato, 4 mal Terpsichore

---

1) Ueber ein leichthelles Grau s. unter dem Weiss.

2) Einzelne Stellen sind mehr zufällig glänzend geworden, vielleicht erst nach der Auffindung des Bildchens.

9 mal Melpomene, 10 mal Thalia, 2 mal Polyhymnia und 5 mal Urania[1]). Manches Einzelne findet sich hier, was an unser Bildchen erinnert: da begegnen uns u. A. Kalliope (oder Klio) und Terpsichore lorberbekränzt[2]); Polyhymnia trägt ein weisses Haarband und ist in einen weissen Mantel gehüllt[3]); hinter und neben mehreren Musen befinden sich Scrinia (Kapseln), welche theils Schriftrollen enthalten[4]), theils Masken tragen[5]). Ein solches Scrinium könnte ja allenfalls das Gebilde, welches wir über der linken Schulter des Mädchens erblicken, bedeuten sollen, und wir hätten dann etwa eine sehr jugendliche Kalliope oder Klio vor uns.

Betrachten wir aber jenes Gebilde, ohne von dem Gedanken an eine Muse befangen zu sein! Das Gitterwerk könnte doch auch ein Fenster bedeuten. An und für sich wohl; aber ehe wir uns entscheiden, wollen wir uns zuerst fragen, ob wir in dem Falle den Gedanken an ein Musenbild nicht aufkommen lassen dürfen. Da das Fenster ein Attribut natürlich nicht sein kann, so wäre dadurch wohl die Muse in das Innere eines Gemaches gebannt; und da wäre es — vorausgesetzt, dass das Bildchen aus Fliessem stammt — nicht gerade undenkbar, dass derjenige, welcher in jener Villa und in jenem Gemache sein otium literatum zu halten liebte, die Muse bei sich im Gemache weilend dachte und dies durch Darstellung des Fensters neben ihrem Bilde hat andeuten lassen. Ja selbst die wohlberechtigte Annahme, dass die Villa zu Fliessem wenigstens vorzugsweise Jagdvilla war, steht dem nicht entgegen. Ich erinnere nur an jenes allerliebste Briefchen, in welchem Plinius der Jüngere dem Tacitus meldet[1]), wie er drei prächtige Eber eingefangen habe; er erzählt da, wie er seiner Studien nicht vergessend mit Schreibtafel und Griffel bei den Netzen gesessen habe, um, wenn auch vielleicht mit leeren Händen, doch wenigstens mit vollen Wachstafeln nach Hause zu kommen; er sagt weiter, wie die Waldeinsamkeit und selbst die Stille, welche bei der Jagd nöthig sei, recht anregend für das Denken sei, so dass offenbar Minerva nicht weniger gerne als Diana die Waldgebirge durchstreife.

---

1) Helbig Wandgemälde Nro. 858—892 b.
2) Helbig a. a. O. Nro. 859 u. 869.
3) Helbig Nro. 888.
4) Helbig Nro. 859.
5) Helbig Nro. 874 b.
6) Plinius ep. I 6.

Denkt man hierbei an die waldigen Schluchten mit ihrem Reichthum an Schwarzwild und gar an das Dianendenkmal zu Bollendorf oder lieber an die zahlreichen Dianendenkmäler, welche Fliessem's Nähe umgaben, man sollte meinen, ein solches Briefchen, wenn auch nicht eben das des Plinius, könne von dorther datiren. Aber zurück — eine Muse zu Fliessem und in der Fliessemer Villa hat nichts Unwahrscheinliches. Dazu ist die Annahme, das Gebilde über der linken Schulter bedeute ein Fenster, so naheliegend, dass der Unbefangene auf den ersten Blick sogar kaum an etwas anderes denken kann, wenn er nicht etwa sofort in das Gebiet der Vermuthungen sich begeben will, gleich als müsse er das Zunächstliegende verwerfen.

Dass die Alten Gitterfenster gekannt haben, ist nicht zu bezweifeln; denn nicht nur ist bei den alten Schriftstellern die Rede von fenestrae clathratae, von transennae u. s. w., sondern es finden sich auch Gitterfenster in Wandgemälden dargestellt und zwar sowohl mit senkrechter[1]) als auch mit schräger[2]) Vergitterung; meistens jedoch erscheinen die Fenster als ungetheilte und unverschlossene Oeffnungen[3]). Ueberall aber befinden sich die dargestellten Fensteröffnungen an ebenfalls dargestellten Häusern u. dgl. angebracht, und nirgendwo habe ich ein Beispiel dafür gefunden, dass man in abgekürzter Weise das Innere eines Hauses angedeutet hätte durch Darstellung eines vereinzelten Fensters auf einfarbig grundirter Bewurffläche, wie in der alten Kunst wohl ein Säulenstumpf für die Andeutung eines Tempels, ein Zweig für die eines Waldes, ein Helm für eine ganze Rüstung u. s. w. genügte[4]). Darum scheint die Annahme einer Gitterfenster-Darstellung ebensowohl wie die eines Scriniums, welches regelmässig ganz anders geformt erscheint, unzulässig zu sein.

Dagegen ist namentlich auch in den Wandgemälden das Gitterwerk durchaus charakteristisch für die Darstellung von Körben[5]). So

1) Zahn II Taf. 64. Drei Fenster mit senkrechter (quadratischer) Vergitterung an einem Hause.

2) Zahn, II Taf. 90. Oberlicht an einer Thüre mit schräger Vergitterung.

3) z. B. Zahn III Taf. 58; III Taf. 95.

4) Nach Helbig Untersuchungen S. 341, Anm. malte man im Hintergrunde — es wird also ein Hintergrund vorausgesetzt — einen Vorhang, wenn man etwas als im Hause geschehend erscheinen lassen wollte.

5) Man vergleiche u. A. nur Zahn II Taf. 82; Ternite H. 2 Taf. V. und namentlich auch (um des Ganzen willen) Zahn II Taf. 48, wo Ceres mit

sonderbar auch beim Anblicke unseres jetzt medaillonförmigen Bildchens die Erklärung des Gitters für einen Theil eines Korbes erscheinen muss, besonders da eine eigentliche Korbgestalt hier gar nicht zu erkennen ist, so hatte ich mich doch schon für diese Annahme entschieden, als mich ein glücklicher Blick in des Grafen Caylus Sammelwerk ein kleines Reliefbild finden liess, welches für mich jeden Zweifel hob; und ich glaube, dass der beigedruckte Holzschnitt, welcher auf einer flüchtigen Durchzeichnung beruht, aber namentlich bezüglich des fraglichen Gegenstandes dem Caylus'schen Kupfer genau entspricht, hinreichen wird, um die meisten Leser in diesem Punkte mit mir einer Meinung werden zu lassen. Wir erblicken auf dem (hier nur in seinen oberen Theilen wiedergegebenen) Bruchstücke einer geschnitzten Elfenbeintafel, welche zu Rom gefunden wurde[1]), einen scharf charakterisirten Pan mit Halskette; in der Rechten trägt er einen Stab, auf die linke Schulter aber ist ein Gebilde aufgestützt, welches durch die linke Hand gehalten wird und dem fraglichen in seinen Formen durch-

---

Fackel und Fruchtkorb, das Haupt mit einem Kranze von Aehren und von Blattwerk (welches auch an Zacken oder Strahlen erinnert) umkränzt, dargestellt ist.

1) Caylus, Récueil d'Ant. Tom. V. Pl. LXXXIV, fig. II. Dazu: „trouvé depuis peu de temps (der 5. Band erschien 1762) à Rome dans le palais des Césars (selon qu'il m'a été écrit) ....." — hier als Satyr bezeichnet.

aus entspricht, gleich als habe das eine von beiden dem andern als Vorlage gedient; bei dem Pan aber wird dasselbe durch die Früchte, welche über dem oberen Rande sichtbar sind, ganz unzweifelhaft als Korb bestimmt [1]).

Und so stellte denn unser Bildchen ein bekränztes Mädchen dar, welches auf seiner linken Schulter einen Korb trägt.

Das Gewand des Mädchens besteht, soweit es sichtbar ist, in einem faltigen weissen Mantel, welcher über dem linken Arme und überhaupt, wo der Stoff einfach und glatt am Körper anliegt, durchsichtig zu sein scheint; auf der linken Schulter ist er schärfer zusammengerafft, als auf der rechten. Um den Hals trägt es ein einfaches Band [2]), welches auf dem Bildchen braunroth gemalt ist, aber nach zahlreichen Analogieen [3]) doch wohl ein goldenes Halsband resp. Halskette darstellen soll. Indem das Band nach vorne in entschiedenem Winkel herabhängt, so trug dasselbe jedenfalls ein Schmuckstück, aber wohl nicht eine goldene Bulla [4]), sondern, wofür auch undeutliche Umrisse sprechen, eine grosse Perle. Ganz deutlich erkennbar sind die beiden grossen weissen Perlen, welche das Ohrgehänge bilden [5]). Das Haar, welches in der nämlichen rothbraunen Farbe erscheint wie das Halsband und wie die Schattirung des Gesichtes und Halses, lässt die Stirne, in deren Mitte es scheitelartig getheilt ist, niedrig werden; es ist von einer weissen Binde durchzogen, welche hinter den Ohren reichere Verschlingungen bildet, über der rechten Stirnhälfte aber fast schleierartig sich gestaltet [5]). Nach hinten ist das Haar in herabhängende Flechten gebunden, von welchen rechts und links vom Halse je zwei sichtbar sind. Die Flechten sind entweder auch mit einem weissen Bande durchzogen, oder, was eher wahrscheinlich, die weissen schräg geordneten Tupfen sollen die Lichter auf den glänzenden Flechten andeuten. Man

---

1) Vgl. die beiden Pane mit Fruchtkörben auf den Köpfen im capitol. Museum u. A.

2) Das Band ist keineswegs nur der Gewandesrand.

3) Vgl. z. B. Zahn III Taf. 15 u. 40.

4) Eine solche findet sich z. B. bei Zahn III Taf. 15 u. 40.

5) Bei der sehr dunkeln Färbung des Haarschmuckes auf der rechten Seite kann man zweifeln, ob die Binde hier auch ähnlich wie auf der linken Seite ringelartig verschlungen ist, oder ob sie nicht vielmehr hier wie ein kurzer Schleier seitwärts herabhängt.

sieht, wie gesagt, vier Flechten, aber nicht nur die Vertheilung derselben, sondern auch vorherrschender Gebrauch [1]) machen es wahrscheinlich, dass in der Vorstellung des Künstlers sechs Flechten da waren [2]), von denen also zwei durch den Hals verdeckt sind. Den eigenthümlichsten Theil des Kopfputzes bildet das Diadem — ein solches scheint beim ersten Anblicke vorhanden — von zwölf gebogenen Zacken. Ich dachte anfangs an die corona radiata resp. striata, aber namentlich nach Vergleichung mit einem pompejanischen Wandgemälde [4]), auf welchem ich einen nicht anzuzweifelnden Kranz ebenfalls der Strahlenkrone sehr ähnlich fand, zweifle ich auch hier nicht daran, dass die Zacken einen Kranz andeuten sollen. Von allem gebräuchlichen Laubwerke scheint mir das Lorberblatt hier am ersten annehmbar zu sein, und man findet dasselbe auch sehr häufig in ganz ähnlicher Weise dargestellt [5]). Nächst dem Lorberblatte wäre am ersten an kurzes Schilf zu denken [6]); möglich ist es auch, dass der Kranz aus Olivenzweigen oder aus den Blättern von Getreidefrucht (?) bestehend gedacht ist; das Wahrscheinlichste aber bleibt mir die Annahme eines Lorberkranzes.

Aus all dem Bisherigen scheint sich nun mit Gewissheit zu ergeben, dass unser Bildchen nicht eine Muse darstellt, und fast mit ebensoviel Gewissheit, dass die Dargestellte in die Klasse jener Mädchenfiguren gehört, welche auf den Wandgemälden in Pompeji so häufig wiederkehren und aus dem Gebiete des Cultus genommen sind. Charakteristisch für dieselben ist [7]) die vollständige Bekleidung, der Lor-

---

1) S. Nitsch, Zustand der Römer S. 324.

2) Vgl. z. B. Zahn III Taf. 8, wo aber eine andere Vertheilung der Flechten.

3) An symbolische Bedeutung der Zwölfzahl dürfte wohl nicht zu denken sein.

4) Abgebildet bei Zahn I Taf. 2. — Zudem haben namentlich auch auf den Vasenbildern (vgl. Gerhard, Vasenb. in zahlreichen Beispielen) die Kränze sehr oft grosse Aehnlichkeit mit der Strahlenkrone; diese letztere kommt in den pomp. Wandgemälden sehr häufig bei der Artemis (vgl. Helbig unter diesem Namen) vor.

5) Vgl. unter vielem Anderen die Wandgemälde bei Zahn II Taff. 21, 52, 60, 78; bei Taf. 48 schwanke ich zwischen Annahme von Lorberblättern, Olivenblättern und Blättern von Halmfrucht, auch etwa von Schilfblättern.

6) Man vergleiche hierzu namentlich Pitture d'Ercol. I pg. 119 u. 123; dort finden sich höchst ähnliche Kränze, von denen der auf pg. 119 für einen Schilfkranz (das Mädchen für eine Najade), der auf pg. 123 für Blätter von Halmfrucht erklärt wird.

7) S. Helbig, Wandgem. S. 425 f.

berkranz, der ernste keusche Gesichtsausdruck, daneben häufig der umhüllende Mantel, der Schleier u. s. w., und namentlich die Gegenstände, welche sie in den Händen oder auf dem Kopfe oder auf der Schulter tragen, Gegenstände, welche bei den Cultushandlungen im Gebrauche waren, als Körbe, Krüge, Guirlanden u. s. w. Von derartigen Darstellungen will ich nur einige wenige bei Helbig [1]) beschriebene erwähnen. Unter Nro. 1811 ist beschrieben die Darstellung eines solchen Mädchens, welches über der linken Schulter ein mit Laub umflochtenes alabastron-(büchsen-)förmiges Geräth trägt; Nro. 1813 stützt einen Korb auf das Haupt, die linke Hand hält einen Krug; Nro. 1817 trägt über der linken Schulter ein köcherförmiges Geräth u. s. w.

Indem nun aber der erwähnte Pan [2]) seinen Korb ganz in derselben Weise trägt, wie das Mädchen, und die Darstellung des Korbes bei ihm eine ganz überraschend ähnliche ist, so darf uns das auch wohl noch als weiterer Fingerzeig gelten, und es möchte nicht zu kühn sein, wenn wir dem Mädchen ebenfalls einen Platz in der Umgebung des Dionysos anweisen, ja wenn wir die Vermuthung wagen, dass beide Darstellungen auf eine wenigstens verwandte Quelle zurückweisen. Der ernste Gesichtsausdruck des Mädchens stellt dasselbe freilich weit ab von den ausgelassen fortstürmenden Mänaden und macht es unnahbar für die rücksichtslosen Satyrn. Aber hoher Ernst ist ja auch dem bacchischen Kreise und Dienste nicht fern, und diesem Ernste trägt das Mädchen seiner Hoheit bewusst den Weihekorb. Uebrigens begegnen wir auch anderen Gestalten, und zwar ebenfalls Wandgemälden, die ihm zum Geleite dienen können; da sehen wir z. B. ein bekränztes Mädchen aus dem bacchischen Kreise [3]): auf der Linken, über welche grauliche Tänien herabhängen, trägt es einen Korb, in welchem Laub und ein rothes Tuch liegt; ein anderes [4]) stützt einen Korb mit Opfergegenständen auf das Haupt; ein drittes [5]) trägt auf der Linken einen Korb, in der Rechten einen Zweig.

Diese letzte Gestalt führt auf eine weitere Frage, auf die Ergänzung des Medaillonbildchens, und sie gibt auch eine freilich nicht gesicherte, aber doch immerhin mögliche Lösung an die Hand. Der in

1) Helbig, Wandgemälde S. 425 f.
2) S. oben S. 54.
3) Helbig, Wandgemälde Nr. 467.
4) Ebend. Nr. 486.
5) Ebend. Nr. 569.

Rechten gehaltene Gegenstand mag nun ein Zweig, oder ein Krug, vielleicht auch ein Thyrsusstab gewesen sein, im Allgemeinen te die Gestalt der untenstehend dargestellten, welche ich der Hal- des Pans[1]) gemäss im Anschluss an die soeben beschriebene[2]) nzt habe[3]), ähnlich gewesen sein.

Sollte nun aber Einer diese Mädchenfigur dem bacchischen Dienste für fremd erachten, so bliebe für ihn, ohne dass er sich weit zu ernen brauchte, die Umgebung der fruchtspendenden Ceres[4]) übrig; s möchte vielleicht hie und da Einer eine allegorische Figur darin uthen, und wer zu dieser Seite neigt, dem will ich die liebliche stellung des Frühlings[5]) zur Vergleichung[6]) empfehlen, wo dieser r dem Bilde eines lorberbekränzten Mädchens erscheint, welches

1) Vgl. Panisken als Opferdiener; s. K. O. Müller, Handb. der Arch. d. Aufl. S. 614; s. auch oben S. 27 Anm. 1.

2) Helbig a. a. O. Nr. 569.

3) Herr Prof. Mohr in Köln hatte die grosse Freundlichkeit, die Vor- zum Holzschnitte kunstgemäss zu berichtigen.

4) Ich erinnere daran, dass man in ihrem Dienste weisse Gewänder trug.

5) Abgebildet bei Zahn II Taf. 21.

6) Man vergleiche übrigens auch Darstellungen der Göttin Ceres selbst, bei Zahn II Taf. 48.

auf der rechten Hand einen Korb, mit der Linken die Füsse eines Lämmchens hält, das um des Mädchens Hals liegt.

Wenn aber zwischen diesen und vielleicht noch anderen Erklärungsweisen ein Schwanken möglich bleiben sollte, und der Fingerzeig, welchen der erwähnte Panisk gegeben, doch irre geführt hätte, so bleibt das Bildchen eine Bestätigung dafür, wie die Wandmalerei die sonst bestimmteren Gestalten ergriff und sie der frei gestaltenden und umgestaltenden Phantasie überliess [1]. Carl Bone.

---

5. Epigraphische Mittheilungen aus Cleve.

(S. Heft LIII, LIV p. 229.)

II. Die Inschriften des Clever Alterthumscabinets.

Hierzu Taf. IV.

Vorbemerkung.

Das im Rathhause zu Cleve befindliche städtische Alterthumscabinet wurde im Jahre 1865 in Folge einer Anregung der Königlichen Regierung begründet. Die zur Unterhaltung desselben erforderlichen Geldmittel wurden stets bereitwillig von der Stadtverordnetenversammlung bewilligt; zur ersten Einrichtung leistete einen erheblichen Beitrag der damals in Cleve wohnhafte jetzige Reichstagsabgeordnete Professor von Cuny. Die Verwaltung des Cabinets wird bewirkt durch eine von den Stadtverordneten eingesetzten Commission, deren Vorsitzender der Bürgermeister ist. Besonders lebhaften Antheil nahmen an der Begründung und Förderung des Cabinets Herr Caplan Dr. Scholten und Herr Gymnasiallehrer Dr. Rothert. Als der letztere schon im Jahre 1866 als Oberlehrer an die Realschule in Düsseldorf überging, trat der Unterzeichnete an seiner Stelle in die Commission ein und gehörte derselben von 1866 bis 1871 an. Infolge einer Reihe von glücklichen Funden vermehrte sich gerade in dieser Zeit der Bestand des Cabinets an römischen Alterthümern der verschiedensten Art sehr stark; insbesondere wuchs die Zahl der Denkmäler mit Inschriften rasch an.

Schon zur Zeit meines Abganges von Cleve (1871) hatte ich die Absicht, eine Sammlung dieser Inschriften in diesen Jahrbüchern zu veröffentlichen, und dabei zugleich mitzutheilen, was mir über die Art

---

1) Dieses Freskobildchen ist inzwischen in das Provinzial-Museum in Trier gelangt. D. Red.

der Auffindung bekannt geworden und was ich zur Erklärung beizutragen in der Lage bin. Ich hatte daher die nöthigen Abschriften und Notizen schon damals gesammelt und mehrfache spätere Reisen nach Cleve boten Gelegenheit, die Originale auf's Neue zu vergleichen. Einige in den letzten Jahren erst in das Cabinet aufgenommene Ziegelinschriften habe ich in das nachstehende Verzeichniss nicht aufgenommen, da ich sie nicht selbst gesehen habe; dagegen hoffe ich die bis 1871 erworbenen inschriftlichen Denkmäler vollständig gegeben zu haben, auch die erst 1872 in das Cabinet gelangten, aber schon zur Zeit meiner Anwesenheit in Cleve aufgefundenen Rindern'schen Inschriften sind mitbehandelt worden. Auf die bereits in Heft XLIX p. 72 dieser Jahrbücher besprochenen Düffelwarder Inschriften ist nur verwiesen worden.

Auch die übrigen Inschriften sind bereits sämmtlich publicirt. Denn einerseits ist über die meisten derselben von mir gleich nach der Erwerbung in den Clever Lokalblättern berichtet worden. Andererseits sind dieselben neuerdings auch sämmtlich aufgenommen in einem von dem Herrn Gymnasiallehrer Dr. Mestwerth, welcher gegenwärtig als Sekretär der Alterthumscommission fungirt, herausgegebenen Katalog: „Verzeichniss und kurze Beschreibung der Sammlung von Alterthumsgegenständen im Rathhaus der Stadt Cleve." Cleve 1877.

Indessen gestatteten bei beiden Publikationen schon die typographischen Hülfsmittel der Clever Druckereien eine ganz correkte Wiedergabe der Inschriften nicht; auch haben sich manche Lese- oder Druckfehler eingeschlichen.

Es schien mir im Allgemeinen nicht von Interesse zu sein, diese lokalen Publikationen und etwaige abweichende Lesarten derselben in allen einzelnen Fällen zu citiren; nur bei den meist schwer lesbaren Ziegelstempeln habe ich auf das Mestwerth'sche Verzeichniss Bezug nehmen zu müssen geglaubt, da hier die Abweichungen der Lesart zum Theil derart sind, dass über die Identität der Inschriften Zweifel entstehen könnten.

No. 1—4. Steininschriften von der Kirche zu Rindern.

In den Jahren 1870—72 wurde in dem etwa 3 Kilometer von Cleve entfernt liegenden Dorfe Rindern, dem Arenacum des Tacitus, die alte in romanischem Stile erbaute Kirche niedergerissen und durch

eine grössere, die bisherige umschliessende, neue Kirche e
sich im Voraus erwarten liess, stiess man beim Auswerfen
mente überall auf Reste römischer Bauwerke, doch war
Forschungen über die Natur und Ausdehnung derselben (
erschwert, dass die Umgebung der Kirche bis in die neu
Kirchhof benutzt worden war. So fand sich z. B. auf d
der alten Kirche in einer Tiefe von 1,50 Meter ein aus
Gussmauerwerk hergestellter Flur, der in regelmässigen Al
10 Reihen von kleinen Pfeilerchen bedeckt war, welche a
dratischen Ziegelplatten von zusammen 20 ctm. Höhe geb
Die unterste, etwas grössere Platte war stets mit einem]
versehen, die oberen dagegen hatten keinen Stempel.
waren sämmtlich von Russ geschwärzt und der Raum z
Pfeilerchen war mit Fragmenten von Ziegelplatten und ben
ausgefüllt. Die Breite dieses Flur's betrug von Osten n
6,58 m., die Länge muss beträchtlich grösser gewesen s
Auswerfen von Fundamenten im Innern der Kirche die Fort
selben Flurs aufgefunden wurde.

Offenbar haben wir hier die unter dem Namen sus
kannte Construction des Fussbodens vor uns, wie sie vorz
Baderäumen allgemein üblich war; der auf Hunderten von
ruhende eigentliche Fussboden war jedenfalls durch den
Bautrümmer und der Erde eingebrochen und zerstört, w
massiven Substructionen sich ganz unverletzt erhalten hat

Nach Norden hin schloss sich an diesen Raum ein a
denen Lagen von Gussmauerwerk gebildetes Gewölbe an,
einer ausserordentlich festen aus Ziegelplatten hergestellten
ruhte, die 40 ctm. höher als der Pfeilerflur lag. Die
dieses mit eingeschwemmtem Lehm erfüllten Canals betrug
Breite 1,49 m.; in der Länge wurde derselbe bis auf 2,28
erstreckte sich jedoch nach Norden hin noch weiter unter dem]

Noch anderweitige Baureste schlossen sich in der
jetzigen nach Norden vorspringenden Taufcapelle, insbesond
westen derselben an, doch liess sich über die Natur der
Aufgrabung eines grösseren Theiles des Kirchhofes Nichts

Wie im Norden und im Innern der alten Kirche]
auf der Südseite derselben bedeutende Reste von Ziegel- u
bauten zum Vorschein; in den letzteren fanden sich Blöc
bedeutenden Dimensionen.

Die vorgefundenen Baureste rührten jedenfalls wohl von einem römischen Bade her, da die Ausdehnung des heizbaren Raumes über die Dimension eines Zimmers in einem Privathause weit hinausging. Genaueres über den Plan der ganzen Anlage hat sich leider nicht feststellen lassen, indessen sind folgende sichere Ergebnisse dieser Ausgrabungen jedenfalls bemerkenswerth: 1. Die römischen Baureste standen durchaus nicht in organischem Zusammenhange mit den Fundamenten der alten Kirche, die jene in ganz zufälliger Weise durchschnitten. 2. Die römischen Baureste rührten nicht etwa von einem Tempel, sondern von einem Profanbau her. So alt daher einzelne Theile der Kirche gewesen sein mögen, ein direkter Zusammenhang derselben mit Bauwerken oder Einrichtungen der römischen Niederlassung ist nicht anzunehmen. Vielmehr ist allem Anschein nach das alte Arenacum vollständig zerstört und verschüttet gewesen, als auf der Stelle desselben eine christliche Kirche entstand. Ein im Innern der Kirche unter dem Bauschutt gefundenes fränkisches Spitzglas, welches sich im Clever Cabinet befindet, mag wohl vom Bau der christlichen Kirche herrühren die übrigens auch im Laufe der Zeit so grosse Veränderungen erlitten hatte, dass vielleicht nur noch der runde Chorabschluss von dem ersten Bau herrührte.

Steine mit Inschriften haben sich in den die Kirche umgebenden Bauresten nicht gefunden, wohl aber beim Abbruch der Kirche in der nördlichen Mauer des Chors. Dieselben waren verwandt zur Herstellung eines flachen Thürbogens, der von einer späteren Restauration herrühren muss, da die Kehlung der Steine gothischen Charakter hatte. Auch stand auf einem (in Rindern aufbewahrten) Steine dieses Bogens eine Inschrift in Minuskeln: in den jaer . . . . (die Jahreszahl selbst ist leider ganz verwittert). Die Steine sind sämmtlich Tuffsteine; sie waren zur Herstellung des Thürbogens zugehauen worden und sind daher bedeutend verstümmelt. Die Schriftflächen waren bei der Einmauerung nach Innen gekehrt und sind, so weit sie überhaupt vorhanden, vortrefflich erhalten.

Im Jahre 1872 sind diese Steine durch Schenkung des Herrn Pfarrer Look in Rindern in das Clever Cabinet gekommen.

1. Fragment[1]) mit Resten von bildlichen Darstellungen auf der linken Seitenfläche (Korb und Aehren). Buchstabenhöhe 5,5 ctm.

---

1) Herr Conservator Pleyte in Leyden, der mehrfach die Fundstelle besuchte, wurde zuerst auf die Buchstabenreste dieses Steines, der unter anderen

VA
C

Die erste Zeile enthält fast vollständig die Buchstaben VA, in der zweiten geht der Bruch gerade durch einen Buchstaben, der nach links einen Bogen bildet. (S. Taf. IV Fig. 1.)[1]).

2. Fragment von 30 ctm. Breite und 35 ctm. Höhe. Dasselbe zeigt oben Reste von Ornamenten und 3 Zeilen einer ebenfalls durchschnittlich 5,5 ctm. hohen Schrift. Die ursprünglichen Seitenflächen scheinen nach keiner Seite erhalten zu sein.

EAE
DAVER
/STI

Zeile 3 ist im Anfang ein deutlicher Rest eines V erhalten. (S. Taf. IV Fig. 2.)

3. Fragment von 46 ctm. Breite und 29 ctm. Höhe. Auf der unversehrten linken Seitenfläche ist der untere Theil eines schiefliegenden Stabes mit kugelförmigem Knaufe erhalten. Die Schrift ist nach unten hin vollständig; unter der letzten Zeile finden sich die Spuren einer abgehauenen vorspringenden Leiste. Buchstabenhöhe 5,5 ctm. oder wenig geringer.

ET · SVIS · V · S · L
IMP · N̄ · ĪIII · COS

Zeile 1 fehlt die obere Hälfte der Buchstaben 4—9 in Folge des Bruches, ebenso in Zeile 2 ein kleiner Theil des schliessenden S. (S. Taf. IV Fig. 3.)

4. Fragment von 51 ctm. Höhe und 20—27 ctm. Breite. Die rechte Kante scheint nahezu die ursprüngliche zu sein; es hat den Anschein als seien nur die alten Ornamente abgehauen und an Stelle derselben neuere Kehlungen hergestellt worden. Buchstabenhöhe abgesehen von einzelnen grösseren Buchstaben in der ersten Zeile 6 ctm., nach unten hin allmählich abnehmend bis zu 4,3 ctm. Die Schriftfläche zeigt oben zunächst die Reste von abgehauenen vorspringenden Ornamenten, sodann folgende fünf Zeilen.

---

vom Abbruch herrührenden Steinen dalag, aufmerksam. Es steht daher nicht fest, ob dieser Stein ebenfalls am Thürbogen oder anderswo eingemauert war.

1) Auf der Zeichnung wurde der halbe Bogen des G unter A vergessen. D. R.

'ER·CVST
VM·
VSIVSTVS
$\overline{XXX}$.$\overline{V}$.$\overline{V}$.
:·ET SVIS

Zeile 1 beginnt mit dem Reste eines V. Der Punkt nach dem R ist mit dem folgenden C verwachsen, jedoch noch deutlich erkennbar. Zeile 2 ist der erste Strich des V nicht mehr vollständig erhalten, Zeile 3 von dem schliessenden S ein Theil abgehauen. Zeile 5 sind vor dem ET noch ein Punkt und Spuren des jedenfalls vorhergehenden Buchstaben E erkennbar. (S. Taf. IV Fig. 4.)

Bei der Erklärung dieser Fragmente wird man am Besten ausgehen von dem umfangreichsten, dem Vierten. Offenbar bildet dasselbe einen Theil einer Weihinschrift und haben wir nach den feststehenden Formen solcher Inschriften an der Spitze den Namen einer Gottheit zu vermuthen, von dem noch erkennbar ist VER · CVST. Jedenfalls nun bezieht sich No. 2 auf dieselbe Gottheit und erweitert unsere Kenntniss des Namens derselben dahin, dass wir dieselbe als eine DEA... DAVER · CVSTI erkennen. Für die weitere Erklärung ist von grösster Bedeutung eine runde kupferne Basis, die bei Hemmen in der niederländischen Provinz Gelderland gefunden ist und nach Janssen lautet (C. I. R. No. 67):

DEAE VAGDAVER · CVSTI · SIMPLI
CIVS · SVPER · DEC · ALAE · VOCONTIOR
EXERCItVVS · BRITANNICI·

In dieser Inschrift hat man bisher in dem Worte Custi einen Theil des Namens des weihenden Decurio vermuthet (cf. Henzen in der Orelli'schen Sammlung zu 5918, Brambach im Index nominum); aus den Rindern'schen Inschriften, insbesondere aus No. 4 ergibt sich jedoch mit Sicherheit, dass dieses Wort zum Namen der Gottheit gehört und können wir als vielleicht abgekürzte Dativform dieses Namens somit feststellen: Deae Vagdaver Custi.

Es beginnt derselbe also mit der Silbe VA und da diese sich auf dem Fragment No. 1 findet, so liegt es nahe No. 1 und 2 zu combiniren. Ich habe durch Nebeneinanderlegen der Steine mich überzeugt,

dass in Material und Dicke der Steinplatten, wie in Form und Grösse der Buchstaben kein Unterschied zwischen beiden Fragmenten besteht; allerdings ist die Farbe des Steines bei No. 1 grau, bei No. 2 gelb, was sich jedoch durch die stärkere Verwitterung von No. 1 erklärt. Die Bruchflächen der beiden Steine passen nicht aufeinander, es weist ja aber auch das Fehlen des Buchstabens G auf eine Lücke hin. Der Buchstabenrest in der zweiten Zeile von No. 1 erklärt sich bei unserer Annahme als zu dem C von CVSTI gehörig und der Umstand, dass auch hier zwischen den Resten des C und des V eine Lücke von etwa Buchstabenbreite anzunehmen sein würde, erhebt die Vermuthung der Zusammengehörigkeit von No. 1 und 2 nahezu zur Gewissheit. Somit würden wir auch aus den Rindern'schen Inschriften dieselbe Namensform nachweisen können, die sich aus der Hemmen'schen Kupferbasis ergibt; nur für den einen Buchstaben G fehlt in den Rindern'schen Fragmenten der urkundliche Beweis.

Noch eine andere niederrheinische Inschrift, eine auf dem Monter- oder Calcarberg gefundene Platte aus dünnem geschlagenen Kupfer bietet eine ähnliche Namensform dar (C. I. R. 191):

ΛΙΚΕ : VOR
IVΙΚIVS · QVI...
VΛGE · VERCV
VO · SO...ΛΛ

Herr Conservator Pleyte in Leyden hat die Güte gehabt, diese von Janssen und Brambach gegebene Lesung noch einmal mit dem Original zu vergleichen; derselbe bestätigt die Correktheit derselben, insbesondere auch rücksichtlich des Punktes in der dritten Zeile nach dem Worte VΛGE. Trotz der somit nicht unerheblichen Abweichung in Buchstaben und Wortabtheilung glaube ich, dass die Platte vom Monterberg sich auf dieselbe Gottheit beziehen soll wie die nur wenige Meilen davon zu Tage gekommenen Inschriften von Rindern und Hemmen. Vermuthlich verstand der Verfertiger der Monterberger Platte den Namen der Gottheit nicht genau und theilte daher falsch ab. Zu der Schreibung Vagever statt Vagdaver mag wohl eine Abweichung in der Aussprache mit Veranlassung gegeben haben.

Uebrigens weist die ganze Inschrift auf eine im Schriftwesen wenig geübte Hand hin; die Stellung des Götternamens ist ebenso ungewöhnlich wie die Abkürzung des Votum solvit libens merito durch VO · SOL ·

L · M · Vielleicht ist daher auch mit ALE VOR dieselbe Ala Vocontiorum gemeint, die auf der Kupferbasis von Hemmen genannt wird.

Zuverlässiges Material zu näherer Feststellung des Namens der Göttin gewinnen wir also aus dieser Inschrift nicht. Insbesondere bleibt zweifelhaft die Nominativform. Vagdaver ist vermuthlich Abkürzung von Vagdaverae, so dass also der Nominativ Vagdavera lauten würde, wie sich z. B. C. I. R. 1541 FORTVN · E · GENIO LOCI findet. Auffallen muss allerdings, dass sich die gleiche Abkürzung in den Inschriften von Hemmen, Monterberg und Rindern No. 4 (vermuthlich auch No. 2) wiederholt und beachtenswerth erscheint daher die Vermuthung des Herrn Conservator Pleyte, welcher nach brieflicher Mittheilung einen einzigen Namen Vagdavercusti annimmt. Indessen scheint mir doch die Ueberlieferung gegen die Annahme eines Wortes zu sprechen. Janssen giebt einen Punkt nach R in No. 67 an und ich glaube, wie oben bemerkt, in dem Rindern'schen Fragment No. 4 einen allerdings mit dem C verwachsenen Punkt bestimmt wahrzunehmen. Endlich spricht auch die in No. 1 und 2 so deutlich hervortretende Mittelstellung von Custi für die Selbständigkeit dieses Wortes.

Zweifelhaft bleibt jedoch ob Custi Dativform von einem Nominativ Custis oder Abkürzung von Custiae ist. Da die Form Custi sich in No. 2 an einer Stelle findet, wo für die vollere Namensform der Platz zu Gebote stand, da ferner auch in No. 4 die Raumverhältnisse auf die Form Custi hinweisen und dieselbe Form sich auch in der Hemmenschen Inschrift findet, so scheint mir eine Nominativform Custis wahrscheinlicher zu sein und würde der Name also vermuthlich Vagdavera Custis lauten.

Was für eine Gottheit war nun diese Vagdavera Custis? Dieselbe ist weder als keltische noch als germanische Gottheit nachzuweisen; doch bietet die germanische Mythologie wenigstens ähnliche Namen. In den angelsächsischen Geschlechtsregistern, die Grimm im Anhang zur 1. Auflage der Deutschen Mythologie behandelt hat, findet sich nämlich in der Tafel von Deira als Sohn Vôdens angegeben: Vägdäg, Weagdegus, Vegdegus oder Wegdam, womit der auf der Tafel von Kent an gleicher Stelle vorkommende Vecta nach Grimm's Ausführungen identisch ist (l. l. p. XXIII). Ebenso heisst nach nordischen Stammtafeln ein Sohn Odhins Wegdegg (Simrock, Deutsche Mythol. p. 168 3. Aufl.). In beiden Quellen ist der Enkel resp. Urenkel dieses Vägdäg oder Wegdegg: Svaefdäg resp. Swipdagr, der aus dem eddi-

schen Fiölswinnsmal bekannt ist als ein Doppelgänger von Freyr. So erscheint der Name Vägdäg mitten unter unzweifelhaften Götternamen und wird man um so eher ihn ebenfalls zu diesen rechnen dürfen. Bedeutet aber Swipdagr „Tagbeschleuniger" (Simrock, die Edda p. 441), so würde Vägdäg der „Tagbeweger" sein. Das weist auf einen Sonnengott hin und der eddische Vater Swipdagr's Solbiart „der sonnenglänzende" scheint daher nur dem Namen nach von dem genealogischen Grossvater Vägdäg verschieden zu sein. So wird also auch dieser in das Gebiet der Vervielfältigungen Freyr's gehören. Es liegt daher nahe, bei dem mit Vägdäg allem Anschein nach so nahe verwandten weiblichen Namen Vagdavera [1]) an eine der Freyja verwandte Göttin zu denken.

Dieser Vermuthung scheint der zweite Namen Custis keineswegs ungünstig zu sein. Ist derselbe nämlich aus einem germanischen Idiom abzuleiten, so wird er mit kiesen, küren stammverwandt sein. In dem zeitlich und örtlich unsern niederrheinischen Inschriften nächstliegenden Literaturwerke germanischer Zunge, dem Heliand, kommt z. B. ein Substantivum cust in der Bedeutung „Wahl" vor. Wir würden also Custis als „Kürerin, Wählerin" deuten dürfen. Gerade Freyja aber ist die eigentliche Todtenwählerin des nordischen Mythus und die Walküren, in deren Namen derselbe Stamm wiederkehrt, stehen in nächster Beziehung zu ihr. So könnte also die Vagdavera Custis eine der zahlreichen Doppelgängerinnen der Freya sein. Wenn auf der Seitenfläche von No. 1 ausser einem nach unten sich verjüngenden Korbe, welchen ich für den Calathos, den heiligen Korb der Ceres, halte, Kornähren dargestellt sind, so liegt darin kein Hinderniss für die versuchte Deutung der Vagdavera Custis, da Freya sowohl wie andere mit ihr zusammenhängende Göttinnen als ursprüngliche Erdgöttinnen die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigen; es lag daher für römische Soldaten sehr nahe, dieser germanischen Gottheit die Attribute der Ceres-Demeter beizulegen, die ja ebenfalls die Beziehung zum Todtenreiche mit der zur Fruchtbarkeit des Bodens vereinigt.

Kehren wir nunmehr zur Erklärung des Fragmentes No. 4, von dem wir ausgingen, zurück, so ist bezüglich der ersten Zeile zu be-

---

1) Was das lautliche Verhältniss von Vägdäg und Vagdavera betrifft, so verkenne ich die Schwierigkeiten desselben keineswegs, indessen ist ein Wechsel von g und v wenigstens nicht ohne Analogie auf germanischem Sprachgebiete; cf. Grimm, Deutsche Grammatik 2. Aufl. I 218. II 184.

merken, dass durch das Zuhauen der Kante sehr wohl ein vielleicht
o wie VS in kleinerem Maassstabe hergestelltes I verloren ge-
en sein kann, wie ja auch in Zeile 3 die Hälfte des S weggefallen
Diese erste Zeile ist also wohl zu restituiren: Vagdaver.
. Zeile 2 enthielt vermuthlich das Wort SACRVM; denkbar
auch TEMPLVM, doch würde dies zu viel Raum einnehmen.
SACRVM würde, wenn man die Buchstaben zählt, schon weiter
links greifen als die Symmetrie gestattet, indessen sind die Buch-
n der zweiten Zeile etwas kleiner als die der ersten. Die dritte
bietet uns die Endung des Nomens und das Cognomen Iustus.
m Zeile 4 disponiblen Raum würde man sich etwa MIL · LEG
n können, während Zeile 5 unzweifelhaft zu ergänzen ist durch
SE. Nach unten hin ist der Stein abgehauen; es folgte ver-
lich noch das übliche V · S · L · M, vielleicht auch noch eine
ung. Die ganze Inschrift würde also vermuthungsweise so zu
zen sein:

Vagda VER · CVSTi
sacrVM
//////// VSIVSTVS
mil. leg. $\overline{XXX}$ · $\overline{V}$ · $\overline{V}$ ·
pro se · ET · SVIS ·
v. s. l. m.

Wie aus dem Legionsnamen ersichtlich, kann die Inschrift nicht
'rajan entstanden sein, sie ist aber auch mit Rücksicht auf den
tcharakter schwerlich einer späteren Zeit zuzuweisen.
Noch gar nicht berücksichtigt ist bisher No. 3. Es bildet dieses
nent offenbar den Schluss einer Weihinschrift. Z. 1 wird am
sse noch ein M gestanden haben, dagegen fehlt auf der linken
Nichts, ebenso ist nach unten hin die Inschrift vollständig. In
weiten Zeile ist das $\overline{N}$ Abkürzung von Nostro; dieselbe Abkürzung
sich sehr häufig nach Augusto (Orelli-Henzen 894, 963, 1023,
, Caesare (ib. 32) oder Domino (ib. 929, 941). Allerdings ist eine
Datirung, bei welcher weder der Name des Herrschers noch der
weiten Consuls angegeben wird, für die Nachwelt von zweifel-
n Werthe. Im vorliegenden Falle vermuthet Herr Prof. Bücheler,
ir seine Ansicht über diesen Punkt brieflich mitzutheilen die Güte

hatte, dass das vierte Consulat des Trajan, welches in das Jahr 101 fällt, gemeint sei, da für eine frühere Zeit eine solche schmeichlerische Bezeichnung des Jahres nicht nachzuweisen sei und für eine spätere der Schriftcharakter nicht passe. Ich halte diese Annahme um so mehr für zutreffend, da die Inschrift mit No. 4 in jeder Hinsicht so genau übererreinstimmt, dass man eine ziemlich gleichzeitige Entstehung vermuthen muss. Nun fällt allerdings das vierte Consulat des Nerva (98 p. Chr.) nur 3 Jahre früher, indessen müsste dann No. 3 von einem andern Truppentheile herrühren wie No. 4, was wenig wahrscheinlich ist. An eine spätere Zeit zu denken ist um so weniger möglich, da Hadrianus nur 3 Mal Consul gewesen ist, und erst 145 wieder ein 4. Consulat eines Imperators, nämlich des Antoninus Pius, vorkommt.

Sehr schwierig ist die Frage, ob Fragment No. 3 den Schluss der Inschrift bildet, deren Anfang uns No. 1 und 2 erhalten haben, oder ob es zu einer andern Inschrift gehört. Material und Dicke der Steine, Schriftcharakter und muthmassliche Zeilenlänge sprechen für die Zusammengehörigkeit von No. 1, 2 und 3; indessen ist nicht abzusehen, wie die bildliche Darstellung auf der Seitenfläche von No. 3, ein in eine Kugel auslaufender schiefliegender Stab, mit derjenigen auf No. 1 in Zusammenhang stehen konnte. Da indessen, wie sich aus einer Vergleichung von No. 4 ergibt, vermuthlich 3 Zeilen ausgefallen sein würden, so dass zwischen den erhaltenen Fragmenten eine Lücke von etwa 22 ctm. anzunehmen wäre, so erscheint es nicht unmöglich, dass die bildliche Darstellung auf der langgestreckten Seitenfläche in 2 Abschnitte zerfiel[1]). Der Stab mit Knauf ist vielleicht der untere Theil eines Scepters, welches ebenso gut wie der Calathos zu den Attributen der Demeter-Persephone gehört (Conze, Heroen und Göttergestalten Taf. LIII u. LIV). Weist der Korb mit Aehren auf die fruchtspendende Erdgöttin hin, so das Scepter auf die Gebieterin im Reiche der Todten; nach der oben vorgeschlagenen Erklärung der Dea Vagdavera Custis konnte auch dieses letztere Symbol sehr leicht auf sie übertragen werden, und zwar um so eher, da die Südgermanen sich vermuthlich ihre Walhalla nicht im Himmel, sondern im Innern eines hohlen Götterberges dachten (Simrock, Myth. p. 319), so dass

---

1) Auf der Taf. IV sind No. 1, 2 u. 3 im Ganzen in eine Stellung gebracht, die der vermutheten Zusammengehörigkeit derselben entsprechen würde, indessen müsste der Abstand von No. 3 ein erheblich grösserer sein.

die Aehnlichkeit einer die Freya vertretenden Göttin mit jenen antiken Erd- und Todtengöttinnen für sie um so klarer hervortreten mochte.

No. 5 u. 6. **Steine mit Inschriften unbekannten Fundortes.**

Als bei Gelegenheit der päpstlichen Secundizfeier im April 1869 der Speicher des Clever Rathhauses nach Illuminationsvorrichtungen durchsucht wurde, kam ein grosser Korb mit römischen Alterthümern zum Vorschein. Derselbe enthielt ausser 5 Aschenurnen, 13 Kannen, 4 sonstigen Thongefässen sowie verschiedenen Scherben von Glas und Thon 2 Tuffsteine mit Inschriften. Leider hat sich über die Herkunft dieser Alterthümer Nichts ermitteln lassen. Weder der damalige Bürgermeister König noch dessen Amtsvorgänger Ondereyk, (später in Crefeld), der bereits seit 1828 in der städtischen Verwaltung thätig war, vermochten über dieselben irgend welche Auskunft zu geben.

No. 5. Der erste dieser Steine hat die Form eines unregelmässigen Fünfecks und ist nach allen Seiten abgebrochen. Die Dicke der Platte beträgt 5 ctm., die Höhe 28, die grösste Breite etwa 30. Die Schrift ist sehr wohl erhalten, die Buchstaben sind 4,5 und in der letzten Zeile 5,5 ctm. hoch.

E Q
AFROR
CRESCEN
V·S·L·

Die Ala Afrorum kommt auch auf einem Steine von Dodewaard in der benachbarten Provinz Gelderland (Brambach 66) und vielleicht auch auf einem Kölner Steine vor (Br. 317).

No. 6. Das zweite Fragment ist ebenfalls in sehr unregelmässiger Weise zugehauen, so dass nach keiner Seite hin die ursprüngliche Kante erhalten ist. Es ist etwa 8 ctm. dick, 13 hoch, 20 breit; der weiche Tuffstein ist an der Kante sehr stark abgerieben. Die Buchstabenhöhe beträgt 2 ctm.

PRO·SALVI
TATE·APOLL
I...ET

Die Inschrift ist etwa so zu ergänzen:

·PRO·SA.VTe et
incolumiTATE·APOLLini.
et genio LOCi ET

No. 7—15. Ziegelinschriften von Rindern.

Beim Auswerfen der Fundamente für die neue Kirche kamen eine Anzahl Ziegelinschriften zu Tage und wurden ebenfalls durch Schenkung des Herrn Pastor Look dem Clever Cabinet überwiesen, welches 2 Stempel von derselben Fundstelle bereits früher enthielt (No. 9 u. 14).

7. Auf einer quadratischen Ziegelplatte von etwa 30 ctm. Breite fand sich folgende Inschrift, die vor dem Backen des Steins in etwa 2 mm. tiefen und ebenso breiten Schriftzügen eingetragen ist, wie dies in ähnlicher Weise auch auf mehreren in Holland gefundenen Ziegeln der Fall ist (cf. C. I. R. 110—114).

· IVLLIAI

Mestwerth, Verzeichniss unter der No. Bb I 6, gibt irrthümlich als letzten Buchstaben L an. (S. Taf. IV Fig. 5.)

Die Höhe der Buchstaben beträgt 8—9 ctm., die Breite der Inschrift ist der des Steines gleich. Die Verdoppelung des L findet sich in ähnlichen Namen auch in der bei Finthen (Mainz) gefundenen Inschrift No. 959.

L·IVLLONiVS·IVLLINVS·

Dagegen ist die allerdings auch sonst in der Kaiserzeit noch hier und da auftauchende archaische Genetivform auf AI, so viel ich weiss, auf auf rheinischen Inschriften noch nicht nachgewiesen.

8. Kreisförmiger Stempel eines Ziegels:

VEEXGERF (Vexillatio exercitus Germaniae inferioris.).

cf. C. I. R. 128 m 8: ex tegula prope Noviomagum reperta, exstat in museo Leidensi, in circulo:

VEEXGERF

(Mestwerth, Verz. Bb I 11: LXGERFVE)

9. Schon 1823 waren zwei Ziegel mit ganz ähnlichen Kreisstempeln bei der Rindern'schen Kirche aufgefunden worden: C. I. R. 165 b. Wie ich schon Jahrb. XLIX p. 92 bemerkte, ist der eine derselben (vermuthlich No. 2) in das Clever Cabinet gekommen und hat die Inschrift:

VEXEXGE (Verz. Bb I 2.)

10. VEX▮XGE (Verz. Bb I 10.)

)er nicht erkennbare Buchstabe in der Mitte war jedenfalls ein E, o dass der Stempel mit No. 9 übereinstimmt; cf. die Lesart Schneier's, C. I. R. 165 b 1:

. VEX XGE,

ie von einem ganz gleichen Ziegel herrühren wird.

11. XXIXEXGERI (Verz. Bb I 9.)

'ielleicht ist dieser etwas schwer lesbare, ebenfalls kreisförmige Stempel u deuten: VEX EX GERI d. h. Vexillatio exercitus Germaniae inferiris = 128 m 6 γ. (Holledoorn, nur etwa 2 Stunden von Rindern.)

12. Ziegelbruchstück mit dem Stempel:

LXGPFD (Verz. Bb I 25.)

. h. Legio X gemina pia fidelis. Ziegel der X. Legion sind am Niederhein sehr häufig gefunden worden, insbesondere auch 1869 bei dem ur 20 Minuten entfernten Dorfe Düffelword, worüber ich Jahrb. XLIX . 73 u. 91 berichtete. Wie dort angeführt, ist für das Jahr 70 die nwesenheit der X. Legion in Rindern (Arenacum) bei Tacit. hist. V 19 ezeugt. Noch nicht auf Ziegeln beobachtet ist die Bezeichnung von 'idelis durch FD, doch finden wir dieselbe auch auf einer Steininchrift aus Brohl, C. I. R. 651: = LEG X G·P·FD·

13. LEGXXIRII (Verz. Bb I 7.)

Venn auch das R nicht völlig deutlich ist, so scheint mir dieser tempel doch identisch mit No. 1503 b 2: LEG XXI R II (Hofheim, Nassau). Ziegel der XXI. Rapax sind allerdings bisher nur ganz verinzelt am Niederrhein gefunden worden, (cf. 223 g 1 u. 2, Xanten). ndessen ist ihr Aufenthalt im unteren Germanien sowohl durch Tac. nn. I 31, wie durch Inschriften bezeugt (cf. 196 u. 210 Xanten). Da iese Legion nach Borghesi's Vermuthung (cf. Bramb. praef. XIII) nter Domitian unterging, so muss der Ziegel aus dem 1. Jahrh. tammen.

14 und 15. 2 quadratische Ziegelplatten mit der Inschrift

LIM (Legio prima Minervia; Verz. Bb I 1 4 Druckfehler LTM)

)er eine derselben wurde schon 1850 in Rindern gefunden (165a), der weite ganz gleichartige bei den jetzigen Erdarbeiten.

No. 16—19. Ziegelinschriften von anderweitigen Fundorten.

16. Kreisstempel.

LEGXXXVV (Legio tricesima Vlpia victrix; Verz. Bb I 1.)
Xanten (cf. 223 i.)

17. EX G//// (Verz. Bb I 3.)

Auf der rechten Seite abgebrochen, vermuthlich zu ergänzen EXercitus Germaniae inferioris cf. 128 l; 139 f; 223 n.

18. und 19. LXGPI (Legio X gemina pia fidelis; (Verz. Bb I 24.) Düffelward, cf. Jahrb. XLIX p. 73.

20. Von Herrn Gastwirth Ingenlath wurde 1869 südlich der Stadt Xanten an der Hees eine römische Wasserleitung aufgedeckt, die aus 16 ctm. weiten und 46 ctm. langen ineinandergeschobenen Thonröhren bestand. Jede dieser Röhren trägt 1 oder 2 Mal den Stempel: LEG I M PF· Ein Exemplar mit doppeltem Stempel kam durch Geschenk des Hrn. Ingenlath in das Clever Cabinet. (Verz. Bb I 26.)

21. Fragment eines Ziegels mit einem Stempel, der eine Verschlingung mehrerer Buchstaben (möglicherweise R B F) darstellt. Herkunft und Bedeutung unbekannt. (Verz. Bb I 17.)

No. 22 u. 23. Lampen mit Inschriften.

22. VITF

Das Exemplar stammt her aus der 1869 mit dem Clever Cabinet vereinigten Antiquitäten-Sammlung des Zahnarztes Lehmann-Josephsohn. Fundort unbekannt.

23. FORTIS
I

Zusammen mit den oben besprochenen Steininschriften No. 5 u. 6 auf dem Clever Rathhausspeicher 1869 gefunden[1]).

---

1) Ein Krug mit Inschrift. 1869 wurde am Pirenberg in der Nähe von Calcar bei Erbreiterung eines Hohlwegs eine wohlerhaltene 21,2 ctm. hohe Terracottastatue eines Kindes in langem Gewande, welches die eine Hand auf den Mund legt, gefunden. Die Statue stellt ohne Zweifel den ägyptischen Horus-Harpocrates dar und ist wohl das erste Zeugniss für den Cultus dieser Gottheit in den Rheinlanden. Zugleich mit dieser Statuette wurden 3 grosse einhenklige weisse Thonkrüge gefunden, wie sie sich regelmässig in den römischen Grabstätten finden. Von diesen ist eine dadurch ausgezeichnet, dass sich folgender Graffito auf der Wölbung in der Nähe des Halses befindet:

AQVI

Die Terracotte befindet sich im Clever Cabinet; auch der Krug war für dasselbe bestimmt, blieb jedoch in Calcar zurück und scheint dort verloren gegangen zu sein.

No. 24—50. Stempel auf Gefässen aus terra sigillata.

24. Flache Schüssel, gefunden bei Calcar, mit dem Stempel
OFICVIRIL (Fröhner, inscr. t. coct. 2156).
Auf der Unterseite des Fusses findet sich folgender kreisförmiger Graffito:
TVIIRVKKIGIINIAKIS
d. h. T. Verulli Genialis. (cf. Jahrb. XLIX, p. 84.)

25. Schüssel von unbekannter Herkunft: BASSIC (Bassio? Fröhn. 290).

26. Schüssel, Fundort unbekannt:
TARI · TIB
(cf. Fröhner 908, Fiedler-Houben 54).

27a. Unterschüssel IOCCO F (ähnlich Fr. 1210, 1211).

b. Obertasse CORISO · FECI (cf. Fr. 807. 808). Fundort Xanten.

28. Schaale aus Frasselt am Reichswalde bei Cleve I ASVRI (cf. Fr.: LASVRI).

29. Schaale, Fundort unbekannt EKKENIVS (Fr. 1336).

30. Runder Napf, Fundort unbek. OF BASSI (Fr. 288).

31. Flache Schüssel, Fundort unbek. OFAQVITA/I (cf. Fr. 136).

32. Scherbe, gefunden bei dem Hofe Op gen Born (Burginatium) bei Calcar. OF · SEVERI ·
Auf der Rückseite ein Graffitto: Ꮭ

33—35. Scherben unbekannter Herkunft:

33. MAMELLI · M (cf. Fr. 1435, Fiedler-Houben p. 54).

34. NIM (ähnlich Fr. 703: NIMO).

35. CORI (cf. oben No. 27b).

36. OVIDI · M (cf. Fr. 1748).

37—39. Schüsseln unbekannter Herkunft:

37. PAIVRIN (Fr. 341).

38. CVIAƧF (Fr. 884).

39. SILVINIM (Fr. 1929).

40—46. Die Jahrbücher XLIX, p. 75 angeführten Stempel aus Düffelward.

47. Napf aus der Lehmann'schen Sammlung: ALBI.

48. Flache Schüssel aus feinem schwarzen Thon aus der Lehmann'schen Sammlung: DENIO.

49. Boden einer Tasse, Herkunft unkekannt: SIVIF (Verz. 31).

50. Fragment einer Schaale von unbekannter Herkunft: DE M · VE (De manu Veri?)

No. 51. Aschenurne mit Stempel.

Aschenurne aus feinem schwarzen Thon, gefunden 1866 bei Moyland. DAXMA (Daxii manu).

No. 52. Gemme mit Inschrift.

Ein schöner brauner Glassfluss, darstellend Leda mit dem Schwan in bekannter Stellung, zeigt auf dem freibleibenden Abschnitt unter der Figur in ausserordentlich feinen, aber deutlich erkennbaren, eingeritzten Buchstaben die Inschrift:

LIXVCS

d. h. Lixucus scalpsit.

Eine ähnliche lateinische Gemmeninschrift ist mir nicht bekannt, doch liegt nicht der mindeste Grund vor, an der Echtheit der erst bei genauer Untersuchung in die Augen fallenden Inschrift zu zweifeln. Die Gemme kam durch Geschenk in den Besitz des Cabinets, nachdem sie lange als Spielzeug durch die Hände von Kindern gegangen war. Der Fundort liess sich nicht ermitteln.

No. 53. Bleitafel mit Inschrift.

In der Nähe von Moyland befinden sich zu beiden Seiten der grossen von Xanten nach Nymwegen sich hinziehenden Römerstrasse eine Menge von Grabhügeln, von denen viele bereits in früherer Zeit von holländischen Forschern aufgedeckt sind, nicht wenige aber noch unberührt zu sein scheinen. Eine Anzahl der letzteren wurde im Frühjahr 1866 von den Herrn Dr. Rothert, Dr. Scholten und anderen Mitgliedern der Clever Alterthumscommission aufgegraben. Die wichtigsten Fundstücke waren folgende:

1. Eine flache runde Bronceschüssel mit niedrigem Rande, 40 ctm. im Durchmesser, auf der innere Seite stark versilbert. Abgesehen von einigen vertieften Kreisen und vorspringenden Wulsten auf der Rückseite fehlt jeder ornamentale Schmuck. Mit dieser Bronceplatte zusammen wurde eine Glasurne, Ueberreste von dünnen Messingbeschlägen und eine Schnalle von Horn gefunden. Sämmtliche Gegenstände lagen auf der Seite des betreffenden Hügels und sind jetzt im Clever Cabinet.

2. In einem zweiten Grabhügel fand sich ausser einer grossen nge von Kohlen eine Aschenurne von feinem schwarzen Thon (s. o. 51) nebst den Fragmenten einer der oben beschriebenen ähnlichen hen runden Schüssel, die zum Theil durch Rost zerstört war.

3. In einem Grabe, von dem der Hügel durch die Cultur fast voll- ıdig verschwunden war, zertrümmerte bereits der erste Spatenstich Urne und ein kunstvolles Glasgefäss. Die Scherben des letzteren den im Clever Cabinet aufbewahrt und lassen erkennen, dass das- e die Gestalt eines langgestreckten nach den Enden konisch sich engenden Fasses hatte; in der Mitte ist eine Ausflussöffnung aufge- t, feine Reifen von milchweissem Glase ziehen sich um das ganze äss herum.

Bei tieferem Graben fand sich in demselben Grabe eine quadra- he Bleitafel mit rundem Ausschnitt. Der die Ausgrabung leitende Scholten, welcher über dieselbe mir nähere Mittheilungen zu hen die Güte hatte, liess sofort sorgfältig weiter suchen, doch fand nur noch eine Glasscherbe von der Grösse und Gestalt eines glases.

Die Bleitafel stimmt in der Form genau mit dem von Fiedler rb. XLVII und XLVIII p. 157 abgebildeten und später von Rumpf rb. L und LI p. 153 so sorgfältig erklärten Xantener Exemplar rein, doch ist dieselbe erheblich grösser, nämlich 5,5 ctm. lang und t, während der ausgeschnittene Kreis einen Durchmesser von 3,2 . hat. Die vier Ecken sind durch imitirte Nagelköpfe geziert. Auf Unterseite scheinen schwarze Stellen auf eine Löthmasse hinzu- ten, mittelst welcher das Glas in der Bleifassung befestigt gewesen wird. Leider ist an einer Stelle ein Stück herausgebrochen und die Fragmente nicht vollständig erhalten, doch habe ich seiner Zeit in diese Lücke fallenden 4 Buchstaben noch mit voller Sicherheit er- nen können. Die den Kreisausschnitt umgebende Inschrift, von welcher ımbach C. I. R. 2031 bereits einen Theil auf Grund einer von mir rührenden mündlichen Mittheilung aufgenommen hatte, ist folgende:

CAPE PIGNVS AMORIS ALBANVS [illegible]ES

Die ersten 3 Worte enthalten einen Theil eines Hexameters; sie ımen mehrfach bei Ovid vor und scheinen eine gebräuchliche For- gewesen zu sein. Auch die Lesung des folgenden Wortes ALBANVS vollkommen sicher, dagegen verursacht das weiter folgende Schwie-

rigkeiten; die Buchstaben sind hier nicht scharf ausgeprägt oder haben durch Oxydation gelitten. Der erste könnte T oder F sein; auch an einen bedeutungslosen Strich zur Bezeichnung des Endes der Inschrift könnte man denken. Der folgende Buchstabe ist ohne Zweifel E, der dritte kann C oder G sein, der vierte scheint ein I zu sein, ist jedoch sehr verwischt; der fünfte macht zunächst den Eindruck eines K, indessen scheinen auch Spuren des wagerechten Oberstriches eines T vorhanden zu sein. Die folgenden Buchstaben sind unzweifelhaft ES. Das S steht dem C von Cape ganz nahe, und ist in keiner Weise bezeichnet, dass die Inschrift nach dem S schliesst. Herr Prof. Bücheler liest nach brieflicher Mittheilung FECIT ES, so dass also Albanus sich als Verfertiger bezeichnen würde. Die letzten Buchstaben vergleicht er mit ähnlichen Zusätzen auf Töpferinschriften, die sich ebenfalls bis jetzt einer Erklärung entziehen. Die Möglichkeit dieser Lesung ist nicht zu bestreiten, indessen halte ich vorläufig sie noch nicht gerade für unzweifelhaft richtig.

So ähnlich die Moyländer Bleitafel in der Form der Xantener ist, so hat die Inschrift doch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Jene ist griechisch, diese lateinisch, jene deutet auf ein Heilmittel hin, diese lässt eher an ein kosmetisches Mittel denken, jene nennt keinen Namen, diese dem Anscheine nach den Namen des Verfertigers.

Noch unerledigt scheint mir die Frage, wie man sich die Behältnisse zu denken hat, deren Deckel solche Bleitäfelchen bildeten. Das Zülpicher Exemplar, über welches Fiedler ebenfalls an der angeführten Stelle berichtet hat, diente zur Einfassung einer Glassplatte und Herr Dr. Scholten fand in dem Moyländer Grabe auch nur eine Glasscherbe von der Gestalt eines Uhrglases mit der Bleitafel zusammen. Es ist leicht sich danach den Deckel dieser Gefässe vorzustellen, aber es fehlt in allen drei Fällen jede Spur von dem eigentlichen Behältniss. Vermuthlich war dasselbe daher aus leicht vergänglichem Materiale hergestellt, etwa aus Holz, worauf auch die imitirten Nagelköpfe in den Ecken der Moyländer Platte hinzuweisen scheinen.

No. 54. Graffitto auf einer Broncekanne aus Düffelward, facsimilirt Heft XLIX, p. 83. Ich lese denselben jetzt mit Herrn Dr. Kamp:

PATIIRNI

No. 55. Stempel auf einer Düffelwarder Bronceschüssel, cf. Jahrb. XLIX, p. 78.

No. 56. Fragment eines bei Calcar gefundenen Militärdiploms.

Dasselbe ist bereits im Jahre 1868 in diesen Jahrbüchern abgedruckt, jedoch auf Grund eines Berichtes in einem Clever Lokalblatte, welches nicht über die typographischen Hülfsmittel zu genauer Wiedergabe der Inschriften verfügte. Ich lasse daher dasselbe in berichtigter Form noch einmal folgen:

IMPC
AVG · G
POTES
EQVIT
LITAV
DECEM
ETAE

IMPCAESAR · DI
ANVS · AVG · GER
TRIBVNIC · POT
EQVITIBVS · ET · I
QVIMILITAVER

Es wird sich schwerlich entscheiden lassen, ob das Fragment auf Domitian oder Trajan zu beziehen ist; anderweitige Vermuthungen scheinen mir mit Rücksicht auf den Kaisertitel und Schriftcharakter nicht in Frage zu kommen.

Sangerhausen den 8. Sept. 1877. Albert Fulda.

---

6. Inschriftliches.

In den Herrn Jacob Meurin eigenthümlichen Tuffsteingruben bei Kretz im Brohlthale wurde ein Votivstein gefunden, dessen Inschrift in ihrem interessanteren Theile freilich so zerstört ist, dass an die Lesung der ersten Zeilen nicht gedacht werden kann.

Die Form der ara ist die übliche: über der Inschrift ein gegliederter Sims, ähnlich der Basis, die gleichfalls Gliederung zeigt; auf den Ecken des ersteren ruhen Voluten. Die Gesammthöhe beträgt 0,67 m., die Seiten der Inschriftfläche 0,35:0,39 m. Die Zahl der auf derselben ursprünglich vorhandenen Zeilen lässt sich bei dem erwähnten Zerrungszustand, zu dem der poröse Conglomeratstein besonders beitrug, mehr annähernd bestimmen; es waren sieben oder acht. Was h zu lesen ist, gibt die folgende Abschrift:

MALA I I
TVS IMMAGINIF
PRO SVRIO QVINTO
(FRATRE · V · S · L · M ·

Die drittletzte Zeile gibt das Ende des Namens des Immaginifer, der den Stein für seinen Bruder Surius Quintus errichtet hat. Der Name ist auffallend, man würde Quintus Surius erwarten: allein ganz ähnlich findet man bei Brambach (C. I. Rh. 1035) auf einem zu Kästrich gefundenen Steine einen Surius Felix[1]). Die Inschrift 678 bei Bramb. gibt einen imaginifer cohortis Asturum, der Stein stammt aus der Nähe von Andernach, man fühlt sich versucht in der viertletzten Zeile an ala zu denken. Die Buchstaben sind leicht und ziemlich flüchtig eingehauen, die Punkte zwischen den einzelnen Worten sind nicht stets sicher erkennbar, jedoch in den beiden letzten Zeilen sind die Zwischenräume genau beobachtet. Der Stein ist dem Provinzialmuseum zu Bonn von dem Besitzer zum Geschenk übergeben worden.

Den Bemühungen des Herrn Prof. aus'm Weerth ist es gelungen von einem Stein, der in dem 28. Hefte dieser Jahrbücher S. 109 nur nach einer Abschrift von demselben veröffentlicht werden konnte und danach bei Brambach No. 709 wiedergegeben ist, bis jetzt aber verschollen war, einen Gypsabguss zu beschaffen, wonach die Lesung sich etwas anders stellt.

Diese kleine ara, die zusammen mit der von Otto Jahn erörterten Dianen-Statuette in Bertrich gefunden wurde, befindet sich jetzt im Besitze des Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen, die Schrift ist ausserordentlich flüchtig, so dass L mit schrägem Querstrich, E und C kaum zu unterscheiden.

DEVERCANE
ETMEDVNE
LTACCPTVS
V·S·L·M

Ein Zwischenraum in der ersten Zeile findet sich nicht, so dass diese sonst unbekannte Göttin vielleicht Devercana heisst, obschon auch die frühere Lesung de Vercane möglich, sogar wahrscheinlicher ist. Der Name des votirenden wird Lucius T-Acc(e)ptus zu lesen sein.

Dr. Adolf Bauer.

---

1) Vgl. Br. 1403 M. Surianus Fidelis, für die Stellung d. Namen vgl. die röm. Denksteine d. grossherz. Antiquar. zu Mannheim v. F. Haug No. 85.

7. Rhein-Hessens kirchliche Baudenkmale des Mittelalters[1]).

(Hierzu Taf. VI u. f.)

Die mittelalterlichen Bau-Denkmale Rhein-Hessens, obwohl bis tzt viel zu wenig bekannt und nicht dem heutigen Stande der Kunstssenschaft entsprechend behandelt, bieten in ihrer Gesammtheit einen enso merkwürdigen als anziehenden Beitrag zur Geschichte der Bauinst auf deutschem Boden.

Der Pulsader des geschichtlichen Lebens wie des angeregtesten erkehrs, dem Rheine so nahe gerückt hat das Kunstleben auch hier reits in den frühesten Anfängen der Kulturentwickelung seine Wurzeln schlagen. Aus den Zeiten des beginnenden Mittelalters sind Baunkmale zwar nachweislich nicht auf uns gekommen, allein Skulpturagmente, wie jenes in der Kirche zu Ober-Ingelheim jüngst aufgefunne Relief mit geflügelten Pferden, der ebenso alterthümliche, wie ltsam verzierte Thürsturz an der alten Kirchengründung zu Pfaffenfen (Sauer-Schwabenheim) und Ingelstadt, einzelne Reste an dem rchthurm zu Ober-Olm, sowie mehrere auf dem Ibener Hof gefundene ücke müssen aber doch als Beweise gelten, dass auf dem Gebiete der ldenden Künste in sehr früher Zeit Versuche von nicht zu vernnender Bedeutung gemacht wurden.

Was Karl der Grosse zu Ingelheim in seiner Palastanlage schuf, eb gänzlich vereinzelt und trägt zudem die sichtbaren Spuren, dass e Gegend in jenen Tagen über geschulte Handwerkskräfte, wie über ünstler in höherem Sinne nicht zu verfügen hatte. Neben den allerirts zusammengerafften Materialien, die ebensowohl inländischen Römeruten entnommen, als aus weiter Ferne von den ravennatischen und deren Prachtbauten mit unsäglicher Kräfteverschwendung herbeigehleppt wurden, tritt der gänzliche Mangel an handwerklicher Schulung der Bauführung nur um so störender entgegen. Wir werden in der ınahme kaum fehl gehen, dass in dem ganzen ländlichen Gebiete ıein-Hessens bis tief in das 12. Jahrhundert die kirchlichen Gebäude rchweg Holzbauten von geringen Grösseverhältnissen und sehr beıeidener Ausführung waren. Die Sitze der kleineren und grösseren

1) Nachstehende Zeilen können und wollen keinen Anspruch auf Vollstängkeit machen. Ihrer Entstehung nach waren sie als flüchtige Anleitung einer sellschaft von Kunstfreunden gewidmet und sollen an dieser Stelle nur auf ein ch wenig beschriebenes Architekturgebiet aufmerksam machen, das demnächst gehend zu behandeln in der Absicht des Verfassers liegt.

Gewalthaber waren vorwiegend durch Wasserlauf, Wälle und Gräben befestigt, während die Wohnburgen mit ihrem Fachwerkbau an sich kaum Anspruch auf nachhaltigen Schutz und monumentale Ausführung hatten. Erst in die Zeit der Hohenstaufen fällt die Errichtung mächtiger Castelle, wie die Reichsveste von Schwabsburg mit ihrem heute noch gegen 23 Meter hohen Bergfrid aus mächtigen Buckelquadern und die nicht viel jüngern Reste der Burg von Odernheim.

In dieselbe Zeit und kaum höher hinauf reichen die verschiedenen auf uns gekommenen kirchlichen Bauten der Romanischen Kunstweise. Wie wohl Mainz in seinem Dom eines der hervorragendsten Baudenkmale der ganzen Periode besitzt und innerhalb der Stadt gewiss damals noch eine Anzahl stattlicher Bauten sich befanden, so scheint doch ein entscheidender Einfluss von Mainz auf die Architektur seines ländlichen Kreises nicht ausgegangen zu sein; wenigstens lassen sich Spuren derselben für uns nicht mehr nachweisen. Anders in Worms, wo im Anschluss an den um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts vollführten Dombau innerhalb der Stadt die Kirchen von St. Martin, St. Paul, Magnus, Andreas und die Synagoge, so wie manches Andere zu Stande gekommen und auch auf die Bauthätigkeit des Umkreises einen belebenden Einfluss geübt hat. Noch sind die Thurmbauten zu Hochheim und zu Dalsheim hierfür Zeuge; ganz besondere Beachtung verdienen aber jene eigenartigen, mit kuppelförmigem Steinhelm geschlossenen Thürme zu Guntersblum, Alsheim und Dittelsheim, welche mit jenen von St. Paul zu Worms eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Bereiche romanischer Thurmarchitektur bilden. Ganz von der Wormser Schule abhängig ist die geräumige dreischiffige Pfeilerbasilika zu Bechtheim, so wie das jüngst einem Neubau zu lieb abgebrochene Kirchlein zu Wies-Oppenheim. Grössere Kirchenbauten aus romanischer Zeit sind in Rhein-Hessen überhaupt selten; in Nieder-Ingelheim sind von der Kirche des Kaisersaales nur Chor und Thürme erhalten; in Bingen weist die Krypta der dortigen Pfarrkirche noch auf eine ehedem ausgedehnte, opulente Kirchenanlage; Pfaffen-Schwabenheim gehört mit den Resten seiner glänzenden Chorarchitektur der Gruppe Gelnhausen-Seligenstadt an und fällt in seiner Entstehung sicher gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, während die unlängst nachgewiesenen Reste der grossen auf dem Petersberg bei Odernheim gelegenen Kirche gleichen Namens aus der Zeit der Gründung in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen. Hier fand sich unter dem Querschiff angelegt eine auf 12 Säulen ruhende Krypta, welche nebst Bingen und einem sehr kleinen tonnengewölbten Raume unter dem Chor der Bechtheimer

rche die einzigen Beispiele von Krypta-Anlagen in der Provinz sein .rften. Reste von romanischen Thurmbauten sind dagegen an nicht enigen Orten erhalten. Sie erheben sich meist auf viereckiger Grund-.che und sind von äusserster Schlichtheit der Anlage wie der Durch-hrung, kaum dass die Stockwerktheilung durch ein derbes Gesims er durch Rundbogenfries ausgezeichnet ist. Enge Schlitze in den iteren Geschossen und nach oben erweiterte Schallöffnungen mit vischensäulen und weit ausladendem Kämpfer beleben die Flächen. eispiele derart sind zu Bretzenheim, Engelstadt, Flonheim, Frei-aubersheim, Gaulsheim, Nierstein, Nieder-Olm, Ober-Olm, Ober-Ingel-im, Osthofen, Planig, Siefersheim, Spiesheim, Wonsheim u. a. m. ne merkwürdige Ausnahmestellung nimmt der Thurm zu Nieder-gelheim ein, der nach seiner reichgegliederten Fensterarchitektur und m Wimpergeschluss mit rautenförmigen Helmflächen der Andernach-ilnischen Schule angehört und seine engen Beziehungen zu der nieder-einischen Bauschule in dem daran verwandten Tuffstein des Brohl-ales noch besonders kund gibt. Ein für ländliche Verhältnisse cha-cteristischer Bau ist das romanische Kirchlein zu Wendelsheim, wo r Thurm über der Vierung aufgesetzt ist und nach Osten eine halb-eisförmige Apsis mit flach geneigtem Steindach sich anlehnt, eine ıordnung, welche in gothischer Zeit in Wöllstein sich findet und wohl am Rhein (Asmannshausen) wie namentlich in der bayerischen alz (Roth u. a. m.) auch später noch gern Nachahmung gefunden hat.

Wie lange übrigens die romanischen Traditionen in Rhein-Hessen 'tgepflegt wurden, erhellt einerseits aus der Zeitstellung des West-ores am Mainzer Dom, wie dem Bau der Heiligen Geistkirche zu ainz, anderseits aus der Bauzeit der beiden Thürme der Catharinen-rche zu Oppenheim, Bauten, welche sämmtlich um die Mitte des . Jahrhunderts zu Stande kamen, wo anderwärts die von Westen her rdringende Gothik auf deutschem Boden bereits Fuss gefasst hatte. aren die Gewohnheiten der alten Schule an den Hauptverkehrsorten ch so tief gewurzelt, so muss dies noch viel mehr von den länd-hen Kreisen angenommen werden, die der Natur der Sache nach den n den grossen Mittelpunkten gegebenen Anregungen in der Regel erst ıgsam folgen.

Um so merkwürdiger ist daher das gänzlich unvermittelte Auftauchen r Gothik innerhalb eines kleinen Burgbaues, der in der einsamen .lle eines reizenden Waldthales gelegen ist, die Burgkapelle zu Iben [1]).

---

1) Siehe unser Winckelmann-Progr. v. J. 1869. Die Burgkapelle zu Iben ı F. Peters. D. Red.

Von dem Hauche der ersten Jugendblüthe umwoben zeigt sich in dem zierlichen Bau das zur Höhe nunmehr entwickelte Architecturprinzip des Mittelalters in seiner vollen Ausgestaltung. Keine Spur von tastenden Versuchen, wie sie an den s. g. Uebergangsbauten vorkommen, ist hier zu entdecken. Klar erfunden ist der Bau mit selbstbewusster Sicherheit in Bemeisterung der Formen und in vollendeter Kenntniss der Technik zu Ende geführt. Als Grundzug herrscht die rationelle Durchführung des Gewölbebaues vor; im Einzelnen ist der Spitzbogen mit voller Consequenz durchgeführt. Hinsichtlich der struktiven wie formalen Durchbildung steht das Gebäude völlig als Ausnahme innerhalb seines ganzen natürlichen Verwandtschaftskreises da. Nur die französische Bauschule bietet Anknüpfungspunkte. Offenbar ist dorten der Ursprung zu dem Plane des Ibener Baues zu suchen. Mag nun durch die weit verzweigten Beziehungen des mächtigen Dynastengeschlechtes der Wildgrafen, welchen die Burg Iben zustand, ein Künstler der französischen Schule herangezogen worden sein, oder ein fahrender deutscher Schüler seine auf der hohen Schule zu Paris gewonnenen Kenntnisse daran erprobt haben: immerhin ist nur durch einen unmittelbar aus dem Herzen der französischen Bauschule übertragenen Einfluss die Eigenart dieses Kleinods gothischer Baukunst zu erklären. Die Zeitstellung lässt sich gerade wegen des Mangels an verknüpfenden Hinweisen nur annähernd bestimmen; die Mitte des 13. Jahrhunderts dürfte indess sicher dafür festzuhalten sein und ein Vergleich mit dem Ostchor der Catharinenkirche zu Oppenheim (1262) und den ersten gothischen Kapellen an der Nordseite des Mainzer Domes (1279) diese Annahme rechtfertigen.

Zusammenhanglos mit der vorausgegangenen Richtung unseres Kreises bleibt diese erste Erscheinung der Gothik für die nächste Folge vereinzelt. Die grösseren Mittelpunkte bieten wohl Belege genug, dass in Mainz, Oppenhein an der Catharinenkirche sowohl, wie an der bald nach der Mitte des 13. Jahrh. erbauten Klosterkirche Marienkron daselbst, weniger in Worms die neue Richtung an Boden gewonnen; allein in den ländlichen Kreisen lassen sich kaum Beispiele frühgothischer Kunstübung nachweisen. Erst die späte Blüthe der Gothik sollte sich für die Bedürfnisse unseres Landkreises fruchtbar erweisen. Zwar kommen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. einige Bauten vor, wie der Chor der Stiftskirche zu Alzey, die Johanniterkirche zu Osthofen, die Franziskanerkirche zu Oppenheim und der zierliche Chorbau zu Schornsheim; allein erst das 15. Jahrh. erwies sich wie allerwärts so auch in Rhein-

ssen von einer bewunderuswerthen Fruchtbarkeit an Kirchenbauten. ı hervorragendes Beispiel derselben ist die Kirche zum heiligen Blute Armsheim. Als Hallenkirche theilt sie mit einer Anzahl rheinsischer Kirchen die Eigenthümlichkeit, dass die Scheidebogen zwischen . Schiffen verhältnissmässig tief ansetzen und Schildwände von rächtlicher Höhe tragen. Hier wie zu Bechtolsheim, Herrnsheim, Johann, Partenheim, Odernheim u. a. m. ist das Mittelschiff wenig über Seitenschiffe erhöht und entbehrt eigener Lichteinlässe in den Hochıden, eine Anordnung, welche bei mässigen Raumverhältnissen als chaus practisch sich erweist. Durch die örtlichen Verhältnisse und ch Rücksichten einer verständigen Sparsamkeit geleitet, ist die Verıdung von Hausteinen im Ganzen bei den rheinhessischen Bauten · auf das erforderliche Maass in den constructiven Gliedern beränkt; das Mauerwerk besteht aus Bruchmaterial der Gegend und auf Verputz berechnet. In der Führung der Bauten zeigt sich selbst zu den bescheidensten Fällen herab ein trefflich geschultes Hand-'k, das in Sicherheit und Sauberkeit, sowie in vollendetem Verständ- der schulmässigen Gliederungen den besten Arbeiten der Zeit nbürtig ist.

Hierher gehört der Chor der katholischen Kirche zu Alsheim, die ne der Bellerkirche bei Wonsheim, der Chor zu Dienheim, die schöne che zu Gabsheim mit ihrem stattlichen Thurme, die Pfarrkirche zu ı-Algesheim, die malerische Kirchenruine zu Hangen-Wahlheim bei heim, Himmelskron zu Hochheim, die aus verschiedenen Bauzeiten nmende Kirche zu Ober-Ingelheim, eine der malerischsten Bauppen, der Chor zu Planig, die Kirche zu Ober-Olm und der alte r zu Nieder-Olm, die beiden Kirchen zu Udenheim und Undenheim noch manche kleinere Bauten oder Reste von solchen.

Da die zahlreichen Bauten des 15. Jahrhunderts ein so einheites Formgepräge tragen, so ist der Schluss gewiss berechtigt, ihr stehen auf gewisse Mittelpunkte zurückzuführen. Mainz und Frankdürften hier gleichmässig in Betracht kommen. In Mainz herrschte ler Hütte des Domes durch das ganze 15. Jahrhundert noch reges en; Johann Weckerlin, dessen Grabstätte im Dom bezeichnet ist, um 1486 noch der Vertreter eines alten Steinmetzen-Geschlechtes. 1440 war Peter Esseler aus Alzey Werkmeister des Domes. Er örte einer weit verzweigten Familie von Steinmetzen an, die unter schwankenden Bezeichnung Oelser, Oeller, Eseler, Esseler aus Alzey nmend eine hochbedeutende Thätigkeit entfalteten. 1459 war

Nicolaus Elser Domwerkmeister zu Mainz; er übernahm diese Stelle, nachdem er von seinem Sohne Nicolaus begleitet am Bau der St. Georgskirche zu Nördlingen, sodann in Augsburg, Dinkelsbühl und zu Rothenburg a. T. thätig gewesen war. Im Jahre 1509 begegnen wir nochmals einem jüngeren Nicolaus Elser am Mainzer Dom und mit ihm wird Meister Lorenz von Mainz und Hans Gleser genannt. Gerade in Armsheim traten wie am Westchore zur Catharinenkirche zu Oppenheim verwandtschaftliche Erscheinungen mit der Frankfurter Schule, z. B. in der reichen Ausbildung der Gewölbe zu Tage. Dass thatsächlich Beziehungen zwischen den beiden Städten Mainz und Frankfurt und ihren Kreisen bestanden, ergibt sich daraus, dass am Frankfurter Dombau die Meister Hans von Ingelheim (1480—91) und Niclas Quecke von Mainz (1494) beschäftigt waren, während umgekehrt 1497 die Steinmetzarbeit an dem glänzenden Chorbau zu Odernheim an Meister Arnold, Bürger zu Frankfurt, verdingt wird. Der Kreis des von diesen Mittelpunkten beeinflussten Architecturgebietes umfasst indess nicht nur Rhein-Hessen, sondern begreift auch den Rheingau, dessen hervorragendste Denkmale aus gothischer Zeit, wie der Thurmbau zu Ellfeld und die Kiedricher Baugruppe die unverkennbarsten Spuren ihrer Abhängigkeit von den genannten Mittelpunkten an sich tragen.

Was als junges Reis aus fremdem Boden in der Kapelle zu Iben herüber gepflanzt wurde in unser sonniges Gau, hat, trotzdem es wurzellos im rheinischen Lande zu stehen schien, sich als fruchtbringend für die Zukunft erwiesen. Wenn auch nirgends unmittelbar nachgeahmt, senkten sich doch die Grundsätze der Gothik tief in das Volksleben ein und wurden so sehr Gemeingut aller Kreise, dass wohl niemals eine Stylrichtung in so eminentem Sinne volksthümlich geworden und gerade wie die Spätgothik dem Bedürfniss unseres Volkes in so zweckentsprechender, einheitlicher und wahrhaft monumentaler Weise gedient hat.

Mainz. Friedrich Schneider.

---

8. Altchristliches Coemeterium bei S. Matthias in Trier.

Bekanntlich ist das Coemeterium S. Eucharii, nord- und ostwärts der S. Matthiaskirche bei Trier, diesseits der Alpen die reichste Fundgrube altchristlicher Grabschriften [1]). Die in den 40er Jahren dort einge-

1) Man vgl. Jahrb. V, 329, VII, 80 und besonders XII, 60 ff.

teten Ausgrabungen wurden damals, in Folge eingetretener Oppo-
ion der Bewohner, welche für ihren Kirchhof fürchteten, leider sehr
ld aufgegeben und harren noch immer der Wiederaufnahme. Unter-
ssen hat uns der nämliche Boden einen andern reichen Schatz ge-
henkt. Bei den Eisenbahnbauten dieses Jahres wurde, dicht hinter
m Garten des Hrn. Job von Nell, ein Grabfeld blossgelegt, das
. 30 sehr wohl erhaltene Steinsärge aufwies: die meisten dieser
ärge waren, als ich zu Anfang September die Stätte besichtigte,
öffnet, etwa 10 noch verschlossen. Die Särge, zum Theil strigilirt,
aren meist von Osten nach Westen gestellt, sehr gross, schön gear-
itet, mit sattelförmigem zum Theil ausgeschweiftem Deckel: der
einste Sarg (lang 1,11 m., Innenraum 0,91 zu 0,35 Tiefe) trug einen
ossen rothen Sandstein (Maasse: 1,08 Länge, 0,57 H.) mit der
schrift:

HARIVLFVS PROTECTOR
DOMESITIGVS EILIVS HAN
HAVALDI REGALIS GENTI
S BVRGVNDIONVM QVI
VICXIT ANNOS XX ET MEN
SIS NOVE ET DIES NOVE
? REVI(N) LO A V VNCVLV
IPSIVS FECIT

h besitze von der jetzt im Provinzialmuseum zu Trier befindlichen
schrift nur eine flüchtig genommene Abschrift und publicire sie nach
ner von dem Director des Prov.-Museums Hrn. Dr. Hettner mit
nkenswerther Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Abschrift.
e zwei letzten kleiner gehauenen Zeilen sind theilweise zerstört; der
st ist trefflich erhalten und gibt uns die höchst interessante Grab-
hrift eines jungen Prinzen aus dem Burgundischen Königshause.
ariulfs Vater hiess vermuthlich Hathavald (Todesmuthiger), in der
schrift ist wol N für T in Zeile 2 verschrieben; ebenso in derselben
ile E für F in FILIVS, wie öfter in Trier. Der Titel Pro-
ctor domesticus (durch zweimaliges Versehen des Steinmetzen
cht domesitigus) ist bereits auf einer andern christlichen Inschrift
iers nachgewiesen, nämlich auf dem Lersch III, No. 60; Steiner
o. 6; Le Blant No. 252 herausgegebenen Epitaph des Fl. Gabso.
gl. über denselben Cod. Justin. XII, 17; Cod. Theodos. VI, 24. Not.
gnit. ed. Böcking II, 300. 396 f. und Corrip. de laudib. Justini minor.

III, 157 f. Procop. Hist. arc. c. 24. ed. Bonn p. 1367. Kaiser Jovinian war nach Ammian. Marcell. XXI, 16, 20 ehedem protector domesticus, ebenso Valentinians Vater Gratianus (ib. XXX, 7, 2). Inschriftlich kommt die dignitas dann vor Muratori 701. Orelli 3537. Weist der Name des Gabso auf nicht römischen, vielleicht alanischen Ursprung hin, so haben wir hier einen zweiten Fall, wo ein protector domesticus aus nichtrömischer Völkerschaft genommen wird. Das Alter der Inschrift mit Bestimmtheit anzugeben wird schwer sein. Weder sie selbst noch irgend ein anderes der mir bekannten Denkmäler des in Rede stehenden Coemeterium giebt eine Jahreszahl; alles aber spricht dafür, dass sie in die letzten Jahre der Römerherrschaft, etwa in die Mitte oder zweite Hälfte des 5. Jahrh. fällt. Sie könnte selbst dem 6. Jahrh. angehören, wüssten wir ob der Titel protector domesticus auf den fränkischen Hof überging.

Zu der angegebenen Zeitbestimmung stimmt vollkommen eine Vergleichung unseres Coemeteriums mit dem grossen merkwürdigen Grabfeld, welches seit dem Jahre 1873 bei Julia Concordia im Venezianischen ausgegraben wird. Vgl. Bertolini, Archiv. Veneto VI. VII. Bull. dell' Instituto di corrisp. arch. 1873, 58 ff.; 1874, 18 ff. de Rossi Bull. 1874, 133. Eine der daselbst ausgegrabenen Inschriften nennt auch einen Flavius Fandicil(u)s Protector de numero Armigerorum (Arch. Venet. VII, 288). Bertolini setzt das Coemeterium von Julia Concordia durchaus vor den Einfall der Hunnen 452; indessen hat de Rossi a. a. O. gute Gründe dafür angeführt, dass wenigstens ein Theil desselben nach 452 fällt.

Kein positives Anzeichen spricht für das christliche Bekenntniss Harulfs; ebenso fehlt jede Beziehung auf einen heidnischen Cult. Wenn ich das Grabfeld, aus welchem die Inschrift herrührt, als ein altchristliches bezeichnete, so ist dies zunächst eine auf die allgemeine Erscheinung desselben begründete Vermuthung: aber eine Vermuthung, die, denke ich, durch nachfolgende Ausgrabungen bestätigt werden wird und die wiederum in der Vergleichung mit Julia Concordia an Wahrscheinlichkeit gewinnt [1]). F. X. Kraus.

---

1) Herr Dr. Hettner macht darauf aufmerksam, dass die zu Anfang 1877 gefundene Inschrift:

EYTICIANVS IN PACE FEDELIS

(mit Monogramm Christi und Tauben) von der nämlichen Fundstätte herrührt, womit denn allerdings der christliche Charakter des Coemeterium erwiesen wäre.

9. Der kölner Steinmetz Albert Schallo.

In die Geschichte der mittelalterlichen Architektur ist ein kölner ietz eingeführt worden, umkleidet, was seine Lebensstellung be- mit so glänzenden äusseren Verhältnissen, dass er vor allen en als ein Beispiel erscheinen sollte, welch hohes Ansehen sein sfach damals genoss. Wir meinen den »Albertus, auch Albero o«, welchen A. Fahne's Diplomatische Beiträge zur Geschichte aumeister des kölner Domes und der bei diesem Werke thätig enen Künstler[1]), in solcher Weise auftreten liessen.

»Man sieht«, heisst es daselbst, »an diesem Manne, welcher 1240 in den Schreinen vorkommt, ganz besonders, dass das Handwerk apiciden im Mittelalter hochgeehrt war. Albert, obgleich aus- er Steinmetz, war zugleich in Staatsangelegenheiten, zu denen er :h gezogen wurde, thätig; er war mit Dynasten-Familien ver- , und selbst Stammvater des adeligen Geschlechtes Schall von welches bis in die neueste Zeit ruhmvoll fortgeblüht hat. Die ine enthalten eine Menge Urkunden, welche seinen Reichthum nden. Unter andern besass er das grosse steinerne Eckhaus des tius, neben dem Bär und gegenüber dem Hause des Pelegrim [2]), Stifters der adeligen Familie von Schwarz. Dieses Haus, es er durch Ankauf des nebenliegenden Hauses des Waldmann, nt Heilgeist, bedeutend erweiterte, war Albert's Ansiedel [3]).«

---

1) Köln, 1843 u. in 2. Ausg. Düsseldorf, 1849. S. 26—29. Die Mittheilungen n sich auf die früher im Archiv des Königl. Landgerichts, jetzt im Stadt- zu Köln beruhenden Schreinsbücher.

2) Dieser bewohnte das grosse Haus auf der Hochstrasse, südliche Ecke der gasse, welches späterhin der Wohnsitz Arnold's von Brauweiler, eines der ffichsten Bürgermeister von Köln, geworden.

3) Fahne (S. 27, Anm. 93) behauptet, dass der Ausdruck Ansiedel nur leligen Familien gebraucht werde und mit dem später üblichen Worte itz gleichbedeutend sei. Aber eben die Schreinsurkunden beweisen die tigkeit dieser Behauptung:

1272. Col. Camp. »Elyas duppengyzere« verkauft zwei in der Glockengasse ne Häuser »que fuerunt Ansedel ipsius Elye.«

1285. Col. Lat. pl. »Ex morte Henrici pistoris . . . domus que fuit An- Ienrici predicti.«

1304. Petri: Wetschatz. »Iohannes Butscho sartor et Agnes vxor sua . . . a eorum in via lapidea que est eorum aynsedel.«

1306. Petr. Caec. »de domo que fuit Ansedel Iohannis dicti Wise carnificis.«

1332. Mart. Fund. s. Noitb. »domus que fuit Ansedil Volquini carnificis.«

. . . »Albert starb gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Er war dreimal verheirathet. Seine erste Frau hiess Beatrix. Die zweite hiess Duregin. Während dieser Ehe fielen die Zwistigkeiten zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof Engelbert vor, welche 1284 durch einen Vertrag beseitigt wurden. In diesem Vertrage musste sich die Stadt zu einer Busse von 2000 Mark verstehen. Als Bürgen stellte sie unter Andern auch unsern Albert Schallo.« . . . »Duregin starb 1284. Die dritte Frau Albert's hiess Christine. Sie war aus dem Dynasten-Geschlechte derer von Houlte und Erbin der Herrschaft dieses Namens.« Ja, in den Zusätzen zur zweiten Ausgabe[1]) wird er zum Schwager Wichbold's, des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln, gestammtafelt. Gleiches wiederholt sich in desselben Verfassers Geschichte der Kölnischen Geschlechter (I. S. 167), wo ihm, in immer steigender Kühnheit der Combinationen, nachträglich ein »Albero, † vor 1220, Steinmetzmeister, Erbauer der Apostelkirche in Köln« als Vater vorgesetzt wird.

Von allen diesen Ehren kann indessen dem wirklichen Steinmetzmeister Albert wohl niemals auch nur das geringste geträumt haben. Er ist, wie wir gerne annehmen wollen, ein recht tüchtiger Steinmetz, im Uebrigen aber ein schlichter Bürgersmann gewesen und wird durch irgend eine Zufälligkeit zu dem Beinamen »Schallo« gekommen sein, den weder sein Vater, noch seine Geschwister, noch seine Kinder mit ihm geführt haben. Ich finde sogar eine Schreinsurkunde[2]), wo »Scallo« als Taufname angewandt scheint. Ueberhaupt aber liesse sich durch zahlreiche Beispiele nachweisen, wie gewagt es sein würde, bei jedem Namen, den auch adelige Geschlechter geführt haben, sofort an ein Glied derselben denken zu wollen[3]).

Das vornehme Beiwerk, womit die Diplomatischen Beiträge ihren Helden im Vorstehenden ausgeschmückt haben, konnte um so weniger verfehlen, Glauben zu finden und von manchen Schriftstellern als ein interessanter Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte des Mittelalters beachtet zu werden, als der Verfasser am Schlusse des Vorwortes die Zuverlässigkeit seiner Forschungen nachdrücklich betonen zu wollen

1) S. 100. Auch in Nr. 95 des Kölner Domblattes, Jahrg. 1844.

2) Bezirk Weyerstrasse: Piscinae, 1330. »Notum sit quod Hermannus pistor tradidit et remisit Scalloni et Katerine liberis suis . . .«

3) 1330. Weyerstr. Pisc. »Gerardus Schederich faber.«
1337. Airsb. Witzg. »Henricus de Judeo pistor sancti Georgii.«
1448. Nid. A dom. ad port. »Woulter Gryn kannegiesser.«

heint. So führt denn z. B. mein verewigter Freund und ehemaliger
hrer Kreuser[1]) den »Schall von Bell« als ein Beispiel an, »dass
:h auch die Abkömmlinge gerade der edelsten Geschlechter der Bau-
ınst zuwandten.« Ennen[2]) wurde verleitet, ihn mit dem adeligen
ımen »Albero von Schall, 1240—1290« unter die besonders nennens-
:rthen kölner Steinmetzen zu reihen. Auch der Verfasser der gegen-
irtigen Besprechung nahm die Mittheilungen der Diplomatischen Bei-
ige in gutem Glauben in sein 1850 erschienenes Werk über die köl-
ıchen Künstler[3]) auf und muss sich daher um so entschiedener be-
fen fühlen, gestützt auf seine späterhin selbstständig vorgenommene
ıtersuchung in den Schreinsbüchern, ein Trugbild zu beseitigen, zu
ssen Hinzeichnung es der Verschmelzung von nicht weniger als vier
rschiedenen Personen in eine bedurft hat.

Der Steinmetz Albert genannt Schallo war keineswegs ein Sohn
bero's des angeblichen Erbauers der Apostelkirche[4]), von dem übrigens
emand weiss, dass er auch Schallo geheissen hat — sondern Gobelin
ır sein Vater, der den Beinamen Lifgelt oder Leyfgelt führte (viel-
cht weil er dem Gelde allzusehr zugeneigt war) und im Jahre 1278
reits verstorben war. Eine Stelle im Buche Columbae Berlici 1278
st (festum) Agnetis lautet: »Transitus qui vadit ad domum quondam
:ti Lifgelt.« Albert's Mutter, welche ihren Mann überlebte, hiess
eid. Vier Kinder aus dieser Ehe sind genannt, eine Tochter Aleid
d drei Söhne: Cunemann, Albert und Gerard; letzterer wurde Carme-
er-Mönch. Albert tritt zuerst im Jahre 1285 in dem eben bezogenen
hreinsbuche auf:

»Notum quod ex morte Aleidis filie Gobelini dicti Leifgelt deuo-
ta est Aleidi matri sue vna quarta pars domus et aree ante et retro
btus et supra prout iacet in Randolphgazze[5]) contiguate angulo sito

---

1) Der christliche Kirchenbau. 2. Aufl. Bd. I, S. 488.

2) Geschichte der Stadt Köln. Bd. III, S. 1081.

3) Nachrichten v. d. Leben u. d. Werken kölnischer Künstler, S. 399—401.

4) »Testudo ejus ecclesiae absoluta fuerat anno 1219 per Alberonem lai-
m.« Alte Nachricht bei Gelenius, Vita S. Engelberti, p. 114. Hier ist also
r vom Schliessen der Gewölbe in der Apostelkirche die Rede.

5) Die Randolphsgasse ist die jetzige Elstergasse, gegenüber dem Haupt-
rtale der Minoritenkirche. 1315 crast. Pantaleonis liest man: »domus sita in
ısianengassen (jetzt Drususgasse) in ordone Randolfgassen.« Die Dipl. Beitr.
30, Anm. 108, erklären die weit entfernt am Neumarkt gelegene Olivengasse für
ı platea Randolphi.

super Randolphgazze versus Troie plateam[1]), qui est mansio Nicolai lapicide[2]) . . .«

»Notum quod Albertus dictus Scallo emit sibi erga Aleidim matrem suam predictam prescriptam quartam partem domus et aree predicte . . . Actum sabbato post Nicolai (Anno m°.cc°.lxxxv°.)«

Zur völligen Klarstellung der persönlichen Verhältnisse des Steinmetzen Albert Schallo lasse ich noch die nachstehenden Beurkundungen, alle aus demselben Schreinsbuche und dem Jahre 1292, hier folgen:

»Notum quod ex morte Gobelini dicti Leyfgelt deuoluta est pueris suis Cunemanno cum vxore sua Katerina et Alberto dicto Schallo cuilibet quarta pars vnius aree site prope malmanspuzze[3]) in platea Randolphi prope angulum versus latam plateam. . . Actum Anno dominj m°.cc°. nonagesimo secundo in festo pentekostes.«

»Item notum quod Cunemannus et Katerina predicti tradiderunt et remiserunt Alberto dicto Schallo fratri dicti Cunemanni predicto. suam quartam partem aree predicte et transitus. et mater eorum Aleydis vsufructum totius aree predicte. . . Actum ut supra.«

»Notum quod Iohannes Cauwertin pistor et vxor sua Margareta acquisiuerunt sibi erga Albertum Schallonem lapicidam predictum tres quartas partes de illa parte aree prescripte in vico Randolphi retro

1) Seltene Benennung der Breitenstrasse nach dem dort gelegenen grossen Hause Troja, das in unseren Tagen den Gasthofnamen »Kaiserlicher Hof« führte und gegenwärtig seine Grund- und Gartenfläche zu einer Menge neuer Häuserbauten hergegeben hat.

2) Von diesem Steinmetz Nicolaus berichten die Dipl. Beitr. S. 31—32, Nr. 8, er sei ein Sohn des Dachdeckers Hugo, eines sehr vermögenden kölner Bürgers, gewesen. Dagegen liest man in dem Schreinsbuche, worauf verwiesen ist, 1263: »Notum quod Nycholao lapicide deuoluta est ex morte parentum suorum Andree et Gertrudis . . .« Er sowohl als seine Frau Aleid lebten noch 1290; er hatte letztere als Wittwe und Mutter von vier Kindern geheirathet. Eine Verhandlung von 1264 bezieht sich auf diese Vorkinder und ist von Fahne ganz missdeutet worden.

3) Der »Malmanspuzze« heisst später »Alemansputze«, z. B. 1347: »domus et area sita apud alemansputze prope domum domini Lufredi de Troya«, und noch 1797 schrieb der Schreinsschreiber »in der Gassen am allemannspütze«. Es war ein öffentlicher Brunnen, der zu jedermanns oder allermanns Benutzung diente. Die ältere Benennung wird mit dem noch jetzt im Plattkölnischen erhaltenen Worte »malliohmamm« zusammentreffen, das ebenfalls gleichbedeutend mit jedermann ist.

angulum. in qua parte ipse Iohannes nunc edificauit domum. . . Actum nonagesimo secundo in ascensione domini.«

»Item (notum) quod Albertus dictus Schallo lapicida in figura Judicij comparens dede sich geweldighen in aream sitam contigue domibus que sunt sancti spiritus que fuerunt H. dicti Wrabel[1]) versus latam plateam, quia census hereditarius sex solidi sibi debitus non dabantur et fuit hoc quod dicitur anwoire sibi per sentenciam confirmatum. Deinde Nicolaus dictus Pricke[2]) sequebatur ad Judicium et defendere dictam aream volebat. Tunc fuit utrique dies assignata coram judicibus. ad quam diem Albertus dictus Schallo comparuit et Nicolaus non comparuit. Vnde dedit sentencia scabinorum Nicolaum cecidisse, et mandauerunt Judices et Scabini ipsum Albertum debere scribi in dictam aream quocumque voluerit diuertendam. Gerardus Ouerstolz filius G. comitis fuit tempore aduocatus. Scabini qui testificabantur R. Grin. Th. Gir. et Gobelinus Parfuse. et Th. de Schonecke. Actum anno domini ut supra in vigilia Marie Magdalene«[3]).

»Notum quod ex morte Gobelini dicti Leyfgelt et uxoris sue deuoluta est fratri Gerardo filio eius de ordine sancte Marie de monte carmelo. vna pueripars aree site in vico Randolphi apud malmanspuzze retro angulum supra quam aream Johannes pistor sanctorum apostolorum nunc edificauit . . .«

»Item notum quod dictus frater Gerardus tradidit et remisit fratri suo Abeloni (sic) Schalloni suam pueripartem predictam . . .«

Letzterer, diesmal auffallender Weise Abelo genannt, überträgt dann im folgenden Notum dem Johann Cauwertin auch dieses, demselben noch fehlende, Viertel der Baustelle.

Noch manche Schreinsstellen erwähnen des Steinmetzen Albert Schallo mit Angabe seines Standes, darunter 1288 und 1312 Columbae: Litis et Lupi, 1298, 1300, 1311 und 1336 Columbae: Berlici, 1300 Brigidae: A coquina archiepiscopi, 1319, 1328, 1332 und 1334 Petri: Caeciliae. Während eines Zeitraumes von etwa zwölf Jahren wird Agnes, seine Frau, ihm zur Seite genannt, z. B. Col. Berl. 1300:

»Item notum quod Albertus dictus Schallo lapicida et vxor eius

---

1) Henricus dictus Wrabel carpentarius kommt 1262 und 1280 im Buche Columbae: Lata platea mit Elyzabet seiner Frau vor.

2) Nicolaus genannt Pricke, auch Pricka, war Steinmetz.

3) Diese Urkunde ist auch in rechtswissenschaftlicher Hinsicht von Interesse. Näheres über derartige Verhandlungen in Clasen's Schreinspraxis, S. 13 u. ff.

Agnes acquisiuerunt sibi erga Cristianum de cymiterio beate Margarete duas domos sub vno tecto iacentes in vico qui dicitur Dailputze . . .«

Auch zwei Kinder aus ihrer Ehe lernt man kennen: »Franco filius Alberti dicti Scallin lapicide et Agnetis eius vxoris« und »Nesa filia Alberti lapicide«. Ersterer trat, gleich seinem Oheim Gerard, als Mönch in's Carmeliterkloster zu Köln (Col., Lit. et Lupi 1312). Albert bewohnte das Haus seines Vaters, das an die dem Johann Cauwertin abgetretene und von diesem bebaute Grundfläche stiess. Noch lange nach seinem Tode hielt man daselbst die Erinnerung an ihn fest. So liest man in einem Rentbuche des St. Agatha-Klosters zu Köln[1]):

»Eodem tempore recipimus iij. marcas cum ix. solidis denariorum de domo sita iuxta puteum dictum vulgariter maylmansputze que fuit magistri Alberti Schalle lapiscide (sic) quam possidet Johannes disternich rasor pannorum et sui heredes. Datum Anno Millesimo cccl.«

Gänzlich verschieden von dem Steinmetzen Albert Schallo und imgleichen unter sich verschieden sind folgende drei Persönlichkeiten mit demselben Namen, die durch vornehme Abstammung und Familienverbindung, so wie durch reichen Güterbesitz zu den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in Köln gehörten. Zu ihnen werden wir denn auch die Damen Beatrix, Durginis und das Edelfräulein Christina von Holte sich gesellen sehen, die mit unserem Steinmetzmeister hingegen niemals in zärtlichen Verhältnissen gestanden haben.

I. Albero Schallin oder Schalle I., mit Durechin oder Durginis vermählt, kommt schon 1228 und 1231 Martini: Fundatio s. Noitburgis vor, zu welcher Zeit zwei seiner Töchter bereits in der Ehe lebten. »Albero Schalle et uxor eius Durecha« — »Gerardus de Widde et uxor eius Sophia filia Alberonis Schallin et Durechin« — »Johannes filius Lufredi et uxor eius Richmudis filia Alberonis Schallin et Durechin.« Auch ist er wohl derselbe, von welchem man 1231 Brigidae, Plat. molend. liest: »Margareta uxor Luperti Schallin contradidit et remisit filio suo Alberoni . . .«

II. Albero, auch Albert, Schallin, Schalle oder Scallo II., des Vorigen Sohn, ebenfalls mit einer Durechin verheirathet, welche die Tochter Arnold's genannt Ungevuch war[2]). Man liest Scabin. Generalis (Frag-

1) Stadtarchiv, XIX. 69. Es rührt aus Wallraf's Nachlass her. Die betreffende Stelle befindet sich fol. 1b.

2) Dies bezeugt eine Urkunde in Airsbach: Porta Pantal. 1254: »Arnoldus dictus Vngewuch. Gertrud relicta Giselberti soror Arnoldi. Pueri eius Gerardus, Durechin et maritus eius Albertus Schallo.«

ment) 1246: »Albero Schalle et uxor eius Durechin contradiderunt et remiserunt filio suo Alberoni et uxori sue Durechin . . .« 1273 in Julio mense kauft er mit ihr von Hupert de Sconeweder den Rittersitz Troja auf der Breitenstrasse. (Col. Lat. plat.) Er überlebte Durechin[1]) und vermählte sich in zweiter Ehe mit Christina, einem Edelfräulein von Holte. 1285 Columbae, Cleric. porta: »Durginis quondam uxor Alberti dicti Scallo.« — »Albertus dictus Scallo et Cristina nunc uxor sua.« Ebenda 1284: Albertus dictus Scallo et uxor sua Cristina nobilis filia domini de Holte.« Die zweite Gemahlin überlebte ihn. Col., Lit. et Lupi, 1312: »Domina Cristina de Hulte (sic) relicta quondam Alberti dicti Scallin«, und schon früher 1305: »Ex morte Alberti dicti Scallin deuolute sunt Megtildi filie eius et Stephino marito eius militi . . . Stephinus et Megtildis tradiderunt et remiserunt Cristine matri ipsius Megtildis . . .«. 1307 findet man in Scab. General. (Fragment): »Methildis et Cristina filie quondam Alberti dicti Schalle et Cristine vxoris sue . . . Methildis cum domino Stephano de Ailshouen militi marito suo . . . Cristina cum Wilhelmo dicto Birklin marito suo . . .«

III. Albero oder Albert Schallo III., mit Beatrix verheirathet, war ein Glied der mächtigen Hausgenossenschaft zu Köln. 1240 Niderich Carta fol. 18: »Albero Scallo et uxor eius Beatrix.« 1272 und 1282 Col., Berlici: »Albertus dictus Schallo de Metis et uxor sua Beatrix.« Er starb vor seiner Frau, wie man aus dem Buche Albani, Desüp. mur. 1287 erfährt: »Paza (d. i. Beatrix) relicta Alberti Schallonis dicti husgenosen.« Col. Berl. 1279 ist auch die Abstammung der Frau Beatrix beurkundet: »Jacobus monachus de Sancto Martino in Colonia.. filius Henrici dicti de Vilke renunciauit ad manus Johannis fratris sui et sororis sue Beatricis et mariti sui Alberti dicti Scallo . . .«

So also lassen die Schreinsbücher es nicht an bestimmten Merkmalen mangeln, um die hier vorgeführten vier verschiedenen Personen auseinander halten zu können. Befremdend aber muss noch besonders der Umstand erscheinen, dass die Diplomatischen Beiträge von den oben aus Columbae, Berlici 1292 mitgetheilten Urkunden die eine vom Tage in vigilia Marie Magdalene sogar im Abdruck bringen[2]), während sie die übrigen, die die klarsten Aufschlüsse über den wahren Stein-

1) Zu ihren Kindern gehörte »Petrus monachus sibergensis filius Alberonis Scallin et Durechin.« Laur. General. (Fragment) 1264. Ausserdem sind 1299 (Laur. Lib. III) Henricus, Johannes und Dureginis als solche genannt.

2) S. 82. Freilich mit unrichtiger Angabe des Schreinsbuches und mehreren sonstigen Entstellungen.

metzen Albert Schallo ertheilen und denselben von allem Prunke des staatsmännischen Wirkens, der Dynasten-Verwandtschaft, der Stammvaterschaft eines ruhmvollen adeligen Geschlechtes, der Verschwägerung mit einem Kurfürsten, u. s. w. entkleiden, obwohl dasselbe Buch und dasselbe Jahr sie offen legt, unbeachtet liessen.

J. J. Merlo.

---

10. Die antiken Denkmäler der Kölner Privatsammlungen.

(Hierzu ein Holzschnitt.)

I.

Das immer fühlbarer werdende Bedürfniss nach wissenschaftlichen Beschreibungen des vorhandenen Denkmälervorrathes veranlasste den Vorstand unseres Vereins, mich mit einer Untersuchung der Kölner Privatsammlungen zu betrauen, von deren Reichhaltigkeit man in weiteren Kreisen noch gar nicht genügend unterrichtet zu sein scheint. Und doch dürften Privatsammlungen wie die der Herren Disch, Herstatt, Raderschadt und Wolff, besonders was antike Münzen, Broncen und Gläser betrifft, so leicht in keiner andern Stadt wieder gefunden werden. Der reiche Stoff derselben gebot hier eine Beschränkung um so mehr, als ich eine verhältnissmässig nur kurze Zeit dem Besuche dieser Sammlungen widmen konnte. Ich habe es daher vorgezogen, anstatt einer flüchtigen Betrachtung des Ganzen, woraus die Wissenschaft nur wenig Gewinn ziehen würde, eine gründliche Untersuchung eines Theiles vorzunehmen und mich zunächst auf die Lampen, Terracotten und Thongefässe, welche im Besitze der Herren Wolff, Herstatt und Raderschadt sind, beschränkt. Den liebenswürdigen Besitzern, welche mir mit ausserordentlicher Zuvorkommenheit bei meiner Arbeit entgegentraten, gebührt der ganz besondere Dank für das Zustandekommen derselben.

Kreuznach. Dr. Hans Dütschke.

I. Lampen.

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt, zum Theil die frühere Sammlung »Merlo«, deren Stücke meist in Neuss gefunden worden sind, umfassend.

(No. 1—110.)

1. O. H. Ein Panther (n. r.) hat die Vordertatzen au Früchten (Weintrauben?) gefüllte Vase gelegt; das geöf scheint darauf hinzudeuten, dass er von den Früchten f Die Lampe ist auch dadurch merkwürdig, dass sie gar ke loch hat; sie scheint also nicht für den Gebrauch bestimı zu sein.

Jedenfalls identisch mit der von Düntzer (B. Jahrb. XXX »Löwe, dessen Vordertatzen auf einem Gefässe ruhen« bezeichnete einer Lampe der Merlo'schen Sammlung. — Panther nach Weintra finden sich häufig als Begleiter einer besonders oft widerholten Saty im Palazzo Pitti zu Florenz (vgl. meine Antiken Bildwerke ir II, No. 81, und Passeri, Luc. f. II, XXXIX u. XLII.); über die B tur des Panthers vgl. Preller, Griech. Myth. S. 560, Anm. 6.

2. und 3. Ohne bildliche Darstellung. Auf der Rü Stempel FORTIS.

Ueber diesen besonders im Rheingebiet häufigen aber auch italischer Herkunft nicht seltenen Stempel vgl. B. J. XLIII, S. 223.

4. Ein nackter Mann (n. r.) fasst mit beiden Händen eine an dem oben Zweige, unten Wurzeln (?) dargestellt zu sei Sehr undeutliche Vorstellung.

Man vgl. die Lampe des Lateranensischen Museums (bei Be Schoene Ant. Bildw, No. 640) mit folgender Darstellung: »eine n vermuthlich Herakles n. l. ausschreitend, den r. Arm und Ellenboge erhebend, mit der L. einen Baum erfassend. Sehr undeutlich, verm tisch mit Passeri, Lucernae III, 93 Herakles und die Hydra.«

5. Ohne bildliche Darstellung. Rücks.: AGILIS.

Vgl. Fröhner, Inscr. terrae coct. vas. 38—40.

6. Ein auf der Erde sitzender, geflügelter Erot (n. r.) beiden Händen einen aus seinem Schoosse entspringenden festzuhalten.

Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. Düntzer, a. Ein ganz ähnliches Lampenrelief der Sammlung Aldenkirchen in Köl Düntzer ebendas p. 52, 4: »ein Amor mit einem Thiere (Hasen?) So wenig an der erotischen Natur des Hasen zu zweifeln ist (v Griech. Myth. I, 578; O. Jahn, Vasens. 41, 505; Bernouilli, A 122, 124; Conze, Heroen- und Göttergest. T. XLV; O. Jahn, Arch Anm. 17), so erscheint doch wieder das Motiv eines Eroten mit Ha weder todt mit den Händen emporgehalten wird (so besonders be darstellungen der Eroten als Jahreszeiten) oder lebend zu den Füsse an Früchten nagt, grade auf sepulcralen Denkmälern (vgl. Benndor

Bildw. des Lat. M. 28. 128, 198, p. 242, No. 26., 481), sehr oft, ohne dass dabei an eine erotische Beziehung zu denken wäre. In der Broncensammlung der Uffizien von Florenz befindet sich die sitzende Statuette eines geflügelten Eroten, der mit der L. auf seinem Knie einen Hasen (oder Kaninchen?) festhält und ihm mit der R. eine Weintraube zum Fressen reicht. Hase allein auf Thonlampen erwähnt bei Benndorf u. Schöne, a. a. O. 620, 626, 633, Passeri, a. a. O. II, 18, 19, Düntzer a. a. O. S. 52, 11 u. 12 u. sonst. Vgl. auch N. 59.

7. Neben dem Oelloche zwei Masken mit weit geöffnetem Munde. Rcks.: unleserlicher Stempel.

Vgl. Passeri a. a. O. II, 53—57.

8. O. H. Maske des Zeus Ammon e. f. mit rund geschnittenem Vollbart; die Ohren sind durch die Hörner vorgesteckt. Zu beiden Seiten des Kopfes je ein Eingussloch, ausserdem ein kleineres in der Tülle und vor derselben, wohl um mit einer Nadel den Docht vorschieben zu können. Rücks.: FORTIS. Gefunden in Köln bei der Alten Burg.

Ueber die Bedeutung des Ammonkopfes als Apotropeion in ornamentaler Verwendung s. Overbeck, Kunstmyth. Zeus p. 291 f.; vgl. Passeri, a. a. O. I, 82.

9. Komödienfigur. Ein scheinbar nackter, vielleicht mit eng anliegender Kleidung angethaner Mann (e. pr.) n. l. mit grosser Adlernase, zurückgesträubtem Haar, dickem Bauche und übertrieben langem Gliede hält in der vorgestreckten L. einen undeutlichen Gegenstand (Zweig? Pfeil?) und in der zurückgehaltenen R. einen ganz gleichen, ebensolchen.

Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung. Düntzer, a. a. O. S. 44. 3 wollte in der einen Hand des Mannes einen Donnerkeil, in der andern eine Peitsche erblicken, was entschieden unrichtig ist. — Aehnlich ist die parodistische Hermesfigur auf dem Vasenbilde bei Winckelmann, Mon. ined. No. 190.

10. Am Henkel der Lampe als Griff für den Daumen ein dreikantiges Blatt mit einer ankerförmigen Verzierung darauf. Rücks.: FORTIS und darunter ein Lorbeerkranz mit flatternden Bändern als Fabrikzeichen, wie es auch auf Lampen italischer Herkunft wiederkehrt, z. B. im Museum von Turin verbunden mit dem Namen LEGIDI.

Ueber ähnliche Fabrikzeichen vgl. Kamp, a. a. O. S. 9b.

11. Ein Wettfahrer (n. l.) auf einer Biga, in der vorgestreckten R. Kranz und Palmzweig, in der L. die Zügel haltend, deren Enden mit einer Schlinge um seinen Leib gelegt sind. Bekleidet ist er mit kurzer, kurzärmliger Tunica. Gute Arbeit. Besonders lebendig sind die Pferde behandelt. — Am Henkel als Griff für den Daumen ein dreieckiges Blatt mit einem ankerartigen Pflanzenornament. Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 4 aus der Merlo'schen Sammlung.

Wettfahrer sind oft auf Lampen dargestellt, sogar mit allen Einzelheiten ennbahn, wie z. B. bei Passeri, a. a. O. III, XXVI.

12. Ein (n. r.) schreitender Hahn hält mit der l. Kralle einen zweig. Ringsherum läuft ein eierstabähnliches Ornament.

Stammt nach Düntzer, der aber in dem Palmzweig eine »Schweiffeder« wollte, a. a. O. S. 446 aus der Merlo'schen Sammlung. Ausführlich darlte Hahnenkämpfe sind besonders auf Grabdenkmälern nicht selten; vgl. dorf u. Schöne Bildwerke des Lat. Mus. 189 und Zoega, Bassir. II, p. auf Lampenreliefs konnte nur eine abgekürzte Darstellung des Vorganges finden, wie hier und auf einer Lampe der Antichità di Ercol., VIII, 10, r Hahn durch den Palmzweig als Sieger bezeichnet ist. Ueber Hahnenfe vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. XVIII.

13. Lampe aus weisslichem Thon in Form eines Kaninchens, ıes an dem wie ein Füllhorn gebildeten Dochtloche lecken zu n scheint. Der emporgebogene Schwanz des Thieres dient als r der Lampe. Pupillen angegeben. Das rauhe Fell ist durch drückte Punkte bezeichnet.

Ein gleiches Exemplar befindet sich im Bonner Vereinsmuseum und eine echende Abbildung bei Fiedler, Denkm. v. Castra Vetera, XXIX, 2. Eine elampe von derselben Form im Museo Civico von Bologna, aus der SammPalagi in Mailand. Verwandt in der Idee ist auch die in der Amalthea, 72 ff. Taf. VI abgebildete Broncelampe mit dem vor dem Oelloche sitzenden gen Silen.

14. Zwei Reiter, je einen runden genabelten Schild haltend, jagen der um das Oelloch herum nach. Der eine trägt eine Lanze, der e (ohne Lanze) sieht sich wie verfolgt um. Am Rande auf der Seite ein flügelartiger Ansatz, vielleicht zum bequemeren Griff en Zeigefinger. Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 1 aus der o'schen Sammlung.

15. Rücks.: FORTIS. Darunter ein Kranz mit flatternden Bändern.

Vgl. zu No. 10.

16. Am Henkel eine Palmette zum bequemeren Griff für den Daumen. s.: VITAL[is.

Vgl. Fröhner, a. a. O. 2171—79. Nach der Kölner Lampe in Fussform er punktirten Inschrift VITALIS (bei Kamp, a. a. O. 124 b) scheint dieser ein altchristlicher zu sein, vgl. B. Jahrb. XLIX, 157 f. und zu No. 77.

17. Um das Eingussloch herum legt sich ein Kranz von aufrecht nden Blättern.

Vgl. Passeri, a. a. O. III zu Tab. XLIII.

18. Lampe von ganz kleiner Form, wohl nur ein Spielzeug für kleine Kinder. — Auf der Oberfläche ein Palmzweig.

Vgl. zu No. 41.

19. Ein Gorgoneion mit herausgestreckter Zunge; um dasselbe schlingt sich ein Kranz von Oelblättern und Oelblüthen, nach denen vier Vögel picken.

Ueber das Gorgoneion als Apotropeion vgl. O. Jahn, Lauersforter Phalerae, 19 ff.; als solches ist es besonders auf Grabdenkmälern häufig. Wahrscheinlich hatte auch die Lampe sepulcralen Zweck. Nicht weniger selten sind auf Grabsteinen die nach Früchten und Blättern pickenden Vögel.

20. Kleine Lampe von hellem Thon. Zwischen den zwei Eingusslöchern ein männlicher Kopf mit langem Bart und von idealem Typus.

21. Ein Adler hält in den Krallen den Blitz, im Schnabel einen Palmenzweig.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 44, 8 (»Legionsadler«) aus der Merlo'schen Sammlung. Vgl. Passeri, a. a. O. I, XXV ff.

22. Panskopf (?). Ueber der Stirn bemerkt man die Ansätze zu Hörnern und unter dem Kinn zwei bartartige Zipfel. Gute Arbeit. — Rücks.: STROBILI
F

Ueber diese Inschrift, die übrigens auch bei Lampen italischer Herkunft gewöhnlich ist, vgl. Fröhner a. a. O. 2029 f. welcher (p. XXII) F als »fabrica« auffasst. Aber auch FEC erscheint einmal hinter einem Genetiv; s. Fröhner, 1580. Aehnliche Darstellung auf den Lampen bei Passeri, a. a. O. II, XXXVII, XLVI und LVII.

23. Kleine Lampe. — Rücks.:

FORTIS
M

24. Rücks.: VENNI (etwas unleserlich) (= VENIVI?).

Bei Fröhner, a. a. O. 2086 findet sich der Stempel VIINIVI, der wohl mit dem obigen identisch ist.

25. Lampe von eigenthümlicher Form (l. 0,156, br. 0,06), insofern sich der runde Hauptkörper des Geräthes allmählich zu der etwas nach oben gebogenen Spitze verlängert. Am Rande der letzteren ein ganz feines, höchstens für eine Nadel, aber nicht für einen Docht zugängliches Loch, durch welches der Zweck des Geräthes als Lampe sehr in Frage gestellt wird. Henkel seitwärts an der oberen Rundung. In

Mitte derselben das Eingussloch innerhalb eines mit Eierstab ornamentirten Kreises. Darunter ist in einer ziemlich rohen Technik, wie scheint, noch in den weichen Thon modellirt, auf natürlichem Boden hend ein bärtiger alter Mann, mit Hosen, kurzer gegürteter Tunica l Kapuze (n. r.), der die Arme n. r. erhebt, in gebückter Haltung gestellt. Sehr undeutliche Vorstellung.

Drei Lampen von gleicher Form im Museo Nazionale in Neapel, sowie nda zwei andere in der Sammlung S. Angelo, auf deren einer ein Pfau darzellt ist (also christliche Lampen?).

26. Missbrand. Drei zu einem Klumpen zusammengeklebte, beim nnen verdorbene Lampen, die demnach das Vorhandensein einer neimischen Industrie beweisen. Hierüber vgl. auch Kamp, a. a. O. 8.

27. Grosser Polymyxos mit sieben Dochtlöchern. — Rücks.:



Der Stempel ist vielleicht zu lesen als:

Caius. IMius.

. Fröhner, a. a. O. 1193 IMIVS ET CAIVS.

28. Bekannte Gruppe des nackten Herakles (n. r.), welcher das Knie auf den Rücken der zusammengesunkenen kerynitischen Hirschı (oder vielmehr des Hirsches — vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. 224 ff. —) ;t und mit den Händen in ihre Hörner greift. — Rücks.: Hufeisen als ›rikstempel. Vgl. zu No. 10. Stammt aus der Merlo'schen Sammg (B. Jahrbb. 211, 108).

Die Darstellung ist eine der beliebtesten im Alterthume gewesen und st sich in ganz ähnlicher Weise z. B. auf Sarkophagreliefs mit Heraklesiten. Dass sie auch als Brunnendekoration benutzt ward, beweist die Pomnische Bronce in Palermo, (Mon. d. Inst. IV, Ton. VI.) Ebenso erscheint auf einer Lampe bei Passeri a. a. O. III, XCIV und einer schönen schwarzen pe des Turiner Museums. Nach Friederichs, Berlins ant. Bildw. I, 28 › das Original ein Werk der attischen Schule.

29. Auf einem Lehnstuhl mit gedrechselten Beinen sitzt Fortuna, leidet mit langer Tunica; ein ihren Unterkörper bedeckendes Ged ist mit dem einen Ende um ihren r. Arm geschlungen. Mit der stützt sie ein Ruder auf eine Kugel. In der L. hält sie ein Füllhorn. ks.: AVF · FRON. Rohe Arbeit aus später Zeit.

Sitzende Fortuna auf der Lampe bei Passeri, a. a. O. II, LXVI. — Das F wollte Kamp, a. a. O. S. 5, 45 mit auffícina gleich officina erklären, rend Merlo (B. Jahrbb. LII, 106) wohl richtiger darin einen Namen wie Fronius oder AVFidius erblickte. Dafür spricht ausserdem das Vorkommen

des Stempels AVF allein (Fröhner, a. a. O. 224) ohne Namen des Fabrikanten. Die gleiche Inschrift AVF FRON bei Fröhner, a. a. O. 225 »ex agro Tunetano in museo Lugdunensi«.

30. Auf einem Sessel mit Thierfüssen sitzt die mit Tunica bekleidete Fortuna, in der L. ein Füllhorn, mit der R. einen Kranz über einen kleinen Altar(?) haltend. R. neben ihr schwebt ein Ruder auf einem Stern, der wohl für die Speichen eines bei der Prägung verunglückten Rades zu halten ist. Am Rande der Lampe ein Kranz aus Oelzweigen.

Ueber das Symbol des Rades bei der Fortuna vgl. Preller, R. Myth. 560. und zu No. 29. Die Lampe stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 6 wahrscheinlich aus der Merlo'schen Sammlung.

31. Grosser Trimyxos, l. 0,20, Durchm. der oberen Rundung 0,11. Abgebildet B. Jahrb. IV Taf. VI u. wiederholt von O. Jahn, Darstellungen des Handels u. Handelsverkehrs in den Ber. d. S. Ges. d. W. 1861, Taf. IX, 3.

Die auf kreisrunder Fläche in der Mitte der Lampe befindliche Darstellung wird von einem breiten, auf der Oberfläche mit einfachen Spiralen ornamentirten Rahmen umschlossen. Auf einem Schemel mit graden Beinen sitzt ein schon bejahrter Bildhauer (n. r.) über einem Gewandstück, dessen eines Ende über den Sitz herabhängt, während das andere auf der l. Seite vorgenommen und den Unterleib verhüllend über den l. Schenkel zurückgeworfen ist. Dichtes krauses Haar und langer Vollbart. In dem Profil wie der ganzen Gesichtsbildung liegt etwas offenbar beabsichtigt banausisches. In der R. hält er einen Meissel und ist im Begriff, mit einem Hammer, den die L. hält, daraufzuschlagen. Der Meissel ist angesetzt auf die Nasengegend einer kolossalen, vor dem Bildhauer auf zwei Stützen gestellten, weiblichen tragischen Maske, die er zu vollenden im Begriffe ist. Die Maske hat weit geöffneten Mund, ein über der Stirn aufsteigendes Haardiadem, wie es in Hadrianischer Zeit Mode war (z. B. bei Büsten der Matidia), von welchem lange, steife Locken zur Seite herabgehen. Augensterne sind ausgehöhlt. Am Hinterkopf ist das Haar in parallele Reihen gelegt, aber nur roh angedeutet. Die ganze Darstellung erhebt sich über besonders angedeuteten, natürlichen Boden. — Die drei Dochttüllen befinden sich am Ende dreier nebeneinander laufender Arme, von denen der mittlere die andern überragt, und welche auf ihrer Oberfläche durch eingeritzte Linien mit der Darstellung je eines stilisirten Palmenzweiges ornamentirt sind.

Ueber die wechselnden Besitzer der ursprünglich aus Italien (Tusculum?)

stammenden Lampe vgl. Urlichs in den B. Jahrbb. IV 189, woselbst auch der auffällige Umstand, dass der Bildhauer den Hammer mit der Linken führt, besprochen wird. Vgl. zu No. 65. Gleiche Exemplare, die also wohl aus derselben Form stammen, von denen jedoch zwei modern zu sein scheinen, hat Wieseler, in den B. Jahrbb. XLI, 55 ff. nachgewiesen. Die Arbeit des Reliefs ist nicht besonders fein, aber interessant durch den dargestellten Gegenstand. Zu den von Urlichs a. a. O. (vgl. O. Jahn a. a. O.) angeführten Parallelen lässt sich noch hinzufügen ein Relieffragment des Palazzo Riccardi in Florenz (Dütschke, Ant. Bildw. in Oberit. II, 109).

32. Auf einem durch drei Linien angedeuteten Postamente steht die Gestalt der Athena, Körper von vorn, Gesicht in's Profil (n. 1) gekehrt; bekleidet ist sie mit einem, an der r. Seite offenen, feingefälteten langen, doppelt gegürteten Chiton mit kurzen Aermeln und der die Brust bedeckenden Aigis mit Gorgoneion. Unter dem runden, flach anliegenden Helme (mit Helmbusch) kömmt das lange Haar hervor. Die R. ist seitwärts ausgestreckt, die erhobene L. hält den Speer, an welchen der auf dem Boden stehende runde Schild angelehnt ist. In der Mitte des Schildes nochmals eine Aigis mit Gorgoneion und Schlangenbesatz.

Die interessante Lampe, welche nach Düntzer a. a. O. aus der Merlo'schen Sammlung stammt, wird in den Jahrbüchern publicirt werden.

33. Grosse Lampe, aus einem Grabfund von Puzzuoli stammend. — Artemis, bekleidet mit kurzem, gegürtetem Chiton, der unter die Brust herabgeglitten ist, hat, in der R. einen Speer, in der L. eine Fackel, den l. Fuss auf den von vier springenden Hirschen (in der Mitte zwei Hirschkühe) gezogenen Wagen gesetzt. Die Thiere sind um Hals und Leib gegürtet. Artemis trägt auf dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen. Die Lage des dahinter flatternden Gewandes ist nicht klar. Das wellige Haar der Göttin ist zurückgestrichen und hinten in einen Knoten gebunden.

Vgl. Passeri, a. a. O. T. XCII. — Auch auf dem Fries von Phigalia erscheint Artemis neben Apollon auf einem Hirschgespann.

34. Sitzende weibliche Figur, deren Füsse auf einem Schemel ruhen. Ein, wie es scheint, mit dem einen Ende auf der l. Schulter aufliegendes Gewandstück ist von zwei Seiten so um den Unterkörper geschlungen, dass dieser vorn bedeckt ist, während die herabhängende L. die Enden des Gewandes zusammenhält (oder hält sie den am Boden stehenden Schild?). Die erhobene R. hält den Speer. Auf dem Kopfe ein Helm mit Bügel.

Wahrscheinlich eine Figur der Roma, da an Athena wegen Entblössung

des Oberkörpers nicht zu denken ist. Das Relief ist sehr abgestumpft. Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. B. Jahrbb., LII, 109.

35. Zwei Oelzweige(?) mit Knospen; ein gleicher Zweig schlingt sich kranzartig um den Rand.

Vgl. No. 17.

36. Schöner weiblicher Kopf mit vollem Gesicht von griechischem Typus und welligem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Sanfter Blick. -- Rcks.: TELMFC

Die Inschrift vielleicht = Telemachus fecit. Düntzer's Lesung: TELNFE (= T. Elenius fecit) ist unrichtig. Vgl. auch Kamp a. a. O. 115. Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung.

37. R. von einem Baume steht Leda (von vorn, l. Standbein) mit karrikaturartig gesträubtem Haar, mit der R. das ihren Unterkörper hinten schützende Gewand erhebend, mit der L. den andern Zipfel des Gewandes fassend. Von r. tritt der Schwan heran. Rohe Arbeit.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 4 aus der Merlo'schen Sammlung. Der dargestellte Gegenstand ist auf Lampen nicht häufig, vgl. jedoch Arch. Zeit. 1864, 264*, 7.

38. Trimyxos, gebildet durch den Oberkörper einer, vermuthlich weiblichen, jugendlichen Figur, an der jedoch Brüste nicht zu erkennen sind. Dieselbe ist bekleidet mit einem Gewande, das über den Schultern latzartig durch ein Band(?) mit dem Rückenstücke zusammengehalten wird; durch das lockige, aber nicht lange Haar geht ein Band; der Hals ist mit einer Kette (vorn ein rundes Schloss) geschmückt. Lächelnder Gesichtsausdruck mit portraithaften Zügen. In der R. hält die Figur eine Weintraube, in der L. einen Vogel.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. S. 43, 8 der die Figur für eine Ceres hielt, aus der Merlo'schen Sammlung. Wird in den Jahrbüchern publicirt werden.

39. Neujahrslampe. In der mittleren Rundung befindet sich das Reliefbild eines Esels mit Halskette, von welcher noch ein kurzes Band herabhängt. Im Umkreise in fünf oblongen Stempelflächen die Inschriften:

ANNO NOVO FAVST
FELIX TIBI · —
Rcks.: EVCARPF

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 43 aus der Merlo'schen Sammlung und wurde in Dormagen gefunden. Die Abweichungen von der von Fiedler in den

chern (XXII, S. 87) bekannt gemachten Lampe aus Xanten beschränken
ıf nebensächliches, z. B. ist dort das Eingussloch nur über dem Esel.
den Töpferstempel Fröhner, a. a. O. 1055—1060.

10. Grosse Lampe mit ursprünglich schöner, jetzt sehr abge-
fter Reliefdarstellung. Eine wohl weibliche Figur schreitet in
er Bewegung nach vorn aus. Der kurze Chiton ist unter die l.
herabgesunken; den Rücken bedeckt ein Gewand, dessen eines
über den erhobenen r. Arm geworfen ist, während das andere
er gesenkten L. gehalten wird.

11. Ganz kleine Lampe, vielleicht ein Kinderspielzeug, oder aus
Kindergrab. Rcks.: Δ.

Vgl. zu No. 10. Die Lampe stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl.
rbb. LII, 109, m. Aehnliche Lampen wurden 1872 in Bonn ausgegraben
, Jahrbb. LII, 183, 22), jetzt in der Vereinssammlung.

12. Rcks.: STROBILI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 2024—2030a und zu No. 22.

13. Der bekränzte Dionysos, bekleidet mit einem Gewande, wel-
mit dem einen Ende auf der l. Schulter aufliegend, an der r. Hüfte
vorn genommen ist und, den Unterkörper bedeckend, mit dem
gengesetzten Ende über den l. Unterarm geworfen ist, lehnt sich
em l. Unterarm an eine nicht sichtbare, (vom Gewande ver-
ıe?) Säule; das l. Bein ist übergeschlagen. In der L. hält er den
sos (?), in der gesenkten R. wahrscheinlich eine Weintraube (oder
Kantharos?) zu der ein r. neben dem Gotte stehender und nach
zurückschauender Panther sich wendet. Flüchtige Arbeit. —
: KEΛCEI

Sehr ähnlich, nur ohne Panther, die Figur des Gottes auf einer Pompe-
en Lampe (abgebildet bei Leitzelt, Abbildungen der Gemälde und Alter-
von Herculanum, Augsb. 1799, Bd. 8—9 Taf. XXIX, No. 5). Ueber das
des lässig dastehenden Dionysos mit dem Panther vgl. O. Jahn, B. Jahrbb.
I 280; ausser den dort angeführten Denkmälern ist auch ein Relief des
re von Fiesole zu vergleichen, abgebildet Arch. Zeit. XXXIV, Taf. X, 15.

14. Das Relief ist sehr abgestumpft; es scheint einen bärtigen,
nten Panskopf darzustellen.

Vgl. Passeri, a. a. O. II, XLVI f. und LIV.

15. Zwei gegeneinander herabstürzende Delphine.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 7 wahrscheinlich aus der Merlo'schen
ıng. Dasselbe Motiv bei Passeri, a. a. O. I, XLV.

16. Obscoene Darstellung. Unnatürlicher coitus.

17. Obscoen. Ein vierfüssiges, n. r. springendes Thier mit

weiblichem Gesicht und emporgeschwungenem Schweife; am Bauche, auf dem Kopfe und dem Schwanzende je ein Phallus dargestellt. Darunter die Inschrift in flüchtig eingeritzten Buchstaben:

LΛSCⅠBΛ
IΛ

Am Rande die Inschrift:

HΛVE. MΛCENΛ. VILLIS·HΛVE.

Die Lampe ist in der Spieser-Gasse gefunden, nahe bei St. Gereon. Düntzer, a. a. O. 42 dachte bei der Inschrift an die Begrüssung einer »villa lasciva« und verglich damit Catulls »salax taberna«; aber »villis« ist ganz deutlich (= vilis), und demnach kann unter MACENA nur der Name einer »feilen« Dirne verstanden werden. — In dem IΛ sieht Düntzer den Töpferstempel, aber IVcundus wäre dann linksläufig zu lesen, womit wieder die Neigung der Buchstaben nicht stimmen würde. Den Stempel IA, welcher dem obigen am nächsten kommen würde, verzeichnet auch Fröhner, a. a. O. 1157.

48. Geflügelter und gehörnter weiblicher Greif (n. r.), welcher die l. Vordertatze auf ein Rad mit acht Speichen legt. — Rcks.: LCVROF·

So las auch Merlo, aus dessen Sammlung die Lampe stammt, (B. J. LII 105, 9) gegen Kamp, a. a. O. 52. — Der Greif ist ein Symbol des dahinraffenden Todes, das Rad bedeutet den wechselnden Lebenslauf, in den das »Todesgeschick« hemmend eingreift. Vgl. v. Sacken, Ueber einige neue Funde im Grabfelde bei Hallstadt, S. 5. Anm. 1. So findet sich der Greif mit dem Rade auch als Symbol der Nemesis (z. B. auf dem Florentiner Grabstein der Elpis) besonders auf Grabdenkmälern. Vgl. L. Stephani, Compte Rendu 1864, 113. Greif mit Rad auf dem Griff einer Broncelampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, No. 719. Vgl. auch unten No. 59. — Die Inschrift ist vielleicht zu lesen als Luci CVRi OFficina. Vgl. Fröhner, a. a. O. 887.

49. Lampe von hellem Thon. Ein n. r. springender Pegasus.

50. Eine geflügelte, mit langem, aermellosem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag bekleidete Nike schwebt oder schreitet n. l. dahin; der Kopf ist etwas abgestumpft. Mit der R. hält sie einen grossen runden Schild, die eingebogene L. (Oberarm mit Armband geschmückt) scheint nichts zu halten. Die Gewandbehandlung weist auf ein gutes, griechisches Vorbild zurück.

Aehnliche Darstellungen bei Passeri, a. a. O. I, VI.

51. Rcks. in erhabener Schrift: ALBINVS

Vgl. Fröhner, a. a. O. 58—62.

52. Rcks.: ⚡ d. i. N

53. Ein nackter Jüngling (n. r.) scheint über der l. Schulter eine Keule zu tragen (oder ist er geflügelt?). In den herabhängenden Händen hält er je einen unkenntlichen Gegenstand. Sehr undeutliche und rohe Darstellung. Rcks.: unleserlicher Stempel.

54. Ein geflügelter, lachender Erot, (Mund geöffnet) reitet auf einem Delphin (n. l.) und schwingt in der R. einen Dreizack. — Rcks.: C·TAM[pi?

Vgl. Passeri, a. a. O. T, XLVI. Eroten als Wettfahrer auf einer von Delphinen gezogenen Biga auf einem Pompejanischen Friese Arch. Zeit. XXXI, 8, 1. Derselbe Stempel No. 93.

55. Lampe von schöner Form. In feinem Relief und sehr gut in die Rundung hineinkomponirt ein Rebzweig mit Früchten, auf dessen Ende ein nach einer Traube langender Affe (n. r.) sitzt.

Eine Lampe mit gleicher Darstellung in der Bonner Vereinssammlung und eine entsprechende Abbildung bei Fiedler, Denkm. v. Castra Vet. Tab. VII 2. Der Affe kömmt öfter auf antiken Bildwerken vor, auf einem etruskischen Räuchergefässe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 689, auf einer Lampe bei Passeri, a. a. O. III, XX, an einem römischen Glasgefässe in der Sammlung Disch in Köln. B. Jahrbb. XLI, 142 f. u. s. w. Ueber die Benutzung und Abrichtung der Affen im Alterthume und ihre Darstellung in Kunstwerken vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. 434 ff. und Dictionn. d. ant. »Bestiae«, S. 693.

56. Das Relief dieser auf der Alten Burg in Köln gefundenen Lampe ist sehr abgestumpft: ein Triton (n. r.) mit grossen Ruderflossen und hoch sich ringelndem (gespaltenem?) Fischschwanze, die L. n. r. ausstreckend.

Vgl. Passeri, a. a. O. T. XLIII.

57. O. H. Ein geflügelter Erot reitet mit hochgezogenem l. Beine auf einem Delphine (n. r.) und bläst dabei auf einer Flöte.

Vgl. zu No. 54. Aehnliche Darstellung auf einer Berliner Broncelampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 740.

58. Rcks.: ALBINVS.

Vgl. zu No. 51.

59. In sehr scharf ausgeprägtem Relief schreitet ein Greif n. l. dahin. — Rcks.: In oblongem Reliefstempel die Inschrift: LVCI

Vgl. Fröhner, 1365—70. Die Lampe ist wohl identisch mit derjenigen, deren Relief von Düntzer, a. a. O. 44, 8 unter »geflügelter Löwe« verzeichnet ist; danach stammte sie aus der Merlo'schen Sammlung. Ueber das Symbol des Greifen vgl. zu No. 48.

60. Lampe von frischer, dunkelrother Färbung. Kopf der Asia

mit der übergezogenen Haut eines Elephantenkopfes, woran der emporstehende Rüssel, die Zähne und die grossen Ohren sichtbar sind. Rcks.: zwei Fusssohlen.

Ein Broncekōpfchen der Asia von derselben Bildung befindet sich in der »Sala dei Bronzi« in den Uffizien zu Florenz. Ebenso, nur noch mit Hinzufügung astronomischer Symbole soll nach Winckelmann, Versuch einer Allegorie für die Kunst, Cap. 3. Anm. 8 (Werke, II, 526 f.) auch »Atlas« dargestellt sein. Der Kopf wird sonst (so noch im Dictionnaire des antiquités I, p. 128) für »Africa« erklärt. Dass aber in der That »Asia« und nicht »Africa« gemeint ist, geht mit Sicherheit aus dem Pompejanischen Wandgemälde der »Casa di Meleagro« (abgebildet bei Monaco, Les Mon. du Musée Nat. de Naples Pl. 10) hervor, welches die drei Erdtheile, und zwar neben der in der Mitte sitzenden »Europa« r. eine Negerin (»Africa«) und l. eine mit den Exuvien des Elephanten bekleidete Gestalt (»Asia«) darstellt. Vgl. über dieses Bild Helbig, Wandgemälde No. 1113. — Fusssohlen und Füsse pflegt man auf antiken Bildwerken als Symbol der christlichen »Pilgerschaft« zu deuten.

61. Zweige mit Früchten (Granaten?), nach denen Vögel picken. Feine Prägung.

62. Lampe von schöner Form. Ein auf einer Kugel stehender Adler (von vorn), welcher einen Palmzweig im Schnabel hält. — Rcks.: OF BVRR Die Darstellung wiederholt sich in etwas grösserer Form auf einer andern Lampe.

Vgl. No. 21 und Passeri, a. a. O. I, XXVI f. und III, LIX f.

63. Ein n. l. springender Eber, unter dem natürlich nicht etwa der Erymanthische zu verstehen ist, wie noch Passeri, a. a. O. zu III, XCV behauptete. — Rcks.: CROTI>, sehr undeutlich.

Zu der Inschrift vgl. Fröhner, a. a. O. 875: O · CROCI

64. O. H. Ein n. l. dahinsprengender Reiter, bekleidet mit kurzem Chiton und flatternder Chlamys; der Kopf ist durch einen Visirhelm mit Bügel geschützt; an der L. trägt er einen runden Schild, in der R. die Lanze, mit welcher er nach unten zustösst. Das Pferd scheint eben unter ihm zusammensinken zu wollen. Sehr lebendige Arbeit.

Dieselbe Lampe bei Fiedler, a. a. O. VIII, 4.

65. O. H. Ein mit faltiger aber eng geschnürter Tunica bekleideter Gladiator (n. l., l. Standbein) stützt den Schild auf das r. Knie auf, während er in der L. ein gebognes Messer hält. Seine sonstige Rüstung besteht in Beinschienen und grossem Helm mit Busch, also wahrscheinlich ein »Secutor«.

Vgl. Passeri, III, VI und zu No. 66. »Dass der Gladiator das Messer in der L. und nicht in der R. hielt, ist ein Versehen, das bei Werken, die me-

chanisch aus einer Form reproducirt werden, öfters vorkömmt, z. B. auch bei dem Bildhauer No. 31.

66. Ein mit gegürtetem Schurze (»subligaculum«) bekleideter Gladiator, dessen l. Arm wie die Füsse bis über die Knöchel mit Riemen umwickelt sind, fällt mit dem kurzen Schwerte in der L. n. r. aus; auf seiner l. Schulter bemerkt man einen emporstehenden Stachel, wahrscheinlich den »galerus«. Demnach wird man in dem Gladiator wohl einen »Retiarius« oder »Laquearius« zu erkennen haben, welcher nach Abwerfung seines Netzes (und nach Verlust seiner »fuscina«) auf seinen Gegner, einen »secutor«, eindringt, so wie Kalendio auf dem Mosaik der Villa Albani (bei Winckelmann, Monum. Ined. 197) dargestellt ist. — Rcks.: C·CORVAS

Vgl. Guhl und Koner, das Leben der Griech. u. Röm. 734 f. und Friedländer im Rhein. Mus. X, 582 ff. — Ein sehr ähnlicher Stempel auf einer Lampe der Sammlung Merlo mit gleicher Darstellung (vgl. Düntzer, a. a. O. 44, 2) bei Kamp, a. a. O. 32: CCORVM vielleicht gleich C. CORV. M[anu. (Vgl. B. Jahrbb., XLIX, 157). Vgl. auch No. 103.

67. Ein behelmter, mit kurzer Tunica und eng anliegendem Panzer bekleideter Gladiator (»Secutor«) hält in der L. den gebogenen, viereckigen Schild, während er mit dem Schwert in der R. einen Angriff n. r. macht.

Vgl. zu No. 65 und 66.

68. O. H. Athena (n. r.) in kühner, angreifender Stellung, bekleidet mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag, schleudert mit zurückgebeugtem Oberkörper die Lanze n. r.; an der L. hält sie den kleinen runden Schild, auf dem Haupte ein grosser Helm mit langem Busch. — Rcks.: das Fabrikzeichen I

Stammt aus der Merlo'schen Sammlung; vgl. B. Jahrbb., LII, 109 n. Ueber die Athena in angreifender Stellung hat gehandelt Bernouilli, Ueber die Minerven-Statuen, 19 f. — Vgl. zu No. 10 und 76.

69. O. H. In sehr guter Prägung ist ein n. r. schreitender und den Kopf n. vorn zurückwendender Stier dargestellt. Die Lampe stammt aus Mainz.

70. Kleine Lampe von sonderbarer Form, deren oberer Theil wie ein in der Mitte vorstehender und dort mit Henkel versehener Deckel gebildet ist; auf diesem sind in regelmässigen Abständen 3 erhabene Medaillons mit menschlichen Köpfen, zwischen denen drei Widderköpfe nebst eingeritzten Palmzweigen sich befinden, angebracht. — Rcks. sehr undeutlich: EVCARP.

Vgl. Fröhner, 1055—60. Kamp, 41, a.

71. Nach r. hin springender Hirsch. Vor der Tülle ein feines Nadelloch, zum Vorziehen des Dochtes.

72. Weiblicher Portraitkopf (Brustbild) n. l. mit welligem, zurückgestrichenem Haar. Das Eingussloch ist etwas ungeschickt zwischen Kinn und Brust angebracht.

Eine ähnliche Darstellung auf einer Lampe der Bonner Vereinssammlung.

73. Die ganze Oberfläche der kleinen rothen Lampe nimmt ein Kopf des Pluton oder Zeus mit reich fliessendem Lockenhaar und lockigem Vollbart in vortrefflich ausgeführtem Relief ein. Der etwas trübe Blick lässt eher an Pluton als an Zeus denken. Eingussloch über der Stirn in den Haaren. — Rcks.: CAHTO F

Die Lampe stammt aus Dormagen und befand sich in der Merlo'schen Sammlung (Kamp, a. a. O. 25.). Merlo (B. Jahrbb., LII, 105 f.) hält an der angegebenen Lesung fest. Die Lampe ist abgebildet bei Fiedler, a. a. O. XVIII und wird in den B. Jahrbüchern neu publicirt und besprochen werden.

74. Die Oberfläche bildet das Flachrelief eines schönen Hermeskopfes mit ziemlich langem Haar von fast weiblichem Aussehen mit lockigem Haar und geflügeltem Petasos. Nase etwas eingedrückt. Eingussloch über der Stirn. Dochtloch am Halse. An eine organische Umgestaltung des Kopfes zur Lampenform hat der Verfertiger nicht gedacht; der Kopf hat vielmehr die Gestalt der römischen Büstenform behalten, und der Henkel setzt in der Mitte des Petasos an.

Vgl. Passeri, a. a. O. T, CI ff.

75. Die Oberfläche bildet das Flachrelief eines Medusenkopfes. Aus dem welligen, zurückgestrichenen Haar, aus welchem Flügel hervorwachsen, kommen auf beiden Seiten ineinandergeringelte Schlangen hervor, welche das Gesicht und das unter dem Kinne scheibenförmig hervorspringende Dochtloch umrahmen. Sich schliessende Augen mit leise schmerzlichem Gesichtsausdruck. — Rcks.: CMRCLF, wol = C. MaRCelLus Fecit.

Vgl. Fröhner, a. a. O. 145 7 ff. und Passeri, a. a. O. T. LXVI und C, wo nicht Hermes, sondern gleichfalls Medusa zu erkennen ist.

76. O. H. In scharfer Prägung ein n. r. schreitendes Schaf. — Rcks.: I

Wahrscheinlich eine christliche Lampe, von schöner Form. Vgl. zu No. 10 und B. Jahrbb. LII, 109 n. Aus derselben Fabrik stammen vermuthlich die Lampen No. 68, 117 und 135.

77. O. H. Lampe in Fussform mit zierlicher Sandale. Auf dem

ande der ziemlich dicken Sohle ist ein feines Ornament von Kreisen ngeprägt. Das Eingussloch befindet sich an dem Knöchelduchschnitt s Fusses, das Dochtloch in der grossen Zehe.

Der Fuss oder die Fussohle gilt als ein »altchristliches Symbol glücklich rückgelegter Erdenpilgerschaft« (vgl. B. Jahrbb. XLIX, 157 f.), wenngleich sselbe auf heidnischen Gebrauch zurückgeht. Die Weihung von Füssen war s Symbol einer glücklich vollbrachten Reise im Alterthume nicht ungewöhnlich. gl. O. Jahn, Ber. d. s. Ges. d. W. 1855, p. 103. Solche Füsse findet man gebildet z. B. bei Passeri, a. a. O. II, LXXIII; vgl. Friederichs, Berlins t. Bildw. II, 1332 f.

78. Altchristliche Lampe von etwas plumper Form. In der Mitte vischen zwei Eingusslöchern das Monogramm ☧ in schraffirten uchstaben und am Rande ein durch die nach der Tülle zu sich verngernde Mitte sowie den Henkel unterbrochener Ring, dessen Ornaent aus nebeneinanderliegenden Kreisen und Dreiecken besteht.

Der Stil dieser Verzierung stimmt genau mit der Art überein, wie auf hmucksachen aus fränkischen Gräbern der feine Golddraht auf die Platten gethet ist; vgl. Lindenschmit, Alterth. Heft 12, Taf. VIII, 5 u. 14 und haaffhausen in den B. Jahrbb. XLIV, 142 f. zu Taf. V, 20. Eine Wiederlung derselben Lampe aber von etwas anderem Thon ist gleichfalls in der mmlung vorhanden, ebenso im Museum von Mainz, in der Bonner Vereinsmmlung und an andern Orten.

79. N. r. hin springender Hase. — Rcks.: zwei Fusssohlen mit st unleserlicher Inschrift:

VIM (?)
VNA (?)

Wohl christliche Lampe; vgl. zu No. 77.

80. Christliche Lampe, aus der Merlo'schen Sammlung. In nem oblongen Felde die Inschrift:

BEATRAQIL
LITAS

cks.: OFMIT

Ueber die Inschrift dieser Grablampe vgl. Düntzer in B. Jahrbb. XXXV, f., Kamp, a. a. O. 19, welcher noch ein gleiches Exemplar mit dem Stempel ART erwähnt, und über den Stempel OFficina MIT . . . . Fröhner, a. O. 1593.

81. Christliche Lampe. Ein Pfau (n. r.) mit einem Zweige in r Kralle.

82. O. H. Christliche Lampe. Ein n. r. kriechender Skorpion,

dessen Kopf durch das Eingussloch abgeschnitten wird. Am Rande vor der Tülle ein feines Nadelloch zum Vorschieben des Dochtes.

Die Form der Lampe gleicht der unter No. 68 beschriebenen.

83. Zu beiden Seiten des Eingussloches ein nach unten zuschiessender Delphin. Rcks.: ↑ als Fabrikzeichen.

Vgl. zu No. 10 u. 45.

84. O. H. Ein n. r. fahrendes Schiff mit Segel und zehn Rudern.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 1 aus der Merlo'schen Sammlung. Wahrscheinlich eine christliche Lampe, obgleich das Symbol des Schiffes als ein Bild für das glückliche Einlaufen in den Hafen der Ruhe auch auf antikheidnischen Bildwerken nicht selten ist; vgl. No. 123. O. Jahn, Arch. Zeit. 1861, p. 155 Anm. 7 und Dütschke, Ant. Bildw. I, 37.

85. O. H. In schönem Relief ein n. r. dahinspringender Hirsch, der von einem zottigen, kleinen Bären mit kurzem Schwanze (n. r.) angefallen wird. Der Rand ist mit der bekannten eierstabähnlichen Einfassung verziert.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 4 aus der Merlo'schen Sammlung.

86. O. H. Altar mit Opferflamme, zu dessen beiden Seiten je eine Cypresse dargestellt ist. Der Altar selbst scheint mit einer (eingeritzten) Guirlande bekränzt zu sein.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 2 aus der Merlo'schen Sammlung. Die gleiche Darstellung auf einer Lampe des Bonner Vereinsmuseums. Vgl. Passeri, a. a. O. III, LX.

87. Lampe von hübscher Form. Rcks.: ΓΑ

88. Kleine Lampe. — Rcks. in zwei concentrischen Kreisen und unterhalb eines Punktes der Stempel ATIMETI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 206 und B. Jahrbb. LII, 108. Fundort wahrscheinlich Köln.

89. Kleine Lampe. — Rcks.:

ATTLVS
F

Attilius fecit wie bei No. 138.; vgl. Fröhner, a. a. O. 205 f.

90. Sechs lanzettförmige gerippte Blätter, welche steif regelmässig vom Eingussloche abstehen. — Rcks. zwei nackte Fusssohlen, also wohl christliche Lampe.

Vgl. zu No. 77.

91. O. H. Zwei zum Kranze zusammengebundene Eichenzweige mit Eicheln.

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 44, 3 aus der Merlo'schen Sammlung.

92. Magere Hyäne(?) n. r. schreitend. — Rcks. ein unleserlicher Stempel.

93. Ein sich zum Sprunge anschickender Löwe (n. r.).

94. Rcks.: C·TAM[pi?

Vgl. No. 54.

95. Ein Löwe (n. r.) stürzt sich auf ein unter ihm zusammenbrechendes Thier (Zebra?).

96. Muschel, mit dem Schloss nach unten; über derselben das Eingussloch. — Rcks.:

ROMANE
SIS

Stammt nach Düntzer, a. a. O. 43, 8 aus der Merlo'schen Sammlung. Vgl. Kamp, 95.

97. Um das Eingussloch herum ist ein Oelzweig(?) dargestellt.

98. Kleine Lampe, welche am Rande die Inschrift AVEETVALE trägt. — Rcks.: OF·MIT

Zu dem Fabrikstempel vgl. Fröhner, 1593; über den Scheidegruss auf der Vorderseite, welcher die Lampe als Todtenlampe charakterisirt, vgl. Kamp, 17.

99. Rcks.: SATVRNI

Vgl. Fröhner, 1885 ff.; Kamp, 202.

100. Lampe von kleiner Form. Zweimal an dem Rande der Vorderseite und dreimal auf der Rückseite wiederholt sich die Inschrift:

RVSTIC

Vgl. Fröhner, 1827.

101. O. H. Links ein Bündel von drei Rüben, rechts davon eine Schotenfrucht. Dazischen das Eingussloch.

102. O. H. Ein nackter, ungeflügelter Erot reitet auf einem Delphin (n. r.) und bläst auf einem Muschelhorn.

Vgl. zu No. 54.

103. Aufrechtstehendes Füllhorn mit runden Früchten, dessen Spitze in einen Thierkopf (Eselskopf?) ausgeht. Das Eingussloch seitwärts. Rcks.: C·CORVAS, also wie bei No. 66, welcher Lampe die vorliegende auch in der Form gleicht.

104. Zwischen drei Eingusslöchern in sehr abgestumpftem Relief eine komische Maske mit geöffnetem Munde. — Rcks.: EVCARPI

Ueber den sehr häufig vorkommenden Stempel vgl. Fröhner, 1055 ff. und Kamp, 41.

105. Lampe in Form eines Ochsenkopfes, dessen Schnauze mit vier Riemen geschnürt ist. Der Mund bildet das Dochtloch, das Eingussloch befindet sich zwischen den Hörnern.

Dieselbe Lampenform kehrt mehrmals in der Sammlung des Museo Nazionale in Neapel wieder.

106. Die untere Hälfte der Lampe ist nur zum Theil erhalten, ebenso das Dochtloch. Neben dem Eingussloche zwei kreuzweis geschnürte, mit Früchten gefüllte Füllhörner, deren Ende, wie bei einem Rhyton, in einen Bockskopf mit Bart ausgeht.

107. Bronzelampe in Schiffsform. Gefunden in Zülpich. Herzförmiges Eingussloch. Am übergebogenen flachen Henkel befindet sich an der Spitze eine weibliche tragische Maske mit steifen Locken, hoher Haarfrisur und Diadem; unter dem Kinn ragt als Abschluss eine Palmette vor.

Von ähnlicher Form eine Lampe im Mus. Borb. VI, Tav. XLVII, i. — Ueber die Maske als Henkelschluss bei antiken Geräthen vgl. Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, S. 5.

108. Bronzene Hängelampe in Fischform, zugleich zum Hinstellen eingerichtet. Soll in Meckenheim bei Bonn in einem Grabe gefunden sein. (L. 0,24 H. 0,08.) Die emporgehobene Schwanzflosse des Fisches dient als Eingussloch, das Kopfende als Dochtloch. Zum Aufhängen der Lampe war die zweitheilige Kette bestimmt, welche mittelst eines Ringes an einem tellerartigen Knopfe befestigt ist.

109 u. 110. Zwei bronzene s. g. Mithraslampen mit Halbmond am Griffe.

Aehnliche aus Trier stammende Lampe bei Friederichs, Berlins ant. Bildw. II, 726.

Ausserdem in der Sammlung befindlich mehrere Bronzelampen von zierlicher Form, sowie mehrere thönerne ohne bildlichen Schmuck und Stempel, unter denen sich besonders zwei, einander in der Form ähnliche auszeichnen; sie sind mit einem weiten, fast die ganze obere Fläche einnehmenden Eingussloch und einem horizontalen Henkel versehen. Beide Lampen tragen noch die Spuren schwarzer Färbung und sind mit einem das Eingussloch umgebenden rothen Streifen versehen. Gefunden sind sie in Köln in der Spiesergasse. Lampen von derselben Form befinden sich auch im Turiner Museum, italienischen Fundortes.

b) Sammlung des Hrn. Hermann Wolff. Die meist in Köln gefundenen Lampen stammen theils aus dem Grundstücke des Hrn. Wolff in der Spiesergasse, theils aus der Rosengasse.

(No. 111—160.)

111. Ein geflügelter n. l. eilender Erot tritt mit dem l. Fuss den am Boden liegenden, mit Pfeilen gefüllten Köcher. (Trägt er Bogen auf der r. Schulter?)

112. Christliche Lampe. Taube mit Oelzweig. — Rcks.:



113. Lampe von schöner Erhaltung. Zwischen zwei gusslöchern eine (wohl komische) Maske mit hohem Haar-z und aufgerissenem Munde. — Rcks.: PHOETASPI

Vgl. Fröhner, 339.

114. Ein n. l. springender Löwe mit geschwungenem weif. Schöne Arbeit.

Vgl. Passeri, a. a. O. III, XV, 2.

115. Ein auf das r. Knie gesunkener Gladiator stützt den l. enbogen auf das l. Knie des vorgestreckten Beines und den Kopf die l. Hand. Er trägt eine gegürtete kurze Tunica (die wie eine mis aussieht) und hat die Unterarme mit Riemen umwickelt.

116. Ein von vorn gebildeter Adler mit Blitz oder Donnerkeil len Krallen wendet den Kopf n. r. Sehr abgestumpft. — Rcks.:

HOSCEI

Der Stempel vielleicht als Manu OSCEI zu lesen. — Vgl. Passeri, a. . III, LVIII ff. und T. XXVII.

117. Schön erhaltene Lampe. Komische Maske mit weit ge-etem Munde. Pupillen angegeben. — Rcks.:

I
SPED

Die Buchstaben, welche vielleicht als Sexti PEDiaei zu lesen sind, stehen , in einer Reihe, sind also wohl durch bewegliche Typen hervorgebracht Kamp, a. a. O. S. 9, 3). Das I der ersten Zeile ist Fabrikzeichen (vgl. ahrbb. LII, 109, m) und findet sich auch auf den gleichfalls schön ge-teten Lampen No. 68, 76 u. 91, sowie bei 135.

118. In zwei Exemplaren vorhanden. Ein mit kurzer Aermel-a bekleideter, sitzender Gladiator (e. pr. n. r.) hält in der R. ein vert und hat die L. an's Kinn erhoben. Seine Füsse und Unter-e sind mit Riemen umschnürt. Auf dem Haupte trägt er einen en Helm mit Rand und Federn (?) auf dem Bügel. R. vor dem iator steht der viereckige, gebogene Schild. — Rcks.: M·

Vgl. 115.

119. Ara, dem Puteal Libonis nachgebildet, wie es sich beson-

ders auf Münzen der Gens Aemilia und Scribonia zeigt. Der A
hat oben und unten einen Ablauf. R. und l. ist je eine Lyra
Hörnern befestigt, dazwischen eine Guirlande aufgehängt. Auf
Altar steht eine brennende Lampe mit Fuss (n. r.). Gut erhalten.

Ueber das Puteal Libonis vgl. bes. Benndorf u. Schoene, Die Bi
des Later. Mus., zu No. 440*.

120. Geflochtener runder Henkelkorb, aus welchem zwei Fi
hervorsehen und aus welchem auf beiden Seiten je ein todter V
herauszuhängen scheint. — Rcks.: zwei nackte Fussohlen. Ch
liche Lampe.

Je drei todte Fische zu beiden Seiten eines Dreizacks aufgehängt auf e
Lampe bei Passeri, a. a. O. T. XLIV.

121. In sehr flachem Relief und etwas abgestumpft ist
nackter, geflügelter Erot (n. r.) dargestellt, welcher in etwas gebück
Stellung mit der R. eine Amphora trägt (um sie auszugiessen?), währ
er die L. (weinend?) vor die Augen hält.

Verwandt scheint die Darstellung einer Lampe bei Passeri (a. a
T. XXXVIII), wo vor einer mit Binden geschmückten Grabamphora der na
Eros mit der umgekehrten Fackel dahinschreitet, auf die Vase zurückweis
über ihm befindet sich in einem kleinen Medaillon ein Januskopf. (Ist die La
aber überhaupt antik?)

122. Christliche Lampe. Kreuz mit Haken an dem einen Arm
Rcks.: Palmzweig eingeritzt.

123. Ein n. r. hin fahrendes Schiff mit Mast und aufgereff
Segel. Aus der Schiffswand ragen drei Ruder und ein viertes
den Schiffsrand in's Wasser. Als Bugbild ein Vogelkopf.

Vgl. zu No. 64.

124. In flachem Relief, etwas abgestumpft, ist eine grosse
gische Maske mit weit geöffnetem Munde als Oelloch dargestellt.
Einfassung des ganzen Kopfes dient ein Lorbeerkranz. Darunter VA
also jedenfalls eine Grablampe. Gute Arbeit. Die Lampe wurde
der Spiesergasse gefunden.

Ueber den dekorativen Gebrauch der Maske die hier dem Zwecke des
räthes ganz entsprechend angebracht ist, vgl. Friederichs, Berl. ant. Bi
II, S. 5.

125. Der jugendliche Herakles (e f.) ist auf die Knie gesunk
und im Begriff, mit beiden Händen die r. und l. an ihn hera
krochenen Schlangen, auf welche er zugleich seine Kniee gesetzt
zu erwürgen.

126. Sehr undeutlicher (weiblicher?) Profilkopf n. l.

127. Weibliche Profilbüste (n. l.), mit einem Stück des Gewandes an der Brust. Das gestrählte Haar ist über ein Band geschlagen und hinten in einen Knoten geschlungen. Scheint Portrait zu sein.

128. Biga mit schlecht gebildeten Pferden (n. r.). Der Lenker auf dem Wagen, welcher mit der R. die Zügel hält, holt heftig mit der Peitsche aus, die er in der L. hält. — Rcks.: C......

Ueber die Verwechselung der beiden Hände, die sich auf Bildwerken, welche aus einer Stempelform hervorgegangen sind, öfter findet, vgl. zu No. 81. Ebenso reicht auf einer Lampe bei Passeri, a. a. O. T. XXXVII die Braut dem Bräutigam die l. anstatt der r. Hand.

129. Vor einer bärtigen Herme mit Armansätzen sitzt auf einem künstlich gebildeten Sitze ein geflügelter Erot n. l., dessen Unterkörper mit einem Gewande bedeckt ist, die L. gegen die Herme erhebend.

130. Sehr grosse Lampe, gefunden in Andernach. Ein n. l. springender Löwe, hinter welchem ein Lorbeerbaum angebracht ist. Als Ornament finden sich am Rande einzelne Blätter in regelmässigen Abständen.

131. Rcks.: STROBIL

Vgl. zu No. 42.

132. Komische Maske mit aufgesperrtem Munde. Pupillen angegeben. Rcks.: FORTIS.

Vgl. zu No. 2.

133. Rcks.: STROBILI.

Vgl. zu No. 42.

134. Die Lampe, von der die Deckfläche losgelöst, zeigt, dass sie in zwei Theilen geformt worden ist. — Rcks.: ATIMETI.

Vgl. zu No. 88.

135. Kleine Lampe (in zwei Exemplaren vorhanden). — Rcks.:

FORTIS
I

Vgl. zu No. 2 und über das Fabrikzeichen I zu No. 76.

136. Komische Maske mit langen Locken und weit aufgerissenem Munde.

137. Rcks.: STROBILI

Vgl. zu No. 42 (131 u. 133).

138. Kleine Lampe. — Rcks.:

ATTILIVS
F

Vgl. zu No. 89.

139. Kleine Lampe. — Rcks.: COMVNI

Vgl. Fröhner, a. a. O. 790. Der Name kömmt auch bei Lampen italischer Herkunft vor.

140. Kleine Lampe. — Rcks:

CARTO
F

Vgl. zu No. 73.

141. Jugendlich männlicher Kopf mit bekleidetem Bruststück über einem Halbmonde, der auf einer kreuzweis (mit Zodiacus?) gegürteten Himmelskugel ruht.

142. Rcks.: STROBILI

Vgl. zu No. 42.

143. Rcks.: FORTIS.

Vgl. zu No. 2.

144. Lampe in Schuhform mit sehr grossem Eingussloche, mit ganz feinen Pünktchen besetzt. — Rücks.: In zwei concentrischen Kreisen E.

Vgl. zu No. 77.

145. Darstellung aus der Arena. Ein wildes Thier (n. r.) mit langem Kuhschwanze (Zebra?) wird von einem kleineren Thier (mit langem Schwanze) angefallen, dessen geflecktes Fell durch Punkte bezeichnet ist (Leopard?). Von der Lampe ist eine Wiederholung vorhanden.

Vgl. Passeri, a. a. O.

146. N. l. springende Hündin (Wölfin?) — Rücks.: zwei nackte Fusssohlen mit unleserlicher Inschrift, ähnlich der bei No. 79. Wohl christlich.

147. N. l. rennender Mann mit kurzen Hosen, die um die Hüften festgegürtet sind. Der r. Arm ist vorgestreckt, die L. scheint einen kleinen viereckigen Schild zu halten. Wohl ein Gladiator.

148. N. l. springender Pegasos, von guter Zeichnung, aber abgestumpft. — Rücks.: T.

149. Komische Maske mit geöffnetem Munde. — Rücks.:

EVCARPI

Vgl. zu No. 104.

150. N. r. springendes Windspiel.

151. Ein über Wellen n. r. fahrendes Schiff, in welchem ein Mann (n. l.) sitzt. Sehr undeutliche Darstellung.

152. Weibliche Idealfigur (e. f.), mit langem Chiton und einem auf dem Kopfe aufliegenden Obergewande, welches unter dem r. Arm vorgenommen und von vorn über die l. Schulter zurückgeworfen ist. Kopfschmuck vorhanden. Die gesenkte L. hält einen undeutlichen Gegenstand, die R. ein Skeptron.

153. Lampe deren Oberfläche in Gestalt einer Kröte gebildet ist. — Rücks.: ⩘. Eine kleinere Widerholung des Exemplares vorhanden.

Derselbe Typus kehrt auch bei italienischen Lampen wieder, z. B. in der Sammlung des Turiner Museums eine Lampe in Gestalt einer braun und weiss gefleckten Kröte mit schwarzen Augen.

154. Lampe in Gestalt einer komischen Maske mit geschlossenem Munde.

155. Obscoene Darstellung. Mann und Frau in unnatürlichem Coitus.

156. Geflügelter Erot (n. l.) hinter einem Netze, von schlechter Arbeit. Rücks.: Ithyphallos und darüber in kleinen Buchstaben STAT worin man einen obscoenen Ausdruck hat sehen wollen. Die Lampe stammt aus der Sammlung Merlo.

Vgl. B. J. LII, S. 109. — Ist die Inschrift nicht obscoen, so lässt sich etwa an STATVTVS (vgl. Fröhner, a. a. O. 2028) denken.

157. Drei nackte Männer tragen mit hocherhobenen Händen in gebückter Stellung einen langen undeutlichen Gegenstand.

158. Obscoen. Coitus von zwei ungeflügelten Eroten.

159. Kleine Lampe mit vier Phallen.

160. Auf der oberen Seite ein Kränzchen von Oelzweigen.

II. Terracotten und Thonreliefs.

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt.

(No. 161—169.)

161. Victoria. H. 1,25. Gefunden in Bingerbrück im Jahre 1874. — Ueber einer auf eine Basis gestellten Kugel schwebt die ungeflügelte Victoria, das r. Bein vor das l. setzend, in der L. einen Palmzweig haltend, mit der R. einen Kranz erhebend. Bekleidet ist sie mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag. Die Enden des ziemlich eng anliegenden Gewandes flattern streng symmetrisch aber doch kühn geschwungen zu beiden Seiten des Körpers. Das wellige, mit Diadem geschmückte Haar ist zurückgestrichen und hinten in einen Knoten zusammengebunden.

162. Sitzende Frau mit Kind. H. 0,23. Aus der Sammlung Droste-Hülshoff, aber wahrscheinlich aus Italien stammend. Der angesetzte Kopf scheint antik und zugehörig zu sein.

Auf einem, wie es scheint, natürlichen Sitze, hat eine hohe Frauengestalt von mütterlichen Formen Platz genommen. Ein auf den Schultern aufliegendes Gewand ist vorn über dem Schoosse zusammengeschlagen. In ihrem l. Arme ruht ein nackter Knabe, an der l. Brust der Frau saugend, während diese mit der R. die L. des Knaben hält. Ihr welliges Haar scheint mit einem Diadem geschmückt zu sein und ist hinten in einen Knoten zusammengebunden. Das Gesicht neigt sich lächelnd auf den Knaben herab. Farbspuren vorhanden. Die Terracotta ist hohl und hinten, wie gewöhnlich, mit einem grösseren Loche versehn.

Das Diadem der Figur reicht nicht aus, in ihr eine bestimmte mythologische Persönlichkeit zu erkennen. Die »Stephane« ist ein ganz gewöhnlicher Schmuck der Frauen und besonders bei den nach Zierlichkeit der äusseren Erscheinung strebenden Terracotten häufig. So findet sie sich auch bei der gleichfalls genrehaft aufzufassenden Figur No. 171.

163. Frau mit Kind. H. 1,195. Stammt aus der Sammlung des Prinzen Emil Wittgenstein, gefunden in Canossa.

Auf einem künstlichen Sitze mit Fussbank sitzt eine Frau in ziemlich steifer Haltung, bekleidet mit langem, an den Armen zugenesteltem Chiton, der unter die l. Brust herabgeglitten ist. Ob ein Obergewand auf dem Hinterkopfe aufliegt und etwa über dem Schoosse zusammengenommen ist, lässt sich nicht erkennen. Auf dem l. Knie der Frau sitzt eine nackter Knabe, den diese mit der l. Hand festhält. Ihre R. greift nach der l. Brust, an welcher der Knabe saugt, während die L. des Knaben an die Hand der Mutter greift. Das Ganze ist von steifen Formen.

Eine Wiederholung der hohlen und hinten mit einem Loche versehenen Gruppe im Museo Nazionale von Neapel, Obergeschoss, 6. Saal No. 6511. Vgl. zu No. 162.

164. Weibliche Figur. H. 0,17. Gefunden in Köln.

Eine Frau, bekleidet mit langem, kurzärmeligem Untergewande und einem über der r. Schulter befestigten Mantel, nach dessen Saum die R. greift, hält mit der herabhängenden L. einen Henkelkorb. Das wellige, in der Mitte gescheitelte Haar ist nach hinten zurückgestrichen. Ueber den Scheitel scheint sich ein Zopf hinzuziehen.

165. Sitzende weibliche Figur. Sehr abgestumpft.

Auf einem Stuhl mit hoher Rücklehne sitzt eine mit langem Gewande bekleidete Figur, auf ihrem Schoosse einen nicht ganz deutlichen Gegenstand (Thier?) haltend, während die Hände auf den Knieen ruhen. Der Kopf (mit Diadem?) ist etwas nach vorn übergeneigt.

Vgl. hierüber zu 171.

Ein Hahn (166) und ein gelagerter Hund (167) mit einem runden Loch im Boden, beide von Terracotta haben wohl als Kinderspielzeug gedient und stammen vielleicht aus Gräbern.

Denselben Zweck hatten wahrscheinlich auch zwei kleine thönerne Henkelkrüge (168, 169) von zierlicher Form, bei denen sich unter der Ausgussstelle ein weiblicher Reliefkopf mit lockigem Haar befindet.

b) Sammlung des Herrn H. Wolff.

(No. 170—174.)

170. Erotische Gruppe. H. 0,15. Aus der Sammlung Minutoli. Mit vielen Farbspuren, besonders rosa. Die Gruppe ist hohl und hat hinten ein Loch.

Auf künstlichem Sitze haben sich etwas an einanderdrängend r. ein Mädchen, l. ein Jüngling Platz genommen; ersteres ist bekleidet mit langem, gegürteten Chiton und einem den Schooss bedeckenden Obergewande. Der Chiton des Jünglings ist ungegürtet, auch seinen Unterkörper bedeckt ein Gewandstück. Er fasst mit der R. an die r. Brust der Jungfrau. Beide tragen eine »corona sutilis«.

171. Frau mit Schwan (?). Aus der Sammlung Minutoli.

Eine sitzende, mit Schuhen, langem, unter der Brust gegürtetem Chiton und einem auf dem Kopfe aufliegenden bezipfelten Gewande, welches über dem Schoosse in malerischer Weise hingebreitet liegt, bekleidete Frau fasst mit der R. nach dem Saume des Obergewandes und hält in der L. dicht am Busen einen kleinen Schwan (?). Das wellige mit einem Diadem geschmückte Haar ist zurückgestrichen, auf jeder Seite des Gesichtes hängt eine Locke herab. Der Mangel eines Sitzes lässt vermuthen, dass ein solcher früher von anderem Stoffe vorhanden war. Die Figur ist von schöner Erfindung.

An eine mythologische Beziehung ist hier natürlich nicht zu denken. Nichts ist bei Terracotten gewöhnlicher als eine Darstellung aus dem Alltagsleben. Ueber die Beschäftigung der Frauen mit Gänsen, Schwänen, Enten u. s. w. vgl. L. Stephani im Compte Rendu de la Commission Impériale 1863 p. 51 ff. und p. 157.

172. Weiblicher Portraitkopf, gefunden am Ferculum in Köln. H. 0,16. Gsl. 0,065. — Das Haar ist in der Mitte gescheitelt. Regelmässige Züge. Der Kopf ist hohl.

173, 174. Zwei hohle Figuren in Hochrelief, jedoch ohne Hintergrund, wahrscheinlich zur Dekoration einer Wand. Cementartiger, etwas dunkler Thon. Gefunden am Ferculum in Köln.

173. H. 0,22. — Eine mit langem Chiton mit gegürtetem Ueberschlag bekleidete, weibliche Figur, deren Obergewand auf dem Hinterkopfe aufliegt, trägt mit der L. über der Schulter ein Körbchen, mit der R. dicht am Busen ein kleines Ferkel. Schöner Faltenwurf des Gewandes.

174. H. 0,21. — Eine wie No. 173 gekleidete Jungfrau erhebt mit der R. über der Schulter eine Schüssel mit Opferkuchen (?), in der L. hält sie ein kleines Ferkel dicht am Busen. Auf ihrem Kopfe scheint sich ein Modius zu befinden.

Aehnliche Relieffiguren ohne Hintergrund finden sich öfter, z. B. im Museo Nazionale in Neapel (Sammlung St. Angelo) Aktaion, von zwei Hunden zerrissen neben Artemis, in archaischem Stile. Zu vergleichen sind auch die gleichfalls ohne Hintergrund gearbeiteten Bronzereliefs der Tänzerinnen aus Industria (im Turiner Museum).

c) In der Sammlung des Herrn Raderschadt:

175. Kleine Terracottafigur einer Jungfrau (H. 0,18). L. Standbein; bekleidet ist sie mit langem Untergewande und einem über dem lockigen Haar aufliegenden Obergewande, welches über den r. Arm vorgeworfen und über die l. Schulter zurückgeschlagen ist. Der herabhängende l. Arm liegt eng am Körper an, desgleichen das ganze Gewand. Schuhwerk nicht angegeben, aber ebensowenig Zehen bemerkbar. Das Gesicht hat einen lächelnden Ausdruck. Der Kopf neigt sich leicht gegen die l. Schulter. Im Rücken der Figur ein Loch.

III. Gefässe aus Thon und terra sigillata mit bildlichen Darstellungen.

(No. 176—185.)

a) Sammlung des Herrn Ed. Herstatt:

176. Flache Thonflasche zum Anhängen von dreieckiger Grundfläche, welche so geformt ist, dass sie sich bequem an die menschliche Hüfte anschmiegt. Die Flasche wurde also wohl an der Seite

Seite getragen. (H. 0,21, Br. 0,18; stammt aus der Sammlung Droste-Hülshoff in Münster.) Der enge Hals schliesst den Gedanken an wirklichen Gebrauch aus, also wohl nur eine Beigabe für einen Todten. Unter dem Halse in flachem Relief ein springender Eber.

Eine ganz ebenso geformte Flasche befindet sich unter den Pompejanischen Alterthümern des Museo Nazionale in Neapel (No. 5825).

177. Grosse, runde Schale mit Fuss aus feiner terra sigillata, gefunden 1867 in der Ursulagartenstrasse in Köln. Durchm. 0,30. Im Innern sind zwischen zwei concentrischen Kreisen feine Striche (wie Zweige) eingeritzt, und in der Mitte ziemlich roh die Umrisse einer geballten Faust mit einem Theil des Unterarmes.

178. Runde Schale aus terra sigillata, welche nach dem Urtheile von Franks aus Namur sein soll, gefunden zu Köln an der Eintrachtsstrasse. H. 0,09, Durchm. 0,18.

Die Darstellung der Aussenseite unterhalb des bei diesen Gefässen fast regelmässig wiederkehrenden eierstabähnlichen Ornamentstreifens besteht aus einer regelmässig sich wiederholenden Scene: ein bärtiger mit Schurz bekleideter Mann, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt sind, wird von einem springenden, mit zwei Gurten versehenen Löwen verfolgt. Am Boden liegen Palmzweige. Der Stempel mit dem Namen des Töpfers ist unleserlich.

Bei den mit Gurten versehenen Löwen hat man an die Spiele der Arena zu denken, während die Palmenzweige auf christliche Märtyrer hinweisen.

179. Runde Schale aus terra sigillata, welche nach dem Urtheile von Franks aus Xanten sein soll, von gleicher Form, in Bingerbrück gefunden; H. 0,09, Durchm. 0,19. Das Relief der Aussenseite ist etwas flacher als bei No. 178. Zwischen Ranken und Blättern werden Hirsche von Hunden verfolgt. Darüber der bekannte Ornamentstreifen.

180. Aehnliche Schale aus terra sigillata, gefunden bei Andernach. H. 0,09. Durchm. 0,17.

Das Relief der Aussenseite unterhalb des eierstabähnlichen Ornamentstreifens ist in zwei übereinanderlaufenden Reihen aus einer sich wiederholenden Scene zusammengesetzt: Männer, welche, wie es scheint bekleidet sind und mit einem Thyrsos (?) in den Händen einander nachlaufen. Erotisch?

181. Runde Schale aus terra sigillata, wahrscheinlich in Mainz gefunden; H. 0,09, Durchm. 0,18. Unter dem bekannten Ornamentstreifen der Aussenseite befindet sich in flachgedrücktem Relief und acht Mal sich wiederholend die von zwei concentrischen Kreisen ein-

gerahmte Figur eines springenden Hippokampen oder Meerlöwen; zwischen den Kreisen je eine stilisirte Palme als Ornament.

182. Schale für Eier. Thon. Durchm. 0,22. Soll aus Cumae stammen.

Die Schale hat ungefähr die Form einer Patera in der Mitte mit einem runden, ausgehöhlten Knopfe zum Anfassen von unten. Das Innere der Schale ist für 12 kleine Eier (vielleicht Kiebitzeier) ausgehöhlt und dem entsprechend auch am Rande zwölf Mal ausgeschweift. Dieser selbst ist mit Köpfen (zum Theil Doppelköpfen) im Profil und auf dem höchsten Punkte der Randerhebung mit je einem Maskenkopfe geschmückt.

Ausserdem in der Sammlung vorhanden mehrere flache Schalen aus terra sigillata, deren Rand mit Lotosblättern in flachem Relief verziert ist. Exemplare derselben Gattungen auch in den Sammlungen der Herren Raderschadt und Wolff. Zwei Schalen des letzteren führen den Stempel FRONTVNATVS und · · · · · SSI · II; auf einer dritten sind die Buchstaben I/SIAYI I (= Issialii?) eingekratzt.

b) Bei Herrn H. Wolff:

183. Schöne Schale von terra sigillata wie No. 176—181, gefunden am Ferculum in Köln, ornamentirt mit zwei Reihen von Kreisen, in und zwischen denen sich Kreuze befinden. Dazwischen auch der Stempel: ATIAI [Atia fecit?]

Vgl. No. 184.

184. Sehr interessante Form einer ähnlichen Schale, jedoch nur bis zu dem eierstabähnlichen Streifen reichend, am Ferculum zu Köln gefunden. Die Verzierung besteht in einem aus Bogen und Zickzacklinien, Punkten und Strichen zusammengesetzten Ornament. Dazwischen der Stempel: ATIAF.

Vgl. No. 183. Ausserdem befindet sich in der Sammlung eine kleine flache, runde zweihenklige Thonflasche mit sehr undeutlicher Reliefdarstellung: eine menschliche Gestalt, die Hände ausbreitend. Wahrscheinlich christlich[1]).

185. Grosse, zahlreiche Fragmente von grossen runden Schalen aus terra sigillata von der Art wie No. 176—181. Unter den Reliefbruchstücken derselben finden sich Eroten zwischen Bäumen und gelagerten Thieren, Medaillons mit Thieren (Hasen), Kämpfergruppen und obscoene Darstellungen.

Die Form und Verzierung dieser in den Rheinlanden überaus

1) Die Nr. 183 u. 184 wie die christl. Ampulla sind inzwischen in das Bonner Provinzialmuseum gelangt. Die Red.

;en Schalen scheinen typisch zu sein. Die theilweise Rohheit der
nente beweist jedoch nicht ihre Entstehung in späterer Kaiserzeit.
se von ganz derselben Arbeit und Form befinden sich auch unter
ammlung Pompejanischer Alterthümer des Museo Nazionale in
el. Exemplare feineren Geschmackes, auch ohne den über dem
ınlichen Ornamentstreifen sich erhebenden glatten Rand (vgl. B.
, p. 147) sind abgebildet bei Monaco, Les Monuments du Musée
nal de Naples Pl. 113—115; bei den in roherem Geschmack orna-
rten notirte ich mir als Verzierungen: Männer von Thieren ver-
laufende Thiere und concentrische Kreise mit verschiedenen Dar-
ngen zwischen Pflanzenornamenten, also ganz entsprechend den Ge-
ı deutschen Fundortes (vgl. z. B. die Abbildungen in der Monatschr.
westf. Geschichtsf. von Pick, II, zu S. 177 und den Mittheilun-
Jo. 4 des Vereins f. hess. Gesch. und Landeskunde 1873); auch
ı mit Inschriften BIBE, AMA u. s. w. finden sich unter den Pompe-
hen Stücken, dagegen fehlt es meines Wissens darunter an den
n Schalen mit Lotosblättern auf dem Rande.

Irdene Gefässe ohne bildliche Darstellungen, aber mit Inschriften.

(No. 186—224.)

a) in der Sammlung des Herrn Ed. Herstatt:

186—189. Kleine, in Köln gefundene Schalen mit verschiedenen
rstempeln:

186. MACVATVS

187. CIAMAT · F Vgl. Fröhner, a. a. O. 701.

188. OF ICEMVSL (?)

189. OF · SARRVT Vgl. Fröhner, a. a. O. 1876.

b) In der Sammlung des Herrn H. Wolff:

190. Glatte runde Schale aus terra sigillata, gefunden in der
ırgasse in Köln. Im Innern eine kegelförmige Erhöhung mit dem
el:

ETERNALIS · FECIT

191—204. Fragmente von Schalen aus rother Erde mit Töpfer-
eln:

191. Q ROTAMA (?)

192. IDIOCIIVICIC Ich lese: Diogenis fecit. Ueber fecit nach
Jenetiv vgl. Fröhner, a. a. O. 1580 und 1009.

193. BASSI Vgl. Fröhner, 284 ff.

194. SCOTTI . M Vgl. Fröhner, 1894 ff. — Auf der Rückseite steht eingekratzt FRONTO

195. C · RIC

196. INSIDOI (?)

197. A]RMANVS

198. MAIAƧFↃ (sic!), wobei Ƨ und Ↄ offenbar verkehrt (also mit beweglichen Typen) eingesetzt ist.

199. IUUENIS

200. MARCIANV

201. ORDILO · F

202. AWITIIDO

203. SECV

204. A/ENTINVS

204. Schöner Teller aus terra sigillata mit dem sehr unleserlichen Stempel N(?) IOAHVI (?).

205. Fragment einer Schale aus Porphyrerde mit dem Stempel:

ΛVDIIO / OVIIDV (?)

206—209. Fragmente von Thongefässen mit Stempeln.

206. OWVAS

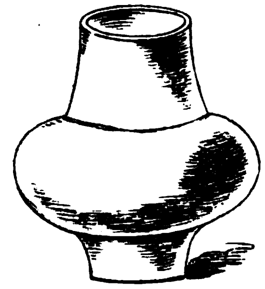
207. GERM

208. VANI

209. OFRVHA

210. Kleine runde Schale mit dem Stempel GAV / RA

211. Fragment einer grossen runden Schale von Porphyrerde mit dem Stempel DIVIRIO



212—223. Dunkelbraune Gefässe von dünnem Thon, deren Grundform die nebenstehende Skizze veranschaulichen mag, mit theils gelb, theils weiss aufgemalten Inschriften, von derselben Art wie die im Bonner Provinzialmuseum befindlichen, aus der Sammlung des Herrn Herstatt erworbenen.

212. VITA.·.

213. LVDE:

214. AMAME·

215. AMOTE

216. AMMA (sic!)

217. VIVAS

218. SITIO

Ein ähnliches Gefäss mit gleicher Aufschrift in der Sammlung des Herrn Raderschadt.

219. ꝉꝉꝉME

220. AIVSꝉ.·· (?)

221. DISCE

222. AVETE ⁝ mit Reliefranken von weisser Farbe.

223. Unter sechs rundlichen Eindrücken VIVAS: In den Eindrücken je drei gelbe, grosse Beeren an Stielen.

c) In der Sammlung des Herrn Raderschadt:

224. Kleine, runde Schale (Durchm. 0,085) aus glänzender terra sigillata. Im Innern der Stempel: AQVII

Sachregister.

---

11. Römische Villa bei Raversbeuren auf dem Hunsrücken.

(Hierzu Taf. V.)

Für die Geschichte der vorrömischen Zeit dürfte unter den linksrheinischen Landschaften kaum eine von grösserer Bedeutung sein als die mit dem Namen Hunsrücken bezeichnete Hochebene zwischen Nahe, Mosel und Rhein, insammt des südwestlich anstossenden Idargebirges und des Hochwaldes bis zur Saar. Es war der erste Distrikt der hier durch die Nahe von der Germania superior abgegrenzten Germania inferior[1]). Die grosse Anzahl der in diesem Distrikt befindlichen Schutzwehren; die noch grössere sich von Strecke zu Strecke anreihenden

1) E. Böcking, Jahrb. VII, S. 72 der Anmerkungen zu Ausonius Mosella hat bereits die Nahe als Grenze zwischen Ober- und Nieder-Germanien und Mainz als die Hauptstadt der erstgenannten, Cöln der letztgenannten Provinz angenommen.

Gruppen von Grabhügeln[1]; die mannigfach aufgefundenen Steinwaffen[2]) — weisen auf eine ebenso grosse Dichtigkeit der Bevölkerung als auf ihren entschieden germanischen Ursprung hin. Ob jene Schutzwehren mit ihrem Schlüsselpunkt der Mattenburg (Rheinfels) nur den Einheimischen oder in Zeiten der Gefahr auch den vom rechten Rheinufer flüchtenden Mattiaken diente; ob die Bewohner der Hochebene alle Autochthonen oder zum Theil rechtsrheinische Eingewanderte waren, diese Fragen lassen weitere Untersuchungen wünschenswerth und im Voraus erfolgreich erscheinen, ändern aber weder Charakter noch Bedeutung des Landstrichs und seiner eigenthümlichen Grabfunde von Gold, Kupfer, Bronce, Email und Thongefässen. In einer diese Grabfunde erweiternden besonderen Mittheilung, werde ich auf ihre Eigenart und die damit zusammenhängenden Controversen zurückkommen.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass die römische Verwaltung in früher Zeit, wahrscheinlich gleich nach der Invasion sich dieser wichtigen Hochebene bemächtigte und dieselbe mit einem Strassennetz belegte. Bis jetzt kennen wir hauptsächlich nur die von Trier zum Rhein über Simmern gehende von Ausonius beschriebene Militärstrasse und wissen, dass dieselbe sich am Ausgangspunkte wie an ihrem Endpunkte in mehrere Arme theilte; aber zu diesem Strassenzuge werden sich noch mannigfache Seitenarme auffinden lassen Spuren von zwei Traversen, welche von der Mosel und zwar von Enkirch und Briedel zu derselben führen, glaube ich weitrer Nachforschung empfehlen zu dürfen.

Unweit der erstern dieser Traversen, welche sich bei Kirchberg von der grossen Strasse abzweigte[3]) lag die im Jahre 1867 durch zufällige antiquarische Funde des Landmanns Johann Reis aus Briedel

1) Jahrb. XVIII, S. 28 ff.

2) Eine Anzahl derselben aus Dorsheim, Sponheim u. s. w. besitzt das Provinzialmuseum in Bonn.

3) Bei Dill soll diese Traverse noch Römerstrasse heissen. Der vorerwähnte Johann Reis aus Briedel behauptet, zwischen den Briedeler Wacken sei die Strasse gepflastert und laufe in der Richtung von Haan nach Enkirch; zu beiden Seiten befänden sich in der Gemarkung Kirmessbrunnen 30—50 Tumuli. Vor Raversbeuren fand man in den Wiesen römische Bautrümmer und Ziegel; ebenso stiess man im Orte selbst bei Hausbauten auf altes Strassenpflaster, desgleichen in den Wiesen vor dem Orte; auf ein drittes Stück alter Strasse westlich der röm. Villa. Es erscheint mir, soweit die eingezogenen Erkundigungen reichen, wahrscheinlich, dass diese Stücke zu ein und derselben Strasse gehören, welche von Raversbeuren kommend, unsre Villa passirte und in die von Kirchberg über Dill nach Enkirch führende Linie einlief.

und seines Sohnes Constantin zu Tag getretene, dann in Folge der Bemühungen unseres Mitgliedes, des damaligen Landrathes von Zell, Herrn Knebel theilweise aufgedeckte und im Auftrage der K. Regierung zu Coblenz im Sommer 1875 von mir vollständig blosgelegte römische Villa, die man nach dem etwa 20 Minuten davon entfernten Orte kurzweg: »Römische Villa von Raversbeuren« nennen kann.

Die durch Schuttaufhäufung erhöhte, im Banne Briedel[1]) belegene Baustelle heisst im Volksmunde »der Leishübel«[2]) und bildet eine sanfte Thalsenkung von Süden nach Norden, welche im weiteren Umkreis durch das aufsteigende Bergterrain vor Winden vollständig geschützt und nur nach Westen offen liegt. Dorthin schweift der Blick zu einer bewaldeten von einem Bache durchflossenen und im Hintergrunde von den Moselbergen abgeschlossenen Schlucht. Nordöstlich schaut man auf der Höhe die drei Briedeler Wacken, Felsblöcke, welche den Eindruck aufeinandergethürmter germanischer Opfersteine erzeugen und vielleicht auch solche gewesen sein mögen[3]). Die klimatisch geschützte Lage im romantischen Waldgehege einer nicht ärmlichen, wenn auch ebenso wenig üppigem Luxus angehörigen römischen Villa war zu ihrer Zeit keine einsame. Römische Gebäudetrümmer in den Wiesen vor Raversbeuren wie an mehreren Stellen kurzer Entfernung vom Leishügel, Spuren römischen Bergbaues in Altlay[4]) und die grosse Menge der Tumuli in den Wäldern[5]) lassen sowohl auf die Dichtigkeit wie auf den Wohlstand der ehemaligen Bevölkerung einen berechtigten Schluss ziehen.

---

1) Briedel liegt 2 Stunden abwärts und nordöstlich an der Mosel.

2) Leishübel, d. h. Leishügel, ein durch Stein- und Scherben-Schutt gebildeter Aufwurf.

3) Nach Mittheilungen von Ortsangehörigen wurde ein eisernes Schwert unter den Felsblöcken gefunden. Eine Mahnung zur Vorsicht, Naturgebilde für Werke von Menschenhand anzusehen, erzeugt das durch seine Phantasien wahrhaft erschreckende Buch von Voulot, ABC d'une Science nouvelle. Les Vosges avant l'histoire. 1874.

4) Zehn Minuten von Altlay geht ein mannshoher Gang in den Berg, in dessen Decke sich in Abständen von circa 70 Meter senkrechte Luftschachte befinden. In diesem Stollen fand man auch eine Aschenurne. So wurde mir berichtet.

5) Einige hundert Schritte nordöstlich der Villa wurde vor vielen Jahren ein Tumulus, wahrscheinlich der des Besitzers derselben durch Bürgermeister Perger geöffnet und darin zwei Glasflaschen — eine viereckige und eine kleinere doppeltgehenkelte runde — und eine Lampe gefunden. Erstere kamen als Geschenk der K. Regierung zu Coblenz in das Provinzialmuseum zu Bonn. Im

Betrachtet man nun das römische Bauwerk wie es sich in seinem abwechselnd 0,50 bis 3 m. über der Fundamentsohle erhaltenen Mauer-Linien darstellt, so gewährt es im Grundriss gleich den Villen von Allenz und Manderscheid ein gebrochenes Viereck, hier von 26,3 und 41,6 m. Ausdehnung, mit einem grössern in der ganzen Breite des Gebäudes nördlich vorgelegten Hof. Wo dessen vorderer Abschluss sich an die Seitenmauern 1—1 anlehnte, liess sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen, weil das dort wenig tief fundamentirte Mauerwerk in dem sich herabsenkenden Ackerlande ausgebrochen war. Auf einer durch die Mauern 2—2 gebildeten Rampe, von kaum mehr als 1 Meter Steigung bei 9 Meter Länge, welche allerdings auch ein überdecktes Vestibulum gewesen sein kann[1]), tritt man in einen an beiden Enden nach vorne ausladenden grössern Raum (3—3)[2]), der nach Vitruv's Vorschrift[3]) das Peristyl gewesen sein mag. Säulenreste haben sich freilich darin nicht vorgefunden und würden bei einer Breite von 2,5 auch lediglich auf der äussern Mauer stehend gedacht werden können, wodurch das Peristyl sich gleichsam zur offenen Loge gestaltete, was allerdings nicht ohne Analogien bei andern römischen Villen der Rheinlande ist. Reste von fein abgeschliffenem rothen Wandverputz mit grünen, weiss abgetönten Leisten, lassen keinen Zweifel über die seinem Zwecke angemessene Dekoration dieses Raumes. Aus demselben tritt man in das Atrium, einen innern quadraten Hof (4) von 11,4 m. im Gevierte, um welchen sich die sämmtlichen übrigen Wohnräume gruppiren. Beginnen wir mit den eigentlichen Wirthschaftsgelassen, so führt uns aus der östlichen Ecke des Atriums eine Treppe (6) in eine Reihe unter dem Peristyl belegener Souterrains, welche sich deutlich als Küche und Keller charakterisiren. Schwärzung der als Rauchabzug dienenden, unsern Kellerlöchern entsprechenden Maueröffnung (a), aufgefundene Töpfe, theilweise noch mit Getreideresten, Knochen u. dgl. gefüllt lassen den Raum 7 als die eigentliche Küche ansehen, während die drei anstossen-

---

Wald-Distrikt Schopp zwischen Pünderich und Briedel befinden sich etwa 10 Hügel, von denen ein grosser die Grenzmark beider Orte theilt. Ferner befinden sich Grabhügel auf der Kleisener Höhe (eine Glasurne daraus erhielt Apotheker Göres in Zell); im Enkircher Wald (Distrikt Zehnseifen); im Scheidwald u. s. w.

1) Eine ähnliche Rampe hat die Villa zu Nennig.

2) Die auf unsrer Tafel im Raume 3—3 eingezeichneten 2 Trennungswände befinden sich lediglich im Souterrain und nicht im darüber liegenden Peristyl.

3) Vitruv erklärt VI, 6 — alles gelte vom Landhaus, was er vom Stadthaus gesagt, mit dem Unterschiede, dass gleich nach dem Eingange die Peristyle anzulegen seien und dann erst die Atrien folgten. Vgl. Jahrb. XXXVI, S. 56.

den durch Thüren unter einander verbundenen Souterrains, welche bis zum nordwestlichen nicht mehr unterkellerten Eckpavillon 5 reichen, als Keller (3—3) gelten können. Wie Vitruv (VI, 6, 2) für den Weinkeller verlangt, haben sie die Kellerlöcher — es sind derselben vier im Plan ersichtlich — in der Nordwand.

Da in den lediglich zum Sommeraufenthalt dienenden Villen gewöhnlich nur die Schlafzimmer mit Heizungsvorrichtungen versehen sind, so werden wir auch die einzigen mit Hypocausten zur Fussboden- und Wand-Heizung versehenen Räume 9 und 13 als die eigentlichen Schlafzimmer der Besitzer der Villa zu betrachten haben, mit denen sich die Zimmer 9, 10—12 u. 14 als zugehörig zu einer gemeinsamen Gruppe vereinigen. Das Zimmer 8 sehen wir als Vor- und Ankleidezimmer an, aus welchem man in das wärmste der durch die erhaltenen Reste der Fussboden- und Wandheizungsvorrichtungen als solches gekennzeichneten Schlafgemächer (9) gelangt. Aus diesem scheint das nebenan liegende Gemach (10), wie ein am Ostende gefundener Canal andeutet, die überschüssige warme Luft zu einer mässigeren Erwärmung des Fussbodens erhalten zu haben; jedenfalls erinnert die in diesem Raume befindliche charakteristische die Betträume abgrenzende Mauerschranke, im Anschluss an die ähnlichen Einrichtungen in Pompeji, sofort an ein Schlafzimmer für 2 Betten. Das Zimmer 13 besitzt keine Wandheizung; die Erwärmung ist auf die Fussbodenheizung beschränkt, wie die in unsrer Zeichnung angedeuteten über dem Hypocaustium liegenden Ziegelplatten, im Gegensatz zu den in Raum 9 ausserdem eingezeichneten Wandheizungsziegeln erkennen lassen. Von den kleinen Räumen 11 und 12 aus wurden die cubiculae geheizt: das Praefurnium für 9 war in der Mauer zu 9 deutlich erkennbar, im Raume 11 jedoch zerstört. Die Thüre, welche wir aus dem Raume 14 zum Praefurnium 11 wahrnehmen, führt zu der berechtigten Annahme, dass hier die mit der Heizung und Bedienung betrauten Sclaven sich aufhielten. Um die Communication zu diesem Raume zu gewinnen, vereinigen wir die Gelasse 14, 15, 16, 17 und 18 abermals zu einer dem gemeinsamen Zwecke dienenden Gruppe. Wir gelangen dazu, indem wir uns aus dem Atrium in den mit einem Ausbau versehenen grossen Raum 18 begeben. Derselbe war gepflastert und kann demnach nicht als Wohnraum, sondern lediglich als Schuppen, oder gar in Ermangelung bisher aufgefundener ausserhalb der Villa belegener Ställe als der Aufenthalt für das Vieh angesehen werden, wozu besonders die Prüfung des eigenthümlichen Ausbaues bei 18a führte, der bei einer Tiefe von 6,9 m. und einer Länge von 9,8 m. sich sehr wohl für die Aufstellung

von 4—5 Pferden oder Rindvieh eignet[1]). Die Räume 16, 17 und 15, in welche wir theilweise durch wohlerhaltene Thüren eintreten, enthielten noch mannigfaltige Gegenstände, welche auf ihre ehemalige Verwendung hinwiesen. So fand man im Raume 15 ein grosses aufsteigendes Bleirohr, das auf den Ausfluss grösserer Wassermassen hindeutete; ebenso im Raume 17 Topfscherben von so grossen und rohen Gefässen wie sie für den Stallgebrauch zu denken am Nächsten liegt.

Während, wie häufig, die Ostseite der Villen durch gerade Mauern abgeschlossen der Nacht gehören, sind die Raumanlagen der Westseite dem Tagesleben gewidmet und durch vor- und ausspringende Theile des Grundrisses charakterisirt. An das Atrium schliessen sich hier eine Reihe grösserer und kleinerer Räume an, von denen wir die beiden mit 19 bezeichneten als Alae auffassen können, und wenn zwischen diesen das nach dem Canon des römischen Hauses im Raume 18 zu suchende Tablinum wegen der bereits anderweitigen Bestimmung dieses Raumes fehlt, so dürfen wir dasselbe vielleicht im Raume 21 vermuthen. Von diesem aus, oder vielleicht durch den Raum 20 als Corridor (fauces) gelangen wir in diejenige Gruppe von Zimmern, welche wegen der bevorzugten Lage zur schönen Aussicht als die Wohnräume uns entgegentreten. Das grösste darunter, ein Ecksaal von 5 m. im Geviert (5), war mit einer vorspringenden auf 3 starken Pfeilern (5a) ruhenden Veranda versehen und sowohl in Hinblick dieser Auszeichnung, wie derjenigen besonders schöner Dekoration mit blauer Zimmerdecke und hellrothen Wänden wahrscheinlich das Sommer-Triclinium des Hauses. Einige der angrenzenden Zimmer und kleinen Cabinette (22—26) lassen nach Feststellung der grossen Tiefe ihrer Fundamentirung möglicherweise die Annahme einer ehemaligen Fussbodenheizung zu; Spuren derselben waren freilich bei der ungewöhnlichen Zerstörung des Baues nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Kaum fehlen einer römischen Villa jemals die Einrichtungen der im damaligen Leben zum allgemeinen Bedürfniss gehörenden Bäder. Ein ausserhalb des Haupthauses dafür bestimmter Bau hat sich nicht vorgefunden und so sind wir darauf hingewiesen, den nach der Lage und nach Analogien[2]) hierfür geeigneten südwestlichen Eckflügel als Hausbad anzusehen. In den Räumen 27—31 haben sich freilich keinerlei Reste irgendwelcher innerer Einrichtung für Bäder mehr vorgefunden, wie überhaupt die Villa zu Raversbeuren einen mir noch

1) Wenn Vitruv VI, 6, 2 sagt: Die Breite der Stallungen sollte nicht weniger als 10′, nicht mehr als 15′ betragen, die Länge für jedes Gespann 7′ gewähren, so passt die erstgenannte Breite genau zum Ausbau 18a.

1) Dieselbe Lage zeigen die Badeeinrichtungen der römischen »Villa in Stahl« welche das nächste Jahrbuch bringen wird.

icht vorgekommenen Grad von Verwüstung und Ausraubung darbot. ass derselbe durch einen kriegerischen Ueberfall herbeigeführt wurde, arauf weisen eine Anzahl — besonders in der culina gefundener — enschlichen Gerippe hin. Dieser Zustand des Gebäudes behinderte auch de weitere Feststellung der innern Einrichtungen: ob das Atrium eingeeckt, mit Säulen umstellt, oder ganz offen belassen war, woher die Vasserleitung kam, deren Bleirohr wir im Raume 15 begegneten, issen wir nicht.

Das Mauerwerk besteht in den Fundamenten aus Wacken, im eiteren Aufbau aus Thonschiefer, hat in den Aussenmauern eine tärke von 3 Fuss, in den Hofmauern eine solche von 2 Fuss. Hauteine wurden gar nicht vorgefunden, wahrscheinlich weil man dieelben im Verlaufe der Zeit sämmtlich entwendete. Die Eindeckung it Pfannen und Schieferplatten auf einer durch starke eiserne Nägel amit befestigten Unterlage von Holz war in vielen Resten erkennbar; benso die Verwendung von Fensterglas durch vorgefundene Scherben. 'eber die Beschaffenheit der Wand-Dekoration liess sich nicht mehr ls das zu den Räumen 3 und 5 Gesagte bestimmen. Die Fussböden hlten ganz, nur konnte man in den Wänden der Keller und der ulina (3 und 7) die Lagerlöcher für die Balken wahrnehmen, welche en Fussboden des darüber befindlichen Peristyls trugen. Die Abägung der Sohle der verschiedenen Räume ergab ferner keine wesentchen Unterschiede der Höhenlage derselben.

Unter den wenigen kleinern Funden sind ein glatter Ring und ein leiner Löffel von Silber mit einer Rosettenverzierung und langem itzen Stil, ein spiralförmig gewundener Arm-Ring von blauem Glas [1]), nige Kupfermünzen von den Kaisern Maximian und Maximin, Reste on Glas- und Terra-Sigillata-Gefässen ohne Stempel [2]) zu erwähnen.

Nachdem die Grundrisse mehrerer mir noch vorliegender römicher Villen in den nächsten Heften der Jahrbücher ihre Veröffentchung gefunden haben werden, hoffe ich durch deren Zusammenellung und Vergleichung zu einem allgemeinen Resultate bezüglich es Canons zu gelangen, nach welchem die römischen Villen diesseits er Alpen, abweichend von den italischen, angelegt wurden [3]).

E. aus'm Weerth.

---

1) Befinden sich in der Sammlung unseres Vereins.

2) Durch Hrn. Pastor Schorn soll eine grosse Münze Hadrian's (Medaillon) und ehreres Andere in der Villa Gefundene in die Trierer Sammlung gekommen sein.

3) Bei Vervielfältigung des Grundrisses wurde gegen meinen Willen der ame des K. Kreisbaumeisters von Nehus weggelassen, von welchem die Aufhme des Baues herrührt.

II. Litteratur.

1. Die römischen Denksteine des grossherzoglichen Antiquariums in Mannheim von Prof. Ferd. Haug. Wissensch. Beigabe zu den Programmen des Gymnasiums Mannheim für die Schuljahre 1875/77. Konstanz. Druck v. Stadler. 71 S. Quart mit einer photographischen Tafel.

Der Verfasser behandelt in der vorliegenden Arbeit den Theil der Sammlungen des Antiquarium, der mit der Stiftung der pfälzischen Akademie in's Leben trat: die römischen Inschriften und Skulpturen. Haug gibt eine Geschichte der Sammlung, die aus verschiedenen Funden, meist am Rhein gemachten, zusammengesetzt ist, von denen unter Max Joseph ein Theil nach München wandern musste. Bisher existirte nur der höchst mangelhafte Katalog von Gräff, welchen der Verfasser ersetzen will. Wir können ein solches Unternehmen und die Art in welcher dasselbe ausgeführt wurde, nur mit derselben Freude begrüssen, wie dies jüngst von dem Kritiker des literar. Centralblattes geschah und der Hoffnung Raum geben, dass diesem Beispiele noch andere Sammlungen folgen mögen. Der Verfasser folgt in der Anordnung der einmal üblichen Nummerirung des Antiquarium, und erleichtert so den Gebrauch an Ort und Stelle. Ein Verzeichniss der benützten Schriften geht dem Kataloge, der für klassisch Gebildete berechnet ist, voraus, es ermöglicht dem mit der Litteratur minder Vertrauten, sich genauer zu unterrichten.

Der Katalog enthält 97 Nummern, bei jeder ist soweit dies möglich die Provenienz genau angegeben, dann ist der Text der Inschrift, so weit er sicher lesbar ist, mitgetheilt und daran wird ausser einer Lesung der Inschrift noch einiges exegetische geknüpft; den Schluss gibt ein ausführliches Verzeichniss der Litteratur über das betreffende Monument. Das

Mitgetheilte ist gerade genügend und lässt, ohne weitschweifig zu sein, keinen Punkt im Unklaren. Die Kritik ist durchaus besonnen. Besonders erwünscht ist der reichhaltige Index; er zerfällt in 7 Hauptgruppen, deren Gegenstände die Personennamen, Geographie und Topographie, Religionswesen, Staatswesen und Municipalverfassung, Militärwesen, Grabmäler und endlich Grammatik und Ortographie sind. Das erste, zweite, dritte und sechste Register zerfallen wieder in Unterabtheilungen. Voran geht denselben ein Verzeichniss der Fundorte beziehungsweise des ersten Aufbewahrungsortes. Die beigegebene photographische Tafel enthält die Abbildung des unter No. 37 besprochenen Votivaltars für Juppiter optimus maximus, der auf drei Seiten bildliche Darstellungen trägt, während ein Eichenkranz auf der vierten die Inschrift umfasst, unter welchem ein Adler abgebildet ist. In den Catalog mit aufgenommen ist unter No. 60 auch ein nicht römischer Stein, weil er mit den beschriebenen Monumenten zusammensteht. Für Solche, die an Ort und Stelle denselben benutzen, mag dies erwünscht sein. Der Herr Verfasser gebraucht die Bezeichnungen rechts und links immer von dem Monument aus, so dass er bei Beschreibung bildlicher Darstellungen von der allgemein üblichen Bezeichnung abzuweichen genöthigt ist. Der unter No. 1 nach Preller citirte Vers der Anthologie kann wohl nicht als genügendes Argument betrachtet werden, dass Luna gerade immer mit dem Zweigespann dargestellt werde, ein solcher Rückschluss aus der litterarischen Ueberlieferung auf die Kunstübung ist bei der Behandlung von Monumenten, die unter dem lebendigen Eindrucke griechisch-römischen Lebens entstanden sind, höchst verhängnissvoll, um viel weniger daher zulässig bei diesen verblassten Abbildern in den römischen Provinzen. Dies, was uns bei der interessanten Lektüre von Haug's Katalog entgegentrat; derselbe reiht sich würdig an sein Vorbild, den Becker'schen der römischen Inschriften und Steinskulpturen des Museums der Stadt Mainz an.

Dr. Adolf Bauer.

---

2. Kunst u. Alterthum in Unter-Elsass. Beschreibende Statistik, im Auftrage des Kaiserl. Oberpräsidiums von Elsass-Lothringen herausgegeben von Dr. Franz Xaver Kraus, Professor an der Kaiserl. Universität Strassburg. Mit zahlreichen Illustrationen. Strassburg. C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung, Friedrich Bull 1876. (Als 1. Bd. einer ganz Elsass-Lothringen behandelnden Kunststatistik in 2 Abtheilungen 1876 u. 1877 ausgegeben.) XXIV u. 704 S. gr. 8.

Die in Preussen seit länger als 25 Jahren geplante Inventarisirung der Kunstdenkmäler wollte immer nicht recht in Gang kommen, und man kam damit nicht über mancherlei Versuche hinaus. Ein von dem Generalconservator v. Quast zu diesem Behufe entworfenes, mehrfach vorgelegtes, begutachtetes und endlich von dem Unterrichts-Ministerium genehmigtes, erschöpfend detaillirtes doppeltes Frageformular wurde zunächst probeweise in den Regierungsbezirken Königsberg und Münster durch die Landrathsämter an alle Ortsvorstände und Geistlichen zur Beantwortung vertheilt, zu welcher leider Wenige rechte Neigung bezeigten und noch Wenigere mindestens so viel Sachkunde besassen, als zum richtigen Verständnisse der vorgelegten Fragen unbedingt erforderlich war. Der Erfolg bestand in einem grossen, ungeordneten Material, welches der damalige Kunstdecernent im Ministerium, Geh.-Rath Kugler brieflich gegen den Ref. mit Recht eine wüste Masse nannte, deren blosser Anblick schon Schrecken erregte, und deren versuchte Bearbeitung zu einem zwar belobigend anerkannten, aber dem Beauftragten selbst völlig ungenügenden Resultate führte, welches glücklicherweise in den Acten begraben liegen geblieben zu sein scheint. Der eingeschlagene, rein büreaukratische Weg führte trotz der langwierigen Vorarbeiten zu keiner sicheren Grundlage für das angestrebte Werk. Viel Erspriesslicheres wurde dagegen auf Privatwegen von einzelnen sachkundigen, für die vaterländische Kunst begeisterten, zu den grössesten Opfern bereitwilligen Männern geleistet. Was haben Puttrich für Sachsen, Kugler für Pommern, Lübke für Westfalen, aus'm Weerth für die Rheinprovinz, Adler für die Marken, Mithoff für Hannover gethan! Als eigentlicher Begründer einer deutsch-mittelalterlichen Kunststatistik ist sodann Lotz zu nennen, der in seiner vortrefflichen Kunst-Topographie Deutschlands für diese neue Wissenschaft zuerst feste Principien aufgestellt und mit bewundernswerthem Bienenfleiss durchgeführt hat. Noch schärfer gefasst und mit durchsichtiger Klarheit ausgeführt erscheinen diese Principien in den von ihm und v. Dehn-Rotfelser mit Benutzung amtlicher Aufzeichnungen bearbeiteten Baudenkmälern im Regierungsbezirk Cassel, einem in anspruchslosem Gewande erschienenen, geradezu mustergiltigen Werke, welches von dem Verein für hess. Geschichte und Landescultur im Auftrage des h. Unterrichtsministeriums 1870 herausgegeben und zugleich amtlich mit dem viel verheissenden Titel »Inventarium der Baudenkmäler im Königreich Preussen. Provinz Hessen-Nassau. Reg.-Bez. Cassel« versehen wurde. Unter der Aegide desselben hohen Verwaltungsbeamten, welcher als Königl. Administrator in Kurhessen die Herausgabe der dortigen Baudenkmäler wirksam gefördert hatte, des inzwischen an die Spitze der Verwaltung des

neuen Reichslandes berufenen Herrn Oberpräsidenten von Möller Exc., ist nun auch der erste, das Unter-Elsass umfassende Band der auf 3 Bände berechneten Denkmäler-Statistik von Elsass-Lothringen an das Licht getreten. Der Bearbeiter desselben, Hr. Prof. F. X. Kraus zu Strassburg, durfte über reichere materielle Mittel verfügen als die Herren v. Dehn-Rotfelser u. Lotz, und demzufolge ist die äussere Ausstattung des Werkes mit 177 eingedruckten, meist Original-Holzschnitten, 3 photographischen Tafeln und 3 Karten und Plänen, auch in Druck und Papier eine glänzende zu nennen. Ueber die zur Zusammenbringung des Materials von ihm eingeschlagenen sehr zweckmässigen Mittel und Wege legt Hr. Kraus in der Vorrede Rechenschaft ab, wobei auch er darüber zu klagen hat, »dass die amtlichen Erhebungen bei den Kreisdirectionen« nur in wenigen Fällen ein brauchbares Material ergaben, während ihm einzelne Beamte und Privatpersonen die liebenswürdigste Unterstützung gewährten. Dem ihm ertheilten hohen Auftrage gemäss begreift seine Arbeit nicht bloss die Kunstdenkmäler aus dem M.-A. und der Renaissance bis ins 18. Jahrh., sondern auch die gallischen, römischen und germanischen Antiquitäten, welche letzteren indess mit Recht kürzer behandelt sind, als die ersteren. Im allgemeinen ist das von Lotz gewählte Schema adoptirt: Alphabetische Anordnung nach den Ortsnamen, deren verschiedene Benennungen und Schreibweisen mit Angabe der urkundlichen Jahreszahlen jedesmal in höchst dankenswerther Weise in Parenthese hinzugefügt sind; erschöpfende Uebersicht der betr. Litteratur (eine Glanzpartie des Buches); dann die vorchristlichen Alterthümer; die Befestigungen; die Kirchen mit ihren Denkmälern; öffentliche Profangebäude; Privathäuser etc. etc. Auch die von Lotz unseres Erachtens mit Recht ausgeschlossenen öffentlichen und Privatsammlungen, die zum Theil ausserelsässische historische und Kunstdenkmäler enthalten und für die Monumental-Statistik viel zu sehr dem Wechsel unterworfen sind, haben vielleicht nur aus besonderen localen und persönlichen Gründen Berücksichtigung gefunden. Auch in der Ausführung des Einzelnen ist mehrfach das Maass überschritten, da es doch wohl nicht gerathen erscheint förmliche umfangreiche Monographien einzuschalten, wie unter anderen an sich vortrefflichen Excursen z. B. über die Heidenmauer von Odilienberg (mit einem meisterlichen Beitrage des Hrn. v. Cohausen S. 226—228) S. 219—230, und über die Befestigungen von Strassburg (ein schätzenswerther Beitrag des Hrn. Premier-Lieutenants v. Poellnitz) S. 305—336, namentlich der Abschnitt über das Münster zu Strassburg (S. 341—504 und S. 685—704) zu einem Buche für sich angewachsen und auch in einer besonderen Aus-

gabe[1]) erschienen ist. Anderweitig ist wiederum besonders bei den Profanbauten die gegebene, sich fast auf eine blosse Aufzählung beschränkende Auskunft eine zu dürftige, welche Ungleichmässigkeit der Verf. selbst anerkennt und mit der »um der praktischen Zwecke des Buches willen auferlegten Eile« entschuldigt. Doch hiervon wird man einer, was den geschichtlichen Theil betrifft, so bedeutenden Arbeit gegenüber gern absehen, wenn nur die Baubeschreibungen nicht gar manches zu wünschen übrig liessen. Selbst mit Hilfe der beigegebenen, im Druck z. Th. (z. B. S. 46—69) übel vertheilten Holzschnitte, mit denen der Text zuweilen im Widerspruche steht, kann sich der Leser nicht immer zurecht finden, und erfährt erst aus den Nachträgen und Berichtigungen (S. 648—684), dass sowohl im

---

1) Das Münster von Strassburg. Aus Kunst u. Alterthum in Elsass-Lothringen, von F. X. Kraus. Strassb. Buchdruckerei von R. Schultz & Comp. 1877. Mit 2 Photogr. u. 43 Holzschn. 188 S. gr. 8 u. auf dem Umschlage 1 Ansicht der Westfront des Münsters. — Der Inhalt zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Litteratur (Bücher und Abhandlungen in Zeitschriften bis 1876; selbständige Abbildungen u. Pläne; Modelle u. Photographien) S. 5—13. 2. Regesten zur Gesch. des Münsters (aus Urkunden, Chroniken etc., umfassend die Zeit vom 4. Jahrh. bis auf unsere Tage: eine treffliche, allerdings fast die Hälfte des Buches (S. 13—93) einnehmende, mit kritischen Bemerkungen des Verf. begleitete Zusammenstellung des mühsamsten Fleisses, um die sich Hr. Stud. jur. v. Meyer bei der Durchforschung der Strassb. Archivalien besonderes Verdienst erworben hat. 3. Die Baubeschreibung (S. 93—117), die keinen selbständigen Werth beansprucht, sondern hauptsächlich auf die leider in Zeitschriften zerstreute, und darum den wenigsten Lesern präsente, ausgezeichnete Adler'sche Analyse des Münsters Bezug nimmt. Die Illustrationen dieses Abschnittes bringen bedauerlicherweise keine Abbildung von dem System des Schiffes, woran es, wie schon Adler früher beklagt hat, also noch immer fehlt. Weder der, für die Ausführung im Holzschnitt zu fein gezeichnete Querschnitt (Fig. 144), noch die perspectivische Ansicht des Innern (Fig. 145) können den Aufriss einer Travee ersetzen. 4. Die Glasmalereien. S. 117—121. 5. Die (ehemaligen) Wandmalereien. S. 121 f. 6. Die Sculpturen. S. 122—143. 7. Das Mobiliar etc. S. 143—159. 8. Das Frauenhaus mit dem Museum im Erdgeschosse u. den im dritten Stock bewahrten alten Bauzeichnungen, besonders der Westfaçade. S. 160—168 u. Fig. 152—156. 9. Beilagen über die handschriftlichen Quellen der Münstergeschichte, über Meister Erwin und seine Familie, Auszüge aus handschr. Beschreibungen des Münsters aus dem 17. u. 18. Jahrh., und einige Nachträge. S. 169—188. — Den Gebrauch dieses für sich paginirten Sonderabdrucks erschwert der Umstand, dass die häufig im Texte vorkommenden Zurückweisungen nach den Seitenzahlen des Hauptwerkes citirt sind, also nicht aufgefunden werden können.

Text als in den Zeichnungen (vgl. z. B. S. 194 mit S. 676) Versehen vorkommen. Die technische Sprache des Buches ist nicht immer correct. Die von dem Verf. sogenannte Doppelkapelle von St. Peter und Paul in Neuweiler (S. 173) z. B. soll bestehen aus zwei übereinander liegenden dreischiffigen kleinen Basiliken. Dies ist unmöglich, denn ein basilikaler Bau hat stets niedrige Seitenschiffe, und wenn der untere Bau (es ist eine mit dem Oberstocke gleich geplante, ebenerdige Krypta mit drei gleich hohen Schiffen) basilikal wäre, könnte es der obere Bau (der mit niederen Seitenschiffen versehen ist) nicht ebenfalls sein. — Bei gothischen Kirchen sollte man den polygonen Chorschluss niemals Apsis nennen; eine Apsis bildet stets eine besondere halbrunde oder halbpolygone Vorlage unter einem besonderen kegelförmigen oder Walmdach. Der von dem Verf. beliebte Ausdruck: der (zuweilen steht das) Chor ist im (oder aus dem) $^5/_8$ geschlossen, ist ebenso undeutsch, als ohne nähere Erklärung unverständlich: es ist ein Chorschluss aus 5 Seiten des Achtecks gemeint. — S. 259 ist die schwere Plinthe (an den Säulencapitälen) wohl nur Druckfehler für Platte u. S. 204 Z. 6 v. u. Tannengewölbe für Tonnengewölbe; ebenso ist das unverständliche Wort Dachhaus (S. 261 Z. 5 v. u.) vermuthlich verdruckt statt Dachsims; S. 649 Z. 8 v. u. gleichsam statt gleichfalls. Was aber unter »Frieshausfaçade« S. 674 Z. 11 v. u. zu verstehen sein mag, können wir nicht enträthseln, und dass sich über der Kirche von Scherweiler (S. 681) ein Beinhaus befinden soll, scheint doch sehr unwahrscheinlich. Fig. 57 u. 58 sind die Unterschriften verstellt und unter Fig. 88 muss es statt Pfeiler Säule heissen. —

Diese kleinen Ausstellungen, können dem bleibenden Werthe, den das schöne Werk für die Kunstgeschichte des Elsass hat, keinen wesentlichen Eintrag thun; manche bisher noch kaum genannte, interessante Bauwerke (z. B. die Kirchen zu Domfessel, Hohatzenheim, Mutzig etc.) lernen wir in Beschreibungen und Abbildungen hier zum ersten Male kennen, und über andere bisher nur ungenügend gekannte erhalten wir hier befriedigende Auskunft.

Dr. Heinrich Otte.

---

3. Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck herausgegeben von Theodor Prüfer, Architekt. Berlin 1876 und 77. Im Selbstverlag des Archivs. Anhaltstrasse 13.

Mit der Wiederaufnahme des Cölner Dombaues erwachte in den Vierziger Jahren bei uns der Sinn und das Verständniss für die mittelalterliche Baukunst; und weil die Männer, von denen die Anregungen hierzu ausgingen, Männer der Wissenschaft waren, so ging Hand in Hand damit auch die allmählige Gestaltung der Kunstgeschichte des Mittelalters,

die in Verfolg dieser Bestrebungen nach der kurzen Zeit von wenigen Decennien nunmehr in die Reihe der wissenschaftlichen Disciplinen gleichberechtigt eingetreten ist. Für eine so neue Wissenschaft bedurfte es vor Allem des fortdauernden Zusammentragens der Bausteine. In erster Reihe konnten dieselben nur in periodischen Zeitschriften gesammelt werden und so entstanden neben dem Domblatte und vorübergehenden Erscheinungen, wie Kinkel's Taschenbuch vom Rhein 1847 und Laurenz Lersch' Niederrheinisches Jahrbuch 1843 und 44 besonders das Organ für christliche Kunst, ein Blatt, welches in den 23 Jahren seines Bestehens von 1851—73 durch die agitatorische Mitwirkung von August Beichensperger, Kreuser und Andern, besonders aber durch seine Verbreitung im Kreise der Pfarrgeistlichkeit mächtig anregte, indessen weder einem tiefern und umfassenden wissenschaftlichen Standpunkte genügen, noch in Folge seiner einseitig katholischen Auffassung das allgemeine Bedürfniss befriedigen konnte. Während das Organ den Vorzug behielt, auf die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart massgebend einzuwirken und dadurch die kirchlichen Kunstgewerbe neu zu beleben, ja zu schaffen, entsprach mehr dem Anspruch gründlicher wissenschaftlicher Verarbeitung des Stoffes eine neue Zeitschrift, welche zwei anerkannte Gelehrte, denen sowohl die eminenteste wissenslhaftliche Beherrschung des Materials wie die objective Behandlung desselben zur Seite stand, Ferdinand von Quast und Heinrich Otte im Jahre 1856 bei T. O. Weigel erscheinen liessen: »die Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst«, von der es nur zu sehr zu bedauern war, dass dem Verleger nicht die Ausdauer beiwohnte sie länger als 2 Jahre erscheinen zu lassen, nachdem in diesem kurzen Zeitraum die hinreichende Abonnentenzahl für einen zu hohen Preis sich noch nicht gefunden hatte. Auch das »christliche Kunstblatt von Grüneisen, Schnaase und Schnorr von Carolsfeld» hat als Organ der protestantischen Interessen eine allgemeine Bedeutung und Verbreitung nicht erlangt. Da nun ausserdem auch keine der in Deutschland sonst erscheinenden Kunstzeitschriften lediglich die kirchliche Baukunst und zwar in steter Rücksicht der praktischen Bedürfnisse der Gegenwart behandelt, so trat das »Archiv von Th. Prüfer« im richtigen Zeitpunkte an die Oeffentlichkeit, um eine allgemein empfundene Lücke auszufüllen. Jetzt, nachdem das Blatt beinahe 2 Jahre erschienen ist und man seine Leistungen mehr im Ganzen überschaut, kann man sagen, dass es mit grosser Uebersicht des Erscheinenden, mit gesundem klaren Urtheil, mit Frische der Anschauung geleitet und mit der grossen Anzahl von Abbildungen ausgestattet ist, welche für ein, die stete Veranschaulichung des Vorgetragenen verlangendes Fach ebenso unentbehrlich als in den meisten Fällen wegen ihrer zu grossen

Kosten unerschwinglich sind. Es kommt desshalb der neuen Zeitschrift vor Allem zu Gute, dass der Herausgeber, selbst Architekt und Zeichner, die grössere Zahl der Abbildungen persönlich zu liefern vermag.

Der Standpunkt des Verfassers wird durch sein sinnreiches Motto: »Im Alten das Neue« bestimmt ausgesprochen. Er will aber nicht Neues, auf den Grundlagen des Alten organisch Gestaltetes lediglich in seiner Zeitschrift darbieten, sondern hat um praktisch in's Leben einzugreifen, mit der Redaction ein Bureau verbunden, welches den Abonnenten des Archiv's eine jede Anfrage um Auskunft in Kirchenbau- und Kirchenausschmückungs-Angelegenheiten kostenfrei nebst Nachweis der betreffenden Bezugsquellen beantwortet. In Anerkennung dieses grossen Vortheils, des reichen Inhalts, und der Beigabe von 38 Bildtafeln im I. Jahrgang muss der Jahrespreis von 12 Mark als mässig bezeichnet und für das grössere Publikum, besonders unserer Pfarrgeistlichkeit, auch nach dieser Richtung hin das »Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck« warm und dringend empfohlen werden. Möchte es ein Hausbuch aller Pfarrhäuser werden, damit unsere Kirchen durch entwickeltere Einsicht ihrer Geistlichen vor Verschleuderung und Geringachtung ihrer letzten Reste alter Denkmäler, wie vor Verunstaltungen bei sogenannten Wiederherstellungen fernerhin mehr geschützt sind. E. aus'm Weerth.

---

4. Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über christl. Kunstalterthümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, Lateinisch, Französisch und Englisch von Heinrich Otte. 2. Aufl. m. 285 Holzschnitten. Leipzig T. O. Weigel 1877.

Die erste Auflage dieses unentbehrlichen Hülfsbuchs ist so bekannt, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, wollte man für dessen Bekanntmachung und Lob Worte verlieren. Unseren Lesern gegenüber halten wir uns nur verpflichtet darauf aufmerksam zu machen, dass die 2. Auflage des belehrenden Nachschlagewerkes erschienen ist und im Umfange des Textes und nach der Zahl der Holzschnitte sich gegen die erste Auflage fast verdoppelt hat. Dieses Anwachsen bezeugt nicht nur die erfreulichen Fortschritte der aus ihrer ersten Jugend heranwachsenden Wissenschaft der christlichen Archäologie, sondern zugleich die Sorgfalt, die Belesenheit und den Bienenfleiss des Herausgebers, dem diesmal Otto Fischer als Mitarbeiter zugesellt erscheint. Die Theilung des Wörterbuches in 4 parallele Abtheilungen nach den vier aufgenommenen Sprachen können wir gegenüber gegentheiligen Auffassungen nur loben, da der bald in der einen bald in der andern Sprache auf unbekannte Ausdrücke stossende Leser vor einem einheitlichen Register sehr oft rathlos stehen würde. W.

III. Miscellen.

1. Inschriftliches. a) Herr Dr. Kessel hat in seiner interessanten Abhandlung über die Aachener Wasserleitung Jahrb. 60, S. 25 sehr wohl daran gethan den Einfall von Dederich abzulehnen, wonach der Töpfer Iulius Martialis mit dem bekannten gleichnamigen Tribun eine Person sein soll. Man könnte aus Tacitus eine ganze Reihe berühmter Männer in rheinischen Inschriften wiederfinden: Iulius Valentinus Bramb. 613 = Tac. hist. 4, 68 ff., Priscus 599 = 2, 92, Mansuetus 405 = 3, 25, Florus 1568 = 3, 40, Flavianus 979 = 3, 79, Classicus selbst 657 = 2, 14. Die vielen Julier haben im ersten Jahrhundert nichts Besonderes, und die Cognomina stimmen zufällig überein, vielleicht nicht ohne Einfluss der bedeutendern Namensträger. Ebensowenig hätte Kessel S. 23 Fiedler Glauben schenken sollen, welcher den Aachener Candidinius Gaius mit dem Nymwegener Candidinius Sanctus (Bramb. 101) verwechselt, denn die verschiedenen Cognomina unterscheiden Beide hinlänglich. Die Datierung jener Aachener Inschrift fällt also weg.

b) Brambach gibt Nr. 591 und 630 zwei gleichlautende Inschriften

CC PF
EX GER· INF und C · C · P · F
EX GER · INF

Die eine aus Hüpsch war nach einer Mittheilung meines Lehrers Quix bei Weisweiler ausgegraben, die andere auf einem Siegelring, beide im Besitz des H. v. Aussem, dessen Sammlung in Drimborn bei Aachen ich mich erinnere als Knabe unter Führung des freundlichen hochbejahrten Besitzers gesehen zu haben. Sollten nicht beide identisch sein?

c) In der Jülicher Inschrift bei Bramb. 601 MATRONIS | RVMÆHABVS | SACR | L · VITELILIVS | CONSORS EXBC | LEG · VI · VICTR hatten Steiner 1225 und Lersch C. M. 1, 23 falsch consors exploratorum verbunden. Diesen Fehler verbesserte Bücheler Jahrb. 25,

142: er bemerkte, dass Consors der Beiname des Vitellius ist. Aber einen andern Fehler hat sowohl er als Brambach ind. p. 386 übrig gelassen. Bei den Legionen gab es keine Exploratores, sie waren in Numeri geordnet. Die Ligatur ist von Turck in seiner Abschrift von Gerhards Chronik Jahrb. 53 und 54 S. 251 sehr richtig aufgelöst, aber nicht erklärt worden. Er liest EX POL., wofür die Inschrift von Lambaesis (Henzen, p. 519) eine Bestätigung. Poliones et custodes armorum werden Dig. 50, 6, 6 zusammengestellt (s. Forcellini). Vitellius war also Waffenputzer der Legion gewesen. Urlichs.

2. Bonn. Bei den Erdarbeiten zu dem Neubau neben dem Hause Coblenzerstrasse No. 46 wurden verschiedene römische Gräber aufgedeckt und mehrere Glas- und Thongefässe zu Tage gefördert, unter anderm auch eine ornamentirte Lampe, welche auf dem Deckel eine Kuh mit saugendem Kalb in schwacher Reliefdarstellung zeigt. Bei der gegenüberliegenden Baustelle vor No. 69 war die Ausbeute eine grössere. Hier wurden ausser den immer vorkommenden Urnen u. s. w. zwei Aschenkisten, eine aus Tuff die andere aus Kalkstein, sowie der obere Theil eines gut erhaltenen Grabsteins von Jurakalk gefunden; dieser Stein gehört zu den am Rhein häufig vorkommenden, auf welchen der Verstorbene in liegender Stellung im heiteren Genusse eines Mahls dargestellt ist. Im Museum rheinischer Alterthümer befindet sich eine ähnliche Darstellung, welche in Heft XI. auf Taf. 6 abgebildet ist. Drei andere aus dem Wallraf-Richartz-Museum in Cöln haben Heft XXXVI in Urlichs ihren Erklärer gefunden und sind daselbst Taf. 1 dargestellt. Auch die Vereinssammlung besitzt ein Bruchstück eines weiteren, das beim Bau der Braun'schen Restauration am Münsterplatz zum Vorschein kam. Der jetzt gefundene Stein zeichnet sich vor allen übrigen durch eine durchaus saubere und geschmackvolle Arbeit, sowie durch eine sehr gute Erhaltung aus. (Nur die Nase ist abgebrochen sowie der halbe Kopf des am Fussende des Lagers stehenden Sklaven.) Doppelt ist es desshalb zu bedauern, dass der untere die Inschrift enthaltende Theil abgebrochen ist, und auch trotz eifrigem Nachsuchen auf der Fundstelle nicht aufgefunden wurde. Indem ich die Erklärung der Darstellung übergehe und nur auf die oben angegebenen Hefte verweise, möchte ich den Leser nur auf den Umstand hinweisen, dass wir auf diesen Denkmälern die Anwendung der bei uns gefundenen Terra sigillata- und Glasgefässe veranschaulicht finden. Wie auf dem benachbarten Grundstücke (Heft LVIII. S. 205.) konnten auch hier Brandstellen zur Leichenverbrennung nachgewiesen werden. Ein Grosserz von Trajan lag angeblich in der Nähe des Grabsteines. Der Stein kam in das Provinzial-Museum.

v. Vleuten.

3. Aus den Sitzungsberichten der Niederrh. Gesellschaft zu Bonn.

Sitzung vom 11. Dezember 1876:

Prof. Schaaffhausen legt zwei Steinbeile aus der Gegend von Vlotho vor, die er von Herrn D'Oench daselbst erhalten hat. Das eine mit verwitterter Oberfläche ist aus Granit, das andere, vortrefflich erhalten, aus schwarzem Kieselschiefer. Das letztere ward von der Tochter eines Bauern erworben, der den Donnerkeil vor 50 Jahren gefunden und als mit wunderbaren Kräften versehen sorgfältig aufbewahrt hatte, auch einmal, wie man an einer abgeschabten Stelle sieht, einem Kranken davon eingegeben hatte. Sodann zeigte er ein ihm von Herrn Würst übergebenes Jadeïtbeil, welches in Montabaur gefunden ist. Er bespricht hierbei das reichhaltige Werk von H. Fischer, Nephrit und Jadeït, Stuttgart 1875. Die so allgemein verbreitete Verehrung jener Steine ist wohl nicht allein, wie Rau vermuthet, in der grünen Farbe derselben begründet, die uns im Frühling die Verjüngung der Natur bezeichnet, sondern wohl mehr in ihrer ungemeinen Zähigkeit und Härte, die sie den Edelsteinen nahe stellt. Fischer berichtet, dass, als man einen Nephritblock mit dem Dampfhammer zerschlagen wollte, der eiserne Ambos entzwei ging, der Nephrit aber ganz blieb. Die Namen Nephrit, Lapis nephriticus, und Jadeït, Lapis ischiadicus, sind erst seit der Entdeckung Amerikas in Gebrauch. Im Alterthum nannte man den Stein grünen Jaspis. Die älteste Nachricht seines Gebrauchs als Amulett ist die von Galen, dass der Aegypterkönig Nechepso um 670 v. Chr. ihn gegen Magenleiden getragen habe. Albertus Magnus nennt ihn auch als Mittel gegen die Pest. Fischer fand noch in einer alten Klosterapotheke zu Salem im Badenschen den Lapis nephriticus praeparatus zum innern Gebrauche. Die in Westeuropa gefundenen Nephrit- und Jadeïtbeile sehen meist so ungebraucht aus, dass man schon daraus schliessen muss, sie hätten eine symbolische Bedeutung gehabt. In unserer Gegend werden sie meist mit römischen Alterthümern gefunden. Vielleicht sind sie der beim Schwören und Opfern gebrauchte Lapis sacer. Als sicherer Fundort des Nephrit ist nur Ost- und Nordasien bekannt, sowie Neu-Seeland, wo er anstehend und als Geschiebe vorkommt. Der Block von Schwemsal bei Leipzig und kleine bei Potsdam gefundene Stücke von Nephrit müssen dahin verschleppt sein. Während in Mexiko verzierte Idole aus Nephrit gefunden werden, so ist doch ein natürliches Vorkommen desselben in diesem Lande nicht bekannt. Auch hat Pumpelly die vollkommene Uebereinstimmung des von den Chinesen verehrten Fei-tsin mit dem Chalchihuitl der Mexikaner behauptet. Es sprechen demnach diese Nephrit-Idole, wie so vieles andere, für den Ursprung der mexikanischen Cultur

aus Asien. Gänzlich unbekannt ist die Herkunft der Nephrite der Schweizer Pfahlbauten, sie gleichen merkwürdiger Weise am meisten den neuseeländischen. Das kleine Beil von Montabaur ist olivengrün mit dunkelspinatgrünen und einigen gelbweissen Flecken, unter der Lupe erscheinen zahlreiche kleine glänzende Flitterchen. Es ritzt Glas und durchschneidet einen eisernen Drahtstift. Mohr fand das absolute Gewicht 173,67 gr., das specifische 3,387, Lauffs jenes 173,74, dieses 3,388. Das Mineral nähert sich also dem Chloromelanit, wozu Fischer auch das Beil von Wesslingen mit 3,373 sp. Gew. rechnet, welches aber dunkler von Farbe ist. Mohr sagt, dass nach dem spec. Gewicht und dem ungemein grossen Verlust durch Schmelzen von 0,882 das Mineral als ein Gemenge von Granat und Feldspath erscheine. Damour fand Granaten eingewachsen in Chloromelanit. Bemerkenswerth ist noch, dass Fischer ein in Form und Grösse sehr ähnliches Chloromelanit-Beil aus Schwetzingen abbildet und das Museum in Jena ebenfalls ein solches von demselben Fundort besitzt. Diese beiden sind also auch in der Nähe römischer Ansiedelungen gefunden, wie die von Wehen und von Castell Orlen, Amt Wiesbaden.

Zuletzt spricht der Redner über den sonderbaren Fund eines halben Schädels vom Wallross, *Trichechus rosmarus*, der in diesem Jahre zu Cöln in der Portalsgasse, 2½ Fuss unter dem Pflaster, zum Vorschein kam. Nach dem Aussehen des Knochens konnte man ihn für fossil halten und vermuthen, dass er vielleicht mit diluvialem Sandgerölle dort aufgeschüttet worden sei. Wiewohl die Reste dieses jetzt nur im Eismeer, früher aber auch an den nordeuropäischen Küsten lebenden Thieres meist nur in Tertiärgebilden vorkommen, so sind sie doch auch zwischen quaternären Thieren, so bei Antwerpen mit Mammuth, Rhinoceros, Ochs und Pferd gefunden worden. Das ihm von Dr. Ennen mitgetheilte Schädelstück, an dem die Zähne fehlen, zeigt am hintern Abschnitte die Spur einer Säge oder eines Beils, womit dasselbe abgetrennt ist. Da nun die Wallrossjäger noch heute, wie im Bericht der Expedition von O. Torell nach Spitzbergen angegeben ist, um die Zähne zu erhalten, den Vordertheil des Schädels abhauen, so ist es überaus wahrscheinlich, dass dieses Schädelstück mit den Zähnen als Handelswaare oder als Merkwürdigkeit vor langer Zeit nach Cöln gekommen ist. Die Römer kannten, so viel wir wissen, das Wallross nicht. Für unsere Deutung, mit der die gute Erhaltung des Knochenknorpels übereinstimmt, spricht eine Stelle im Thierbuch des Albertus Magnus, wo er sagt, dass man aus dem Leder vom Wallross Riemen verfertige, welche auf dem Markte zu Cöln (!) beständig zu kaufen seien. Wie das Leder wird man im 13. Jahrhundert wohl auch

die Zähne dort verkauft haben. Brehm erzählt, dass ein Bischof von Drontheim im Jahre 1520 an den Papst Leo X. einen Wallrosskopf eingesalzen nach Rom geschickt habe. Dieser wurde in Strassburg abgebildet und von ihm gab Gessner eine Beschreibung. Seit ein Paar hundert Jahren wird das Thier an den westeuropäischen Küsten nicht mehr gesehen. Im vorigen Jahrhundert konnte die Mannschaft eines Schiffes im europäischen Eismeer noch in sieben Stunden 700 Stück erlegen, man sah ihrer 6—8000 zusammen. Wie mir Herr H. A. Meyer aus Hamburg berichtet, kommen auf den Versteigerungen in London noch zuweilen 20,000 Pfd. Wallrosszähne vor, die zuweilen noch im Oberkiefer stecken; im Mittel wiegen sie $1^1/_2$ bis 2 Pfd., die grössten aber 7 bis 8 Pfd.; der Preis ist nur $^1/_6$ bis $^1/_7$ von dem des Elfenbeins; die Substanz ist weisser als dieses und wird desshalb zur Anfertigung künstlicher Menschenzähne benutzt.

Sitzung vom 19. Februar 1877:

Prof. Schaaffhausen spricht über alterthümliche Funde, die oberhalb Coblenz am Oberwerth beim Brückenbau für die Berlin-Metzer Eisenbahn kürzlich gemacht worden sind. Auf dem östlichen Ufer der Insel fanden sich, nach dem Berichte des Herrn Doerenberger, in dem von der Lahn angeschwemmten rothbraunen Letten, in $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ M. Tiefe, welche + 5,5 über 0 des Coblenzer Brückenpegels entspricht, mehrere alte Feuerstellen mit Holzkohlenresten, groben Topfscherben, Thierknochen und fünf eigenthümlichen kahnförmig zugespitzten und mit hoher Kante versehenen Steinen aus Niedermendiger oder Mayener Basaltlava, auch zwei Bruchstücke geschliffener Steingeräthe. Diese Gegenstände sind für das Provinzial-Museum hierher gesendet worden. Die bearbeiteten Lavasteine, von denen der grösste 80 Cm. lang, 37 hoch und 14 breit ist, sind Kornquetscher, einige sind durch Reibung schon etwas ausgehöhlt, andere noch ganz flach. Sie werden im Rheinland nicht selten gefunden. Das Mainzer Museum besitzt deren nahe ein Dutzend, auch das hiesige Vereins-Museum hat bereits einen solchen Handmühlstein aus Rodenkirchen. Wie Lindenschmit mittheilt, sind sie am Oberrhein und in der Pfalz häufig und werden hier von den Bauern „Bonapart's Hüte" genannt. In der Regel findet sich dabei ein brodförmiger Reibstein aus Sandstein, denn jene Laven bilden die Unterlage der Mühle. Ausser den ganz gebliebenen Steinen fanden sich von vielen andern die Bruchstücke und man muss aus deren Häufigkeit schliessen, dass jedes Haus oder jede Hütte dieser alten Niederlassung eine solche Steinmühle hatte. Die Steine lagen auf einer 0,4 M. starken Lettenschicht. Einige Feuerstellen waren mit Quarzsteinen und

Schiefer vollständig gepflastert und waren mit Thonscherben bedeckt. Unter der Lettenschicht fand sich eine mit Knochenresten stark durchsetzte Masse. Die mürben Knochen gehören dem Ochsen und dem Schweine an. Auch fanden sich zwei Bruchstücke von Steingeräthen mit einem jener Mühlsteine in 2,5 M. Tiefe. Die oberste Anschwemmung reicht 2 bis 3 M. tief, darunter lagert eine 1 bis 2 M. starke gelbweisse Schicht, aus der man einige grosse Geweihe ausgrub, noch tiefer liegt festes Rheingeschiebe. Das eine Steinwerkzeug ist ein stark beschädigtes 11,5 Cm. grosses gut geschliffenes Feuersteinbeil, welches die eigenthümliche Erscheinung bietet, dass seine Oberfläche, nachdem es die künstliche Form erhalten, jene bekannte weisse Rinde zeigt, welche man an den rohen Feuersteinknollen gewöhnlich findet. Es ist das wohl der Anfang jener Verwitterung, die der Redner in der Sitzung vom 6. April 1865 besprach, als er im Auftrage von Fuhlrott Feuersteingeschiebe mit weisser verwitterter Rinde aus Spalten des westfälischen Kalkgebirges vorlegte. Dr. von der Marck hat schon 1853 auf diese Veränderung aufmerksam gemacht und sie aus der Wegführung eines Theils der Kieselerde und der färbenden organischen Substanz durch das Wasser erklärt. Der Redner legt einen geschlagenen Feuerstein aus der Martinshöhle vor, an dem der feine Rand und alle vorspringenden Ecken und Kanten milchweiss geworden sind, also diejenigen Stellen, welche einer chemischen Veränderung durch äussere Einflüsse am meisten ausgesetzt sind. Das zweite Geräthe ist ein kleines Bruchstück eines an den Kanten schräg abgeschliffenen Geräthes aus einem Kieselschiefer, welches an einer Ecke von zwei Löchern durchbohrt ist. Ein Werkzeug dieser Art ist bisher nicht beobachtet. Metallspuren, die sich darauf wahrnehmen liessen, waren bald durch die Angabe erklärt, dass man dasselbe bei der Auffindung als Probirstein benutzt und sowohl Gold als Bronze darauf abgerieben hatte.

Ein recht merkwürdiger Fund wurde am 9. Nov. 1876 im Rheine selbst, etwa 50 M. vom Ufer bei der Fundamentirung eines Strompfeilers für die Eisenbahnbrücke gemacht. Während man das Flussbett ausbaggerte, kam mit dem Gerölle ein goldenes aus vier $1^1/_3$ Mm. dicken Golddrähten gewundenes Armband zum Vorschein, von dem indessen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, wie tief es im Gerölle gelegen hat. Unwillkürlich denkt man, ohne dieser Erinnerung irgend einen Werth beizulegen, an den in den Rhein versenkten Schatz der Nibelungen, welcher Sage gewiss irgend ein wirkliches Ereigniss zu Grunde liegt. Der seltene Fund ist von der Eisenbahn-Direktion Ihrer Majestät der Kaiserin zum Geschenk gemacht und im Churfürstensaale des Cob-

lenzer Schlosses niedergelegt worden. Der Redner zeigt das wohlerhaltene Armband aus reinstem Golde vor, es passt mit einem Querdurchmesser von 56 Mm. an ein feines Handgelenk, es wiegt 26 Gr. und hat einen Goldwerth von 70 Mark. Es ist dieser Schmuck wohl gallischen Ursprungs. Die Arbeit ist, wiewohl sie ein zierliches Ansehen hat, doch roh und einfach, indem nur vier starke Golddrähte um einander gewunden sind, so dass sie einen innern Hohlraum bilden; an beiden Enden sind sie nur zusammengehämmert, und laufen in einen einfachen Draht aus, der zwei Hacken bildet, womit das Armband geschlossen werden konnte. Vielleicht bildete das eine Ende, welches abgebrochen ist, eine Oese. Die Flüsse Gallien's führten noch zu Strabo's Zeit goldreichen Sand und man rühmte den Reichthum der Tempel an goldnen Weihgeschenken, wie später Peru sie aufwies. Noch heute wird aus dem Rheine Gold gewaschen und Daubrée schätzte 1846 den Werth des jährlich zwischen Basel und Mannheim gewonnenen Goldes zu 45,000 Fr. Simrock deutet die Nibelungensage so, dass man, nachdem das Gold nur Unheil in die Welt gebracht, dem Rhein zurückgegeben habe, was aus ihm gewonnen war. Gewundene Metallringe sind für die Gallier so bezeichnend, dass sie auf mehreren alten Kunstdarstellungen derselben vorkommen. Bekanntlich erhielt der Römer Manlius, als er 358 v. Chr. in einer Schlacht einen vornehmen Gallier im Zweikampf besiegte und ihm den goldnen Halsring abnahm, den Beinamen Torquatus. Einen solchen gedrehten Halsring trägt auch die berühmte Statue des sterbenden Fechters in Rom, der von Winckelmann irrthümlich als ein Herold gedeutet war, der nach der Sitte damaliger Zeit einen Strick um den Hals trug, damit ihm beim Blasen des Horns nicht eine Ader am Halse springe. Nibby erkannte schon 1821 in diesem Bildwerke den Celten, dessen Züge Pausanias und Diodor beschreiben, er erkannte sie in der kurzen gerunzelten Stirne, der nicht griechischen Nase, dem struppigen Haar, dem Schnurrbart. Besser wie Nibby kennen wir den altgallischen Schädel, an dem zuerst Bory St. Vincent als bezeichnendes Merkmal, welches übrigens auch dem rohen germanischen Typus zukommt, den tiefen Einschnitt der Nasenwurzel und die darüber stark vorspringenden Augenbrauenwülste hervorhob. Blumenbach hat diese in auffallendem Maasse vorhandene Bildung in dem Batavus genuinus seiner Decades veröffentlicht und zahlreiche Grabfunde bestätigen dieselbe bei den Galliern und Germanen. Auch an dem sterbenden Fechter erkennt man dieselbe, der nun auch den den Galliern so eigenthümlichen gedrehten Halsring mit einer knopfförmigen Anschwellung an beiden Enden trägt, wie er unter den Bronzen unserer Sammlungen sich

so häufig findet. Doch ist mir ein Ring, der dem des Fechters genau entspräche, nicht bekannt. Auch Blumenbach hielt die Kette um den Hals des Fechters noch für einen Strick, ein Irrthum, der deshalb verzeihlich ist, weil doch wahrscheinlich das Metallgeräthe einem gewundenen Stricke nachgebildet ist, wie auch andere Metallverzierungen, z. B. die der fränkischen und allemannischen Gewandspangen die Formen eines Geflechtes oder Gewebes erkennen lassen, oder die sich kreuzenden Striche auf rohen Töpfen an den geflochtenen Korb erinnern, der ihnen vorausgegangen ist. Der sterbende Fechter wird der Schule von Pergamum zugeschrieben, von der noch andere Darstellungen der Gallier erhalten sind, so die berühmte, früher als Arria und Paetus bezeichnete Gruppe eines Galliers, der, ehe er sich selbst umbringt, erst sein Weib getödtet hat, sodann mehrere Statuen, die sich jetzt in Venedig und Neapel befinden und wahrscheinlich dem Weihgeschenke angehören, welches Attalus, König von Pergamum, nachdem er die Gallier besiegt, auf der Akropolis von Athen hat aufstellen lassen, wie Plinius erzählt. Auch das berühmte Mosaikgemälde von Pompeji, angeblich eine Schlacht Alexanders gegen die Perser, ist, nach Bergk's Deutung, die Schlacht der Griechen gegen die Celten bei Delphi. Schon der entlaubte Baum im Hintergrunde des Bildes deutet an, dass die Schlacht im Winter bei Schneegestöber stattfand, wie berichtet wird. Ein stürzender Celte hat den Torques um den Hals, der hier nicht eng den Hals umschliesst, sondern bis an die Brust herabhängt. Auch bezeichnet der Schnurrbart, den die Perser nicht trugen, die Gallier, deren Gesichter auf diesem Bilde jedoch edler und mehr griechisch gehalten sind als in jenen Werken der bildenden Kunst. Wie Bergk angiebt, sieht man auch auf einer Münze von Ariminium den Gallier mit dem Schnurrbart und ebenso auf dem Sarkophag Amendola im Kapitolinischen Museum, der einen Kampf zwischen Römern und Galliern darstellt. Halsringe mit knopfförmigen Enden finden sich in allen Museen, so in Mainz und Wiesbaden; Lindenschmit bildet sie ab: Alterthümer u. heidn. Vorzeit I. Hft. 6, Taf. 3, Hft. 8, Taf. 5, Hft. 9, Taf. 1, ferner II. Hft. 12, Taf. 4. Die gedrehten Hals- und Armringe sind entweder wirklich aus mehreren Drähten gewunden und das ist unzweifelhaft die ältere Form, die unser Armband zeigt, oder die Spirallinie ist auf dem Metalldraht nur eingeschnitten, die Drehung also nur nachgeahmt. Lindenschmit bildet einen nach Art des Armbands gedrehten Ohrring von Erz a. a. O. II. Heft 11, Taf. 3 ab. Wirklich gedreht sind auch bei Montelius, Sveriges Forntid, Atlas I. die Bronzeringe No. 227 u. 228 und II. No. 621 ein Fingerring von Gold, ein Bronzering No. 622, ein silberner Armring No. 615, ein goldener Armring No. 608; diese

beiden haben ein kunstvolles Schloss und werden dem jüngern Eisenalter Schwedens zugezählt. Bei anderen Ringen ist die Spirale durch Drehung einer viereckigen oder einer flachen Stange oder eines auf dem Querschnitte kreuzförmigen Stabes hervorgebracht. Lindenschmit erwähnt, Jahrbücher d. V. v. A. XLVI. S. 41, einen hochalterthümlichen goldnen italischen Torques der Campana'schen Sammlung mit tiefen scharfkantigen Windungen. Evans bildet in seinem Petit Album die l'âge du bronze de la grande Bretagne, 1876 nur zwei Torques ab auf Pl. XXII, der eine ist ein gedrehter flacher Bronzestab, auf dem andern ist die Spirallinie eingekerbt. Im Wiesbadener Museum sind alle mit Knöpfen schliessenden Halsringe nicht gewunden, die gewundenen schliessen mit Haken, die in einander greifen. Im Museum von St. Germain befindet sich ein gedrehter goldner Halsring, der mit Haken schliesst und die Nachbildung von drei goldnen Torques aus dem Museum von Toulouse, die aber mit Knöpfen endigen. In dem Werke von Chantre, Etudes paléonthol. dans le bassin du Rhone 1877 findet sich nur ein aus drei dicken Drähten gewundener Armring, Pl. XXXIX. Fig. 6 abgebildet, der sich mit unserm Armringe vergleichen lässt. Er stammt aus der Gussstätte von Vernaison und schliesst sich mit einer Oese und einem Haken. Es ist zweifelhaft, ob der Pl. L. Fig. 4 abgebildete Torques wirklich gedreht ist, er endigt mit zwei Haken, von denen einer zur Oese eingerollt ist. Das Motiv des Torques kommt sogar an Thonvasen von Bourget vor, vergl. Chantre, Album LXVII. Fig. 1 u. 7. Der Goldschmuck von Oberwerth ist keine Arbeit einer vorgeschrittenen Kunstepoche, er ist auf die einfachste Weise hergestellt, nur gehämmert und mit einfachen Haken schliessend. Er gehört jedenfalls der vorrömischen Zeit an und da die Anwohner der beiden Ufer des Rheines damals wohl Celten oder Gallier waren und von diesen ebensowohl die Vorliebe für Goldschmuck, zu dem die Ströme des Landes das Gold lieferten. als der ihnen eigenthümliche Gebrauch gewundener Metallringe berichtet ist, so darf der Armring von Oberwerth wohl als gallisch bezeichnet werden.

Einige Zeit nach diesem Funde wurde noch an derselben Stelle ein bronzener Armring mit eckigen Knöpfen von 8—10 Cm. Durchmesser gefunden und in der Nähe, ebenfalls im Rheine, eine Münze des Kaisers Nerva Trajanus. Diese Funde entscheiden nicht über das archäologische Alter des Armrings. Das Strombett birgt Alterthümer aus den verschiedensten Zeiten. Wären aber Münze und Armband zu gleicher Zeit in den Strom gefallen, so konnte man auch zu Trajans Zeit noch einen Schmuck tragen, der Jahrhunderte alt war.

Sitzung vom 7. Mai 1877:

Professor Schaaffhausen berichtet über einige fossile Thierreste, welche Herr Bergmeister le Hanne in einer Höhle bei Warstein in der Nähe von Brilon, wo auch die zum Theil ausgeräumte Velmeder Höhle sich befindet, in nur $1^1/_2$ F. Tiefe unter Kalksteingerölle und mulmiger Erde aufgefunden und an Herrn Geh. Rath von Dechen eingesendet hat. Die Knochenstücke von Equus und Bos scheinen Mahlzeitreste zu sein, eine Geweihspitze ist vom Rennthier, dem wohl auch die übrigen einem Cervus angehörigen Knochen zuzuschreiben sind. Das Auffinden gerade dieser Knochen in so geringer Tiefe in einer noch nicht aufgewühlten Höhle ist ein neuer Beweis für das späte Verschwinden dieses Thieres. Die Annahme von drei Perioden für die quaternäre Fauna, wie sie Lartet und Dupont für Frankreich und Belgien aufgestellt haben, wird vielfach durch die Funde in Westfalen bestätigt, wiewohl Fraas und Sandberger sich gegen eine solche Eintheilung ausgesprochen haben. Wo die Wirkung des Wassers in Höhlen und Flussmündungen nach der ersten Ablagerung der organischen Reste fortdauerte, wird in dem durchwühlten Boden der Beweis nicht mehr zu führen sein, dass zuerst das Mammuth, dann die Höhlenthiere und zuletzt das Rennthier verschwunden ist. Caesar zählt das letztere bekanntlich unter den Waldthieren Deutschlands auf, es sind aber seine Reste bisher nicht unter römischen Alterthümern gefunden worden. Einen mit menschlichen Gebeinen im Löss bei Mastricht gefundenen Wirbelknochen bestimmte der Redner bereits 1859 als dem Rennthier angehörig. Später, seit dem Jahr 1863 sind dann in Südfrankreich wie in Schwaben die bearbeiteten Rennthierknochen in Menge gefunden worden.

Sodann legt er ein zu Dorsheim an der Nahe gefundenes kleines nur 7 Cm. langes und 4,1 breites Beilchen aus der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden vor. Es besteht aus einem nephritähnlichen Gestein, ist 72,43 Gr. schwer und hat nach der Bestimmung des Herrn Lauffs ein specifisches Gewicht von 3,403, ist also nach den Angaben von Fischer Chloromelanit. Das olivengrüne und dunkelgefleckte Beil hat auf der Oberfläche zahlreiche kleine Löcher, aus denen jedenfalls ein mineralogischer Einschluss herausgewittert ist; an einer Stelle erkennt man mit der Lupe metallisch glänzende Körnchen, die Herr Geh. Rath von Dechen für Magnetkies hält. Das Beil ist an den Seiten mit zwei Kanten angeschliffen und hat eine schief gerichtete Schneide. Ein zweites in demselben Wiesenboden gefundenes Beilchen von heller Farbe, an dem das stumpfe Ende abgebrochen ist, war etwa 6 Cm. lang, an der etwas schief gerichteten

Schneide ist es 3,9 Cm. breit, sein absolutes Gewicht beträgt nach Lauffs 58,44 Gr., das specifische ist 3,322. Auf diesem zwischen Rhein und Nahe gelegenen Gebiete sind germanische und römische Alterthümer häufig. Dies lässt sich nicht von Montabaur, dem Fundort des früher der Gesellschaft vorgelegten ganz ähnlichen kleinen Chloromelanit-Beiles sagen. Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Decan Laux kommt Montabaur im Jahre 959 unter dem Namen Hunebach vor, es heisst Humbacensis Castelli Suburbium. In diesem Jahre wurde statt der bisherigen hölzernen Kirche eine steinerne erbaut. Der Trierer Erzbischof Theodorich II., aus dem Hause Wied, 1212—1242, verstärkte um 1217 die Befestigung des Castells, um sich gegen die Grafen von Nassau zu vertheidigen und nannte dasselbe, wohl in Erinnerung an die Kreuzzüge, mons Tabor. Römische Alterthümer werden daselbst nicht gefunden, da aber der Pfahlgraben kaum zwei Stunden von dort vorbeiging, so ist eine Verschleppung derselben bis in diese Gegend von dem nahen Rheinthal her doch leicht möglich.

Hierauf spricht er über kürzlich aufgedeckte germanische Gräber in Hersel, die er nach einer gefälligen Anzeige des Herrn Bürgermeisters Klein daselbst mit Herrn Prof. Bergk am 6. März dieses Jahres besichtigt hat. Ohngefähr in der Mitte der Abdachung des alten Rheinufers, dicht neben den Häusern von Hersel wurden im Februar beim Abgraben des Sandes in einer Sandgrube sieben Reihengräber blosgelegt, die Todten lagen in freier Erde, das Gesicht gegen Osten gerichtet, nur bei zweien war der Grabraum mit platten Steinen abgegrenzt. Von Beigaben fand sich nur ein kurzes Eisenmesser, an der Seite eines Skelettes, die Scherben eines gut gebrannten am obern Rande mit Fingereindrücken verzierten Topfes scheinen mittelalterlichen Ursprungs zu sein. Wiewohl drei wohlerhaltene Schädel von mesocephaler Form keine sehr rohe Bildung verrathen, scheinen die Gräber doch viel älter zu sein. Dafür sprechen zwei marine Muscheln, die sich zwischen den Knochen in der Erde fanden, sie können nicht Einschlüsse des Rhein-Alluviums sein, sondern waren einem Todten mitgegebene Schmuckgeräthe, wie sie in prähistorischen Funden häufig vorkommen. Herr Geh.-Rath Lischke bestimmte dieselben als *Cerithium glycemeris* und *Pectunculus vulgaris*, die beide in der Nordsee leben. Im Museum zu Brüssel befindet sich aus der Höhle von Goyet ein ganzes collier de turritelles, das der Rennthierzeit zugeschrieben wird und Mortillet bildet die durchbohrte Schale eines tertiären Pectunculus aus einer Höhle bei Tayac ab. Der Troglodyte von Mentone hatte das Haupt mit Muscheln geziert. Da nur männliche Skelette und meist von kräftigem Alter sich fanden, so darf man dieselben wohl für im Kampfe Gefallene halten.

Zuletzt spricht der Redner über die Funde in der Höhle von Steeten an der Lahn, über die derselbe in der letzten October-Sitzung des naturhistorischen Vereins bereits berichtet hat. Es sind ihm später von Herrn von Cohausen in Wiesbaden auch die übrigen Thier- und Menschenreste von dieser Stelle zur Untersuchung zugestellt worden, die theils in der Höhle „Wildscheuer", theils in dem höher gelegenen „Wildhaus", theils in einer nahegelegenen Felsspalte am Kalkofen gefunden worden sind. Von dem im Innern der Wildscheuer gefundenen Greisenschädel, der mit den prähistorischen Schädeln von Engis und von Höchst in seiner schmalen langen Form mit vorspringendem Scheitelhöckern Aehnlichkeit hat, ist ein Ausguss gefertigt, der ein ungewöhnlich schmales Gehirn mit zugespitzten Hinterhauptslappen zeigt, es ist 180 Mm. lang und 128 breit, der Index also = 70,11. Von den acht menschlichen Unterkiefern, von denen nur zwei vollständig sind, gehören fünf Kindern an und zwar von 2, 6 und 8 Jahren, zwei sind zwölfjährig und doch sind die Backzähne des einen schon abgeschliffen. Ein Unterkiefer zeigt den ersten Prämolaren mit seinem Querdurchmesser schief gestellt, wie es bei der Kinnlade von la Naulette der Fall ist. Von zwei Oberarmbeinen ist eines in der Ellenbogengrube durchbohrt. An einem Mittelfussknochen der grossen Zehe vom Menschen ist die Gelenkfläche zum os cuboideum tiefer ausgehöhlt wie gewöhnlich, was für eine freiere seitliche Bewegung derselben spricht, wie sie bei wilden Völkern vorkommt. Dieses pithekoide Merkmal ist bisher an Menschenresten der Vorzeit noch nicht beobachtet. Der Greisenschädel, die Bruchstücke eines kindlichen Schädels, zwei Unterkieferstücke sind wie ein bearbeitetes Stück Mammuthzahn mit Dendriten bedeckt, es sind jedoch die ersteren im Innern der Höhle, das letztere im Schuttkegel am Eingang der Höhle gefunden. Auf dem Bergrücken über den Höhlen finden sich die Scherben roher Töpfe, ein unten ganz rundes schwarz glänzendes Gefäss, mit Strichen verziert und mit durchbohrten Stutzen zum Aufhängen versehen, ist ganz erhalten und eine Zierde des Museums in Wiesbaden. Die Thierknochen, vielfach aufgeschlagen, gehören den Gattungen Equus, Bos, Cervus, Ursus, Canis, Lutra u. a. an. In der Felsspalte unterhalb der Höhlen sind Reste von *Felix spelaea* und von *Cervus megaceros* gefunden worden. Der halbe Atlas von diesem letzteren war dem *Hippopotamus major* zugeschrieben, welcher allerdings und auffallender Weise schon in englischen Höhlen und Flussanschwemmungen, aber meist in Begleitung des älteren *Etephas antiquus* vorgekommen ist, wie auch im Rheinsand bei Mosbach. An jenem Atlas des Riesenhirsches lässt sich sogar das männliche Geschlecht erkennen, indem bei den geweihtragenden Thieren die Ge-

lenkfläche für das Hinterhaupt eine vorspringende Leiste hat, die beim Senken des mit dem Geweih beschwerten Schädels eine Ausrenkung des Kopfes verhütet. In Bezug auf das Vorkommen bearbeiteter Mammuthknochen in Höhlen wiederholt der Redner seine Ansicht, dass dieselben noch nicht mit Sicherheit das Zusammenleben von Mensch und Mammuth an solchen Orten beweisen. Die Höhlenbewohner können das im Boden gefundene Elfenbein der schon ausgestorbenen Thiere bearbeitet haben, als es noch fest war. Manche Beobachtungen sprechen dafür. Buckland erwähnt in seinen Reliqu. Diluv. London 1823. p. 180 die im Jahre 1816 bei Cannstadt gefundenen 13 Fangzähne nebst einigen Mahlzähnen vom Mammuth, die so aufeinander lagen, als seien sie künstlich in diese Anordnung gebracht. Sie sind in derselben Weise im Stuttgarter Museum aufgestellt, der längste Zahn misst ohne die Spitze 8 F. und hat 1 F. Durchmesser. Die mikroskopisch-chemische Untersuchung hat ergeben, dass sie keinen Knorpel mehr enthalten, der aber in dem Cannstadter Menschenschädel noch vorhanden ist. Eine ähnliche Anhäufung von Mammuthzähnen fand sich zu Thiede bei Braunschweig, einer ist 11 F. lang, ein anderer 14 F. 8″ und hat $1^3/_4$ F. Durchmesser. Buckland lässt diese Ansammlung durch Diluvialfluthen geschehen, doch zeigen die Zähne keine Spur der Rollung, sind also nicht weit her geflötzt. Auch führt er p. 87 an, dass er in der Pavilandhöhle am Fussknöchel eines weiblichen Skelettes eine kleine Menge Adipocire und dabei 1 bis 4″ lange Stäbchen von Elfenbein mit Dendriten bedeckt, und bearbeitete Knochenstücke nebst einer Schneckenschale von Nerita gefunden habe. Er glaubt, die Stäbchen seien von fossilem Elfenbein gemacht, als dieses noch hart war. Weil es jetzt mürbe ist, muss eine lange Zeit vergangen sein. Auch Röthol in grosser Menge lag bei den menschlichen Gebeinen, die er für gleichzeitig oder älter als die Römerzeit hält. Auch bringt er ein Zeugniss bei, aus dem man auf ein hohes Alter der heute noch in England blühenden Industrie schliessen darf. Strabo sagt nämlich im IV. Band 6 c, dass man den Briten als Steuer Elfenbeinringe und Halsbänder, Lingurischen Stein und Glasgefässe auferlegt habe. Die Stelle lautet nach Professor Bergk: „sie zahlen bis jetzt keine schweren Zölle weder für die Ausfuhr noch für die Einfuhr. Diese sind aber elfenbeinerne Armringe und Halsketten, lingurischer Stein und Glasgefässe und andere kleine Waaren. Das Wort ψάλια heisst gewöhnlich Armring, aber auch Kinnkette des Pferdezaums, περιαυχένια heisst das, was um den Hals getragen wird, der lingurische Stein ist der Bernstein, der nach Strabo im Lande der Linguren um Genua im Ueberflusse gefunden wird, er fügt hinzu, dass Einige ihn Electrum nennen.

Kärcher übersetzt: „elfenbeinerner Zaumschmuck und Halsketten, Gefässe von Bernstein und Glas und andere dergleichen unbedeutende Waaren.“ Nach der Stellung der Worte Ausfuhr und Einfuhr im Vordersatze sind unter den im zweiten Satze angeführten Gegenständen des Handels zwischen Britannien und Gallien, die elfenbeinernen Sachen und der Bernstein wohl als die Ausfuhr aus Britannien, die Glasgefässe und andere Kurzwaaren als Einfuhr zu betrachten; dass die Briten die genannten Dinge als Tribut statt der Steuern entrichtet hätten, geht aus den Worten des Schriftstellers nicht hervor. Wenn die Briten in jener Zeit Elfenbein verarbeiteten, so muss es fossiles gewesen sein, welches in ihrem Lande wie in Gallien nicht fehlte. Noch heutzutage wird in England sibirisches Elfenbein vom Mammuth in grosser Menge verarbeitet.

Sitzung vom 4. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt zwei Beile aus grauem Feuerstein, das eine von Inden bei München-Gladbach lag nur $1^1/_2{}'$ tief im Wiesenboden und hat auf der Oberfläche tiefe Löcher, in deren Umgebung es von eingedrungenem Eisenoxyd braun gefärbt ist. Nach Herrn von Dechen's Ansicht waren die Löcher vorhanden, ehe das Beil geschliffen wurde, denn solche Höhlungen kommen nicht selten im Feuerstein vor. Das andere zu Vettelhoven bei Ahrweiler gefunden und ein Geschenk des Herrn Landrath von Groote, ist noch so scharf, dass man Papier damit schneiden kann und in der Mitte etwas hohl geschliffen zur bessern Befestigung an den Schaft. Es sind nur wenige Funde gemacht, die uns zeigen, wie die Handhabe der Stein- und Bronzecelte beschaffen war. In den Pfahlbauten der Schweiz fand man Steinbeile, die in ein im Winkel gebogenes Stück Hirschgeweih eingelassen und mit einer Kittmasse darin befestigt waren, an diesem sah man, dass es in einen Schaft gesteckt war. In einem englischen Torfmoore fand man ein Steinbeil noch in einem Loche des geraden Holzschaftes stecken. In dem Grabhügel von Langen-Eichstädt war an einem Feuersteinbeil noch der grösste Theil des im rechten Winkel gebogenen Schaftes erhalten. In dem Salzbergwerk von Hallein fand man einen hohlen Bronzecelt mit dem darinsteckenden Holzstiel, in dem von Reichenhall einen rechtwinklig gekrümmten Holzschaft der am vorderen Ende zur Aufnahme des Beils gespalten war, vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidnisch. Vorzeit II, 8. Taf. I. Fig. 6 u. 7. Drei Beile mit Schaft, wovon zwei an denselben mit Riemen befestigt sind, wurden in ägyptischen Gräbern gefunden, vgl. Materiaux pour l'hist. de l'homme V. p. 376. Montelius bildet das aus einem englischen Torfmoor ab, und giebt die Zeichnungen einer gestielten Bronzeaxt und eines Steinbeils wieder, die sich auf schwedischen Felsen-

inschriften finden, vgl. Suède préhist. p. 20 und Congr. internat. de Stockholm 1874, 1. p. 460 u. 472. Klemm bemerkt, dass zuerst J. Banks über die Schäftung der Stein- und Bronzeklingen richtige Ansichten gehabt und bildet einen gespaltenen Holzschaft seiner Sammlung aus Hallein ab, Werkzeuge und Waffen S. 105. Fig. 186 und einen ähnlichen von Stedten aus der Sammlung zu Halle, S. 70, Fig. 127. Nach dem Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit II. S. 404 fand man bei Chumska in Böhmen 1861 einen Meissel, der noch im Schaft steckte und mit Bronzedraht umwickelt war. Herr R. de Haan theilte dem Redner Ende vorigen Jahres mit, dass bei Winterswyk ein Steinbeil im Lehm gefunden worden, welches mit einem Strick an dem gut erhaltenen 30 Cm. langen Holzschaft befestigt war. Es konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden. Auch Cochet führt einen steinernen Streithammer mit hölzernem Stiele an und Westerhoff einen in Susing gefundenen Feuersteindolch mit Holzgriff. Die zierliche Bronzeaxt ist gewiss fremden Ursprungs. Die von Schweinfurth in Afrika gefundene und in seinen Artes africanae Taf. 18 Fig. 11 abgebildete kleine Axt, die in einem rechtwinklig gebogenen Holzschaft eingeklemmt und ein sehr weitverbreitetes, zumal auch in Abyssinien gebrauchtes Werkzeug ist, mag in alten Zeiten aus Aegypten nach Europa gekommen sein. Eine ähnliche Form der Axt findet sich auf ägyptischen Denkmalen, vgl. Rosellini, Monum. civil. 44. 45. Die Friedenstein'sche Alterthümer-Sammlung in Gotha bewahrt aus einem Grabhügel von Langel ein Bronzebeil, an dem nicht nur Reste des hölzernen Schaftes, sondern sogar der denselben in mehreren Touren umschnürende Lederriemen erhalten ist. Der von den Hrn. Samwer, Schuchard und Zangemeister verfasste und noch nicht veröffentlichte Bericht über die Aufdeckung des merkwürdigen Grabhügels vom 28. Januar 1873 wird mit den Zeichnungen, die ihm beigegeben sind, vorgelegt. Der im Jahre 1873 geöffnete Hügel hatte 30 M. im Durchmesser und war 1,89 hoch; er barg in seiner Mitte zwei Steingräber übereinander. Das unterste Grab, dessen Boden mit Kalksteinen belegt war und nebst Spuren vermoderten Holzes eine Pfeilspitze aus Feuerstein enthielt, lag 3 M. unter der Spitze des Hügels und hatte an den Seiten eine Steineinfassung. Ueber diesem lag ein Todter in umgekehrter Richtung. Die Decke dieses Grabes scheinen Holzbohlen gewesen zu sein, auf denen wieder Kalksteine lagen. Rechts neben dem Kopfe dieses Todten, der mit der rechten Schläfe auf einem Stein ruhte, lag ein steinerner Streithammer aus Grünstein und auf demselben der Bronzecelt, an dem ein Theil des hölzernen Schaftes erhalten ist, der aber wohl nicht der Länge nach sich fortgesetzt hat, wie der Bericht sagt, sondern im Winkel ge-

bogen war. Das Holz scheint Eschenholz zu sein, das umwickelnde Band wird eher als eine Sehne oder ein Darm ein Lederriemen gewesen sein. Auf der Brust des Mannes lag ein Bronzestäbchen, rechts neben dem Skelet ein Bronzedolch, ausserdem fanden sich die Bruchstücke eines gut gebrannten mit Graphit geschwärzten Thongefässes von edler Form. Im Umkreis des Hügels waren sechs Leichen in Erdgruben bestattet, darunter vier Kinder. Ausserdem lagen noch elf Leichen frei in der Erde. Alle liegen auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet, mit angezogenen Knieen. Bei allen fanden sich Holzreste. In der Nähe eines Todten lagen Reste von Bos, Cervus elaphus und Holzkohlen. Die Zähne waren fast an allen Schädeln abgeschliffen, dies fand sich schon bei Kindern von 7 bis 8 Jahren. Dass die Bronzen der vorrömischen Zeit angehören, beweist der Umstand, dass sie weder Zink noch Blei enthalten. Unter den 19 hier Bestatteten sind 8 Kinder und Halberwachsene, keine Frauen. Man kann wohl an ein Familiengrab denken; eine so grosse Zahl von Todten, die gewiss absichtlich in verschiedener Weise, aber doch, wie es aus der regelmässigen Anordnung zu folgen scheint, zu gleicher Zeit in demselben Hügel bestattet sind, lässt aber auch die Vermuthung aufkommen, dass hier beim Begräbniss eines Vornehmen, vielleicht Menschenopfer gebracht worden sind. Schon im Jahre 1868 wurden an demselben Orte im Thale der Notter, die in die Unstrutt fliesst, drei Grabhügel geöffnet.

Der Schädel im Hauptgrabe jenes Hügels hat starke Brauenwülste, einfache Nähte und einen Schaltknochen am hintern Winkel des Scheitelbeines.

Sitzung vom 18. Juni 1877:

Prof. Schaaffhausen zeigt den Abguss eines kostbaren, 35,3 Cm. langen, an der Schneide 13,1 breiten und in der Mitte nur 22 mm. dicken, dem Herrn C. Guntrum in Düsseldorf zugehörigen Steinbeiles vor, das aus Jadeït zu bestehen scheint, 1340 gr. schwer ist und nach der Bestimmung der Herrn Topken und Nahrath daselbst ein specifisches Gewicht von 3,347 hat. Es ist hellgrün mit weissen Flecken verschiedener Grösse, die wie Quarz aussehen. An der Schneide ist eine feine Spaltung des Gesteines bemerkbar. Es ist im Jahre 1862 vom Ackerer Königshofen bei Grimmlinghausen, 9 F. unter dem jetzigen Bette der Erft im alten Rheingerölle gefunden worden und ganz unversehrt. In dieser Gegend, die Mühlenbroich genannt wird, ziehen sich zwei Römerstrassen hin und werden römische und germanische Alterthümer häufig gefunden. Herr Koenen sagt von der Fundstelle, dass dieselbe südwestlich von Grimmlinghausen und der dieser Ortschaft entlang laufenden römischen Strasse, nörd-

lich von der Erft und südlich von einer römischen Nebenstrasse liegt, die an der Nixhütte und an Eppinghoven vorbeigeht. Ganz in der Nähe ist ein hochliegendes Terrain mit römischen Mauerresten, wo wahrscheinlich das römische Lager Novesium gelegen hat; in der tiefer liegenden Ebene, dem Mühlenbroich, soll zur Zeit der Rhein oder ein Arm desselben geflossen sein; der Finder sagt mit Bestimmtheit, dass der Kies, in dem das Beil lag, Rheinkies gewesen sei. Zur Seite der genannnten Römerstrassen liegen römische Begräbnissstätten. Herr Guntrum besitzt auch mehrere gallische Münzen, die in dieser Gegend gefunden sind. Die bekannte Zähigkeit dieser Mineralien erhält durch die Mittheilung des Besitzers ihre Bestätigung, dass ihm einmal der Stein auf das Pflaster der Strasse gefallen ist, aber nicht die mindeste Beschädigung davongetragen hat. Das feingeschliffene schöne Beil mag eine Prunkwaffe, ein religiöses Symbol oder ein Gegenstand des Aberglaubens gewesen sein.

4. Die Anthropologen-Versammlung in Constanz vom 24. bis 27. Sept. 1877.

Es waren etwa 100 Mitglieder anwesend, meist auswärtige. Dass alle Richtungen der anthropologischen Wissenschaft, die anatomische, die prähistorische, die archäologische, vertreten waren, bezeugen die Namen Desor, Ecker, Fischer, Fraas, Hoffmann, Kollmann, Lucae, Mehlis, Ranke, Schaaffhausen, Schmidt, Virchow, Wankel, Wattenbach, Wurmbrand u. a. Nachdem der Ober-Bürgermeister von Constanz, Herr Winterer, die Versammlung begrüsst hatte und mit den Worten schloss, dass die beste Förderung der prähistorischen Studien die Betheiligung des Volkes an denselben sei und man bestrebt sein müsse, dieselben wie alles Wissen zum Gemeingut Aller zu machen, leitete der Vorsitzende Virchow die Verhandlungen durch einen längeren Vortrag über die Zeit der Höhlenbewohner und die der Pfahlbauten ein, die er als durch eine Kluft von Jahrtausenden von einander getrennt ansieht. Jene sahen den Bodensee noch mit Eis und das umliegende Land mit Gletscherfindlingen bedeckt. Erst die späteren Rennthierjäger, die auch noch in Höhlen leben, kennen das Thongeschirr, aber nicht überall, in der Tayinger Höhle fehlt es. Die Rennthiermenschen waren wie die heutigen Lappen ein Fischer- und Jägervolk. Die Anthropologen gingen nach Belgien, um die Höhlen zu untersuchen, nach Ungarn wegen der Bronzen, sie kommen in die Schweiz wegen der Pfahlbauten. Wie es heute eine deutsche und eine französische Schweiz gibt, so sind schon in vorgeschichtlicher Zeit die Pfahlbauten in der Ost- und West-Schweiz verschieden. In denen des Zeller- und des Bodensees gibt es nur Stein- und Knochengeräthe, keine Bronze, kein Eisen. Statt der Feuersteinbeile des Nordens gibt es hier

solche aus Serpentin, Diorit, Granit und ähnlichen Gesteinen; die Zapfen der durchbohrten Beile beweisen, dass sie hier gefertigt sind. Auch in den baierischen Seen, in den Mooren Würtembergs sind Pfahlbauten entdeckt. Im mittleren Deutschland fehlen sie, weil die Seen fehlen. Im Norden Deutschlands gehen die Pfahlbauten bis nach Livland, aber kein Pfahlbau der nördlichen Gruppe gehört der Steinzeit an, wiewohl hier Steinbeile lange in Gebrauch blieben. In Livengräbern bei Riga sind ausgebohrte Steinzapfen mit Münzen des 12. und 13. Jahrhunderts gefunden. Eine einheitliche Pfahlbaucultur gibt es so wenig, als heute alle Wilden in gleichen Dörfern leben. Virchow macht dann auf die ungemeine Wichtigkeit der in der Thayinger Höhle bei Schaffhausen gefundenen Thierbilder auf Rennthierknochen aufmerksam und hält es, nachdem die Fälschung von zweien derselben nachgewiesen worden ist, für die Pflicht und Aufgabe der Versammlung, die Echtheit der übrigen zu prüfen, indem, diese vorausgesetzt, dann die in archäologischer wie in psychologischer Hinsicht gleich merkwürdige Thatsache vorliege, dass ein rohes Volk, welches keine andere Spur von Cultur hinterlassen, Kunstleistungen geschaffen habe, deren Entwicklung ebenso unerklärt dastehe wie ihr gänzliches Verschwinden. Er hat die Anfertigung von Photographieen der fraglichen Zeichnungen angeordnet und fordert zur Betrachtung der Originale in dem von Leiner, dem Geschäftsführer der Versammlung, so vortrefflich eingerichteten Museum im Rosgarten auf. Hierauf trug Leiner einen poetischen Gruss in formgewandter Sprache vor, der die ganze Vorzeit in Bildern vorüberführte, in denen nach süddeutscher Art auch der Humor nicht fehlte. Nun schilderte der General-Secretär Kollmann die Vereinsthätigkeit im abgelaufenen Jahre, er gedachte der Streitfragen in Betreff des Bronzealters, der kranometrischen Arbeiten, zumal der Monographie Virchow's über den Friesenschädel und seiner, sowie Ranke's Untersuchungen über die Bevölkerung Baierns. Warme Worte des Nachrufs widmete er dem Andenken des um die Gesellschaft so verdienten v. Frantzius. Der Bericht des Schatzmeisters Weissmann weist 1440 Mitglieder auf, der letztjährige Cassenbestand belief sich auf 10,723 M.

Nach Schluss der Sitzung wurde die Rosgarten-Sammlung besichtigt, deren Räume unten reiche Höhlen- und Pfahlbaufunde, auch einiges Römische und Germanische, oben mittelalterliche Merkwürdigkeiten und Naturalien enthält. Dass eines Mannes uneigennützige Thätigkeit seiner Vaterstadt eine solche Sammlung hat schaffen können, fand allgemeinste Anerkennung. Alles drängte sich zu den thayinger Funden. Die Hauptstücke sind ein grasendes Rennthier auf Knochen geritzt und ein kleiner Kopf des Moschus-

ochsen aus Knochen geschnitzt, dann noch einige undeutliche Thierzeichnungen auf Knochen und auf Braunkohle. Nachmittags um 2 Uhr wurde die Sitzung in dem etwas besser erwärmten Theater wieder eröffnet. Zunächst berichtete Fraas über die für die prähistorische Karte eingegangenen Beiträge, die sehr zahlreich sind, so dass deren Zusammenstellung und die Vorarbeiten zur Veröffentlichung demnächst in die Hand genommen werden. Wegen der grossen Menge der einzuzeichnenden Funde wird für die Karte ein Massstab von 1 : 400,000 nothwendig sein. Hierauf legt Schaaffhausen die ersten vier Bogen des im Druck befindlichen Gesammt-Katalogs der anthropologischen Sammlungen Deutschlands vor. Ein Vorwort schildert Geschichte und Zweck des Unternehmens und erläutert die dabei massgebenden Grundsätze. Den Anfang macht das Verzeichniss der bonner Universitäts-Sammlung. Als Fortschritte der Kraniologie bezeichnet er unsere bessere Kenntniss der geschlechtlichen Unterschiede im Schädelbau, die Feststellung der Merkmale niederer Entwicklung, die Berücksichtigung des Schädelgrundes und Kiefergerüstes, die unveränderlicher sind als das Schädelgewölbe. Wenn es uns gelingt, die Stammverwandtschaft der nach Zeit und Raum entferntesten Racen nachzuweisen, so hat die Kraniologie eines ihrer schwierigsten Probleme gelöst. Es lässt sich aber nachweisen, dass die Makrocephalen des Alterthums, die alten Peruaner und die Hunnen und Avaren ein und dasselbe Volk sind. Der Streit über die Horizontale des Schädels wird sofort geschlichtet sein, wenn die Thatsache allgemeine Anerkennung findet, dass jeder Schädel seine eigene Horizontale hat, die mit seinen ganzen Bildungstypus im Zusammenhange steht und ein werthvolles Merkmal desselben ist. Danach stellte Virchow die neuesten Erhebungen in Betreff der Vertheilung der hellen und dunkeln Race in Deutschland zusammen und erläuterte sie an fünf colorirten Karten.

Hierauf findet die Vorstandswahl statt. Zum Vorsitzenden für das folgende Jahr wird Schaaffhausen, als dessen Stellvertreter Virchow und Fraas, als Ort der nächsten Zusammenkunft Kiel gewählt. Kollmann bleibt auf weitere drei Jahre General-Secretär.

Am Dinstag den 25. begann die Sitzung um 9 Uhr im Stadthaussaale. Es waren ausgestellt von Dr. Gross aus Neuveville Pfahlbaufunde aus dem Bieler und Neuchateler See; von H. Frank solche von Schussenried sowie Zeichnungen der hier im Torf aufgefundenen Knüppeldämme, von H. v. Schrödter Grabalterthümer von Costarica, von H. Voigt das Modell des Burgwalls von Radduhn bei Schwedt a. d. O. Dr. Gross bespricht eingehend die wichtigsten seiner Funde, zunächst die zahlreichen Bronzen von Mörigen am Bieler, von Auvernier am Neuchateler See. Ein

Bronzeschwert ist eisenhaltig, Stücke von Armbändern sind zu Rasirmessern zugeschliffen. In die Gussformen sind die Verzierungen eingegraben, zwei Hohlmeissel und ein kleines Räuchergefäss, Trensen für ein kleines Pferd, eine Steinkugel als Form für Thonschalen, ein Nadelkissen aus Thon, Bernsteinperlen und ein goldener Ohrring sind vorhanden, ferner mehrere sehr durchscheinende Nephrite aus Pfahlbauten von Latrigen und Oeseli, die der älteren Steinzeit angehören. Desor spricht über die Nephrite, die ausser Neuseeland nur der Orient liefert. Er theilt die Ansicht nicht, dass sie durch den Handel nach Westeuropa gekommen, weil der Orient doch noch so vieles Andere für den Tauschverkehr biete und dieser sich nicht auf den Nephrit beschränkt haben würde. Es scheine vielmehr, dass die ältesten Einwanderer aus Asien ihre Kostbarkeiten mitgebracht hätten. Bei dieser Annahme ist es nur auffallend, dass bei uns die Nephritbeile nicht in den altgermanischen Gräbern, sondern meist im freien Felde gefunden werden. Virchow hat die in jenen Pfahlbauten der Bronzezeit gefundenen Schädel untersucht, sie sind dolichocephal und gehören keinenfalls einer niederen Race an; bei Sütz fand sich auch eine zur Trinkschale geformte Schädeldecke. Mit dem nun folgenden Vortrage Ecker's über prähistorische Kunst begann die Besprechung der thayinger Funde. Er tadelt das Vorgehen der züricher Antiquarischen Gesellschaft gegen Lindenschmit, der Niemanden persönlich angegriffen, der aber zur Ehre der deutschen Wissenschaft eine von Anderen nicht erkannte schamlose Fälschung aufgedeckt habe. Er legt Thierzeichnungen der Eskimos vor, wie sie solche auf Täfelchen von Treibholz einzuritzen pflegen. Sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den der Untersuchung vorliegenden, doch sind sie unvollkommener, zumal in den Umrissen der Thierköpfe. Er findet einen hochentwickelten Kunsttrieb bei einem ganz rohen Volke sehr auffallend, aber nicht unmöglich. Es seien aber auch in Frankreich Dinge ans Licht getreten, die man allgemein für gefälscht halte, wie den behaarten Höhlenbewohner! Er warnt davor, hier durch Abstimmung entscheiden zu wollen. Die Zukunft werde diese Sache aufklären. Dagegen erklärte Fraas, die Sache sei spruchreif, und unbegreiflich bleibe es, dass die Gegner der Echtheit dieser Darstellungen nicht an Ort und Stelle sich eingefunden, ja, bis heute die Funde nicht gesehen hätten. Er legt zwei von Wurmbrand in $^3/_4$ Stunden mit Feuerstein auf frischen und auf gekochten Knochen geritzte Bilder vom Rennthier vor, zum Beweise, dass solche Arbeit möglich sei. Der geschnitzte Kopf des Moschusochsen sei unmöglich gefälscht, denn kein Künstler in Süddeutschland habe wissen können, wie er ausgesehen habe. Messikomer versichert, dass er einige Stücke selbst aus der Höhle

genommen und dass er für die von ihm und die von **Merk** gefundenen die Echtheit garantiren könne. Graf **Wurmbrand** bemerkt noch, je härter das Material sei, in das man zeichne, desto besser zeichne man, weil man sich jeden Strich überlege. Nach seinem Versuch erkläre er, die thayinger Zeichnungen seien nicht in alte mürbe, sondern in frische harte Knochen eingeritzt. Die Zeit drängte und einige Redner kamen über diesen Gegenstand nicht mehr zu Wort. Es war desshalb etwas voreilig, wenn die Constanzer Zeitung schon in ihrem Berichte von diesem Tage sagte: „Die Verhandlung endigte mit einem vollständigen Siege der Echtheitspartei und die Rosgartensammlung ist also im Besitze eines Schatzes von dem Virchow sagte, dass er einzig dastehe." Es war vortrefflich eingerichtet, dass nun an demselben Nachmittage die Fahrt nach der Thayinger Höhle und nach Schaffhausen statt fand, wo ein anderer Theil der Höhlenfunde aufbewahrt wird. Alle waren zur genauen Besichtigung der Oertlichkeit und zur aufmerksamsten Beobachtung der Fundgegenstände auf das beste vorbereitet. In der Höhle gaben sich Viele ans Graben; unzweifelhaft birgt sie unter einer starken Kalksinterdecke in der schwärzlichen Culturschicht noch manches Alterthum. **Merk**, der Entdecker der Höhle, gab jede erwünschte Auskunft. Professor **Heim** hat das weidende Renn gefunden, **Schenk** den Kopf des bos moschatus, **Merk** hat den Knochen mit dem Pferde mit eigener Hand aus der Culturschicht herausgezogen. Alle diese Dinge sind mehr vor als in der Höhle und unter dem Gerölle gefunden. Die Zeichnungen auf Braunkohle lagen am mittleren Pfeiler unter dem Kalksinter. Diese ersten Funde haben Niemandem einen Vortheil gebracht. Die von **Stamm** gefälschten Stücke tauchten erst ein Jahr später auf. Als das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, hätte Mancher noch gern länger sein Glück als Schatzgräber versucht. Schnell wurden einige Erfrischungen in Thayingen genommen, dann ging es weiter mit dem Zuge nach Schaffhausen und zunächst ins Museum, denn jeder wollte das auf Horn geritzte Pferd sehen, sowie den aus einem Geweihstück geschnitzten Rennthierkopf und das schön verzierte Falzbein. Das Pferd gleicht merkwürdiger Weise nicht dem Bilde, das wir uns von dem Höhlenpferde machen, das fossile Pferd glich dem wilden Pferde der Steppe, das thayinger Pferd, auf hohen Beinen stehend und den kleinen Kopf mit zugespitzten Ohren vorstreckend, sieht einem englischen Rennpferde ähnlich, dessen Gestalt nur durch künstliche Züchtung zu Stande kam. Die Lupe ging von Hand zu Hand, man stritt hin und her wie um das trojanische Pferd, bis es dunkel war.

Am Mittwoch Morgen begann **Fischer** über die Nephrite zu reden, deren Studium für ihn eine Lebensaufgabe geworden ist; er schildert das

natürliche Vorkommen in Sibirien und in Turkestan; aber das Material der bei uns gefundenen Steinbeile stimmt mit keinem der Steine aus bekannten Brüchen überein, und es liegt der Ursprung desselben also noch im Dunkel. Ein mexicanisches Nephritstück stimmt merkwürdiger Weise mit einem aus der Schweiz auch mikroskopisch überein. Nach Beendigung geschäftlicher Angelegenheiten kamen die thayinger Funde noch einmal zur Sprache. Schaaffhausen erinnert daran, dass er bereits vor 9 Jahren seine Zweifel an dem angenommenen Alter der Funde in der Dordogne öffentlich ausgesprochen und, was neuerdings von Andern wiederholt worden sei, für einige derselben den Einfluss classischer Kunst behauptet habe, wobei er an die phönicische Cultur des Mittelmeergestades vor 3- bis 4000 Jahren gedacht habe. Später habe er aber auch die Echtheit der Lartel'schen Platte mit dem Mammuthbilde als verdächtig dargestellt. Eine treue Nachbildung der Natur könne man unter Umständen noch gelten lassen, aber wenn eine Kunstdarstellung eine gewisse Grazie zum Ausdruck bringe, so deute das auf eine verfeinerte Cultur. Was er von Zeichnungen wilder Völker gesammelt, stelle dieselben an die Seite der von unsern Kindern gemachten Kritzeleien. Halbgebildete Völker könnten in Linienornamenten schon Erstaunliches leisten, während die Nachbildung organischer Formen unvollkommen oder phantastisch und grotesk ausfalle. In Bezug auf die thayinger Funde bekennt er, dass die aufmerksamste Betrachtung mit der Lupe ihm kein Merkmal einer neueren Fälschung ergeben habe. Auch die Wahrhaftigkeit der Finder sei ihm zweifellos, aber das schliesse die Möglichkeit eines schlau ausgeführten Betruges nicht aus. Er halte die Sache keineswegs für spruchreif, man müsse abwarten, ob weitere Funde gemacht würden. Die Echtheit dieser Arbeiten sei möglich, aber dann habe kein rohes Jägervolk sie gemacht. Mehlis führt noch an, dass die Entwicklung der bildenden Kunst nicht mit der Zeichnung beginne, sondern mit der Nachbildung der körperlichen Formen, mit der Plastik. Dr. Joos theilt mit, dass er den geschnitzten Rennthierkopf in der freudenthaler Höhle aus grosser Tiefe genommen, eben so die mit Querstrichen versehene Pfeilspitze und ein mit Rauten verziertes Knochenstück, mit welchem auffallender Weise ein zweites aus der thayinger Höhle übereinstimmt. Er bestätigt, dass wie in der thayinger so in der freudenthaler Höhle Topfscherben nur nahe der Oberfläche vorkommen. Wurmbrand sagt, das schaffhausener Pferd sei ihm verdächtig wegen der Technik und wegen der künstlerischen Auffassung. Versuche müssten entscheiden, ob vielleicht das wachsende Geweih so weich sei, so feine Ritzungen mit einem Feuerstein zu gestatten. Merk theilt mit, dass nur zwei Zoll entfernt von dem Stücke mit dem

Pferd die Stange mit drei Thieren, die aber undeutlich sind, gefunden sei. Er macht darauf aufmerksam, dass nur die gefälschten Thiere von vorn, die übrigen alle von der Seite dargestellt seien. Im Ganzen seien in der thayinger Höhle 30 Ctr. Knochen, 12,000 Feuersteinsplitter, 500 Geräthe ausgegraben worden. Virchow legt noch ein ehrendes Zeugniss für die Glaubwürdigkeit des Hrn. Merk vor, hütete sich aber mit Recht, der Statt gefundenen Verhandlung, bei der Jeder seine Ansicht offen aussprach, irgend einen Abschluss zu geben.

Nach einer Mittheilung von Orth über ausgebreitete Gletscherspuren an dem Muschelkalk der norddeutschen Ebene, der vielfach von Diluvium bedeckt ist, sprach Desor über die Schalensteine. Es sind meist Granitblöcke mit kreisrunden Vertiefungen, die haufenweise zusammenstehen und eine nicht bekannte Bedeutung haben. Troyon hat sie in der Schweiz beschrieben, Simpson in Grossbritannien, Hildebrandt in Skandinavien. Rivett-Carnac fand sie 1870 in Central-Indien und kürzlich, Journ. of the Asiat. S. of Bengal. I, 1877, in Kamaon. In Indien schreibt man sie der vorarischen Bevölkerung zu, dort finden sie sich wie in England auch auf den megalithischen Denkmalen und sind zuweilen mit Linien und Ringen verbunden. Rivett fragt, ob es eine Schrift sei. Ueberall sind sie Gegenstände des Aberglaubens, der Riesen- und Teufelssagen. Schaaffhausen erwähnt einen solchen im Museum zu Gothenburg, Malm hielt die Löcher für natürliche Auswaschungen, was sie so wenig sind wie Wirkung der Gletscher. Man hielt sie auch für Opfersteine; in den Schalen sollte das Blut der Opferthiere sich sammeln, mit dem der Priester das Volk bespritzte, aber man findet verschiedene Seiten der Blöcke damit bedeckt. Jetzt stellte Kollmann die achtjährige mikrocephale Marg. Becker aus Offenbach vor, deren Köpfchen nicht grösser ist als das ihres gesunden einjährigen Brüderchens. Krause legt hierauf den Schädel und das Gehirn eines in Hamburg gestorbenen siebenjährigen Knaben vor, der geistig ganz unentwickelt war. Wiewohl der Schädel durchaus nicht den mikrocephalen Typus zeigt, und das Hirn 900 Gr. wog, sind doch an diesem alle Affenmerkmale vorhanden, wie sie dem Schimpanse zukommen. Am Fusse stand die grosse Zehe im Winkel ab, wie beim Affen. Krause glaubt mit Rücksicht auf diesen Fall, dass die Vogt'sche Theorie doch nicht ganz zu verwerfen sei. Hiermit schloss die Sitzung. Nach rasch eingenommener Mahlzeit bestieg die Gesellschaft den stattlichen Dampfer Greif gegen 3 Uhr zu einer Fahrt über den Bodensee.

Am Donnerstag Morgen waren die Anthropologen und Prähistoriker schon um 8 Uhr zu einer Sitzung vereinigt. Zuerst machte Lucae die

Mittheilung, dass er von mehr als 200 Knaben von 2 bis 12 Jahren den Schädel und die Körpergrösse gemessen und diese Messungen jedes Jahr wiederholen werde, um über das Wachsthum des Schädels sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Bis jetzt habe nur Schaaffhausen Beobachtungen dieser Art angestellt. Schaaffhausen berichtet dann über prähistorische Funde in Rheinland und Westfalen, zunächst über die in der Höhle von Steeten an der Lahn gefundenen Menschenreste und bearbeiteten Mammuthknochen. Ein Greisenschädel mit kurzer und grader Stirn von schmaler und langer Form mit vorspringenden Scheitelhöckern stimmt mit einem bei Höchst gefundenen überein, bei dem die senile Atrophie die Scheitelbeine sogar durchlöchert hat. Also damals erreichten die Menschen auch ein hohes Alter. Die mit sich kreuzenden Linien verzierten Elfenbeinstücke, so wie ein 40 cm. langes Knochenschwert, wahrscheinlich aus Mammuthknochen, setzen voraus, dass Zahn und Knochen damals, als man sie bearbeitete, hart und fest waren, nicht mürbe wie heute, beweisen aber noch nicht die Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth. Die fortgesetzten Arbeiten in der Martinshöhle ergaben, dass an ungestörten Stellen die groben Topfscherben nur den oberen Schichten angehören, sie fehlen, wo in 4—6 Fuss Tiefe von Menschen aufgeschlagene und dann gerollte Knochen mit Feuersteinmessern sich finden. Menschenreste unter einem 4 Fuss hohen Stalagmitkegel haben kein höheres Alter. Vom Rennthier sind nur Spuren gefunden, verwitterte Mammuthknochen kommen nur in den tiefsten Schichten vor. Ein fein polirtes Knochenstäbchen, ein Stück Harpune, ein natürliches mit Ocker gefülltes Farbentöpfchen und einige Bronzeringe werden vorgezeigt. Er spricht dann über die Funde am Oberwörth bei Coblenz, die eigenthümlichen spindelförmigen Mühlsteine und den Ihrer Majestät der Kaiserin überreichten goldenen Armring, von dem er einen Abguss vorlegt, wobei er die fortschreitende Technik in der Verfertigung der Stein- und Bronzegeräthe, so wie auch der Goldarbeit schildert. Das prachtvolle, im Bette der Erft gefundene grosse Steinbeil erregt schon in der Nachbildung Aufsehen, Desor vermuthet, dass es Fibrolith sei. Die vorgelegten Bronzecelte geben ihm Veranlassung, über ihre Verwendung als Zahlmittel zu reden, und an einen bei Stolberg in der Nähe römischer Alterthümer gefundenen Lederschuh knüpft er eine Darstellung der Geschichte der menschlichen Fussbekleidung. Kollmann schildert Langschädel aus baierischen Gräbern, in denen er die grossen blonden Germanen des Tacitus wiedererkennt, während die Skelette der Brachycephalen kleiner sind; die brünetten Leute Süddeutschlands sind wohl dieser Race beizuzählen. Aber auch mesocephale Schädel mit einem Index von 76,5, welche

Ranke der urbaierischen Bevölkerung zuweisen möchte, machen ihm den Eindruck eines besonderen Typus und nicht einer Mischform. Sie finden sich noch heute in der lebenden Bevölkerung. Ranke vergleicht die oberbaierische Landbevölkerung an der Südgrenze Deutschlands mit der von Virchow untersuchten friesischen der deutschen Nordküste. Die Friesen sind schmalnasig, leptorrhin, die Altbaiern mesorrhin. Virchow legt lettische Schädel vor; er theilt nicht die Ansicht Lissauer's, dass eine lange hier vorkommende Schädelform fränkisch sei, eine dabei sich findende Zierath ist specifisch slawisch. Graf Wurmbrand theilt hierauf mit, dass man beim Hüttenberger Eisenwerke im alten Noricum nicht nur einen römischen Gebläseofen, sondern auch zwei einfache Schmelzgruben der vorrömischen Zeit entdeckt habe, die 4′ breit, 3′ tief und 8″ stark mit Lehm ausgeschlagen waren. Mit Hülfe der Direction hat er Versuche angestellt, die Technik der Alten nachzuahmen. Durch Schichtung von Kohlen und Erz in ähnlich hergestellten Gruben gelang es in 26 Stunden ein reines Schmiedeeisen auszuschmelzen; durch Eintauchen des glühenden Eisens in Hornspäne und Härten in Wasser wurde auch Stahl erzeugt. Mit General Uchatius stellte Wurmbrand eine Bronze her, die der alten ähnlich ist; mit ihr wurden nach alten Mustern Schwerter und Lanzenspitzen gegossen, die er vorzeigt. An den Gussnäthen bleibt die Verzierung aus, wo sie sich findet, muss sie mit eisernen Werkzeugen nachgravirt sein. Das Eisen muss länger bekannt sein als die Bronze, weil es leichter ist, ein einziges an Ort und Selle vorkommendes Metall auszuschmelzen, als deren zwei zu vermischen, von denen eins bei uns nicht vorkommt. In Etrurien lagen Kupfer und Zinn für eine frühe Entwicklung der Bronze-Industrie nahe zusammen. Zu manchen Geräthen wurde die Bronze geschmiedet. Virchow spricht über Pfahlbauten in Ostpreussen, die hier einer neuern, der slawolettischen Zeit angehören. Zuweilen findet man im Grunde eines Burgwalles wirkliche Pfahlbauten. Dann schildert er Livengräber bei Mitau; die Grabfunde aus Bronze und Eisen haben denselben Typus wie im preussischen Samlande, sie gehen bis ins 8. Jahrhundert zurück. Es finden sich kufische Münzen, aber auch eine aus dem 16. Jahrhundert. Die Kaurismuschel kommt als Halsschmuck vor; auch in den reichen Schmucksachen, den Ketten und mit Bronzefäden durchwirkten Geweben macht sich orientalischer Einfluss bemerklich. Die Annahme griechischen Verkehrs an diesen Küsten ist nicht mehr haltbar. Auf zwei Tafeln waren mancherlei Knochengeräthe, durchbohrte Zähne und dergleichen ausgelegt, die von einer alten Niederlassung herrührten, 120 dort gefundene Unterkiefer bezeugen, dass sie dem Biberfange oblag. Fraas beschreibt hierauf den schussenrieder Pfahlbau,

der ein aus horizontal übereinandergelegten Flössen bestehender Knüppelbau ist, der auf dem Torfe liegt; es sind über 600 Quadratmeter ausgegraben. Auf den Pfählen liegt ein dünner Lehmschlag, darüber Kies, Kohlen, verbrannte Thier- und Menschenknochen, und ringsumher sind Töpfchen und kleine Geschirre gestellt mit Himbeeren, Weizen und Haselnüssen. Es liegen drei bis fünf Knüppellagen übereinander; die Knochen sind von Hausthieren, nur einer vom Wisent. Es fehlen die Speisereste einer sesshaften Bevölkerung. Diese Anlagen sind keine Wohnstätten, sondern Cultusstätten. Fraas hat dieselben Dinge auf sieben Gipfeln der schwäbischen Alb und auf dem Hohenstaufen entdeckt, und an solche Gipfel knüpfen sich Hexensagen wie an den Brocken. Auf Antrag Lucae's wird dann noch Dr. H. Schliemann wegen seiner Verdienste um die Archäologie zum Ehrenmitgliede der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ernannt, und hierauf schliesst der Vorsitzende mit einem Dank an das Localcomité wie an die Städte Constanz, Ueberlingen und Schaffhausen die Versammlung. Nachmittags fuhren etwa 20 Mitglieder noch über Romanshorn und Frauenfeld nach Niederwyl, wo Messikomer mit seinen Leuten einen Pfahlbau blosslegte. In Frauenfeld wurde die kleine, aber bemerkenswerthe Sammlung prähistorischer und römischer Alterthümer besehen, die letztern kommen meist von Eschenz. Der Pfahlbau, der in einem abgelassenen Torfried zum Vorschein kam, ist wie der bei Schussenried ein Knüppelbau. Der Spaten schneidet diese Hölzer, die zuweilen in acht Lagen übereinander liegen, wie Butter. Alle suchten in dem schwarzen Moder und waren glücklich, wohl erhaltene Pflanzenblätter, Haselnüsse, Pflanzensamen, Topfscherben oder Feuersteinmesser zu finden. Die Dämmerung und die Kälte trieben zum Aufbruch. Die Wagen brachten die Gesellschaft nach Frauenfeld zurück, wo die Vereine der Stadt dieselbe in zuvorkommender und glänzender Weise bewirtheten. Die letzte Stunde flog rasch dahin. Ernste Reden und herzliche Abschiedsworte wurden gewechselt. Dann eilten Alle, von dem Erlebten aufs vielseitigste angeregt und befriedigt, mit dem letzten Zuge nach Ost oder West der Heimath zu. Schaaffhausen.

5. Das Grabhügelfeld bei Eisenberg[1]). Im Allgemeinen ist in Deutschland wohl keine Gegend so reich an Erinnerungen der Vergangenheit, wie das Rheinthal, und hier besonders wieder die Gegenden, welche die natürlichen Verbindungsstrassen zwischen dem Osten und dem Westen, der alten Germania Magna und der Gallia Transalpina, bilden. Die Landschaft zwischen Hundsrück im Norden und dem Vogesenpass bei Zabern liefert einen eben solchen Reichthum an

1) Vgl. Misc. 23 im vorigen Jahrbuch.

Funden aus Römer- und Frankenzeit, wie aus vorgeschichtlicher Periode. Wohl eines der grossartigsten Grabfelder aus ältester Periode erstreckt sich vom südlichen Fusse des von der Sage umwehten Donnersberges, dem heiligen Sitze Donar's, längs der Eis = Isa (= Eisenbach?) an der uralten Gallierstrasse, die einst von Worms = Borletomagus nach Metz = Divodurum führte. Die westliche Fortsetzung bilden die Grabhügelgruppen am Enkenbach, Alsenborn, an der Jägersburg und besonders am Rodenbach, wo die Riesengräber den prachtvollsten germanischen Goldschmuck entdecken liessen, den Deutschland bis jetzt kennt. Südlich der Eis, im Stumpfwalde, aus dem die umliegenden neun Gemeinden ihren Holz- und Streubedarf beziehen, liegen die mächtigen Tumuli in Gruppen beieinander. Ueber eine Stunde Weges, in der Breite die Hälfte, dehnt sich auf erhabenen Plateaux das Leichenfeld aus, das die Todten der Vorzeit unter Steingemüllen und Sandmassen birgt. Eine alte Strasse, die von Wattenheim nach Ramsen (= Ramesum, scil. nemus) durch den Hochwald führt, theilt das Gräberfeld in zwei Gruppen, eine östliche und eine westliche. Zwischen den Hügeln der östlichen Gruppe liegen gewaltige Schlackenhaufen, welche Reste eines primitiven Eisenschmelzprocesses bergen, wie er auch in der Schweiz und im Jura in der Vorzeit üblich war. Die Grabhügel müssen älter oder jünger sein, als die Schlackenhaufen, die gewöhnlich 400 Wagenladungen Eisenmaterial enthalten. Nach den bisherigen Funden sind die östlichen Grabhügel älter als die Eisenschlackenhaufen. Ein mit vieler Mühe im Ostfelde ausgegrabener Tumulus ergab unter einer dicken Steinlage von Bruchsandsteinen die Reste des Leichnams, liegend in der Richtung von West nach Ost. Es waren noch erhalten die Fingerknochen und Theile vom Rückgrath so wie vom Becken, aber nur dadurch, dass Bronze-Objecte ihr Metall der Knochensubstanz imprägnirten. Von Bronzen fanden sich zwei starke Armringe, ein Halsring mit eigenartiger Schleife, ein Theil eines Brustpanzers und, das seltenste, ein Ledergürtel in Fragmenten, gestickt mit Bronzeperlen. Ausserdem ergab der Hügel starke Reste einer rohen Urne. Der Hügel hatte 40 Meter Umfang, 13 Meter Durchmesser, 1½ Meter Höhe. Ein zweiter, noch gewaltigerer mit Steinmüllung ergab ein ähnliches Resultat; die grössten der Art haben an 100 Meter Umfang und bilden ein wahres Felsenmeer bei einer Höhe von etwa 4. Meter; sie werden noch heisse Arbeit kosten. Die westliche Gruppe besteht aus Sandsteinanhäufungen, die runde Hügel von 40 bis 60 Meter Durchmesser bilden. Ein zuerst untersuchter ergab nichts als ein gebogenes Eisenschwert von ½ Meter Länge mit bronzenem Griffbeschlag. Vielleicht ein Kenotaphion zur Erinnerung an einen fern Gestorbenen? Ein zweiter ent-

hält nach Westen zwei viereckige Plattensetzungen. In der ersten lag eine hübsche verzierte Urne von 18 Centimeter Höhe, daneben eine Fibel aus Bronze, mit Koralle und echter Perle geziert. In der zweiten befand sich eine rohere Urne und dabei ein gebogener Knöchelring aus Bronze. Nach Norden lagen Scherbenreste und Kohlen — vom Leichenmahle?

Die von der königlichen Regierung der Pfalz genehmigte und unterstützte fernere Untersuchung des Gräberfeldes, die vorzugsweise in den Monat August fallen wird, darf die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher auf sich lenken. Die beiden Arten der Gräber unterscheiden sich — wie es scheint — durch Bestattung und Beigaben, Gefässe und Grabbau zu sehr, als dass wir sie einer Periode zuschreiben könnten. Die eine, die östlichere Gruppe, stimmt in ihren Funden mit denen aus der Saargegend überein, die andere, westlichere, mit denen vom Taunus, dem Hundsrück, dem Hagenauer Forst. Ob die zwei Arten von Gräbern zwei verschiedene Völker repräsentiren? — Die Zukunft wird diese für die Ethnologie wichtige Frage lösen. Köln. Zeitung. M.

6. Emmerich. Zwischen der Chaussée und Eisenbahn von Emmerich nach Rees auf der mit Flur II, No. 388/259 catastrirten Parcelle des Kaufm. Büdding wurden 2′ unter der Erdoberfläche interessante germanische Urnen mit Asche und Knochenresten und 2 gedrehten Bronze-Ringen gefunden. W.

7. Münzfund in Hillscheid. Um Mitte Februar d. J. fand man in dem 5 Kilometer von hier entfernten Dorfe Hillscheid auf einem Terain in der Nähe des Waldes, beim Auswerfen eines Loches, das zum Pflanzen eines Baumes bestimmt war, 1 Fuss tief, einen zuckerhutartig geformten, sehr hart gebrannten braunen irdenen Topf von 23 cm Höhe, in welchem sich 330 Stück durchgehends gut erhaltener Silbermünzen des 12.—13. Jahrhunderts befanden. Es waren sämmtlich Denare und Sterlinge, von folgenden Fürsten geschlagen: Dietrich der Zweite, Graf zu Wied, Erzbischof von Trier, 1212—1242, 67 Stück; Heinrich der Erste, von Molenark Erzbischof von Cöln 1225—1235, 70 Stück; Bertram 1180—1211 und Conrad 1211—1224, Bischöfe von Metz, 31 Stück; König Johann von England 1199—1216, 3 Stück, und König Heinrich II. von England, 1154—1189, oder König Heinrich III. von England, 1216—1272, 156 Stück; im Ganzen 327 Stück. Die Münzen (Sterlinge) der beiden letzten Könige lassen sich schwer von einander sondern, da diejenigen aus der ersten Regierungszeit König Heinrich III. die Bezeichnung Rex III. nicht tragen und die Münzen Heinrich II. ganz gleich gebildet sind. Als Münzprägestätten auf diesen engl. Münzen finden sich: London, Winchester, York, Oxford, Norfolk, Durham, Canterbury, Dublin u. a. mit verschiedenen Münz-

meistern angegeben. Im Anfang August d. J. wurden an derselben Stelle, lose im Boden zerstreut nochmals 20 Stücke dergleichen und zwar 10 Stück engl., 3 Stück kölner, 7 Stück trierer aufgefunden. Da die beiden engl. Münzen in der damaligen Zeit ein hier beliebtes Zahlungsmittel waren, berechtigt die Annahme einer grossen Handelsverbindung, welche die hiesige Umgegend derzeit mit dem Auslande unterhielt.

Die beiden Funde sind käuflich in meinen Besitz übergegangen.

Ehrenbreitstein. C. J. Schwickerath.

8. Hirzenach. Zur Geschichte der Frühgothik am Mittelrhein ist die Kirche zu Hirzenach am Rhein (unterhalb St. Goar, linkes Ufer) von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Leider liegen bis jetzt zutreffende Anhaltspunkte über die Zeit ihrer Erbauung und namentlich des in erster Linie hier in Frage kommenden Chores nicht vor; denn die von Lotz mitgetheilte Jahreszahl 1110 wird von demselben mit vollem Recht bezüglich des jetzigen Baues in Frage gestellt. Soviel ist jedoch gewiss, dass der Chorbau als einer der interessantesten Beiträge zur Entwickelung der Gothik betrachtet werden muss. Was dem Bau besonderen Werth verleiht ist die Eigenart seiner Architektur; nicht wie z. B. die Burgkapelle zu Iben[1]) steht derselbe fremd und zusammenhanglos in seinem Architekturgebiete, sondern er schliesst sich in einer gerade bei den frühgothischen Denkmalen seltenen Weise den Bauten der vorausgehenden Richtung an; er trägt in nicht zu verkennender Weise den Stempel der kölnisch-romanischen Schule an sich. Es zeigt sich dies ebensowohl in der Anordnung der Innenarchitektur, wo unter den Fensterbänken Doppelnischen mit gedrungenen Rundsäulen die Wandfläche beleben, wie auch in der eigenthümlichen Kapitellform, die hochgezogen, in noch befangener Weise an dem Knospenkapitell der letzten romanischen Entwickelung festhält; endlich beweist das häufige Unterbinden der Rundstäbe durch Wulste die tiefgewurzelten Anschauungen der älteren Richtung. Redtenbacher, Beiträge Taf. 18 weist auf die Eigenart der Hirzenacher Chorfenster hin und theilt mit mir die Anschauung, dass darin ein Anlehnen an den Rheinischen Uebergangsstyl zu erkennen sei. Im Einzelnen ist die Ausführung des Stabwerks in den Fenstern sehr eigenartig, indem die Säulchen der Mittelpfosten aus einzelnen freigearbeiteten Stücken bestehen, die mit dem Pfosten durch Bindersteine mit Ringprofilen verbunden sind. Im Innern ist dagegen der Rundstab ebenso wie an den Gewänden und der Masswerkfüllung mit der Profilirung im Zusammenhang. Die Streben am Aeussern sind von

1) Siehe S. 82.

höchster Schlichtheit. Da Aufnahmen hier nicht zur Seite stehen, so mögen sonstige Eigenheiten besser unerörtert bleiben. Wichtig dagegen wäre eine eingehende Untersuchung und Aufnahme des ganzen Baues. Die neuerdings vorgenommene Uebertünchung liess eine Prüfung der structiven Eigenthümlichkeiten nicht zu, weswegen ich mich auf diese Hinweise beschränke.

Jedenfalls beweist der Bau, dass die Gothik ausser den westlichen Wegen auch auf der grossen Strasse entlang des Rheines ihren Weg nach Mitteldeutschland gefunden hat. Beachtenswerth ist indess, dass die über Köln kommende Gothik dorten eine entschieden lokale Färbung trägt, während die auf der westlichen Strasse entstandenen Denkmale, wie gerade das schon genannte Iben, ganz entschieden und unvermittelt die Richtung der französischen Schule in Erfindung wie in Ausbildung der Einzelheiten an sich tragen. Der Meister des Hirzenacher Baues hat die gothischen Formen, wo immer er zuerst ihnen mag begegnet sein, in sich aufgenommen und dieselben mit seinen älteren Schulgewohnheiten so verschmolzen, dass er über den jüngeren Errungenschaften seine heimischen Ueberlieferungen nicht auf die Seite gestellt hat. Hirzenach ist kölnisch-rheinische Frühgothik, deutsch in dem Sinne, dass das Metall des neuen westlichen Werthes erst umgeschmolzen ward, ehe es an die rheinische Völkerstrasse gebracht wurde. In dieser Hinsicht verdient Hirzenach besondere Beachtung und eine wohlverdiente Stelle in der Geschichte der rheinischen Architektur des Mittelalters.

Mainz. Friedrich Schneider.

9. Kirn. Durch die freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Freudenberg, welchem von der Hand des Herrn Dr. Butry über die Aufdeckung einer römischen Gräberstätte bei Kirn a. d. Nahe im Laufe des Mai d. J. ein kurzer Bericht zugegangen war, veranlasst, habe ich den Kirner Gräberfund in Begleitung des Herrn Dr. Butry bei dem Besitzer desselben, Herrn Wilhelm Simon, mir angesehen und auch die Gräberstätte besucht. Dieselbe liegt 1 Kilometer von Kirn entfernt nach dem Hellberg zu links von der Chaussée in dem sog. Präsenzacker. Die Gräber befinden sich in einer Tiefe von 7—10 Fuss, die sich durch das allmähliche Herabrutschen der Erde von dem Berge, an dessen Fuss die Stätte liegt, in diesem Grade gebildet hat. Es sind im Ganzen jetzt 6 sog. Todtenkisten aus grauem Sandstein von verschiedener Grösse, ähnlich den bei Oberhausen entdeckten und von Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrbb. XXIII, 183 beschriebenen, ausgegraben worden. Dieselben haben theils Quadratform, theils die Form eines kurzen Rechtecks. Alle sind mit Deckeln aus demselben Steine versehen; einer derselben ist dachförmig

gestaltet. In allen diesen Steinkisten lagen nur Knochenreste von verbrannten Menschenleichen. Solche viereckige Steinbehälter sind auch in den von mir beschriebenen Römergräbern bei Kreuznach ausgegraben worden; doch enthielten diese ausser den Knochen noch andere Gegenstände (Bonner Jahrbb. XXI, 14 u. 15). Weiter wurden in der Kirner Gräberstätte römische Urnen von grauer geschlämmter Erde mit Kranzverzierung, Urnen sowohl von Erwachsenen wie von kleinen und ganz kleinen Kindern und natürlich auch ein- und zweihenkelige weitbauchige Krüge von gebrannter Erde mit kleinem Boden und kleiner Halsöffnung (sog. Thränenkrüge), wie sie so häufig als Umstellung von Urnen vorkommen, gefunden. Diese Krüge haben sicherlich ursprünglich den Wein und die Milch enthalten, die bei den Beerdigungen verbraucht wurden, indem ja die glühende Asche mit Wein gelöscht und die gesammelten verkohlten Gebeine wieder mit Wein und Milch besprengt und dann getrocknet wurden. Die Krüge mussten natürlich als den Manen der Verstorbenen geweiht mit beigesetzt werden. Die in der Kirner Gräberstätte gefundenen Krüge haben alle eine weissgelbe oder weissrothe Farbe (»Fleischfarben« sagte Herr Dr. Butry), während die Urnen alle von mehr oder weniger dunkelgrauer Farbe sind. Auch ein zur Verhinderung des leichten Ausgleitens aus der Hand in der Mitte etwas eingebauchtes Oelgefäss von grauer Erde sowie ein anderes ähnliches, aber nicht ausgebauchtes Gefäss, das, wie Herr Dr. Butry und Herr Simon meinten, sich jetzt noch fett anfühlt, liegen vollständig erhalten vor. Bekanntlich wurde bei Verbrennung von Speisen auch Oel in die Flamme gegossen. Ebenso hat Herr Simon noch ganz gebliebene Becher von grauer Erde und ein Trink- oder Salbengefäss von terra sigillata mit dem Fabrikantennamen auf dem Boden, den ich jedoch nicht lesen konnte, gerettet. Ein Gefäss von hellblau-grauer Erde, das einen schmalen Boden hat, aber nach oben stark ausgebaucht ist und eine weite Oeffnung zeigt, trägt inwendig auf dem Boden die eingeprägte Inschrift HELIO(fficina). Ein Teller von terra sigillata, der am Rande ein Stück verloren hat, hat den Fabrikantennamen PATRICIM (= Patrici manu). Ferner bewahrt Herr Simon noch eine kugelrunde Bulla von gebackener Erde mit einem Loche in der Mitte zum Anhängen derselben. Sodann wurde der untere Theil eines kleinen länglichen Salbengefässes von Glas und der Rest eines andern Salbenfläschchens von Glas, der mit dem Reste eines Bronzegefässes zusammengeschmolzen war, gefunden. Ohne Zweifel waren ursprünglich wohlriechende Essenzen in denselben, die mit den Gläschen auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Auch Bruchstücke von 2 Fibeln von Bronze und verschiedene Bronzereste, die ursprünglich zum Pferdegeschirr

gehört zu haben scheinen, und anderes geschmolzenes Glas und geschmolzene Bronzereste wurden gefunden. Von einer Bronzeschelle, die bei den geschmolzenen Bronzegegenständen gelegen, fehlt nur der Klöpfel. Ein anderes kleines schalenartiges Gefäss von Bronze, dem leider die Arbeiter alle aerugo nobilis genommen, sieht fast aus wie eine Pferdephalera. Dann liegen noch zwei kleinere flache Tellerchen von Bronzeblech vor, die ganz aufeinander passen und nach der Angabe des Herrn Simon ursprünglich durch ein von den Arbeitern zerstörtes Scharnier mit einander verbunden waren. Ueber den ursprünglichen Zweck dieses Gefässes kann ich mir keine Vorstellung machen. Von Eisen sind zwei Pfeile und ein Beil gefunden worden, das jedoch nicht zum Hauen, sondern zum Stossen oder Werfen gebraucht wurde, indem die länglichte runde Oeffnung für den Stiel oder Schaft sich nicht hinten vertical durch den Stumpftheil, sondern hinten auf der einen Längsseite horizontal hinzieht, also eine securis missilis ist, wie solche auch in den Römergräbern bei Kreuznach gefunden worden sind, bei denen jedoch das hintere Ende nicht auf der Längsseite diese Oeffnung hat, sondern spitz ausläuft, so dass ursprünglich diese Spitze in dem hölzernen Stiele oder Schaft steckte und durch einen Ring, der sich bei dem einen Instrumente noch an seiner Stelle fand, festgehalten wurde. Sehr zu bedauern ist, dass nach der Angabe des Herrn Simon nur etwa noch der vierte Theil von den aufgedeckten Gefässen vorhanden ist, indem gegen $^3/_4$ durch unvorsichtiges Graben und Herausnehmen zerbrochen wurden.

Von ganz besonderem Interesse aber sind noch die Thongefässe, die ich als nichtrömische bis jetzt noch nicht besprochen habe und von denen Herr Dr. Butry meinte, dass sie nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet worden seien. Dieselben sind wirklich gebrannt, aber keine römischen, sondern celtische Gefässe und zwar celtische Urnen. Die Urnen für Erwachsene sind grösser als die Römerurnen. Die zweitgrösste hat im Boden einen Durchmesser von 14 cm, in der Oeffnung eine solche von 16 cm und beträgt der weiteste Bauchumfang 71 cm. Von der allergrössten fehlt leider der obere Theil, der weiteste Bauchumfang beträgt 94 cm. Ausserdem fand sich noch eine nicht, wie sonst die Urnen, gestaltete, sondern lang gezogene mehr schmalbauchige keltische Urne von Thon, die leider in mehrere Stücke gebrochen ist, die aber Herr Simon auf meinen Rath wieder zusammensetzen lässt. Diese viel roher, als die römische, gearbeiteten und aus viel roherer Erde gebrannten Celtenurnen weisen auf das Bestimmteste darauf hin, dass die Ansiedelung bei Kirn eine celtisch-römische, ursprünglich wohl celtische war, die in der Römerzeit auch ihre römischen Bewohner bekam. Gegen eine germanisch-römische

Ansiedelung sprechen offenbar die gefundenen 6 Steinkisten, indem solche Steinkisten nie in deutschen Gräbern vorkommen. Auch sehen die germanischen Urnen anders aus als diese celtischen. Auf eine feste Ansiedelung weisen mit Sicherheit die Kinderurnen hin. Es bestand also hier eine ähnliche Ansiedelung wie bei Oberhausen, wo ja auch Römisches und Celtisches sich vermischt fand, wie Prof. Freudenberg in den Bonner Jahrbb. XXIII, 183 hervorgehoben hat. Die grössere Feinheit der Römerurnen und der Gefässe von terra sigillata und die graue Farbe der römischen Urnen scheint auf die vorconstantinische Zeit hinzuweisen, indem wenigstens in den bei Kreuznach aufgedeckten Gräbern die Urnen der spätern Zeit aus rauher weisslicher oder rother Thonerde, dagegen die der frühern Jahrhunderte von grauer feiner geschlämmter Erde verfertigt waren. Mir scheinen die Römerurnen auf die Zeit der Antonine hinzuweisen. Auch dürfte der Umstand, dass noch echte celtische Urnen an dieser Gräberstätte sich finden, darauf hindeuten, dass diese Gräberstätte noch in der frühern Zeit der Römerherrschaft in unserer Gegend angelegt wurde, indem in der spätern Zeit das celtische, zumal das rohere celtische Wesen durch römische Cultur verdrängt war. Eine kurze Strecke von der Stätte, wo diese Anticaglien gefunden wurden und zwar nach Kirn zu fand sich auch in der Tiefe von 5 und mehr Fuss fettes, verbranntes Tannenholz mit Scherben vermischt und ist hier vielleicht die Verbrennungsstätte (ustrina oder ustrinum) gewesen, indem ja die Scheiterhaufen von Tannenholz errichtet zu werden pflegten.

Diese celtische Niederlassung bei Kirn dürfte wie auch die bei Oberhausen und an all den vielen Stätten des Hunsrückens und der Abdachung desselben, wie z. B. bei Hennweiler, wo sich noch Hünengräber finden, gewiss schon vor der Römerzeit bestanden haben und später vermischten sich auch römische Elemente mit derselben. Auch möchte diese alte Ansiedelung mehr in der Nähe der Gräberstätte gelegen haben und scheinen später nach der Erbauung der Kyrburg die Bewohner die Nahe weiter herauf unter dem Schutze dieser Burg ihre Wohnstätte genommen zu haben.

Was die Seitenwege, welche zur Römerzeit den Hunsrücken mit dem Nahethal in Verbindung setzten, betrifft, so hat die noch vorliegenden gewissen Spuren bereits Oberst-Lieutenant Schmidt verfolgt und kenne ich auch bloss die von ihm untersuchte Römerstrasse, welche bei Dörrebach von der nach Bingen führenden Hauptstrasse abging und nach dem Kastell bei Kreuznach führte. Allein diese vielen celtischen Ansiedelungen auf dem Hunsrücken und den Abdachungen desselben waren sicherlich auch nicht ohne Verbindungswege, wenn dieselben auch nicht künstlich angelegt

und manchmal herzlich schlecht gewesen sein mögen. Als ich noch in Kirchberg wohnte, zog jener auffallende, aus der Ferne wie ein Thurm aussehende, aus der Waldung hervorragende Fels auf dem Kamme des Soonwaldes, an dem man vorbeikommt, wenn man von Kirchberg aus den nächsten und geradesten Weg nach Kirn über Dickenschied, Rohrbach, Hennweiler und Oberhausen einschlägt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe mir immer gesagt: sollte nicht dieser weit sichtbare Felsen (gewöhnlich der »hohe Stein« oder der »dicke Stein« genannt) von den ältesten Bewohnern, die der Jagd wegen überall hinstreiften, oft besucht und in der Nähe angesehen worden sein? Ja es ist höchst wahrscheinlich, dass ein wenn auch schlecht angelegter Vicinalweg von dem ursprünglich celtischen Dumnissus (Denzen-Kirchberg) in gerader Richtung durch die Gemarkung von Dickenschied, in dessen Nähe an dem Wege nach Gemünden jetzt noch hohe Hünengräber liegen, dann von Rohrbach an diesem auffallenden Felsen vorbei an der jetzigen Strassenstelle durch die Gemarkungen von Hennweiler und Oberhausen, wo ja auch Ansiedelungen bestanden, nach der Ansiedelung von Kirn geführt habe; denn sicherlich werden alle diese celtischen und später celtisch-römischen Ansiedelungen nicht ohne irgend welche Verbindungswege gewesen sein. Namentlich mag zur Römerzeit noch für Verbesserung solcher Vicinalwege gesorgt worden sein, wenn auch keine kunstgerecht angelegte Heerstrasse hier bestand. — Nächstes Frühjahr will Herr Simon weiter graben lassen und mir Mittheilung machen, wenn sich weitere Anticaglien finden. Nachträglich wurde auf derselben Stelle noch eine stark oxydirte Münze des Augustus gefunden, Avers: CAES · PONT · MAX · und Revers: ROM · ET · AVG und der Altar von Lyon.

Roxheim bei Kreuznach. Ph. Heep, Pfarrer.

10. Die historische Ausstellung von Friesland in Leeuwarden.

Dieses von der friesischen Gesellschaft für Geschichte, Sprache und Alterthumskunde in diesem Sommer ins Leben gerufene Unternehmen hat ein so günstiges financielles Ergebniss geliefert, dass die Ausstellung über die vorher bestimmte Frist auch während des Monats September noch fortdauerte. Sie war auch zu Ehren des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft ins Werk gesetzt mit der Absicht, aus dem erzielten Gewinne dem Lande ein dauerndes friesisches Museum zu schaffen. Der Freund deutscher Geschichte und deutschen Lebens richtet mit Vorliebe den Blick gerade auf das holländische Westfriesland, den alten Wohnsitz des Friesenstammes, der zwischen Rhein und Ems und Nordsee angesiedelt war, weil er deutsche Art länger unverfälscht bewahrt hat als irgend ein anderer Germanen-

stamm. Wir Rheinländer mögen einigen Stolz dabei empfinden, dass, wie die Quellen unseres herrlichen Stromes das freie Schweizervolk umwohnt, so an seinen Mündungen der freiheitliebende und thatkräftige Stamm der Friesen deutsches Land von je her vor feindlichem Einfall wie vor der Meeresfluth geschützt hat. Nur wenige Jahre trugen die Friesen das Römerjoch, Karl der Grosse musste ihre alten Rechte anerkennen, die für die Geschichte der deutschen Rechtsentwicklung, wie C. v. Richthofen zeigte, die wichtigsten Denkmäler sind. Die Römer konnten dem armen Lande nur einen Tribut in Thierhäuten auferlegen, der so drückend war, dass er sie zum Aufruhr trieb. Heute ist das kleine Land so reich wie kaum ein anderes von gleichem Umfang, und sein Wohlstand wächst mit jedem Jahr. In der Hauptstadt Leeuwarden wie in der Hafenstadt Harlingen erfährt der Reisende nichts von jenem Fall der Gründer, nichts von jenem schweren Druck, der überall sonst auf den Geschäften lastet. Mit ungeschwächtem Fleisse, mit der dem Stamme eigenen zähen Ausdauer und Sparsamkeit werden die Schätze der Natur gesammelt und in Gold verwandelt. Im Jahre 1748 hatte Friesland 135,000 Einwohner, 1859 war diese Zahl verdoppelt, die Zählung von 1864 ergab 282,000, 1877 zählte man 317,000. Es ist der zunehmende Reichthum des Landvolks, der aus den einfachen Ohreisen der früheren Jahrhunderte den goldenen Reif und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts die goldenen oder silbernen Scheiben gemacht hat, die jetzt bei den friesischen Frauen den ganzen Hinterkopf wie mit einem Helm bedecken. Selten mögen deutsche Adelsgeschlechter einen so alten Stammbaum aufweisen können wie die Herren van Cammenga, die ihren Namen von einem Gute führen, welches Ludwig der Fromme einem Ritter Reynold schenkte. Wie die friesische Sprache am meisten von allen niederdeutschen Mundarten dem Englischen gleicht, so erinnert auch manches Andere an diese Stammverwandtschaft, zumal die Pflege der Pferde- und Rinderzucht. Die grösste That der Friesländer bleibt aber immer ihr siegreicher Kampf gegen den Wogendrang des Meeres. In der Ausstellung sieht man das Modell des neuen Deichs von Harlingen, das bereits in Philadelphia mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Der Deich selbst ist mit Basaltsäulen gepflastert, die mit ihren fünf Ecken unverrückbar fest aneinanderschliessen; dieser Steindamm ist dann noch durch ein Pfahlwerk geschützt, welches die Wogen bricht, ehe sie den Damm erreichen. Es können die rheinischen Basaltbrüche einem schwunghaften Geschäfte entgegensehen, wenn diese festeste Art des Deichbaues allgemeiner eingeführt sein wird, statt der bisher benutzten norwegischen Granitblöcke und der Trass- und Cementmauern, die sich nicht bewährt haben. Dass die hollän-

dischen Deiche noch nicht jeder Gewalt des Meeres Trotz bieten, hat sich bei dem Sturme in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar d. J. gezeigt, wo dieselben an verschiedenen Stellen nicht würden Stand gehalten haben, wenn die Fluth nur zwei Stunden länger gedauert hätte. Mit Recht sagen aber die Friesen, ihr Land sei mit einem goldenen Reif umspannt, denn man berechnet, dass ein Pfahl, bis er im Deiche festsitzt, zwei Ducaten kostet, und wie viele Hunderttausende umzäunen das Land. Am neuen harliger Deich kostet die Länge einer Elle mehr als 100 Gulden! Die Gestalt Frieslands ist fortwährenden Veränderungen unterworfen, das Land, welches die Flut an einer Stelle wegreisst, wird an einer andern wieder angetrieben. Seit der Zuidersee aus einem Binnensee, den die Römer Flevo nannten, ein offener Meerbusen geworden ist, hat das Meer an der Nordküste Frieslands neues Land gebildet, das sogenannte Bildt, seit dem 16. Jahrhundert erst abgedeicht und jetzt von nahezu 10,000 Menschen bewohnt, die holländischer Abkunft sind. Diese Landanschwemmung im Norden musste den Abfluss der in dieser Richtung in die Nordsee sich ergiessenden Ströme vermindern und mehr nach Westen verlegen. Im Anfange des 13. Jahrhunderts durchbrachen Sturmfluten die Dünenkette am nördlichen Saume des Binnensees, der von den römischen Flotten befahren worden war. Jetzt hat er viele Untiefen und ist für kleine Schiffe gefährlich; seine Tiefe beträgt meist nur 10 Fuss, an einigen Stellen 30 Fuss. Man spricht davon, dass die Holländer, wie sie das haarlemer Meer ausgepumpt haben, mit der Zeit auch den Zuidersee trocken legen würden. Zunächst denkt man aber nur daran, durch Deichbauten die Watten zwischen der friesischen Küste und der Insel Ameland in Land umzuwandeln, und hat schon den Anfang damit gemacht. Jetzt fliesst von den Armen des Rheines nur die Yssel und die Becht noch in den Zuidersee, es ist wahrscheinlich, dass zur Römerzeit die Hauptmenge des Rheinwassers durch die Yssel in den Flevosee abfloss und theilweise durch das Sneeker Meer in den Mittelsee. Dieser Abfluss wurde noch vermehrt durch den Canal, den Drusus zwischen Rhein und Yssel herstellte. Tacitus sagt nämlich Annal. II, 6, der Rhein theile sich beim Eintritt in das batavische Gebiet in zwei Flüsse, er behalte seinen Namen und schnellen Lauf, wo er an Germanien vorbeiströme in den Ocean, am gallischen Ufer aber fliesse er breit und langsam, mit verändertem Namen Vahalis (Waal) genannt und gehe dann durch die Mündung der Mosa (Maas) in das Meer. Mit dem Durchbruch des Zuidersees steht noch ein anderes weniger bekanntes Ereigniss in Verbindung, nämlich das Verschwinden eines grossen Meerbusens, des Mittelsees, der von Nord nach Süd Friesland durchschnitt und in ein

Oestergoo und Westergoo theilte. Die Städte Leeuwarden, Sneek und Bolsward lagen an ihm und waren Seestädte, während sie jetzt im Binnenlande liegen. Diese Ausfüllung des an seinen alten Deichen noch erkennbaren Meerbusens vollzog sich, wie die Untersuchungen von Brewer und insbesondere von Eekhoff, dem immer noch thätigen und für die Geschichte seines Vaterlandes hochverdienten Archivarius der Stadt Leeuwarden, schon im Jahre 1834 dargethan haben, nach dem 13. Jahrhundert und war in zweihundert Jahren vollendet.

Indem wir diese Schilderung des Landes vorausgehen liessen, können wir uns über die Ausstellung kürzer fassen. Sie war in einfacher aber bequemer Weise in 19 Zimmern und Gängen des Palastes, unter dem nur ein stattliches Haus zu verstehen ist, ausgestellt. Der Katalog bildete einen Band von 316 Seiten. Nachahmenswerth ist die Einrichtung, dass auf den Glaskasten immer auch die Seite des Katalogs angegeben ist, auf der die Gegenstände beschrieben sind. Die erste Abtheilung der Ausstellung gab ein anschauliches Bild der Bodenbeschaffenheit des friesischen Landes, von allen Erdarten und Gesteinen waren Proben ausgelegt, Sand und Thon, Klei und Kreide, Gerölle und Bruchstücke erratischer Blöcke, Alluvium, Torf und Diluvium nebst den darin vorkommenden organischen Resten wirbelloser und höherer Thiere. Die Funde quaternärer Thiere scheinen selten, doch sind Reste von Elephas primig. und Cervus megaceros vorhanden. Bekanntlich heissen die zahlreichen Erhöhungen des Landes, auf denen sich die meisten Niederlassungen befinden, Terpen, sie waren schon zur Römerzeit die Zufluchtsorte der ältesten Bewohner bei Ueberschwemmungen des Landes, man zählt ihrer etwa 400 und hält sie grösstentheils für künstliche Erhöhungen; sie bestehen aus fruchtbarem Alluvialboden und sind 8 bis 12, zuweilen 18 Fuss hoch. Vielfach trägt man sie jetzt ab, um das tiefer gelegene Land damit zu düngen, man zahlt für die Tonne dieser Erde einen Gulden. In den Terpen werden auch die meisten Alterthümer gefunden aus germanischer und römischer Zeit, so wie spätere. Es waren Steinbeile und Knochengeräthe ausgelegt, doch nur in geringer Zahl, häufiger waren die aus dem Mittelfussknochen des Ochsen gefertigten und durch den Gebrauch glänzend polirten Schlittschuhe der prähistorischen Zeit. Unter den runden, 1½ Fuss im Durchmesser grossen Mühlsteinen bestanden mehrere aus schwarzgrauer Lava, wahrscheinlich vom Rhein; Aschenurnen und Scherben anderer Thongefässe waren meist von roher Arbeit, nur wenige verrathen römischen Ursprung, doch waren auch einige römische Bronzestatuetten vorhanden. Verschiedene Knochengeräthe, Spindelscheiben, obeliskenförmige Anhängsel, auch ein Pferdehuf-

ein waren mit Kreisen und Punkten verziert, ein kleines zugeschmolzenes ilasfläschchen war zur Hälfte mit noch klarem Wasser gefüllt, ein Wagenad nur zusammengefügt ohne jedweden Eisenbeschlag oder Nagel. Es ehlten auch nicht die kleinen weissen, aus Thon gebrannten Rauchpfeifchen, ie oft in grosser Tiefe gefunden werden und den Beweis liefern sollen, dass lange or der Einführung des Tabaks in Europa von den Völkern des Alterthums chon geraucht worden sei. Die bekannte holländische Tabakspfeife, die umal in Gouda gemacht wurde, ist nicht die Nachbildung irgend einer merikanischen Pfeife, sondern dieselbe, die schon im Alterthum aus Bronze nd Eisen in Gebrauch war. Neue geologische und alte geographische arten, die älteste von 1570, geben Rechenschaft über den innern Bau, ber die frühere und jetzige Gestalt des Landes. Die grosse Mehrzahl der lterthümlichen Gegenstände gehörte den letzten drei Jahrhunderten an, der eit, wo in Holland Handel und Kunst und Wissenschaft einen glänzenden ufschwung nahmen und das Land zugleich eine Freistatt der Denker war. us den früheren Zeiten des Mittelalters scheint wenig gerettet zu sein, ie Kirchenschätze sind in den Stürmen der Reformation verschwunden. emerkenswerth sind die schön geschnitzten Chorstühle aus der alten Marnskirche zu Bolsward aus dem 14. Jahrhundert, auch einige Bibeln und ebetbücher mit Initialen und Miniaturen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. eberhaupt durfte man hier nicht Gegenstände hohen Kunstwerthes, Werke es feinsten Geschmackes suchen, wie sie auf den Ausstellungen in Frankırt, München und Köln bewundert werden konnten, hier hatte Alles mehr n historisches Interesse. Das ganze öffentliche und häusliche Leben einer ergangenen, nach allen Seiten hin betriebsam schaffenden Zeit, wie es sich diesem urdeutschen Lande eigenthümlich entwickelt hat, lag hier vor ugen, in grösster Vollständigkeit. Da war der ganze Hausrath vom Prunkmmer bis zur Küche, da stand es aufgestapelt das Porcellan und Silbererk, dessen alte Formen jetzt 10- und 100fach so hoch vom Liebhaber ezahlt werden, als sie neu kosteten. Eigenthümlich waren die zahlreich orhandenen Geburtslöffel mit eingravirtem Namen und Geburtstag, die ohl Pathengeschenke waren, so wie die Sterbelöffel mit entsprechender schrift, die man wohl den Freunden des Verstorbenen zum Andenken gab, rner das silberne Traukistchen, welches der Brautwerber mit einem es nhüllenden Tuche der Erwählten überreichte; wenn sie die Zipfel des uches in einen Knoten schürzte, dann nahm sie den Antrag an. Ein Aufhen erregendes Desertservice, in getriebenem Silber in höchst plumper 'eise gearbeitet, welches einen grossen Schrank füllte, war von dem Betzer als antik gekauft worden, erwies sich aber als von einem noch in

Leeuwarden lebenden Silberschmied gefertigt. In vielen Kasten sah man alle Geräthschaften und Werkzeuge des Hauses im Kleinen nachgeahmt von Silber, sei es als Nippsachen oder als Kinderspielzeug. Eine besondere Anziehung auf alle Besucher übte das vollständig eingerichtete Wohnzimmer einer hindelooper Familie aus dem 17. Jahrhundert. Dieser Ort hatte damals 100 Grossschiffer, die weit umherkamen. Seine Bewohner zeichneten sich noch im vorigen Jahrhundert durch ihre auffallend bunte und malerische Kleidertracht, so wie das reiche, mit Schnitzwerk und Prunksachen gezierte Innere ihrer Wohnungen aus. Ein Mann mit Frau und Tochter waren in Lebensgrösse dargestellt, die Frau trägt am Gürtel die Scheere, die Nadelbüchse, eine Dose mit Stecknadeln und eine für das Nähwachs, alles von Silber reich gearbeitet. Die geschnitzten Plättehölzer und Mangelrollen verrathen ganz fremdartige, und zwar asiatische Muster. An der Wand steht der grosse Hausschrank im Stil der Renaissance, auf vier grossen zugespitzten Kugeln, damit der Kehrbesen darunter herfegen kann, das Wandschränkchen ist vollgepfropft mit silbernen Sächelchen. Alles ist reich und bunt und sauber. Ging man weiter, so standen überall in den Gängen die grossen Schränke fast von derselben Form, auch alte Sessel und Stühle, von den Wänden blickten die ehrwürdigen Bildnisse alter Geschlechter, oft vortrefflich gemalt, daneben zahlreiche Portraits berühmter Friesen, an denen das Land keinen Mangel hat. Eekhoff zählt für Leeuwarden allein sechszig dort geborene grosse Staatsmänner, Gelehrte, Künstler auf! Ein Saal enthielt alle möglichen Erinnerungen und Denkwürdigkeiten der 1584 gestifteten und 1811 aufgehobenen Universität Franeker, deren Gebäude jetzt ein Irrenhaus ist, zunächst die alten Möbel des Senatssaales und die Bildnisse der Gelehrten aller Fakultäten, die ebenholzenen, mit Silber reichgezierten Stäbe der Pedellen, das vollständige Album der Akademie, in das erst seit 1676 die Studenten sich selbst einschrieben, die damals üblichen Alba amicorum von berühmten Gelehrten, von vornehmen Studenten, so wie die der damals schon bestehenden Landsmannschaften, der Collegia nationalia und vieles Andere. Ferner war das ganze friesische Schriftenthum ausgelegt mit den zahlreichen alten Stadtkalendern und Schulbüchern, mit bewundernswerthen Leistungen in der schnörkelreichen Schönschreibekunst bis zu den Werken der namhaften lebenden Schriftsteller, eines E. Halbertsma, W. Dykstra, D. Hansma, T. G. van der Meulen, H. G. van de Veen u. A. Unter den Kunstleistungen kam fast nur die Malerei in Betracht, doch war unter den älteren Bildern wenig Beachtenswerthes, die besten Gemälde waren neueren Ursprungs, von Tadema, der in London, von Bisschop, der im Haag lebt. Der berühmteste friesische Maler ist der 1709

gestorbene M. Hobbema, von dem kleine Landschaften mit 50,000 Gulden bezahlt werden. Besonders reich war die Sammlung von Münzen und Medaillen, die zahlreich in Friesland geschlagen wurden. Die Münzen begannen mit römischen und byzantinischen. Lehrreich für den Kenner ist das barbarische und zum Theil noch räthselhafte Gepräge der ältesten norddeutschen Münzen. Der von Janssen in diesen Jahrbüchern XLIII, S. 57 beschriebene Fund von byzantinischen, angelsächsischen und fränkischen Goldmünzen, alle mit Oesen zum Aufhängen versehen, ist als ein merovingischer Goldschmuck gedeutet, er wurde 1867 in einem Terp zu Wieuwerd gefunden. Dieser Fund, so wie der von 223 angelsächsischen Silbermünzen aus dem 4. bis 5. Jahrhundert bei Hallum bestätigen die Ansicht, dass in jener Zeit der Seeverkehr hauptsächlich durch den Mittelsee Statt fand, in dessen Nähe beide Orte liegen, und dass auch von hier aus Hengist und Horsa mit ihren Schaaren nach England fuhren. Mit grossem Interesse betrachtete der Rheinländer noch die Hinterlassenschaft einer berühmten Kölnerin, der gelehrten und kunstbegabten Frau Anna Maria van Schurman, die 1607 in Köln geboren war und 1678 zu Wieuwerd starb. Sie nahm an den religiösen Streitigkeiten ihrer Zeit den lebhaftesten Antheil und gab eine Darstellung der mystisch-evangelischen Lehre ihres Lehrers und Freundes J. de Labadie, der von Middelburg vertrieben war, in lateinischer Sprache unter dem Titel Eucleria heraus. Mit 16 Jahren kam sie mit ihrem Vater nach Franeker, wo sie die Jugendzeit verbrachte und ihr Talent in allen möglichen Künsten übte, im Zeichnen, Malen, Graviren, Elfenbeinschnitzen, in der Schönschrift aller Sprachen, selbst des Hebräischen und Arabischen. Eine Sammlung von Zeichnungen ihrer Hand und Bildnissen, meist ihrer selbst, von gestochenen Kupferplatten, von Briefen, Gedichten u. dgl. machte ein Neffe von ihr der Akademie von Franeker zum Geschenk; jetzt wird dieselbe im Rathhause dieser Stadt aufbewahrt. Im letzten Raume, einem kleinen Cabinet, hatte Eekhoff besondere Merkwürdigkeiten aus der friesischen Geschichte zusammengestellt, Zeichnungen und Kupferstiche von Schelte, Eillarts u. A., die Bilder des Admirals de Vries, des Generals van Coehorn, Erinnerungen an den zu Franeker geborenen Philosophen Franz Hemsterhuis, den »friesischen Sokrates«, eine Abbildung des Planetariums von Eisinga, welches man noch in Franeker zeigt, in Mappen alte Staats-Akten und Karten, 1500 Portraits berühmter Friesen und endlich die Bilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Nassau, die einst als Statthalter diesen Palast bewohnten, mit deren Geschlecht auch heute noch das Geschick und die Wohlfahrt des Landes verbunden ist. Schaaffhausen.

11. **Metternich** bei Coblenz 23. Nov. Gestern fanden Arbeiter in einer Sandgrube oberhalb Metternich eine Anzahl sehr gut erhaltener Gefässe von rothem Thon. Dieselben zeichnen sich durch Eleganz der Arbeit als auch durch sehr gut erhaltene Politur aus. Da dieselben in einer Tiefe von 15 m, in der untersten Sandlage, sich vorfanden, und der auf den Gegenständen lagernde Sand seine völlige natürliche Schichtung hatte, so lässt sich annehmen, dass dieselben mit dem Sand dort angeschwemmt wurden. Für Alterthumsfreunde sind dieselben zur freien Ansicht bei Herrn Orts-Vorsteher Grebel ausgestellt.

Cobl. Ztg.

12. **Neuss. Römischer Saugheber.** Vor einiger Zeit wurde in der Nähe von Neuss in dem Abhange bei Berghäuschen ein Gegenstand gefunden, der möglicher Weise einzig in seiner Art ist. Derselbe gehörte dem Inhalte eines römischen Grabes an. Das Grab enthielt ausser mehreren Thongefässen, welche den Charakter der Fabrikate des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erkennen lassen, die Bruchstücke einer Amphora mit den Aschenresten eines Verstorbenen und den oben erwähnten Gegenstand. Dieser besteht aus einem 14 cm grossen Gefässchen aus grauer, ziemlich fest angebrannter Erde und gleicht in seiner Gestalt der römischen Amphora, in der Constrüktion aber unserem Saugheber. An dem Gefässe befindet sich oben ein Mundstück, an dieses schliesst sich ein röhrartiger Hals, der auf einer bauchartigen Erweiterung ruht; letztere verengt sich allmählich und läuft schliesslich in eine durchbohrte Spitze aus. Auch ist das Gefässchen, wie die Amphora und unser Saugheber, mit zwei schön geschwungenen Henkeln versehen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich daher annehmen, dass wir es hier mit einem römischen Saugheber zu thun haben.

Koenen.

13. **Ober-Wesel.** Bezüglich der Inschrift, welche den Beginn des Baues der Stiftskirche im Jahre 1308 angiebt, dürfte eine genaue Angabe um so mehr von Werth sein, als sie bislang vag als »am Chor« (Lotz, Kunsttopogr. I. S. 482) befindlich oder ungenau bei Bock (Rheinlands Baudenkm. d. M.-A. S. 1) eingebrannt in einem Fenster des Hochchores und dabei in nicht vollkommen richtiger Lesung erwähnt wird.

Die Inschrift ist, ganz abgesehen von ihrer besonderen und nächsten Bedeutung für die Baugeschichte der Stiftskirche, von hohem archäologischen

und epigraphischen Werthe, durch die Art ihrer Ausführung: sie ist nämlich in die Scheiben der Chorfenster derart eingebrannt, dass die weissen Schriftzüge auf blauem Grunde stehen und in zwei durchlaufende Reihen einzeln nebeneinander gestellt unter den Sprossen des Masswerks über die fünf Fenster des Chorhauptes sich vertheilen. Die Legende beginnt auf der Nordseite und zwar in dem Schluss des Masswerks, mit dem in mittelalterlichen Inschriften üblichen Kreuzzeichen wie folgt:

✠ I N | [C] H O | A T A | [F][V] I | T E C |
CLESIA | SCEMAR | IEA[N]ED | NI[ME]CC | ECTAVE |

Die in [] gestellten Zeichen sind leider in Verlust gerathen; ihre Ergänzung lässt sich jedoch mit voller Sicherheit bewerkstelligen. Bei Bock, a. a. O. wird SCT. statt der völlig deutlich erkennbaren Legenden SCE, wie sie der mittelalterlichen Schreibweise entspricht, mitgetheilt und est gelesen, während nach den Schlusscharakteren IT und den zwei vorausgehenden Lacunen FVIT zweifellos zu setzen ist. Dass die bei Bock flüchtig gesetzten A · D · in Wirklichkeit vollständiger ausgeschrieben sind, ist auch noch zu erwähnen. Wiewohl an der Jahreszahl selbst MC fehlen, so ist deren Ergänzung gewiss anstandlos zu vollziehen.

Die zweite gleich merkwürdige Urkunde, welche in die Nordseite der inneren Chorwand eingelassen, die Consecration von Chor und Hochaltar meldet, verdient auch genauer wiedergegeben zu werden, als es bei Bock, a. a. O. S. 2 geschieht. Sie ist in sog. Mönchsschrift roth und schwarz sorgfältig geschrieben und liest sich folgendermassen:

Anno domini M^{0}.CCC Tricesimo primo. In die | Assumpcionis gloriose virginis Marie. Istud Su | mmum altare fuit consecratu. In honore gloriosissime | virginis Marie et Anne matris ipsius. | Cum eodem Summo choro.

Zur Geschichte der Verwendung des Tuffsteines ist es nicht uninteressant, dass bei den Gewölbeanfängen in dem Chore der ehemaligen Franziskanerkirche zu Ober-Wesel profilirte Tuffsteine verwendet sind. Ebensolcher Art sind auch die Steine, welche an dem oberen Theile des schönen Kamins in der Burgruine zu Dreieichenhain (zwischen Darmstadt und Frankfurt zunächst der Station Langen) zur Anwendung gebracht sind. Dass es in Formen gepresste, sog. Schwemmsteine sind, scheint wenig wahrscheinlich; eher sind es natürliche Tuffe, welchen die Profile angearbeitet sind. Diese Beispiele zeigen, wie der Tuffstein durch das ganze Mittelalter im Rheinthal fortwährend in Gebrauch blieb und daher Annahmen, wie sie sich beispielsweise bei Bock, a. a. O. S. 2 zur Erklärung der eigenthümlichen Stylentwickelung sowohl der romanischen wie der gothischen Architektur am Rhein geltend gemacht werden, nicht zutreffend sind und mit ihren Folgerungen daher in die Irre gehen.

Noch verdient auf den Dachstuhl der Stiftskirche in Ober-Wesel besonders aufmerksam gemacht zu werden. Es ist ein sog. stehender mittelalterlicher Dachstuhl, welcher statt einer mittleren Hängesäule deren zwei hat, welche unten mässig voneinander abstehend, durch Knaggen, die auf Stockhöhe eingesetzt sind, den Anblick eines höchst malerisch wirkenden gothischen Bogenganges bieten. Es dürfte neben der eigenthümlich perspectivischen Wirkung die Dachconstruction als eine der eigenartigsten aus dem früheren Mittelalter anzusehen sein.

Mainz. Friedrich Schneider.

14. Römische Inschrift aus Remagen. In dem XXVI. Hefte dieser Jahrbücher S. 187 f. wird ein römisches Inschriftenfragment erwähnt, welches sich im Besitze des Herrn Martinengo befindet und bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden ist. Durch die Güte meines geehrten Freundes Dr. Pohl in Linz ist mir ein genauer Papierabdruck der Inschrift zugekommen, wonach der Text derselben also lautet:

//////A B V S
//////V S · L
//////NVS· I V
////// o SP R o
//////////

Die Dativendung ABVS Z. 1 lässt uns in diesem Bruchstück mit grosser Wahrscheinlichkeit einen dem Matronencultus angehörigen Altar erkennen, und diese Vermuthung empfiehlt sich noch besonders durch Vergleichung einer gleichfalls in Remagen gefundenen Votivara, welche ausser dem Jupiter Optimus Maximus, dem Genius Loci, dem Mars und Hercules zugleich den Ambiomarcis geweiht ist (Brambach, I. Rh. 646). Wir tragen nämlich kein Bedenken, mit A. Rein, die römischen Stationsorte S. 80 unter den Ambiomarcae Matronen zu verstehen und dieselben mit den in einer Inschrift aus Floisdorf im Jülicherland vorkommenden Matronis Abiomarcis (Bramb. 635) als identisch anzusehn. Welchen topischen Muttergottheiten übrigens unsre Inschrift mitgeweiht war, lässt sich ebenso wenig aus der blossen Endung ermitteln, als in Z. 2 und 3 aus den geringen Resten der Name des Widmenden. Jedoch glaube ich in Z. 4 mit Ergänzung (C)oS auf den Ausfall der Sigle B-F, d. h. beneficiarius schliessen zu dürfen, zumal da uns auf einem andern Remagener Votivaltar (Bramb. 647) ein Beneficiarius Consularis (d. h. ein Begünstigter, vom gewöhnlichen Dienste Befreiter) begegnet. Die nach PRo ausgefallenen Zeichen lassen sich füglich durch die nicht seltene Formel Pro se et suis ergänzen, worauf denn

in der letzten Zeile die gewöhnliche Widmungsformel V(otum) S(olvit) L(ubens) M(erito) folgte.

Königswinter im November 1877. Joh. Freudenberg.

15. Wir entnehmen der Trierer Zeitung über im Regierungsbezirk Trier aufgefundene Alterthümer folgendes:

a) Trier. Die Ausgrabungen in St. Barbara, welche nunmehr seit fast zwei Monaten ohne Unterbrechung ihren Fortgang nehmen, haben bis jetzt zu recht befriedigenden Resultaten geführt. Die mächtigen Mauern, welche auf der Südseite der Südallee freigelegt sind und die ebenda gefundene grosse Masse der verschiedenartigsten Marmorplatten, welche zur Bekleidung der Wände und Fussböden dienten, weisen auf ein sehr grossartiges, luxuriös ausgestattetes Gebäude hin, dessen ehemalige Bedeutung freilich bis jetzt noch nicht unbedingt feststeht. Unter den vielen Fundstücken, welche daselbst zu Tage gekommen sind, ragt ein Marmortorso hervor, der Oberkörper einer etwa lebensgrossen Gewandstatue.

Auf der nördlichen Seite der Südallee bieten die Mauerreste nicht dasselbe Interesse. Um so glücklicher ist man daselbst an einigen Funden gewesen. Unmittelbar an der Strasse ist die Hälfte eines überlebensgrossen Frauenkopfes und ein grosses Gewandbruchstück aus Marmor aufgefunden worden. — An der verlängerten Feldstrasse hat man eine grosse Anzahl von Bruchstücken einer mit Fresko-Malerei gezierten Wand ausgehoben. Soweit sich die Komposition derselben bis jetzt erkennen lässt, war die Hauptfläche, welche roth gefärbt ist, durch schwarze schmale, pilasterähnliche Flächen in einzelne Felder getheilt. Auf den schwarzen Flächen sind blumenartig stilisirte Kandelaber dargestellt. Auf einem Stück des rothen Feldes befindet sich ein Ziegenbock. — Die meiste Ausbeute liefert ein Versuchsgraben in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer. Hier sind in den letzten Tagen eine grosse Anzahl von Skulpturen, alle von guter Arbeit, zum Vorschein gekommen: ein etwa lebensgrosses Köpfchen eines Satyrs mit Ziegenohren und Pinienkranz aus Marmor, ferner aus Muschelkalk der Kopf eines Hypnos (Schlafgottes) mit Flügeln und geschlossenen Augen, ein Frauenkopf von grossartigster Auffassung, ein Jünglingsköpfchen mit um das Haupt gewundener Tänie, sowie einige höchstinteressante Bruchstücke von Armen, Brust- und Gewandtstücken.

b) Walscheidt. Vor einigen Tagen erhielt die Gesellschaft für nützliche Forschungen durch Herrn Bürgermeister Thielen in Manderscheid die Nachricht, dass dicht beim Dorfe Walscheidt im Distrikt Mauerheck ein Bauer beim Pflügen auf einen römischen Herd gestossen sei. Der Director unseres Museums begab sich sofort nach Walscheidt und stellte an der bezeichneten Stelle, welche auf einem nach Nordosten gewendeten

Abhang liegt, Nachgrabungen an. Es ergab sich, dass der Herd durch drei sehr grosse vulkanische Steine gebildet wurde und als Heizungsvorrichtung für ein nordöstlich angrenzendes Zimmer gedient hatte, dessen hypokaustische Einrichtungen vorzüglich erhalten waren; noch lagen die Ziegelplatten, welche den unteren Boden bildeten, ohne Lücken nebeneinander und auf denselben erhoben sich kleine, aus aufeinander gelegten runden Ziegeln bestehende Säulchen, welche einst den jetzt zerstörten obern Boden trugen. Auch südöstlich von dem Herde lag ein Gemach mit unterirdischen Heizungsvorrichtungen, von denen es jedoch zweifelhaft blieb, ob sie mit diesem oder mit einem andern Herde in Zusammenhang standen. In diesem Zimmer waren die Säulchen aus viereckigen Ziegeln gebildet. Einige andere Räume, deren Mauern zum Theil aufgedeckt wurden, bieten kein allgemeines Interesse. Von kleineren Gegenständen fanden sich eine grosse Anzahl Stücke von Wandbewurf und Scherben gewöhnlicher Thongefässe. Sämmtliche Ziegel waren ungestempelt.

c) Neumagen. Bei Gelegenheit eines Neubaues, unmittelbar südlich von der Kirche wurden eine Anzahl römischer Sculpturen aus grauem Sandstein in einer Mauer vermauert gefunden. Es sind zwei Portraitköpfe, der eines Mädchens mit hoher Haartracht und der eines bärtigen Mannes, ferner ein Relief, welches ein auf einem Wagen liegendes Fass darstellt und mehrere mit Weinranken und Weintrauben gezierte Steine, von denen einer eine freilich fast gänzlich zerstörte Inschrift trägt. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass alle diese Stücke zu einem grossen Grabmonumente gehört haben. Das Relief mit dem Wagen und die Köpfe sind dem Trierer Provinzialmuseum einverleibt worden, letztere als Geschenk des Herrn Pastor Nikola, dessen grosser Liberalität auch noch ein an anderer Stelle aufgefundener Kopf verdankt wird. — Gleichzeitig sind auch der bekannte im Jahre 1871, in der Nähe der kleinen Kapelle gefundene, neulich in den Jahrbüchern publicirte Grabstein des Aprilius Ursicius und ein ebendaselbst eingemauertes Kapital für das Museum erworben worden. Das Kapital ist von hoher Bedeutung. An den Ecken desselben sind als Träger der auf dem Kapital ruhenden Last nackte männliche Figuren dargestellt, deren Unterkörper in Schlangen endigen. Die Schlangen saugen am Hals einer in der Mitte des Kapitals dargestellten, mit einem Traubenkranz geschmückten Frau. Auch wurde ein Portraitkopf eines Jünglings von Herrn Gutsbesitzer Görg dem Museum als Geschenk übergeben. — Um die Ueberführung dieser Alterthümer nach Trier haben sich der Herr Friedensrichter Scholl und der Herr Bürgermeister Lauen ein ganz besonderes Verdienst erworben.

Inhaltsverzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

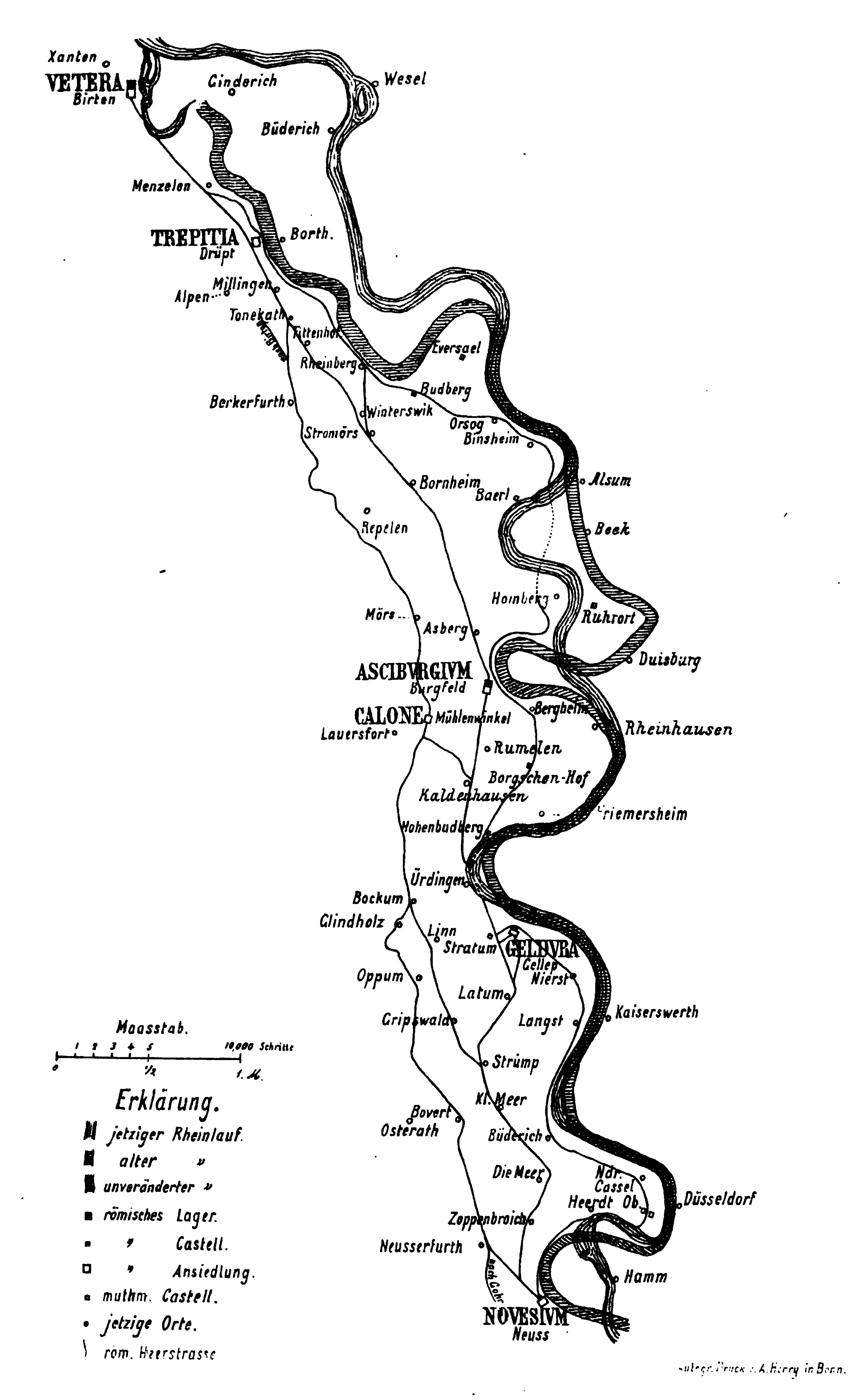
III. Miscellen.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

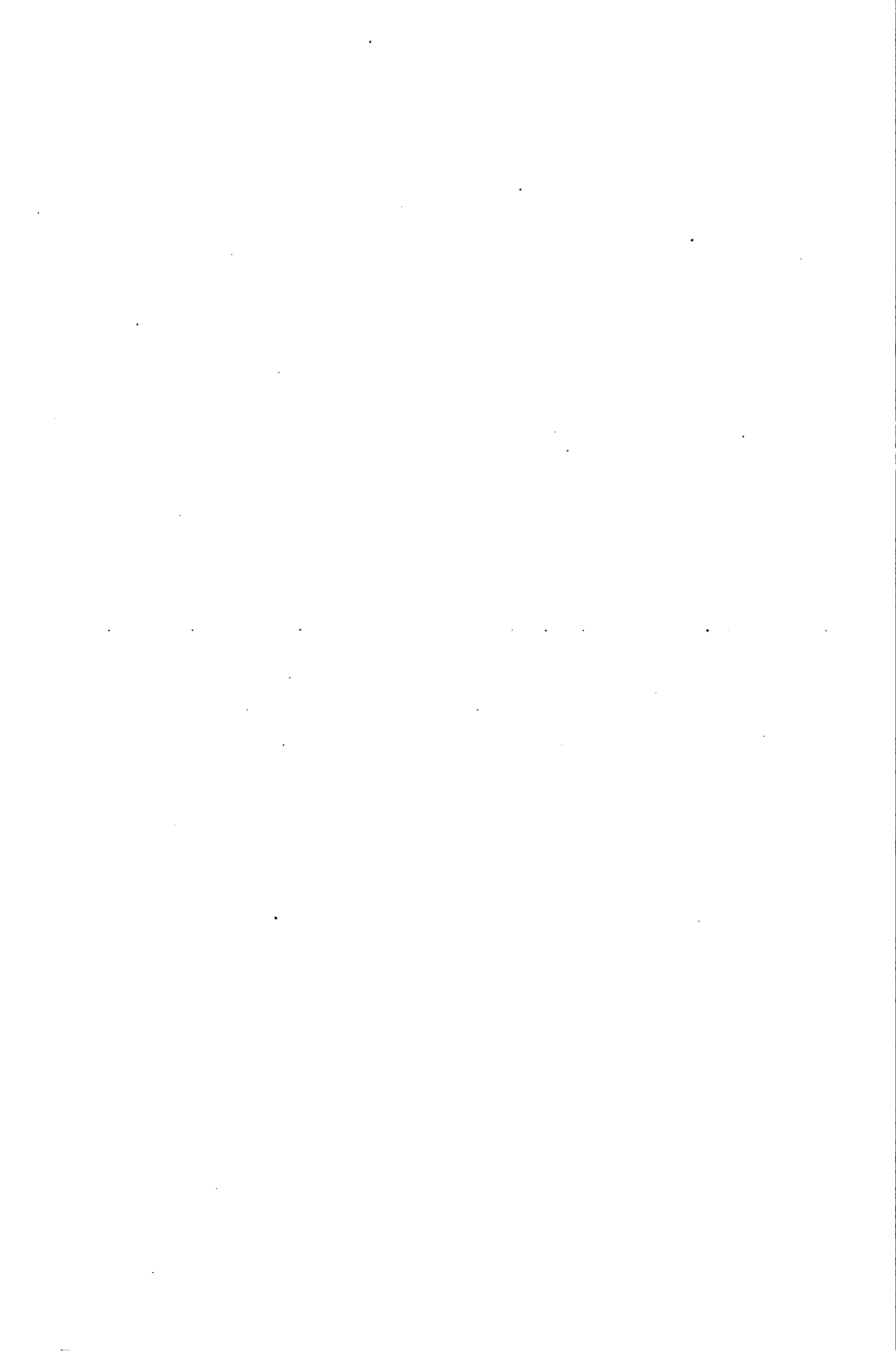
Phototypie & Lichtdruck von Th Creifelds in Cöln

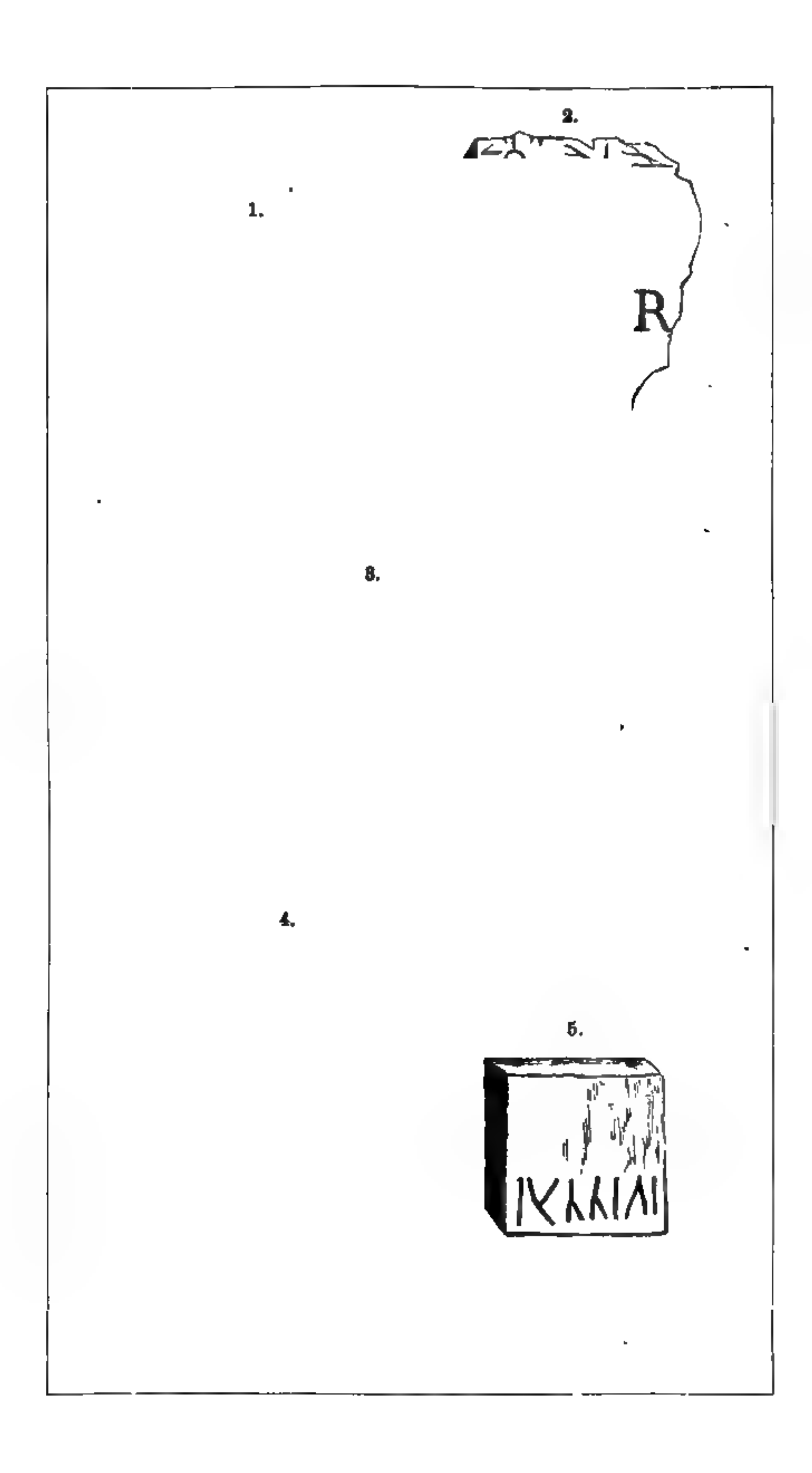
Photographie & Lichtdruck von Th Creifelds in Cöln

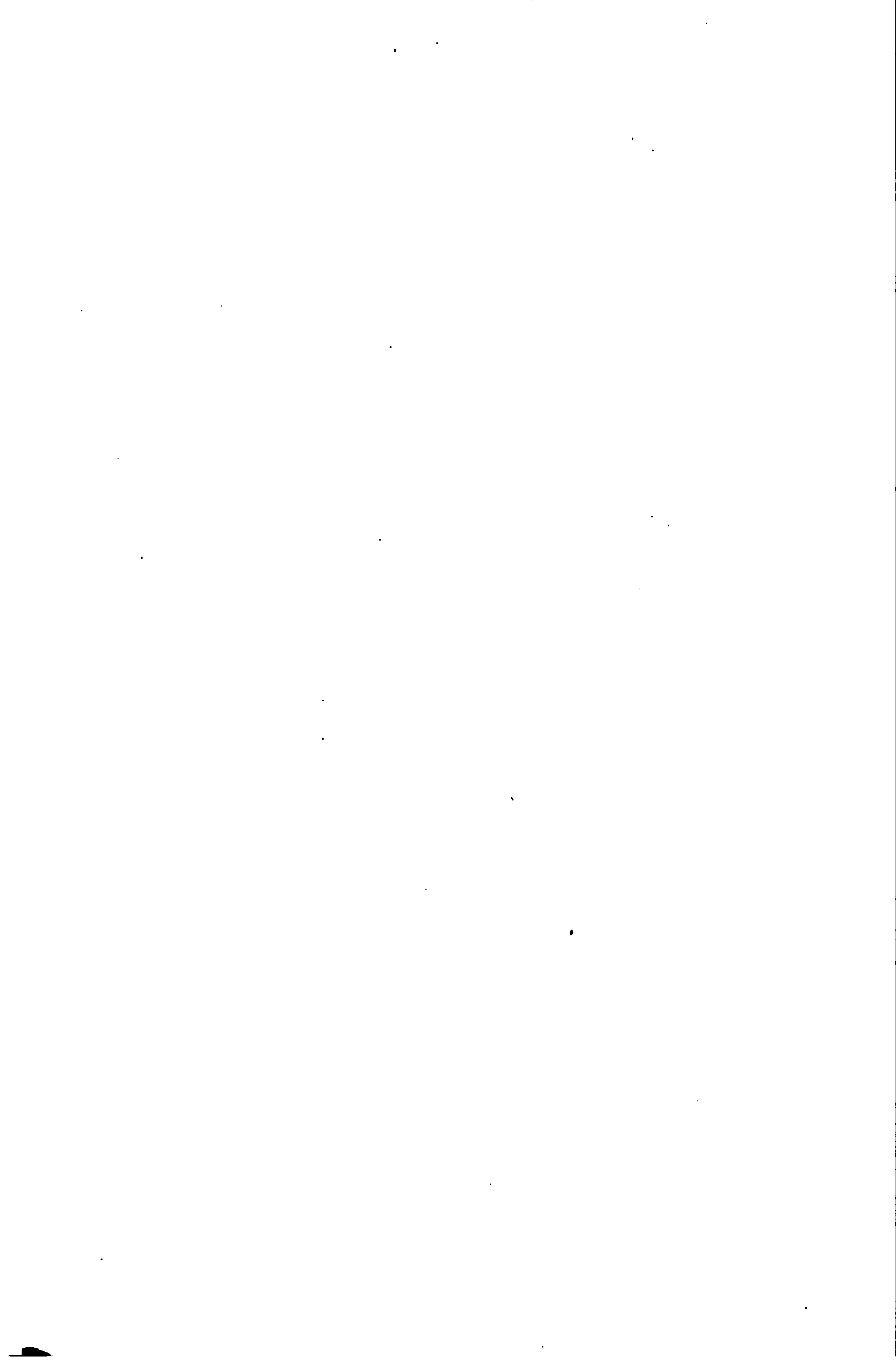




Autogr. Druck v. A. Henry in Bonn.

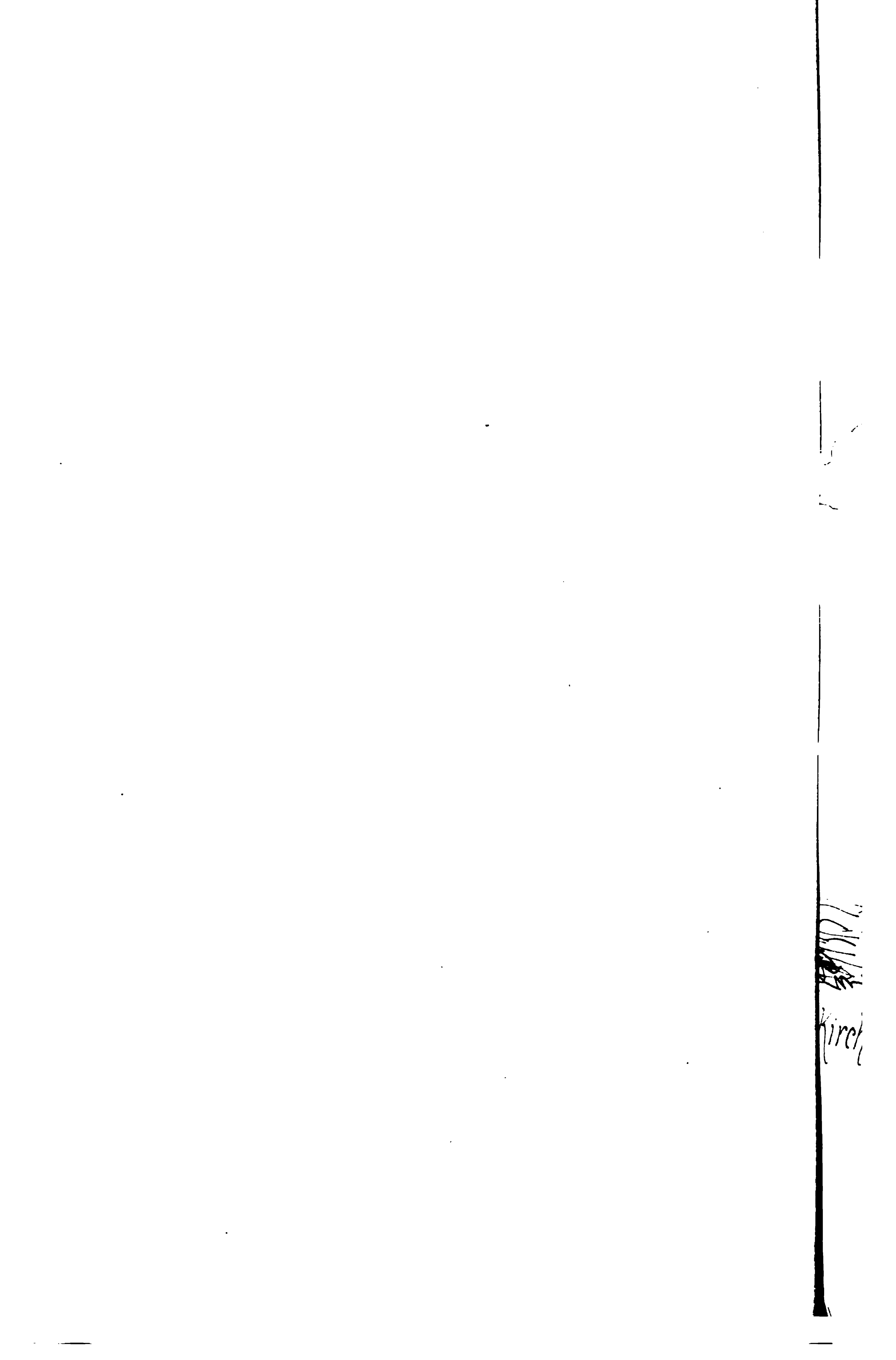



2.
1.
R
3.
4.
5.



Ober Ingelheim

Ober-Ingelheim.



Tafel VII.



Tafel VIII.





Nach Seizzen

von

Friedrich Schneider

gezeichnet

von

C. Kissel.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXII.

MIT 7 TAFELN.

AUSGEGEBEN AM 5. JUNI 1878.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1878.



Inhaltsverzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Kleine römische Villa bei Stahl im Kreise Bitburg.

Hiezu Taf. I.

Im Zusammenhange meiner Ausgrabungen des römischen Sommerpalastes bei Fliessem[1]) und der damit verbundenen topographischen Umschau im Kreise Bitburg, wurden nicht allein die in diesen Jahrbüchern bereits bekannt gemachten kleinen Tempel bei Nattenheim und Neidenbach[2]), sondern weitere römische Bau-Anlagen zu Stahl, Brecht[3]), in den Gärten westlich und ausserhalb der römischen Umfassungsmauer des Castrums Bedense[4]), im Bitburger Ge-

1) Die Wahrnehmung, dass die von unserem um die Rheinische Alterthumskunde so hochverdienten Architecten Chr. W. Schmidt in Trier in der IV. Lieferung seiner: »Baudenkmäler von Trier und Umgebung, Trier 1843« herausgegebene »Jagdvilla zu Fliessem« nicht vollständig aufgedeckt sein könne, veranlasste meine weitere vervollständigende Ausgrabung dieses Gebäudes. Die Veröffentlichung des Resultates wird demnächst geschehen, vgl. Jahrb. LVII. S. 238.

2) Jahrb. LVII, S. 56 u. LIX, S. 87.

3) Ueber die höchst merkwürdige römische Bau-Anlage zu Brecht wird voraussichtlich das nächste Jahrbuch einen Bericht bringen.

4) Unser verehrtes Vereinsmitglied Herr P. Wallenborn jun. machte darauf aufmerksam, dass sich ausserhalb und nahe der westlichen Umfassungsmauer des Castrums die Fundamente römischer Gebäude befänden, von welchen dann auch 1875 unter Leitung des genannten Herrn einzelne Theile aufgedeckt wurden, welche nach ihrer Beschaffenheit auf wohlhabender Leute Wohnungen schliessen liessen und jedenfalls den Beweis lieferten, dass man zur Zeit ihrer Erbauung, gleichsam unter den Mauern der Festung eines sichern Friedens sich erfreute. Die Thatsache ist desshalb nicht ohne Bedeutung.

eindewald Bethard[1]), zu Badem[2]), Oberweis[3]), und Büdesheim[4]) stgestellt und an den ersten vier Orten auch Ausgrabungen, zum Theil uf Kosten unseres Vereins vorgenommen. Diejenigen in der Feldflur des orfes Stahl, am rechten Ufer der Nims, etwa 20 Minuten von

1) Im Bitburger Gemeindewald Bethard liess unser Verein bereits vor einer eihe von Jahren durch Herrn Baumeister Wolf Nachgrabungen halten, welche ei wahrscheinlich zusammengehörende Gebäude zum Vorschein brachten. Die ollendung der Ausgrabung und damit zusammenhängend der Bericht über die- lbe mussten bis dahin aus persönlichen Gründen hinausgeschoben werden.

2) Zwischen Badem und Pickliessem wurden im Frühjahr 1875 mächtige einblöcke ausgegraben, zum Theil mit Reliefverzierungen. Besondere Be- htung verdienen einige im Hause des Hrn. Palzer in Pickliessem eingemauerte mische Steine, welche vor vielen Jahren auf dessen Ziegelei gefunden wurden. or 30 Jahren sollen daselbst noch Ueberreste von Mauern, einer Holzbrücke d einer Wasserleitung in Bleiröhren bestanden haben. — Viele kleine Funde, n Messer mit goldenen Nieten, Münzen, Kugelsteine von c. 15″ Durchmesser, men angeblich in das Museum zu Trier. Ein im Keller des Herrn Palzer ngemauertes c. 25 cm. breites Inschriftenfragment lautet:

IO·PR
VSC
(pro) S E·F(ecit)

Die Hälfte des Steines links vom Beschauer fehlt, rechts folgt eine Relief- rzierung in Form eines Amazonen-Schildes.

3) Nach Mittheilungen des Hrn. Thilmany, früherem Landrath des Kreises tburg, wurden schon vor drei Jahrzehnten wiederholt römische Alterthümer in erweis gefunden, z. B. ein kleiner Hund von Bronze mit einem Ring in der se auf einem Acker; eine gallische Goldmünze mit der bekannten Darstellung es Pferdes, um welches Sterne gestellt sind am Kosbüsch, einer Anhöhe zwi- hen Brecht und Hernesdorf. Letztere kam in das Trierer Museum; ob auch r kleine Hund ist mir unbekannt. Aber auf demselben Felde wurden nach gef. ittheilung unseres thätigen Vereinsmitgliedes des Herrn Pfarrers Orth in Wis- nnsdorf in diesem Herbste Spuren eines röm. Gebäudes entdeckt. Der Di- ctor des Provinzialmuseums in Trier Herr Dr. Hettner, dem wir diese Mit- eilung sofort mit der Bitte zugehn liessen, eine Ausgrabung in Oberweis seitens e Trierer Provinzial-Museums veranlassen zu wollen, hat diesem Vorschlage tsprochen und dürfte über das interessante Resultat wohl demnächst den Jahr- chern eine Mittheilung zugehen lassen. Siehe die Miscelle: Oberweis.

4) Im Bezirk von Büdesheim, der 2. Station (Ausava) an der Römerstrasse n Trier nach Cöln sind uns die Spuren mehrerer römischer Gebäude unlängst gezeigt worden, die voraussichtlich demnächst zur Ausgrabung gelangen. Man l. für die Aufzählung der Alterthümer in diesen Bezirken. Bärsch' und hneider's Mittheilungen, Heft I, S. 38 und III, S. 66 dieser Jahrbücher.

Bitburg entfernt, führten zur Aufdeckung des Grundrisses einer kleinen römischen Villa.

Wie bei den meisten Rheinischen Römer-Villen ist der Bauplatz im aufsteigenden Terrain gewählt. Südlich sich senkend, gewährt er den freien Blick herab in das liebliche Wiesenthal der Forellen-reichen Nims; nördlich steigend, erreicht er die von Bitburg nach Neuerburg führende Staatsstrasse, deren theilweise Identität mit einer Römerstrasse aufgefundene Gräber bestimmen[1]).

Nach meiner vorläufigen Vermuthung dürfte es eine von Bitburg über Brecht, Oberweis und Bollendorf nach Arlon führende Traverse der beiden grossen ältesten Militärstrassen, derjenigen von Rheims nach Trier und derjenigen von Trier nach Cöln sein.

Auch die Gestalt des Grundrisses des Landhauses zu Stahl, ein gebrochenes Viereck mit dem Eingange an der Nordseite, entspricht der bisher beobachteten Regel.

Wir treten durch ein — eigenthümlicher Weise, weder in der Mittel-Linie des Baues noch des Atriums liegendes — Vestibulum in ersteres, ein grosses 9,64 m. im Gevierte messendes Viereck, das mit mächtigen Kalksteinplatten belegt war. Ob dieses Atrium einen offenen oder ganz eingedeckten Hof bildete, ob es nur eine rund herum an die Wände angelehnte theilweise Ueberdachung besass und im Mittelraum offen war, liess sich nicht mehr entscheiden, da weder Reste von Säulen- noch von Pfeiler-Stellungen zum Tragen der Bedachung aufgefunden wurden. Freilich hat sich die Raubsucht bei den meisten römischen Bauten, die nicht plötzlich sondern allmählig verschüttet wurden, so frühzeitig auf die behauenen Steine geworfen, dass aus deren Mangel kein Schluss zulässig ist. Wie sehr eine solche Steingewinnung aber auch in unserer Villa ihr zerstörendes Wesen trieb, gewahrt man aus dem Zustande der Kellertreppe an der Westseite des Atriums, welche bis auf eine sämmtlicher Steinstufen beraubt war. Durch seine

1) Zwei dieser Gräber, kleine viereckige Kastengräber aus vier grossen, senkrecht ins Erdreich gestellten Steinplatten gebildet, deckte ich persönlich auf. Der Inhalt an gewöhnlichen Aschen-Urnen, kleinen Terra-sigillata-Tellern ohne Stempel war ohne Belang. Ueber ein drittes inhaltreicheres Grab berichtete Herr Peter Wallenborn jun. in Bitburg im Mai 1875 folgendes: »In einem Grabe unfern der Villa von Stahl fand man beim Ausräumen eine niedrige kleine Terra-sigillata-Schale, 10 cm. breit und 4 cm. hoch, mit verziertem Rand; ein Lämpchen von grauem Thon mit dem Stempel Comunis; einen 15 cm. hohen grauen kleinen Henkelkrug und eine Kupfermünze des Kaisers Hadrian.

tiefere Lage geschützt, bewahrte dieser Keller sonst eine bessere Erhaltung als alle übrigen Räume und zeichnete sich aus durch einen sorfältigen harten Kalkverputz mit Nachahmung der Steinfugen durch Quadrirung. Die Eindeckung des Kellers schien eine flache gewesen zu sein, da sich Spuren von Wölbung nicht vorfanden, wol aber solche der innern Einrichtung. Ausser einer kleinen viereckigen Wandnische am unteren Ende der östlichen Treppenwange, waren nämlich in sämmtlichen vier Wänden des Kellerraumes 3,30 m. hohe überwölbte Wandnischen zum Aufstellen von Gefässen eingebaut.

Das Gemach über dem Keller, der westlich daran stossende Saal, in dem sich zwei abgeschrägte Mauerecken befinden, und die östlich an erstern sich anschliessenden beiden Zimmer, welche vier Räume zusammen die zur reizenden Thalaussicht liegende Südfronte der Villa bilden, sind als die eigentliche Wohnzimmer des Landhauses zu betrachten, auf welche Bestimmung der Fund einzelner Stücke sorgfältig bemalten Wandverputzes hindeuteten. In einem der vier Räume, im südöstlichen in gelber Farbe mit rothen Linien dekorirten Eckpavillon, war auch noch der gegossene Estrichboden wohlerhalten. Drei in regelmässigen Abständen liegende Thüröffnungen führten durch die südliche Mauer des Atriums in den grössten der vier Wohnräume, in das Triclinium, in welchem sich Spuren von rother Bemalung mit grünen Linien zeigten. Die Dreizahl dieser Thüröffnungen rechtfertigt die Annahme, dass sie nicht mit eigentlichen Thüren geschlossen, überhaupt gar nicht zum Verschluss bestimmt, sondern nur mit Vorhängen versehen, waren[1]) und somit offen blieben.

Die nordöstliche Ecke des Hauses nahm die kleinen Räume des Hausbades auf, eine Lage, die allerdings weder der Vorschrift Vitruvs entspricht: »Für die Bäder einen warmen, dem Norden und Nordosten abgewendeten Ort zu wählen, indem die warmen Bäder ihr Licht vom Südwesten erhalten müssen[2]); wenn die Oertlichkeit dies verhindert, so doch von Süden, weil die Zeit zum Baden vorzugsweise die vom Mittag bis zum Abend ist«, noch mit den Bade-Anlagen der übrigen hierorts befindlichen Villen übereinstimmt[3]). Nur aus drei Räumen besteht das kleine

1) Diese Durchgänge waren noch nicht gefunden als Herr Reg.-Rath Seyffarth die Aufnahme des Gebäudes vornahm, sind desshalb in letzterer nicht vermerkt.

2) Vitruv V, 11.

3) Das Bad in Allenz liegt östlich; in Ravensbeuren südwestlich. Die Jahrb. LXI, S. 133 gemachte Bemerkung von der gleichen Lage der Bäder in

Bad, einem Apodyterium, Tepidarium und Frigidarium. Das warme Wannenbad und das Schwitzbad: Caldarium und Laconicum fehlen. Als Ankleidezimmer betrachten wir den mit wohlerhaltenem Estrich versehenen Raum östlich des Einganges, aus welchem wir durch einen kleinen Corridor in das im Eckpavillon befindliche Tepidarium, wie direct durch die südlich belegene Thüre zum Frigidarium gelangen. Das Tepidarium hat weder eine Wanne noch Vorrichtungen zur Erwärmung. Aber die ausserordentlich kleine Raumausdehnung, die Tieferlegung des Fussbodens um eine Stufe, die sorgfältig in allen Räumen römischer Gebäude, in welchen eine Wasserverschüttung stattfand, wahrzunehmende Ausfüllung der Winkel, welche Wände und Fussböden gegeneinander bilden durch einen $^1/_4$ Rundstab im Verputz, um das Ansetzen von Niederschlägen zu verhüten, resp. die Reinigung zu erleichtern, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, dass hier einestheils schnellem Verluste der Wärme vorgebeugt werden sollte, anderntheils Wasserverschüttungen stattfanden. Das nöthige warme Wasser für das lauwarme Bad, d. h. hier für die lauwarmen Uebergiessungen — welches vielleicht in Kesseln (Vitruv V, 11) auf dem noch zu erwähnenden Heerde im Atrium bereitet wurde — ist wahrscheinlich herbeigetragen worden. Unter dem Fussboden, der wie die Wände aus hydraulischem Mörtel von scharfem Sand, Ziegelbrocken und Kalk, aus opus signinum besteht, läuft durch die nordöstliche Ecke ein kleiner Canal, der wol das verschüttete Wasser herausleitete. Besondere Beachtung verdient eine in der nordwestlichen Ecke befindliche Wandnische, sie diente dazu, eines jener Kohlenbecken aufzunehmen, die häufig anstatt der Fussboden- und Wand-Heizung bestimmt waren die Tepidarien zu erwärmen. Südlich vor dem Tepidarium liegt das Frigidarium, ein Raum von vierfachem Umfang mit einer grossen Wanne am östlichen Ende zum Vollbad, in welche drei — wie immer sehr steile — Stufen hinabführen. Der $^1/_4$ Rundstab fehlt auch hier in der aus opus signinum hergestellten Badewanne nicht. Ein Bleirohr unter dem Fussboden des zum Tepidarium führenden Corridors, durch letzteres laufend, führte das Wasser bei a herein. Senkrecht darunter floss es an der durch einen kleinen Ring bezeichneten Stelle nach geschehenem Gebrauch wieder ab. Der Mangel aller Vorrichtungen zur Erwärmung des Fussbodens und der Wände lässt die Bestimmung als Frigidarium ausser Zweifel. Südlich vor dem Frigidarium liegt ein

---

Stahl und Ravensbeuren ist demnach irrig. In Weingarten und Nennig ist die Situirung südwestlich; in Fliessem nordwestlich; in Manderscheid südöstlich.

Zimmer, welches wir nach der Ausladung des südlichsten Theiles
:n und nach der Fussbodenheizung lediglich dieses Theiles durch
usten für das Schlafgemach und jenen Theil für den Betten-
ıaltën. Die durch eine kleine Ummaurung abgegrenzte Hypo-
ieses Raumes befindet sich im Atrium, an dessen östlicher Wand.
derselben vermerken wir noch einen mit Ziegelplatten belegten
welcher — wie schon angedeutet — vielleicht zur Erwärmung
lewassers diente.
ie drei grössern Räume der nordwestlichen Haus-Ecke erübrigen
eigentlichen Haushalt. Der Eckraum, dessen Thüre gegenüber
:lleraufgang liegt, darf nach mannigfach darin gefundenen Ge-
testen als Küche, einer der danebenliegenden Gelasse als Auf-
ıort der Dienerschaft angesehen werden.
er ganze Bau ist aus unregelmässigen Kalksteinen errichtet
r mit flachen rothen Ziegeln eingedeckt, welche wie gewöhn-
er den Fugen aufliegende Rundziegel zusammenhielten. Der
ıngig an Aussenwänden römischer Gebäude vorfindliche Ver-
lt rother Abfärbung zeigte hier noch einen starken vorspringen-
:kel, dessen Profilschnitt bei b im Plan beigegeben ist.
ɒ Ställe, überhaupt Wirthschaftsgebäude zur Seite lagen, liess
ɛnso wenig feststellen, wie der Bering eines anschliessenden Hofes
ırtens.
nter den kleineren mir zugekommenen Funden sind einige
nünzen [1]), das kleine 4 cm. messende im Feuer vergoldete Bein
Bronze-Statuette, eine schön geformte Palmette mit Kettchen
em Bronze-Geräth, zwei Siegelringe von Bronze, der eine mit
.er Gemme, der andere mit gravirter runder Siegelplatte einen
darstellend, der auf einem Seepferde reitet, endlich eine kleine
von grauem Thon mit dem vielfach und an verschiedenen Orten
menden Stempel COMVNIS [2]). Unter den Gefässscherben kam
mpel O· CIRN· vor [3]).

1. Hadrian, Grosserz. Wahrscheinlich griechisch, mit unleserlichem Re-
!. Hadrian, Mittelerz. R. Pont. max. u. s. w. drei Feldzeichen. — 3. Marc-
Grosserz. R. concordia, Pont. max. tr. p. XIII u. s. w. — 4. Julia
Mittelerz. Rev. unleserlich. — 5. Gallienus. Kleinerz. R. Abundantia.
und 8 sind abgeschlissen und unleserlich.
Schürmann's S. 94. Vergl. S. 80, Anmerk. 1.
Schürmanns 1415, Fröhner 737.

Dem Herrn Regierungs-Baurath Seyffarth, dem hier wiederum die sorgfältige Aufnahme verdankt wird, dem Herrn Peter Wallenborn jun. in Bitburg, welcher in meiner Abwesenheit der Mühe der Leitung der Ausgrabung sich freundlich unterzog, sage ich im Namen des Vereins gebührenden Dank. Auch des Eifers des Matthias Thomas, Sohn des Besitzers des Villen-Terrains sei noch freundlich gedacht. E. aus'm Weerth.

---

2. Römische Alterthümer in Heidelberg.

Im Frühjahre des vorigen Jahres wurden in Heidelberg unerwartet eine Reihe römischer Alterthümer aufgedeckt, und davon im vorigen Hefte der Jahrbücher bereits die Meilensteine mitgetheilt. Unser auswärtiger Secretär Herr Hofrath Prof. Stark in Heidelberg wird über den ganzen Hergang der stattgehabten Ausgrabungen, über das Topographische und speciell Archäologische im Zusammenhang unter Vorlage eines Situationsplanes und mit beigegebenen Abbildungen berichten. Inzwischen stehen wir nicht an weitere Einzelmittheilungen vorangehen zu lassen, indem wir zunächst Starks Bericht über zwei römische Töpferöfen und Häusersouterrains und dann C. Christ's Zusendungen über das Inschriftliche abdrucken.

I.

Zwei römische Töpferöfen und Häusersouterrains bei Heidelberg.

Bei den umfassenden Erdarbeiten, welche im Laufe der letzten Jahre auf den dem Neckar benachbarten, nun von den grossartigen Bauten des akademischen Krankenhauses wie der Irrenanstalt besetzten Ländereien der alten Bergheimer Gemarkung, jetzt des in den Stadtbereich gezogenen westlichen Bauviertels vorgenommen wurden, sind wiederholt römische Fundstätten, Gräber, Brandstätten, angebliche Abzugskanäle, auch einzelne Mauerzüge durchschnitten worden, dabei römische Geschirre aller Art, Bronzegegenstände, Fibeln, Armschmuck, selten Münzen, gefunden. Soweit es noch möglich war, bei den mangelhaften und spät erfolgenden Kundgebungen darüber, ist wissenschaft-

h Notiz genommen und die besten der schliesslich abgelieferten
ıgenstände sind in die archäologische Sammlung der Universität in
ıer besonderen Abtheilung eingereiht worden.

Im Dezember (1876) brach bei den Erdabfuhren auf dem für
ırtenanlagen bestimmten Terrain westlich von dem Krankenhause,
mittelbar neben der neu angelegten, senkrecht auf den Neckar zu-
ırenden Thibautstrasse das Pferd von einem Wagengespann in ein
ch, in eine sich öffnende Höhlung ein. Die überaus nasse Witterung
rhinderte die Erdarbeiten an jener Stelle länger und erst jetzt sind
in vollem Umfang in Angriff genommen, das Abtragen der oberen
dschichte um mehrere Fuss, zumeist für Herstellung breiter Fahr-
ge. Die Chaussirung der Thibautstrasse liess eine ältere Strassen-
lage entschieden altrömischen Ursprunges durchschneiden. Weiter-
ı hart am Neckar war eine jetzt bis auf das neue Strassenniveau
getragene Maueranlage in einem nach Norden offenen Viereck bloss-
legt; unter dem dort aufgehäuften Baumaterial liegen römische
osse Ziegel herum; wir sind aber über den ursprünglichen Bestand
i dem Aufdecken gänzlich ununterrichtet geblieben.

Durch die Freundlichkeit des jetzigen Verwalters des akademischen
ankenhauses, Revisor Baumer, ward der Unterzeichnete am 7. April
n jener Oeffnung in ein Gewölbe und dort zu Tage kommenden
berben verständigt und es ward sofort zur Untersuchung mit Hülfe
r mit Erdarbeiten beschäftigten Arbeiter mit Erlaubniss der bau-
tenden Behörde geschritten. Das archäologische Institut übernahm
: Kosten der Ausgrabung, nachdem der Umfang der unter der Erde
indlichen Gewölbanlagen ungefähr festgestellt war und da keine
dere Kasse dazu die Mittel bot. Am 9. April gelang es in der
at, mit energischer Anstrengung der Arbeitskräfte die Ausgrabung
em glücklichen Abschlusse wesentlich zuzuführen, an welcher ein
hafteres Interesse der zunächst Betheiligten sich allmälig kundgab.
e ganze bauliche Anlage ist in einer Tiefe von circa zwei Meter
ter dem allgemeinen Bodenniveau blossgelegt, ringsum zugänglich
macht und nach Südwesten hin, soweit das dem Krankenhaus ge-
rige Terrain reicht, der von Gefässscherben erfüllte, nicht gewachsene,
ıdern aufgeschüttete Boden entfernt worden. Sofort sind zwei pho-
graphische Aufnahmen der Lokalität gemacht und genaue Maasse
ıommen worden.

Die Form der Anlage ist die eines abgestumpften Kegels
t einem nach Südwest in convergirenden Linien von dem Kreisbau

aus fortgesetzten, schmal zulaufenden kleineren Vorbau. Die ganze Länge beträgt 2,90 m.; der Kreisdurchmesser 1,79 m.; die erhaltene Höhe durchschnittlich 0,70 m., ohne die einzelnen, höher anstehenden, aufgestellten Mauertheile; die äussere Mauerdicke 0,25 m., die Gewölbdicke durchschnittlich 0,28 m. Das Material besteht wesentlich aus einem künstlichen, tuffsteinartigen, grauweissen Material, an der Luft getrockneten Thonsteinen und einem ganz brennendrothen bröckeligen Backsteinmantel. Das Innere ist mit Cement überkleidet, eine starke Cementschicht bildet den Boden, wie die Oberfläche der Decke. Dieselbe ist durch die jahrhundertlange Feuchtigkeit nach der Gluth wie durchsintert. Ein von Backsteinen gewölbter Bogen führt von Südwest in jenen kleinen Vorraum, dessen Gewölbe eingebrochen ist. Man stösst sofort in der Mitte auf einen Stirnpfeiler, an den sich eine, den Kreisbau in zwei Hälften theilende Scheidemauer anschliesst. So werden zwei Feuerstätten gebildet, die in interessanter Weise gewölbt sind durch je sieben Gewölbrippen, welche an die Mittelmauer wie an die Aussenmauer sich anlegen, zwischen denen tiefe Rillen mit regelmässig angelegten runden Löchern angebracht sind. So ist der obere Kreisboden regelmässig durchlöchert, und zwar auf jeder Hälfte in vier Reihen von je 7, 6, 5, 4 Löchern. Ein bestimmter Kanal zum Abzug des Rauches hat sich nicht gefunden, ebensowenig liessen sich senkrecht aufsteigende oder horizontale Röhren vom Feuerraum aus nachweisen.

Die, also siebartig durchlöcherte, stark cementirte obere Kreisfläche war umgeben von Chamottsteinen, die, auf die schmale Kante gesetzt, sich kegelartig oder gewölbartig zusammenschlossen; auf der Nordostseite sind sie am besten erhalten. In der Mitte ist dann die Abzugsöffnung für Rauch und Dampf anzunehmen, und dies ist also der Raum, wo die zu brennenden Gefässe aufgestellt waren, der eigentliche Brennraum. An der Ostseite ist um jenen Steinrand noch eine Lücke zu bemerken, wohl die Oeffnung zum Einführen der Gefässe.

Auf diesem oberen Boden fanden sich grosse Gefässscherben, eine Anzahl auch unter den zwei Gewölben, dabei einzelne unregelmässig gebogen, durch die Glühhitze eingerissen und wie verplatzte Steinplatten, welche wohl dazu dienten, kleinere Gefässe gegen die jähe Hitze zu schützen, natürlich viel herabgefallene Cementmasse.

Wie wir bereits erwähnten, zieht nach Nordost sich der künstlich aufgeschüttete Boden hin; man kann noch genau die Abstufung der gewachsenen auf den übrigen Seiten den Ofen bis zur Höhe jener Rostfläche zum Brennen umgebenden Erde verfolgen. Hier war der breite

Zugang, hier finden sich rohe Scherbenmassen, ferner, was wichtig ist, Klumpen des plastischen Thones, hier auch an einer Stelle Holzkohle, hier finden sich auch Thierknochen. Hier würden weitere Ausgrabungen auf dem städtischen Terrain wahrscheinlich uns die Töpferswerkstätte mit ihren Formen selbst neben dem Ofen zu Tage fördern.

Unter den massenhaften Gefässscherben begegnen wir all denselben Formen, demselben verschiedenen Material, Farbe, derselben Gliederung, wie denselben, freilich nur sparsam vorhandenen Zierrathen, die in jener Gegend bei früheren Funden zu Tage traten. Voran treten die Theile grosser Amphoren in blassgelblichem Thon mit zwei und einem kurzen, zwei-, drei-, viermal geriefelten Henkel, mit trichterförmigen Mundstücken oder auch nur mit Randwulst. Die Oeffnung beträgt im Lichten mehrfach 0,12 m., die Dicke der Gefässwand ist über 0,01 m., dann folgen die bekannten sogenannten Aschenkrüge, bauchig, dünn, mit engstem Halse, von mattgelber oder weisser Färbung. Sehr gross ist die Zahl der niedern bauchigen Gefässe mit weiter Oeffnung, mannigfacher Umrandung theils von starkem grauem, grobem Material, theils von sehr dünnem hellgeblichem Thon, vielfach rostroth gefärbt. Töpferschalen von braunrother Färbung mit Firniss oder silbergrau und schwärzlich schliessen sich daran an. Endlich fehlt es an ganz flachen, rund gedrehten Platten nicht. Von den feineren Töpferwaaren der Terra sigillata mit dem fein glänzenden tiefen Roth und der glänzend schwarzen Färbung fanden sich im Verlauf der Ausgrabungen zwar nicht sehr viele, aber doch hinreichende Bruchstücke, zeugend auch für die verschiedenen Gefässformen: Schalen, Tassen, Becher, Teller, bis jetzt aber noch ohne Stempel, die häufig sonst eingedrückt sind. Ein schönes Beispiel einer Reliefornamentirung mit abgetheilten Feldern und Thierjagd ward muthwillig durch einen Knaben nach dem Funde zersplittert. Merkwürdig ist eine kleine zweizinkige Gabel von Thon, die dabei gefunden ward, also eine Zange zum Festhalten eines Gefässes.

Von Metall ist fast nichts gefunden, nur ein eiserner, durch Hitze und Feuchtigkeit sehr verrosteter Nagel, kleine Bronzeplättchen und ein kleiner Ring.

Ganz in der Nähe des Ortes war in diesem Winter eine Bronzemünze gefunden, was wir durch einen Arbeiter zufällig erfuhren, mit bekränztem Kaiserkopf und einer ganz undeutlichen, stehenden Figur auf dem Revers, sehr in seiner Oberfläche durch Oxydation angefressen. Die Münze ist uns jetzt übergeben worden. Der Kopf zeigt sich un-



bärtig und sein Profil entspricht am meisten dem des Domitian. Auch von der Umschrift sind nur wenig Buchstaben lesbar; deutlich: ... MIT und weiter COSXII. Herr Prof. Zangenmeister stellt sie sehr wahrscheinlich der Mittelbronze bei Cohen Med. Rom. I. p. 433 u. 380 gleich. Sie gehört dem Jahre 87 n. Chr. an.

Das Interesse, welches sich an diese Ausgrabung knüpft, ist ein doppeltes, ein allgemein antiquarisches und ein lokal-archäologisches. Wir erhalten hier ein sehr anschauliches, selten gut erhaltenes Beispiel einer einfacheren Art römischer Töpferöfen, wie solche drüben in Rheinzabern, hier freilich durch vielfache moderne Fälschungen verdächtig, dann am Oberrhein zu Heiligenberg, zu Ittersweiler, ferner zu Westerndorf in Oberbayern, weiter am Wienerwald, ebenso in Chatelet in der Auvergne und in Northamptonshire in England nachgewiesen sind (vergl. Rich Dictionnaire des antiquités Rom. s. v. fornax, Brongniart Traité des arts ceramiques I. p. 424 ff., von Hefner in Oberbayer. Archiv Bd. XXII, Birch History of ancient pottery II. p. 303 ff.). Hr. Dr. Franz Keller, Rektor der königl. Gewerbeschule in Speier, hat im letzten Jahre seine interessanten Studien über die rothe römische Töpferwaare mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur (Heidelberg, K. Groos 1876) veröffentlicht und dabei die also hier nachgewiesene Einrichtung und andere komplizirtere, mit Doppelrändern und aufrechtstehenden Röhren gut unterschieden.

Das lokale Interesse wird aber jetzt durch den Nachweis geweckt, dass wir nicht blos am rechten Neckarufer bei Neuenheim eine römische militärische Niederlassung, auch so wichtig durch seine religiösen Anlagen wie das treffliche in Karlsruhe jetzt befindliche Mithräum nun kennen, dass vielmehr auch am linken Ufer, an der Stätte des verschwundenen Bergheim, sich neben Gräbern technische Anlagen fanden, zu welchen das Thonmaterial mehrere Stunden weit, von der Gegend von Wiesloch wohl, herbeigeschafft wurde. Wir erfahren jetzt zufällig, dass zwei ganz ähnliche bauliche Anlagen — nur viel schlechter erhalten — bei der Fundamentirung des Irrenhauses längst zu Tage getreten waren, aber nicht weiter untersucht worden sind.

In den vorstehenden in den Beilagen Nr. 91, 92 (18. 19. April) der Karlsruher Zeitung zuerst abgedruckten Berichten über die Auffindung eines römischen Töpferofens bei Heidelberg war darauf hingewiesen worden, dass man mit Sicherheit südöstlich von jener Fundstätte bei Entfernung der von antiken Bruchstücken erfüllten Erdmassen auf weitere analoge römische Anlagen stossen werde. Diese Annahme

hat sich in erfreulichster Weise bestätigt, ja ist noch im weiteren Verlaufe übertroffen worden durch die Funde selbst. Der Stadtrath von Heidelberg, in dessen Geschäftsbereich das angrenzende Territorium, als zur neu angelegten Thibautstrasse gehörig, fällt, hat in rascher und richtiger Erfassung der Bedeutung des gemachten Fundes, in umsichtigem und wohlwollendem Entgegenkommen gegen wissenschaftliche Interessen sofort die energische Verfolgung von Ausgrabungen auf diesem relativ schmalen Streifen des Bodens angeordnet. Unter der Leitung des Stadtbaumeisters Schaber werden die Erdarbeiten sorgfältig überwacht, am Abend auch Wachen aufgestellt, die interessanten Funde abgeliefert, die Aufnahmen sofort gemacht und es ist die Absicht der archäologischen Sammlung der Universität freundlichst Alles schliesslich zu überlassen. Es gebührt der Stadtbehörde der aufrichtigste Dank von Seiten des gebildeten Publikums, dass Gross und Klein sich lebhaft für diese Ausgrabungen interessirt, sowie von Seiten der archäologischen Wissenschaft.

Am 20. April verweilte im Auftrag der Grossh. Regierung der Konservator der badischen Alterthümer, Geh. Hofrath Wagner, hier und nahm genaue Einsicht von dem bis dahin Gefundenen, sowie eingehendste Rücksprache mit den dabei betheiligten Behörden und Sachverständigen. Eine besondere kleine Geldbewilligung ist für die Förderung der Angelegenheit inzwischen bereits vom Grossh. Ministerium des Innern gemacht worden und umfassende Anordnungen im Interesse der Funde sind getroffen worden. Auch von Mannheim und Speier hat man diese merkwürdige Stätte mehrfach in Augenschein genommen. So steht zu hoffen, dass unter thätigem Mitwirken der verschiedenen Faktoren die jetzt so günstig wie in Jahrhunderten nicht gebotene Gelegenheit, das brachliegende Terrain in dieser Gegend wissenschaftlich zu durchsuchen, auch benutzt werde und ihre reichen Früchte bringe.

Nur wenige Schritte südwestlich von dem jetzt in Trümmern liegenden ersten Töpferofen ward ein zweiter aufgedeckt, im Wesentlichen von ganz gleicher Einrichtung, gleichem Material, etwas kleiner in den Verhältnissen, aber im oberen Theile noch besser erhalten: Die Gesammtlänge beträgt 2,8 M., der Querdurchschnitt 1,60 M., die Höhe des Rostes über der Basis 0,7 M., der obere, den Brennraum umgebende Mauermantel erhebt sich bis 0,65 M. und erweitert sich sichtlich noch etwas nach oben zu, um dann natürlich wieder im steilen Kegel zu schliessen. Die Gesammtlage des Ofens ist von Osten nach

Westen und bildet derselbe einen stumpfen Winkel mit dem ersteren. Die Eingänge zur Feuerstätte liegen sich möglichst nahe, nur ist der Eingangsbogen bei dem neuen Ofen ein steiler Spitzbogen, dort war er fast hufeisenförmig gerundet, seine Masse sind 0,40 M.: 0,90 M. Die innere Theilung in der Längenaxe durch eine Mauer, die Art der Wölbung sind gleich, die Zahl der Oeffnungen im Rost ist kleiner, die auf beiden Seiten wesentlich in drei Reihen, jedoch nicht in strenger Regelmässigkeit geordnet sind; es zieht sich die letzte Löcherreihe hart am Rande hin. Dieser Ofen ist jetzt umfriedigt und mit einem vorläufigen Schutzdache versehen. Eine Versetzung in Sammlungsräume ist vielfach besprochen, doch kaum thunlich. Auch von diesem sind Photographien verkäuflich. Soeben ist unter Theilnahme der Grossh. Regierung an den Herstellungskosten ein Schirmdach beschlossen worden.

Die Erwartung, dass auch nach Süden hin ein dritter Töpferofen sich finden werde, der vom gleichen Mittelpunkt aus besorgt wurde, hat sich im weiteren Verlauf der Ausgrabungen nicht erfüllt. Inzwischen sind aber in nächster Nähe zwei anders geartete Baulichkeiten aufgedeckt worden, die unter sich die grösste Aehnlichkeit haben, offenbar zwei Souterrains römischer Häuser, deren steinerner Oberbau hinein und zusammengestürzt ist. Die eine liegt etwa 5 Meter rein westlich vom zweiten Ofen, die andere ein paar Meter nördlich. Kaum ein Meter unter der jetzigen Erdoberfläche tritt uns jetzt nach der gänzlichen Ausräumung ein viereckiger ummauerter, aber in der Erde steckender Raum entgegen mit längerem engerem Zugang von Norden heraus, welcher noch deutlich in einer Erweiterung unmittelbar beim Eintritt den Platz für die einst eingefügten Thürgewände bezeichnet. Der Raum ist nicht ganz rechteckig und quadratisch, in der Grösse von 2,78 M.: 3,3 M.; die erhaltene Mauerhöhe beträgt 1,68 M. Auf der Westseite befindet sich eine breite, schräg nach aussen anlaufende, sich erweiternde Lichtöffnung, auf der Nordseite in gleicher Höhe zwei zum Theil noch überwölbte kleine Nischen (loculi), um Dinge darin abzustellen, nach Osten hin eine ähnliche kleinere, aber rechteckige flache Nische. Je mehr man sich mit der Technik des trefflich erhaltenen Mauerwerkes bekannt macht, um so mehr überrascht Einen die Sorgfalt und Zierlichkeit der Konstruktion. Sie besteht aus 13 regelmässigen Schichten von kleinen, unseren Backsteinen an Grösse etwa gleichen Bruchsteinen (rother und heller Sandstein), die mit Cement trefflich verbunden sind und einen durchgängigen fei-

nen Cementverputz hatten, welcher in künstlicher Weise durch Einritzung quadrirt ist; alle diese künstlichen Fugen waren mit dem tiefen, wohlbekannten antiken Roth gefärbt. Schon diese feine Technik, wie die Sauberkeit der ganzen Architektur bei so kleinen, bescheidenen Verhältnissen ist gegen die Annahme etwa eines Bauernhausplatzes aus dem Mittelalter entscheidend, abgesehen von der Masse antiker Scherben im Innern. In der Mitte dieses Raumes stiess man auf eine grosse runde Sandsteinplatte von 1 M. Durchmesser mit ganz engem rundem Loch in der Mitte; als sie abgehoben wurde, öffnete sich ein cylindrischer, nach oben sich mehr verjüngender Raum, rings ummauert, aber nicht cementirt, der etwa 2 M. tief ausgeräumt ist. Antike Scherben und Thierknochen, besonders von Schafen, Ziegen, aber auch Wildschweinen fanden sich darin. Man kam auf Kiesboden, auf dem auch die Mauern aufstehen. Der Gedanke an einen Brunnen oder eine Zisterne musste bei dieser Beschaffenheit bald aufgegeben werden, ebensowenig hat es einen Sinn, eine Senkgrube mit verwesenden Stoffen in der Mitte des Hauses anzunehmen. Immer wieder wird man zu der Annahme gedrängt, hier unter diesem schweren deckenden Stein einen Vorrathsraum für Gegenstände, die länger aufgehoben werden, zu denken, im römischen Sinn an eine cella vinaria, conditorium, thesaurus, deren uns einzelne mit einem grossen Steine zugedeckt (saxum ingens quo operitur Liv. 39, 50) ausdrücklich bezeugt werden.

Der Süden zeigt sehr viele solcher Räume, oft in den lebendigen Felsen eingehauen, oder ausgemauert oder eingesenkt, aus riesengrossen Thongefässen bestehend. Einer anderen Vermuthung, die uns ausgesprochen wurde, es sei eine Vorrichtung, um den Stecken für die Töpferscheibe möglichst fest zu stellen, ist gerade von erfahrenen Töpfern widersprochen worden.

Das zweite aufgedeckte Souterrain ist noch um einen halben Meter länger, auch etwas tiefer als das erste, hat fünf solcher gewölbten Mauernischen, von denen der gewölbte Bogen der einen noch ganz erhalten ist. Der Eingang ist hier ebenfalls ganz von Norden, die Lichtöffnung liegt dagegen nach Süden, die Nischen je zwei auf der Ost- und Westseite und eine auf der Nordseite neben dem Eingang. Ein solcher tiefer Rundraum in Mitten hat sich hier nicht gefunden, trotz tieferer Nachsuchungen. Vollkommen übereinstimmend ist hier die Masse der den Raum füllenden Mauersteine und römischen Ziegel des Oberbaues; Reste verkohlten Holzes sind hier wie bei dem

andern gefunden. Besonderes Interesse erweckt aber eine grosse Thonplatte, zum Fussboden gehörig, in Rauten durch Vertiefungen gerieselt mit Resten der blaugrauen und rothgelben Färbung. Zu einem mosaikartigen Fussboden (opus alexandrinum) müssen wir noch zwei Rundsteine, auf der Rückseite mit Cementmasse verbunden, rechnen, deren Oberfläche radförmig mit zwölf Strahlen gegliedert ist, auch hier wechselt die Bemalung, und zwar zwischen Roth und Gelb.

Soeben ist nördlich, aber unmittelbar neben jener schräg durch das Terrain streichenden, in konvexer Profilirung mit dem Steinpflaster und Kiesschicht etwa 25 F. breit gebildeten römischen Strasse, welche in ziemlicher Breite hier abgetragen wird, eine weitere viereckige, noch grössere Hausstätte gefunden, die in den nächsten Tagen der Ausgrabung harrt.

Deutlich verfolgt man weithin an dem Rande der tieferen neuen Strassenanlage die Grenze der römischen Bauten in den Erdmassen, einzelne Aschenmassen, dann Scherbenmassen treten dabei immer neu zu Tage, ja in neuester Zeit ein starker Cementguss-Boden auf kleineren Sandstein-Massen als Unterlage.

Unter der Masse der zu Tage getretenen Thonfabrikate nehmen vor Allem diejenigen ein Interesse in Anspruch, welche zugleich durch Inschriften uns antike Persönlichkeiten des Fabrikanten oder des Besitzers oder der leitenden Autorität vergegenwärtigen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, dass noch kein einziger Ziegel mit Legionsstempel zu Tage getreten ist, wie solche jenseit des Neckar in Neuenheim massenweise sich zeigen. Unter den Gefässinschriften unterscheiden sich die zierlichen, festgeformten Stempelinschriften und jene Inschriften aus freier, oft recht ungeschickter Hand quer über dem Bauch grosser Gefässe angebracht, eingeritzt, jene gehören durchaus den feinen Gefässen des glänzenden rothen Thones, diese grauweissen, sehr starken (0,3—0,5 M. dicken), ungefirnissten grossen Bauchgefässen für Wein, Wasser u. dgl. So lernen wir einen MEĐĐICVS zweimal kennen [1]), so einen ALIBLETVS (ob Alibiccus?), so einen PLACIDVS, endlich trägt eine trefflich geformte, im Feuer gebräunte, in zwei Theile gesprungene grosse flache Schale die Inschrift IANVARIVS F (Januarius fecit). Natürlich haben diese Fabrikanten nicht überwiegend hier gewohnt, sondern es befanden sich

---

1) Zu Meddicus (ĐĐ) s. Becker, Inschr.-Ueberreste der keltischen Sprache in Beiträge von Kuhn u. Schleicher III, 2 ff. Berlin 1868, in diesen Jahrbüchern LIV, S. 812.

in und bei der Töpferei auch Geschirre anderer Fabrikanten, dieselben Namen kommen oft weithin vor am Rhein. Von der andern Gattung der Inschriften besitzen wir jetzt eine ziemlich umfangreiche und zwei Fragmente; jene befindet sich auf einem Bruchstück eines weiten beträchtlich grossen breit gedrückten Gefässes aus mattgeblich grauen gebrannten Thone von 0,02 m. Dicke; die Buchstaben sind 0,03—0,05 m. hoch. Erhalten ist folgendes:

IGENVI
VBRNAICI

Die Ergänzung des ersten Namens zu Ingenui hat nicht die geringste Schwierigkeit, um so mehr die des zweiten Namens. Meine Herrn Collegen Prof. Zangenmeister und Wachsmuth, welche überhaupt für die ganzen Ausgrabungen sich lebhaftest interessirten und bemühten, lesen Gubernatoris; ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, da der obere Querstrich zum T mir nicht erkennbar ist, man wird an ein ubernaici vielleicht (g)ubernai of(ficina) gewiesen. Indem ich auf ein näheres Eingehen auf alle Möglichkeiten des Namens, um die sich auch Herr C. Christ eifrigst bemüht hat, dessen Thätigkeit in dieser ganzen Angelegenheit dankbar zu gedenken ich gern die Gelegenheit ergreife, und auf die Beantwortung der weitern Frage verzichte, ob hier der Verfertiger oder der Besitzer, wie dies Zangenmeister aus dem Beispiel bei Bruzza, Inscript. Vercell. p. 192 wo solche Grafitinschrift neben dem Stempel erscheint, sehr wahrscheinlich macht, zu verstehen sei, bemerke nur, dass andere solche Grafiti im Verlaufe der weiteren Ausgrabungen zu Tage traten, wovon in einem spätern Bericht zu handeln ist. Das zweite erhaltene Fragment eines bauchigen Gefässes mit Henkelansatz und Halstheil, das aber etwas anders röthlicher gefärbt ist, im Bruch dunkeler und eine Dicke von 0,025 hat, zeigt den Buchstaben Λ\ also M. Ein drittes Fragment in Dreieckform mit besonders tief eingeschnittenen Buchstaben hat VI, möglicherweise das Ende auch von Ingenui.

Zu diesen schriftlichen Zeugnissen auf Thon kommen nun auch mehr und mehr einzelne Münzfunde hinzu. Neben dem zweiten Ofen ward eine trefflich erhaltene Bronzemünze des Kaisers Hadrian (Mittelgrösse) gefunden, mit der Umschrift HADRIANVS AVG und auf dem Revers COS III sowie S. C. Eine Salus (Göttin des Heils) sitzt auf einem Thron und reicht die Schale der von einem runden Altar sich erhebenden Schlange. Die Münze, in die Jahre zwischen

120—127 n. Chr. fallend, entspricht ganz der von Cohen in seinem grossen Münzwerk der Münzen der Kaiserzeit II. p. 191 n. 731 beschriebenen. Gleichzeitig wurden mir auch die bereits früher von der Stadt-Baubehörde gefundenen und aufbewahrten Münzen mitgetheilt, die bei den römischen Hausfluren ganz in der Nähe am Neckar gefunden wurden; zwei sind römisch, eine ist eine frühmittelalterliche Silberbracteate. Unter jenen ist eine Bronzemünze des Trajan aus seinem vierten Konsulat mit einer ein Votivschild vor sich haltenden Viktoria leicht bestimmbar, jedoch ist aus dem zweiten Konsulat und der Designation zum dritten des Kaisers bisher nur eine mit solcher Darstellung bekannt (Cohen Medailles impérial II. p. 53 n. 325). So eben wurden zwei weitere Münzen des Trajan gefunden, von denen die eine dieselbe Darstellung mit dem dritten Konsulat aufweist, die andere in ihrem Revers ganz unkennbar ist. So reihen sich in glücklichster Weise die Zeiten der drei bezeugten Kaiser Domitian, Trajan, Hadrian eng an einander (81—138 nach Chr.).

Waren bei unserem ersten Berichte Metallsachen kaum zu verzeichnen, so ist dies jetzt reichlicher möglich. Wir haben jetzt Gefässränder, Instrumente, kurze, dolchartige Schwerter, ein kleines Gefäss, grosse Nägel, einen römischen grossen Schlüssel. Früher hat man bei dem nahen Strassenbau am Neckar in einer Hausstätte eines jener merkwürdigen rhombischen Eisenstücke, 4,6 Kilogramm schwer, gefunden, zu welchen bereits in früheren Jahren ein Gegenstück, welches auf dem weiteren Gebiete dieser Römerstätte sich fand, nachzuweisen ist[1]). Klumpen verglaster Schlacke mit Kupfertheilen traten in letzter Zeit zu Tage. Von Gläsern sind kleine Fragmente, besonders auch mit bunten, eingeschmolzenen Glasfäden gefunden worden.

Vergessen wir endlich auch nicht des interessanten Fundes in jenem Haussouterrain, eines Gefäses mit verkohlten Erbsen, welche

1) Solche rhomboidale Eisenstücke sind in neuster Zeit erst eingehender gewürdigt worden, besonders von Ferd Keller im Anzeiger f. Schweizer Gesch. und Alterthumskunde 1858. S. 38 ff, dann von H. Genthe, Ueber den etrusk. Tauschhandel nach dem Norden S. 89, zuletzt von Dr. Ludw. Beck, Beiträge zur Geschichte der Eisenindustrie, Annalen nassauisch. Alterthumskunde. XIV, 2. Wiesbaden 1877, S. 317—330. Taf. VI, 1 ff. wo lang gezogene rhombische Formen, (Vogelform) abgebildet sind. Sie bestehen aus gutem Schmiedeeisen, wurden meist in grösserer Zahl zusammen gefunden und haben meist 12 Pfund = 6 Kilogramm Gewicht, schwanken aber zwischen 10 und 15 Pfund. Vgl. Jahrb. LIX, S. 183.

ntersuchung des Hrn. Prof. Pfitzer als Kichererbse, diese ächt
:he Hülsenfrucht, erwiesen hat.

So belebt sich immer mehr das todte Gestein, der vergessene
; vergangener Jahrhunderte und es steigt ein römisches Kultur-
eine Stätte friedlichen Gewerbefleisses neben der römischen Mi-
ation am militärisch wichtigen Eingang der engen Gebirgsschlucht
eckarthales in den verschiedenartigen Thätigkeiten aus dem 2.
ındert nach Chr. vor unserem geistigen Auge empor. Neue Funde
;en sich uns soeben an, die weiter locken. Immer mehr gewinnt
nzelne Interesse unter dem bereits Gewonnenen und die Hoffnung
t immer neu, über das Ganze der Anlage Licht verbreitet zu sehen [1]).

Heidelberg, Mai 1877. Neu durchgesehen Anfang 1878.

Stark.

II.

Inschriften.

Bei Anlage der „Thibautstrasse" des neuen Weges zwischen den
uten des akademischen Krankenhauses und der Irrenanstalt fand
usser den vorbeschriebenen Töpfer-Oefen auch die Ueberreste
rer kleiner Wohngebäude aus rothem Sandstein, welche, wie
sammte Fundstätte zu jener römischen Militär-Station gehören,
ren Terrain später das Dorf Bergheim entstand. Im Mittelalter
sselbe aufgehoben und mit Heidelberg verbunden worden.

Eine Beschreibung der gefundenen Baulichkeiten liegt ausser
:r Absicht und wir beschränken uns auf die Mittheilung in-
licher Funde.

Der hervorragendste derselben ist nun der eines römischen Votiv-
nens, dicht am Neckar innerhalb eines der oben erwähnten Sou-
ıs (am 7. Mai 1877) ausgegraben, dabei aber leider von den Arbeitern
nig beschädigt.

Dieses Haus-Altärchen besteht aus rothem Sandstein der hiesigen
d, hat eine Höhe von 0,80, bei einer Breite von 0,40 Metern
ine ornamentirte Krönung, auf deren oberster Fläche inmitten
Vülsten eine flachrunde Höhlung zu Libationen angebracht ist.
lumna selbst ist nicht mehr vorhanden. Sie war wohl eine frei

[1]) Der Fortsetzung dieser Mittheilungen, die demnächst folgen wird, soll
h der Situationsplan der ganzen Fundstätte und Abbildungen einzelner
er Funde beigegeben werden.

daneben stehende Bildsäule des Juppiters; (bei Orelli 1313 wird z. B. eine columna erwähnt). Die Inschrift aber ist grösstentheils noch erhalten, das Fehlende leicht zu ergänzen und hier mit Klammern eingeschlossen. Sie lautet:

I · O · M ·
ARAM · ET · CO
LVMNAM
PRO · SE · ET (suis)
5 C · VEREIVS · (clo)
MENS · MILES
LEG · VIII · AVG ·
B · COS · V · S · L · L · M

was also zu lesen ist: „Jovi optimo maximo aram et columnam pro se et suis Caius Vereius Clemens miles legionis VIII augustae, beneficiarius consularis votum solvit laetus lubens merito".

Wir haben es mithin mit einem von einem Soldaten der achten Legion, wahrscheinlich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, gesetzten Votivstein zu thun.

Wenigstens glauben wir dies aus dem Fehlen späterer Beinamen dieser Legion schliessen zu dürfen unter Verweisung auf einen ähnlichen Votivaltar eines Centurio dieser Legion, gefunden im Odenwalde und aufbewahrt zu Mannheim (Brambach C. I. Rh. 1391 und Haug, „die römischen Denksteine zu Mannheim" Nr. 22).

Die achte Legion stand übrigens vom Jahr 70 bis lange ins dritte Jahrhundert in Ober-Germanien und hatte ihr Hauptquartier zu Strassburg.

In unserer ersten Mittheilung der Inschrift in der Augsb. Allgem. Ztg. Beilage Nr. 132 v. J. 1877 und demnach im Correspondenzblatt des Gesammtvereins etc. 1877 no. 6 war die Vermuthung ausgesprochen worden, man könne vielleicht statt VEREIVS lesen: VERNIVS (mit umgedrehtem V\), wie z. B. bei Wilmanns Nr. 2851 ein Vernus vorkommt. Allein der betreffende Buchstabe fällt in eine blos zufällige Verletzung des Steins und war weder ein V\ noch ein T, sondern ein bloses E. Der widmende Soldat der VIII. Legion, der also Vereius Clemens hiess, war Gefreiter, beneficiarius des Consularlegaten (consularis) und genoss als solcher nicht nur Befreiung von den härtern Arbeiten des aktiven Dienstes, sondern fand auch in Folge dieser bessern Stellung im

ohne eigentlich beamtete Person zu sein, eine zeitweilige Ver-
ıg bei wichtigen Aufträgen und Verwaltungsangelegenheiten.
ıer Stein befindet sich im Archäologischen Institut zu Heidelberg.
in weiterer bisher bei uns selbst aufbewahrter Inschriftstein be-
sich jetzt ebenfalls am genannten Orte [1]). Es ist ein 0,76 m.
oben 0,55 m. breiter und 0,40 m. dicker Neptuns-Altar mit fol-
Inschrift:

IN · H · D · D ·
NEPTVNO
ÆDEM · CVM
SIGNO · VAL ·
5 PATERNVS ·
ARC · ET AELI
VS · MACER · EX
VOTO · FEC ·

ie letzte Zeile ist mit kleineren Buchstaben geschrieben, die
ig zu erkennen sind.
er Fundort des **Neptunsteines** ist der Thalweg des Neckars
ın der jetzigen Thibautstrasse und den gegenüber auf dem
Ufer, unterhalb Neuenheim sich hinziehenden Gärten.
ie Neckartiefe ist in dieser Gegend eine sehr geringe, so dass der
im Sommer mit leichter Mühe durchwatet werden kann. Die
dortige Neckarstrecke führt den Namen »die Aul«, so genannt
ıem früher dort befindlichen, jetzt aus dem Fluss entfernten topf-
ı Steine. (Das alte Wort Aul (altdeutsch ûla) mit der Bedeutung
ist dialektisch noch vorhanden und ist dem latein. olla entlehnt.)
st z. B. ein noch vorhandener Stein beim sog. Wehrkopf oberhalb
rgheimer Mühle aus dem Wasser ragend und mit einer natür-
kesselartigen Vertiefung versehen »Kesselstein«.
och weiter oberhalb ging nun die jedenfalls hölzerne römische
über den Neckar, wie die von uns schon vor vielen Jahren
kar mit dem Neptunsstein entdeckten eichenen Roste beweisen,
Entfernung von einander genau 36 Schritt beträgt, so dass der
reite nach genau sechs solcher Roste im Wasser vorhanden ge-

[1] Vergl. unsere Mittheilungen Augsb. Allgem. Zeitg. Beilage No. 145. 1877;
rger Zeitung vom ersten Juni 1877, No. 126; Heidelberger Familien-
No. 46 u. 47.

wesen sein müssen. Hierzu kommt dann noch auf jeder Seite ein steinernes Widerlager, von dem aber nur noch auf Neuenheimer Seite die Ueberreste gefunden, aber schon im Jahre 1812 bei Anlage des Neckartaluts herausgebrochen worden sind.

Es waren also im Ganzen 6 Strompfeiler, zwei steinerne Widerhalte an den Ufern und daher 7 Oeffnungen. Der dem Neuenheimer Ufer zunächst gelegene Flusspfeiler liegt im Winkel zwischen dem Leinpfad und einer Traverse und ist in Folge dieser Wasserbauten jetzt verlandet.

Diese Pfahlbrücke vermittelte nun den Verkehr zwischen den auf beiden Ufern gelegenen römischen Niederlassungen an einem Punkte, wo einerseits die römische Landstrasse von Speier ausmündete, anderseits diejenige auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer nach Ladenburg abbog. An der Stelle wo beide schnurgerade Strassen im rechten Winkel am Neckar auf einander zu stossen kamen, war eben die Verbindung der beiden Ufer und Strassen durch eine stehende Brücke hergestellt, die dadurch noch an Bedeutung gewinnt, dass bei ihr (und zwar am linken Ufer) auch die Meilensteine aufgestellt waren[1]).

Ganz genau wird die Lage des römischen Ueberganges durch eine Linie bezeichnet, welche man von dem Desinfektionshause des Spitals hinübergezogen denkt bis zu dem unterhalb Neuenheim gelegenen Hause des Schneidermeisters Gelz. Der dortige Brückenbogen lag an einer etwas tiefern Wasserstelle, dem sog. Tümpfel, und ist jetzt wie gesagt abgeschnitten durch Leinpfad und Querdamm. Mitten auf dieser Brücke war nun zu Römerzeiten der Neptunsstein in einer Art von Capelle (aedes) errichtet, in derselben Art wie auf späteren christlichen Brücken ein Nepomuk stand um den Hinübergehenden zum Schutze zu dienen. Bei der Zerstörung der Brücke stürzte der Stein ins Strombett und blieb dort dicht hinter dem mittelsten Pfeiler, im Schiffwege liegen, bis er in neuerer Zeit mittelst

---

1) In Folge dieser unserer früheren Angaben in Bezug auf die römische Brücke beantragte der Landesconservator Herr Oberschulrath Wagner bei der Regierung die systematische Aufräumung und Vermessung der alten Brückenroste im Neckar. Dies geschah denn auch im Herbst 1877 in umfassendster Weise unter Leitung des Herrn Ingenieur H. Bär, der seine Resultate in einer eigenen Schrift bekannt gemacht hat, welcher wir Betrachtungen über römischen Brückenbau sowie über die Neptunssteine beigefügt haben.

-Maschine von Seiten der Wasser- und Strassenbau-Inspektion ;ehoben wurde [1]).

›lche Neptunsheiligthümer sind ziemlich selten und kommen in ıeinischen Gegenden nur wenige davon vor. Ein Neptunsbild bei ömischen Uebergang von Trennfurt am Main nach Klingenberg ɜn, ist leider nicht mehr vorhanden. Wenigstens waren alle Nachforschungen danach zu Trennfurt selbst, wo es in der Kirche ı sein sollte, vergeblich (vergl. auch Steiner »Maingebiet« . Auch zu Hanau, gleichfalls am Main, war ein solches Nepligthum (Brambach No. 1433). Desgleichen wurde schon im 1480 zu Ettlingen bei Karlsruhe ein Neptunbildstein mit Invon der ausgetretenen Alb an das Ufer geworfen und nach langer t an verschiedenen Orten, schliesslich an einem ehrenvollen bei der Albbrücke eingemauert (Brambach 1678). Ein ganz :her Stein fand sich auch zu Baden-Baden, von demselben Mitder Schifferzunft dem Neptun geweiht (ib. 1668).

ɩehnliche Widmungen von Neptunsheiligthümern kommen auch . Wilmanns 2325, 2373 und 2375.)

onst kommt dieser Wassergott im Rheingebiet nur noch in den landen und bei Oberwinter vor (vergl. diese Jahrbücher LIII—IV wo Schaaffhausen ausführlich über ein dort gefundenes bild handelt).

ehen wir nun zu unserm Heidelberger Neptunssteine über, so auf demselben zwei Personen, Valerius Paternus, den wir, verdurch den Fundort, für den Brückenbaumeister (architectus) (den Pionier- oder Genietruppen angehörig) und ein gewisser Macer, dem keine Charge beigefügt ist, dem Neptun eine Kaıit einer Statue. Die Widmung fand Statt zu Ehren des kaiɜn Hauses nach einem gethanen Gelübde wahrscheinlich schon m Jahre 200 unserer Zeitrechnung.

---

[1] Der Stein bildet die Basis zu einer Neptunsstatue, die sich aber nicht ›rfand Allerdings kam noch ein Bildstein aus anderm Material in der Gegend zum Vorschein, der gerade in die oberste Fläche der genannten ıeinpasst und mit Recht jetzt auch im archäologischen Cabinet darauf get. Leider ist aber nur der unterste Theil dieses Bildes vorhanden, und heint der darauf befindliche nackte Fuss eher einer weiblichen Figur ören, vielleicht aber auch einem Genius, der in dem Neptunsheiligthum ılt war. Stark nimmt ihn für Neptun, das anscheinende, tief herabhänlewandstück für den Rest eines Delphins.

Die einzige Schwierigkeit bietet die Abkürzung ARC, die auch auf andere Art erklärt werden könnte. Anlässlich einer englischen Inschrift erklärt Bergk dieselbe in diesen Jahrbüchern LVII S. 29 durch AR(morum) C(ustos), eine Charge, über welche jüngst Freudenberg (ebenda S. 76) gehandelt hat. (Auch bei Wilmanns II p. 596 sind verschiedene Beispiele derselben zusammgestellt.) Da aber jene Sigle ARC· auf unserer Inschrift eine von den folgenden Worten deutlich durch einen Punkt getrennte Gruppe von Buchstaben bildet, so kann dieselbe hier nur ein einziges Wort ausdrücken, sonst müsste doch wohl ·AR· C· getrennt sein, was aber durchaus nicht der Fall ist.

Auch bei jener englichen Inschrift scheint nun aber die gleiche Funktion eines architectus vorzuliegen, denn in dem dortigen ARCX. ist X vielleicht griechisch für CH, so dass also hier ARCCH)itectus) geschrieben wäre.

Das Material unseres Steines ist rother Sandstein aus hiesiger Gegend, der aber durch das lange Liegen im Wasser ein etwas verändertes Aeussere und bedeutende Härte erlangt hat. Auf seiner obersten Fläche ist der Stein platt, hat aber ringsherum einen Rand, in welchem man noch die Spuren der Befestigung des ehemals darauf gestellten Neptunsbildes sieht. Die Seiten des Altars enthalten weder irgend ein Symbol des Neptun (dessen gewöhnliches Abzeichen der Dreizack ist), noch die sonst üblichen Opfergeräthe; sie sind vielmehr ganz glatt.

Die Inschrift ist stark verwittert, so dass sie nicht überall gleich deutlich erscheint. Die Schriftzüge sind indessen von gutem Typus, wie sie zu der, freilich nicht mehr genau zu bestimmenden Zeit der Abfassung der Inschrift noch allgemein üblich waren. Die Form EDES für ÆDES, die vielleicht anzunehmen ist, wäre vulgäre Schreibung, allein sie ist nicht sicher, da der Stein an dieser Stelle etwas verletzt ist.

Die vielfachen Schwierigkeiten, welche sich der Erklärung der Sigle ARC und der richtigen Deutung dieser Abkürzung entgegenstellen, veranlassten uns schon bei unserer ersten Mittheilung der Neptunsinschrift noch einige andere Versuche sie zu erklären aufzustellen. In dieser Hinsicht konnten wir aber (in der Augsburger Allg. Zeitung Ende Mai 1877, Beilage) kaum die Frage erheben, ob dieselbe nicht ARG. laute, was (faber) argentarius bedeuten würde und oft in dieser Weise auf Inschriften abgekürzt erscheint, wo es in der Regel einen Silberarbeiter bezeichnet. Es war das ein

vatgeschäft, zumeist von Freigelassenen ausgeübt, das übrigens auch collegialisches Amt bekannt war, s. Wilmanns no. 988, no. 1727 d II, p. 645. Da die Silber- und Goldschmiede auch zugleich Handel ; edlem Metalle trieben, so wurde argentarius in späteren Zeiten essen gewöhnlich ein Banquier genannt.

Da aber die Lesung ARC. doch zu deutlich ist, so wird man also einer der anderen vorgeschlagenen Erklärungen bleiben müssen, deren wahrscheinlichste wir architectus unter Berücksichtigung des ndorts und anderer Umstände aufgestellt hatten. In analoger Weise d z. B. archimimus bei Wilmanns exempla inscr. no. 1501 ebenfalls gekürzt durch ARC; architectus ebenda 1563 durch ARCITECT. geben, desgl. 728[1]). Dagegen ist kein sicheres Beispiel zu finden, rin ARC wirklich Abkürzung für architectus wäre, wohl aber kommt selbe für ein anderes Amt vor, was wir denn auch gleich zu Anfang eidelberger Zeitung vom 1. Juni 1877 und in der Beilage dazu »Faienblätter« No. 47) ausgesprochen haben.

Es ist dies nun der Vorstand irgend einer arca (arka), ein arcas, oder wie er vielfach auch geschrieben wird arkarius, in der Regel rch ARK. gekürzt, was indessen ebensowenig ernstlich gegen diese ı uns in zweiter Linie vorgeschlagene Lesung sprechen kann, wie der ıstand, dass kein weiteres rheinisches Beispiel dieser Art vorliegt.

Ganz in unserer Nähe, zu Ladenburg, findet sich nämlich auf em römischen Grabstein ein ähnliches Amt belegt, d. h. dasjenige es dispensator, worunter ein Kriegscassier oder Steuerbeamter zu stehen ist. Wie die Dispensatores überhaupt keine Soldaten, sonn Sclaven waren (vgl. Wilmanns II p. 646), so war auch derjenige, cher dieses Amt zu Ladenburg bekleidete, ein Sclave Namens Euhas, welcher dem Paris, seinem verstorbenen Stellvertreter (vicarius,

---

1) Wirkliche Brückenbaumeister sind bei Wilmanns No. 804 und 2144 annt, der überhaupt II p. 645 noch mehrere solcher Privatingenieure aufführt, indessen allerdings selten erwähnt werden. Abgebildet ist ein solcher auf em Heidelberger Grabstein (Brambach 1710) mit Messwerkzeugen in den Händen, e dass freilich sein Stand inschriftlich erwähnt wäre. Aber nicht allein Architen civilen, sondern auch militärischen Characters kommen vielfach vor, wie Becker in diesen Jahrbüchern LIII—IV S. 146 und in seinem Mainzer Catalog 72 zeigt. Man wird wohl auch in unserm Falle an einen militärischen hiteckt der 22. Legion zu denken haben, die so lange am Mittelrhein und so h zu Heidelberg stationirt war.

abgekürzt durch VIK. wie arcarius sonst durch ARK.) einen Grabstein setzte. Derselbe wurde merkwürdiger Weise ebenfalls im Neckar gefunden. (Vergl. Brambach C. I. Rh. no. 1712) und zwar im Jahre 1845 beim Brückenbau, gegen Neckarhausen zu, aber nicht auf dem linken Ufer (wie die bisherige Angabe lautete), sondern beim rechten, auf Ladenburger Seite.

Ganz in derselben Weise erscheint nun z. B. auf einer venetianischen Inschrift ein arcarius, Namens Philoxenus, ein Hausclave der Kaiserlichen Familie, der ebenfalls seinem verstorbenen Sclaven und Amtsgehülfen (vicarius), Ascanius genannt, einen Denkstein setzte. Ueberhaupt kommt der »servus arcarius« häufig vor, meistens als niederer Municipalbeamter, so z. B. bei Wilmanns 1833, 2762 c und d. Ebenda no. 1330 erscheint ein publicus Tusculanorum arcarius; no. 1562 Volceianorum ARK. u. s. w.

Nimmt man nun auch für unsern Neptunsstein diese Erklärung an, dann ist wohl auch hier ein solches kleineres Municipalamt gemeint, d. h. der eine der beiden Dedicirenden funktionirte als Gemeindecassier des leider nicht genannten vicus bei Heidelberg, welcher, wie die ganze Umgegend überhaupt, zum Municipalgebiete von Ladenburg gehörte.

Wäre das Amt eines arcarius unter den Freigeborenen nachweisbar, so würde es freilich am nächsten liegen Valerius Paternus, der seinem Namen nach römischer Bürger war, für einen Militär zu nehmen.

Die arcarii waren nun aber in der Regel Sclaven[1]), haben Sclavennamen und entbehren daher des Geschlechtsnamens, während unser Valerius Paternus einen solchen führt. Derselbe war also entweder ein Römer oder ein Fremder, der durch ein Mitglied der gens Valeria, das römische Bürgerrecht erhalten hatte und in Folge davon den Gentilnamen desjenigen annahm, welcher ihm dazu behülflich gewesen war.

Die Vornamen beider Dedicanten fehlen, eine gewöhnliche Erscheinung bei Nichtrömern.

Die arcarii dagegen waren, wie gesagt, und wie dies auch Wilmanns anlässlich einer Inschrift aus Rom, No. 365 von denjenigen des kaiserlichen Hauses bestätigt, fast immer Sclaven.

Der an dem genannten Orte erwähnte arcarius, Namens Sabinus wird zwar Augusti libertus genannt, jene erstere Würde stammt aber aus der Zeit her, als er noch Sclave war, wenn man nämlich annimmt,

---

1) Ueber Sclavennamen von Künstlern und Handwerkern im Allgemeinen vergl. Wilmanns No. 2620. Diese Art Namen war vielfach griechisch.

dass er arcarius der Livia gewesen war. Wahrscheinlich bekleidete er aber dasselbe Amt erst bei dem Collegium des Columbariums der Livia, in welches er eine Urne stiftete, also erst nach ihrem Tode. Im letzteren Falle war er freilich Freigelassener der kaiserlichen Familie zur gleichen Zeit, wo er auch arcarius des genannten Collegs war, eine Würde, die hier ungefähr dasselbe bedeutete, wie der Quaestor anderer Collegien [1]). Eine ganze Reihe solcher collegialischen Quästoren gibt Wilmanns II, p. 643.)

Der arcarius eines anderen Collegiums, P. Tamudius Venustus, bei Wilmanns No. 1488 (nota 21) scheint seinem Namen nach in der That ein Freigelassener gewesen zu sein, wenn er auch nicht ausdrücklich als solcher bezeichnet wird. Die Charge desselben ist hier aber durchaus zweifelhaft, indem sie lautet DAR. ARCAR, was Renier so erklären möchte: discens a rationibus arcarii (?); Wilmanns dagegen: discens armaturae, arcarius (scil. collegii veteranorum). Indem aber auf derselben Inschrift (nota 12) der Ausdruck ex armatura bei einem Veteranen in etwas anderer Bedeutung und fast ganz ausgeschrieben vorkommt (wie auf zwei Mainzer Inschriften, wo armatura leg. gleichbedeutend ist mit miles vergl. J. Becker in diesen Jahrbüchern LIII—LIV, S. 147 Anmerk.) so ist auch die letztere Erklärung nicht wahrscheinlich.

Auch unter den niedern Magistratspersonen (vgl. bei Wilmanns II p. 569 die officia publica civilia minora) finden wir arcarii. So den arkarius provinciae Africae, einen kaiserlichen Haussclaven Namens Antiochus Lucconianus, der, was bei derlei Sclaven öfters vorkommt, ausnahmsweise zwei Namen trägt (vergl. Wilmanns II p. 405).

Der arkarius stationis Siscianae (scil. ferrariarum) trägt wieder einen gewöhnlichen Sclavennamen Asclepiades. Desgleichen ein weiterer niederer Staatsbeamter, Quintianus, der, ein verna Augusti, als vilicus et arcarius bezeichnet wird. Ebenso waren die weitern, bei Wilmanns No. 1391 und 1395 erwähnten, bei einem Collegium thätigen arkarii, Victor und Theopompus, beide Sclaven.

Durchgängig Sclaven waren auch die dispensatores, deren Wilmanns II p. 570 eine ganze Reihe unter seinen niederen Staatsbeamten aufzählt. (Dass sie auch desshalb keine Soldaten sein konnten, bestätigt derselbe No. 1489 nota 3.)

---

1) Wilmanns 365 drückt sich wörtlich so aus: „aut cum servus etiamtum esset, arcarius fuerat Liviae, aut arcarius collegii, quod mihi magis placet.“ —

Von Wichtigkeit für uns wegen der Aehnlichkeit mit dem oben erwähnten Ladenburger Grabstein, worauf ein Sclave Eutychas erscheint, ist hierbei No. 1355 (vergl. auch 1356), wo einem Sclaven Entyches zu Rom ein Grabstein gewidmet wird von einem Mitsclaven der kaiserlichen Familie, Namens Daphnus, der dispensator fisci castrensis war. Ein Sclave Eutyches als Privat-Dispensator kommt ibid. No. 145 vor. In gleicher Eigenschaft ein Freigelassener L. Junius, Silani libertus, Paris, No. 1333. Auch kaiserliche Privatschatzmeister werden erwähnt, wie Fortunatus, ib. 2762[h] und Aepolus Galbianus, kaiserlicher Haussclave, der wieder gegen die sonstige Regel zwei Namen trägt, ib. 2702. Ebenso ist dies der Fall bei einem Privat-arcarius, Namens Epaphroditus Yginianus, der gleichfalls als kaiserlich trajanischer Haussclave bezeichnet wird ib. No. 2643, vergl. II p. 405.

Auch die municipalen arkarii sind Sclaven, so Apronianus, arkar. rei publicae Aequicul. (Wilmanns No. 84); Albanus, colonorum coloniae Augustae Alexandrianae Abellinatium servus arkarius; desgleichen Eunus, coloniae Beneventi arkarius (ib. 2762); Montanus, populi Antinatium Marsorum servus arcarius (608). Weiter Liberalis colonorum coloniae Sipont. servus arckarius (sic!) qui et ante egit rationem alimentariam sub cura praefectorum; gewidmet ist die betreffende Inschrift seinem Mitsclaven Augurinus, reipublicae servus verna mensor (ib. 1833). Ferner wird, wie schon oben gesagt wurde, einem servus publicus mit dem Doppelnamen Antiochus Aemilianus (vergl. desshalb Wilmanns II, p. 405) von seinem Mitsclaven Primus, einem publicus Tuscul. arcarius ein Denkmal gesetzt (ib. No. 1330). Endlich trägt auch Nymphicus, als arcarius von Volceji ebenfalls schon erwähnt, einen Sclavennamen.

Aus diesen Beispielen geht zur Genüge hervor, dass sowohl die dispensatores wie die arkarii fast immer Sclaven, selten Freigelassene waren. Man wird daher den Heidelberger Valerius Paternus arc. auch nicht blos desshalb als Freigelassenen betrachten dürfen, um dadurch die Lesung arcarius zu erzwingen. Auch liegt hier natürlich nicht ein ganz exceptioneller Fall vor, den Henzen (und nach ihm Wilmanns No. 381, 385a u. 2644) bei einigen kaiserlichen Haussclaven beschrieben hat, dass nämlich die bekannten Beinamen Paternus und Maternus in gewissen Fällen als Beiwort eines Amtes, wie z. B. Epelys, dispensator maternus verwandt sind, um bei Sclaven und Freigelassenen den gegenwärtigen oder früheren Herrn in ähnlicher Weise anzudeuten, wie dies sonst die agnomina auf -anus thun.

Was nun die so häufigen cognomina Paternus und Maternus anbetrifft, so sind dieselben nicht nur römisch, sondern auch keltische Personennamen, wie dies Franz Stark in seinen keltischen Forschungen (enthalten in den Wiener Sitzungsberichten, Jahrgang 1869, Februar S. 262 und Juli S. 254) nachgewiesen hat.

Wir finden deshalb diese Namen auch häufig unter den rheinischen Töpfern, die grösstentheils Gallier waren. —

Wie dem nun aber auch sei, so ergibt sich aus dem oben Ausgeführten, dass die Sigle ARC. unserer Heidelberger Inschrift nicht wohl anders als architectus aufgelöst werden kann, und zwar wäre militärischer Charakter desselben anzunehmen, denn sonst tritt auch hier wieder der Umstand entgegen, dass Privat-Architecten vielfach Sclaven oder doch Freigelassene sind.

So erscheint zu Pompeji ein Privatarchitekt Namens M. Artorius M. libertus Primus (Wilmanns 2557); ein anderer zu Tarracina C. Postumius C. filius Pollio (ib. 2558). Ein A. Bruttius A. libertus Secundus (ib. 2144) ist zu Concordia als Privatingenieur bei einem Brückenbau thätig. Ein anderer, Namens Hospes, wird anderwärts ausdrücklich als Sclave einer gewissen Appia bezeichnet; er schreibt sich: ARCITECTVS (ib. 727), gerade wie ein weiterer Privatbaumeister, L. Cocceius, L. C. Postumi libertus, Auctus, dessen Name ein Beispiel eines Freigelassenen bietet, der einen andern Gentilnamen führt als sein Patron Claudius Postumus (ib. 728). Bei dieser Gelegenheit sagt nun Wilmanns, der Werkmeister (architectus), der ein Gebäude errichtete, würde inschriftlich selten erwähnt. Im Allgemeinen ist dies sicher richtig.

Ein solcher Künstler (Lacer mit Namen) nennt sich aber doch auch, freilich ohne ausdrückliche Bezeichnung als architectus, an der Brücke zu Alcántara in Spanien, und zwar ähnlich wie dies auf der Heidelberger Brücke der Fall war, auf einer dabei gelegenen Capelle, deren Erbauer er gleichfalls war, während auf dem Mittelpfeiler sich die Widmung an Kaiser Trajan befindet. Vergl. Wilmanns No. 804. Auch zu Heidelberg nennt sich ja nicht direkt der Erbauer, sondern er widmet blos als solcher einen Altar.

Noch weitere architecti civiler Funktion führt wie schon oben gesagt wurde, Becker auf (Jahrb. LIII—LIV, 147), aber auch solcher militärischen Charakters gibt es eine Reihe, die als Soldaten Freigeborene waren.

Solch ein militärischer Ingenieur war T. Flavius T. f. Pupinia Rufus, Soldat zweier prätorischen Cohorten und zugleich als ordinatus

architectus tesserarius in centuria bezeichnet (Wilmanns 1588). Auch von der Flotte zu Misenum wird ein architectus erwähnt (ib. 1662).

Becker führt auch weitere Beispiele ausgedienter Soldaten der prätorischen Cohorten und Legionen auf, die derselben Genie-Truppengattung angehörten. Darunter einen ARCITECT. armamentarii imp. d. h. des kaiserlichen Zeughauses (Wilmanns 1563) und ausserdem einen solchen, der sich geradezu als architectus Augustorum, d. h. des kaiserlichen Hauses bezeichnet.

Am meisten Verwandtschaft mit dem Heidelberger Neptunssteine hat aber der schon oben erwähnte und zuletzt von Becker in seinem Mainzer Museum No. 72 (vorher in diesen Jahrb. LIII—LIV, S. 145 ff.) beschriebene Votivaltar den Aelius Verinus, architectus, und Geminius Priscus, custos armorum zu Mainz wo er 1872 gefunden wurde, errichten liessen [1]).

Auch bei dieser Inschrift ist die Weglassung des betreffenden Truppenkörpers der beiden Dedikanten zu constatiren, die sicher wie wohl auch die 2 Altarspender zu Heidelberg, zunächst Soldaten waren.

Die Legion, wozu sie alle gehörten, war höchst wahrscheinlich in beiden Fällen, zu Mainz wie zu Heidelberg, die 22., die so lange Zeit am Mittelrhein mit dem Hauptquartier Mainz stand, dass, wie Becker sagt, die ausdrückliche Bezeichnung derselben auf solchen Votivsteinen als fast selbstverständlich leicht weggelassen werden konnte [2]). Diese Legion stand überhaupt am längsten unter allen und zwar bis nach der Mitte des dritten Jahrhunderts in Germanien und erscheint daher weitaus am häufigsten auf den rheinischen Inschriften.

---

1) Was das militärische Amt eines custos armorum, d. h. eines Waffenwartes betrifft, so hat ausser Becker auch Freudenberg (Jahrb. LVII, 76) darüber gehandelt, wie schon oben bemerkt wurde.

2) Dasselbe ist der Fall auch auf anderen Mainzer Centurien-Inschriften, Becker, M. Museum No. 70 und 74 und sodann bei Haug »Mannheimer Denkstein No. 54, wo gleichfalls nur die 22. Legion genannt sein dürfte. Anlässlich dieses letzteren Falles, dem Grabstein eines Legionars, zweifelt Hübner in der Jenaer Literaturzeitung 1877, Artikel 396, ob die obige Erklärung des Fehlens der Bezeichnung der Legion hier die richtige sei, indem dann doch mindestens beigefügt worden wäre „miles legionis". Er meint, dass vielleicht auf einem gemeinsamen Begräbnissplatz nur Legionare einer Legion beigesetzt worden wären. Man beachte indessen, wie auf anderen Mainzer Inschriften (Becker No. 1, 169 u. 212), auch die blosse Würde des Centurionats ohne Bezeichnung des Truppentheils steht. Ebenso fehlt zu Miltenberg (Jahrb. LII, 75 u. LX, 52) die Legionszahl.

Uebrigens könnte neben dieser regelmässigen Besatzung von Mainz und des Dekumatenlandes, der XXII primigenia, auch die andere der beiden obergermanischen Legionen in Betracht kommen, die legio VIII Augusta. Um das Jahr 170 p. Chr. waren nämlich nach der Ausführung von Urlichs (Jahrb. LX, 59) nur diese beiden Legionen in Obergermanien zurück geblieben, welche mit ihren Hülfstruppen etwa 30,000 Mann stark sein mochten, und sich in die Vertheidigung der langen Linie des Grenzlandes theilen mussten. — Bald darauf, etwa um das Jahr 180, scheint nun aber in den Garnisonen des unteren Neckars wie überhaupt des oberen Theils des Dekumatenlandes ein Wechsel der bisherigen Dislocirungen der beiden Legionen vorgenommen worden zu sein. Während nämlich bis dahin hauptsächlich die achte in diesen Gegenden stationirt war und sich ja auch der oben beschriebene Heidelberger Votivstein des Vereius Clemens in diese Zeitperiode stellen lässt — abgesehen von einzelnen dem 1. Jahrh. angehörigen Abtheilungen der XIV. und der XXI. Rapax (wovon wir Ziegel aus Heidelberg bei Brambach mitgetheilt haben, vergl. dessen »Baden unter römischer Herrschaft« S. 16 u. 17) — so scheint der grössere Theil der achten Legion um 180 aus den verhältnissmässig sicheren südlichen Landstrichen, weiter nördlich vorgeschoben worden zu sein, um die gefährlichen Chatten zu beobachten.

In die früheren Stellungen dieser Legion rückte dann die 22. ein, welche von nun an die einzige in diesem Theile des Dekumatenlandes stationirte bildete, wenn man auch zugeben muss, dass im Allgemeinen und nominell die achte Legion vom Jahre 70—300 mit dem Standlager Strassburg am Oberrhein stand.

Unser Neptunsstein zeigt aber schon durch einen andern Umstand an, dass er nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. gesetzt sein kann, indem die Eingangsformel desselben »in honorem domus divinae« vor jener Zeit nicht vorkommt. Erst etwa seit dem Jahr 170 nach Chr. wird dieselbe aus bloser Schmeichelei gegen das nie zu vergessende Kaiserhaus bei Errichtung von Gebäuden, Altären und Aehnlichem häufig vorangestellt. Sie steht z. B. schon auf einer datirten tiroler Inschrift des Jahres 180, bei Wilmanns No. 1397 (vergl. auch ebenda: in hon. Imp. Commodi No. 1485). Aber noch ein anderes Mittel gibt es den Heidelberger Neptunstein annähernd zu datiren und zwar besteht dasselbe in dem Gentilnamen Aelius, welcher auf einen Kaiser dieses Namens deutet. Der erste so genannte war nun P. Aelius Hadrianus, der aber schon 117—138 regierend, hier nicht wohl in Betracht kommen kann. Eine

grosse Menge Barbaren und Freigelassene nannten sich nach ihm P. Aelius unter Beifügung ihres früheren Barbaren — Sclaven — oder auch beliebigen andern Namens als cognomen (vergl. z. B. das Verzeichniss bei Wilmanns II p. 302).

Seinem Nachfolger wurde als seinem Adoptivsohn derselbe Gentilname beigelegt, während sein Vorname Titus war; er hiess demnach T. Aelius Antoninus Pius und regierte bekanntlich von 138—161. Nach ihm setzte in analoger Weise eine Anzahl Fremder und Freigelassener ihrem Namen ein T. Aelius vor. Des letzteren Adoptivsohn war Marcus Aurelius, der von 161—180 als Augustus herrschte. Schon im Jahr 139 war derselbe zum Caesar ernannt worden und hiess als solcher M. Aelius Aurelius Verus Caesar; als Augustus hiess er gewöhnlich blos imp. M. Aur. Antoninus Aug. (Wilmanns No. 946 und II p. 512.)

Eine ganze Reihe von allerhand Leuten adoptirten nach ihm den Namen M. Aurelius (vergl. ib. p. 310.)

Dieser Kaiser könnte es übrigens auch gewesen sein, welcher einem gewissen M. Aelius Titus, dem Dedikanten einer neuen Miltenberger Inschrift, das Bürgerrecht verlieh und ihm damit den üblichen Anlass gab zur Annahme des Geschlechtsnamens Aelius. Wahrscheinlich ist es aber, dass sich derselbe nach Antoninus Pius Anfangs Titus Aelius nannte, unter Mark Aurel aber das praenomen des letzteren vor und in Folge dessen Titus als cognomen nachsetzte. So verband er die Namen zweier Kaiser in dem seinigen [1]).

Es war nämlich Sitte, dass Nichtrömer, wenn ihnen von dem Kaiser das römische Bürgerrecht verliehen wurde, den Geschlechtsnamen (gewöhnlich auch den Vornamen) des verleihenden Herrschers zu dem ihrigen machten und ihren ursprünglichen Personalnamen, der bei Kelten und andern Barbaren in der Regel nur ein einziger war, als cognomen beifügten (vergl. Jahrbücher LII, 68).

In dieser Hinsicht könnte vielleicht bei unserm Heidelberger Steine auch Mark Aurels Adoptivbruder und Mitregent, der übrigens schon 169 umgekommene Lucius Verus in Betracht kommen, der als Caesar [2])

---

1) Vergl. Urlichs in diesen Jahrbüchern LX, 72 und Conrady in den Nassauischen Annalen, Band XIV. Das cognomen Titus kommt übrigens öfter vor als der letztere annimmt; vergl. Wilmanns II p. 400. Auch ist die Inschrift aus Osterbucken, worauf Calvinius Titus erscheint, nach meiner Autopsie durchaus zweifellos; dieselbe ist nach meiner früheren Edition in der Arch. Zeitung von 1869 S. 75 auch in diesen Jahrb. LV—LVI, 164 von Haug wiedergegeben.

2) Dieser L. Aelius Aurelius Verus hiess übrigens nie Cäsar allein,

gleichfalls den Geschlechtsnamen Aelius führte (vergl. Wilmanns II p. 514). Auch Mark Aurels Sohn, der Kaiser Commodus, der von 180—192 herrschte, nennt sich hie und da noch wie er als Caesar hiess, Aelius (so Wilmanns No. 76, 957 u. 969) neben seinem gewöhnlichen Namen L. Aurelius. Besonders seit dem Jahre 191 führte er den vollständigen Namen Imp. Caes. L. Aelius Aurelius Commodus.

Gleichwohl weist Aelius am Wahrscheinlichsten auf Antoninus Pius, wie dies auch Urlichs in Bezug auf die schon genannte neue Miltenberger Inschrift annimmt (Jahrb. LX, 72). Der Heidelberger Neptunsdedikant Aelius Macer würde bei dieser Annahme also um die Mitte des zweiten Jahrhunderts seinen Namen erhalten haben, während er später, d. h. in den letzten Decennien dieses selben Jahrhunderts die Inschrift setzen half, die wohl auch die Gründungszeit der Heidelberger Brücke anzeigt, wenn man nämlich die Sigle ARC·, die seinem Collegen als Charge beigeschrieben ist, in der angegebenen Weise als Bezeichnung des Baumeisters erklärt. Aber auch wenn man Valerius Paternus etwa für einen militärischen arcarius erklärt und Aelius Macer als seinen Gehülfen (optio), so könnte die Brücke aus den Mitteln der Casse errichtet sein, welcher jener vorstand.

Nach dieser hier entwickelten Zeitbestimmung fällt die Errichtung der Brücke in eine frühere Zeit als die Meilensteine, deren frühster vom Jahr 220 und deren spätester von 253—260 stammt. Der letztere ist aber nicht nur der späteste aus hiesiger Gegend, sondern überhaupt die letzte datirbare rechtsrheinische Inschrift, die man überhaupt kennt, (abgesehen von der römischen Provinz Rätien).

In dieser Zeit, d. h. unter Gallienus wurden die römischen Besitzungen auf dem rechten Ufer unsicher und konnten nur durch die Tüchtigkeit des Gegenkaisers Postumus (259—268) der bei Galliern d Deutschen sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen wusste, halten werden.

Postumus wirkte zwar noch während seiner zehnjährigen Regierung die Vertheidigung des rechten Ufers durch Erbauung von Kastellen, er kaum war er ermordet (was in demselben Jahre stattfand, wo ch Gallienus umkam, d. h. 268, vgl. Wilmanns No. 1035), so fielen

jener Epoche bekanntlich kein Beiname mehr, sondern bloss ein Titel, d. h ronfolger). Er erhielt von Antoninus Pius von seiner Adoption an bloss den el Augusti filius, den er allein behielt, so lange dieser Kaiser lebte, nach sen Tod er Mitkaiser mit dem Titel Augustus wurde (vgl. Wilmanns no. 947).

die Deutschen über dieselben her und zerstörten sie. Ja schon unter Gallienus selbst wird uns der Verlust der rechtsrheinischen Besitzungen ausdrücklich bezeugt (vergl. Brambach »Baden unter römischer Herrschaft« S. 7), sodass der letzte der Heidelberger Meilensteine in der That das Ende der Römerherrschaft im Dekumatenlande bezeichnet.

Zu derselben Zeit d. h. um die Mitte des dritten Jahrhunderts räumten die Römer auch die nördlich vom Main am Pfahlgraben gelegenen Positionen (vergl. diese Jahrb. LVIII, 213). Der Alemannensturm unter Aurelianus um 270 vollendete die Austreibung der Römer aus dem Grenzlande.

Heidelberg. C. Christ.

---

3. Ueber die römischen Befestigungen im Odenwald.

Die Richtung der von einem Strassenzug gefolgten römischen Befestigungslinie von Obernburg a. M. zum Neckar, über Eulbach, Würzberg, Bullau, Schlossau ist im Allgemeinen bekannt; aber wie viel im Einzelnen noch zu erforschen ist, davon möchten die nachfolgenden Mittheilungen den Beweis liefern, deren Verfasser eine kleine Strecke dieser Linie, nämlich die von Obernburg bis zu dem sogenannten »Heunenhaus« seit mehreren Jahren sorgfältig untersucht hat. Die Veranlassung hierzu war die Auffindung einer bisher gänzlich unbekannten, römischen Niederlassung in der Nähe meines Wohnortes, Seckmauern, welcher in einem schmalen Seitenthälchen des Mains, an der östlichen Grenze des Grossherzogthums Hessen, 2 Kilom. von dem baierischen Städtchen Wörth a. M. entfernt liegt. An der neuen, im romanischen Styl erbauten Kirche in Seckmauern führt ein Feldweg in nördlicher Richtung nach den sogenannten »Gemeindehecken«, einem derzeitig noch niedrigen Kiefernwald, in welchem mir, einige Schritte neben dem Wege, wo diese »Gemeindehecken« an den »Wörther Stadtwald« grenzen, schon früher eine von Baumwuchs entblösste, mit Immergrün bewachsene Stelle aufgefallen war, an welcher bisweilen Stein- und Mörtelreste zum Vorschein kamen und auf die Vermuthung führten, dass hier in früheren Zeiten ein Gebäude gestanden habe. Jedenfalls musste dieses aber längst zerstört worden sein, denn Niemand

konnte auf meine Erkundigungen die geringste Auskunft geben. Auf einem Spaziergang nahm ich eines Tags ohne Werkzeug eine oberflächliche Untersuchung der Stelle vor, entfernte Immergrün und Moos und grub mit dem Stock etwas tiefer, als mir gleich zufälliger Weise einige römische Gefässscherben entgegenfielen. Freudig überrascht durch diesen glücklichen Fund, der mir sogleich die Beweisstücke in die Hand lieferte, dass an dieser Stelle ein römisches Gebäude gestanden habe, dessen Auffindung ein neues Licht über die Richtung des limes im Odenwald verbreitete, begab ich mich selbstverständlich an den folgenden Tagen mit den erforderlichen Arbeitskräften an die nähere Untersuchung der Stelle, welche nachfolgendes Resultat ergab. Wir fanden die noch wohlerhaltenen Fundamente eines römischen Gebäudes, 9 Meter lang und 5 Meter breit. Die Mauerreste waren theilweise noch mit gelblichem Tünch oder Mörtelbewurf versehen, welchen inzwischen der Regen meistentheils abgelöst hat. Bei der Aufsuchung der Mauerrichtungen kam eine Reihe von nicht uninteressanten Funden zum Vorschein, über welche ich in Nr. 301 und 302 der »Neuen Frankfurter Presse« vom 3. und 4. November 1876 berichtet habe, die sich aber seitdem noch vermehrten. Erwähnenswerth erscheint hier ein Stück einer Amphora, auf welchem sich eine Inschrift: PATER eingeritzt findet. Hinter dem R ist das Gefässstück abgebrochen, so dass die untere Hälfte dieses Buchstabens nicht mehr ganz sichtbar ist. Während ich in dem oben erwähnten Aufsatz dieses PATER für den Anfang einer Widmung oder für PATERA hielt, erklärte Herr Karl Christ, der kürzlich mit mir diese Stelle und meine Fundstücke besichtigte, es bestimmt für den Töpfernamen Paternus, der häufig vorkomme. Wichtig ist aber dieses Bruchstück deshalb, weil die eingeritzten Buchstaben, etwa 3 Centimeter hoch, theilweise eine eigenthümliche Gestalt haben, woraus sich vielleicht Schlüsse bezüglich des Alters des Gefässes und der Entwickelung der römischen Cursivschrift ziehen lassen. Auf einem Terrasigillatagefäss-Bruchstück befindet sich entweder ein Satyr, der eine Nymphe, die das Gewand fallen lässt, verfolgt, kaum, unter Zuziehung eines anderen, dazugehörigen Bruchstückes, der die Daphne verfolgende Apollo. Auf zwei anderen Bruchstücken befindet sich ein Vogel (Adler?). Ausserdem wurden eine grosse Anzahl von Nägeln in allen Grössen, Eisenbruchstücke, unter denen sich einzelne als Schlüssel, Messer, Pfeilspitzen bestimmen lassen, dann ein glattes, viereckiges Stück Talkschiefer, ein Stück Gelberde, ein Stück Eisenerz und Anderes aufgefunden.

Wichtiger als die Bestimmung dieser einzelnen Fundstücke ist die Frage nach der ehemaligen Bestimmung der ganzen Niederlassung. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach sind die bis jetzt aufgedeckten Mauern »Innenmauern« zur Abtheilung der inneren Räume des Gebäudes, während der Umfang des Gebäudes viel grösser war. Denn rings um die aufgedeckte Stelle finden sich noch weitere Trümmer von grösserem Umfang, während sich etwa 10 Schritte weiter rechts im Walde auf einer eben so grossen Fläche die Trümmer eines anderen Gebäudes zeigen, von dem bis jetzt nur ein kleines Stück Fundamentmauern aufgedeckt ist. Gehörten beide Theile zusammen, so bildeten sie ein Gebäude von der Grösse der übrigen Odenwaldkastelle; da nun kein anderes Castell in der Nähe ist, an dass sich die Gebäude als bürgerliche Niederlassungen angeschlossen hätten, so liegt die Vermuthung nahe, dass sie selbst ein solches Castell gewesen seien. Gewiss ist aber, dass die römische Befestigungslinie an dieser Stelle vorübergezogen ist. Eine kürzere Mittheilung über diese Auffindung römischer Gebäude bei Seckmauern in Nr. 126 der »Mainzeitung« von 1876 schloss ich mit den Worten: Somit ist die Ableitung des Namens »Seckmauern« von dem auf einer römischen Inschrift zu Waldbullau im Odenwald[1]) vorkommenden römischen Centurio »Seccianus« sehr wahrscheinlich; indessen durch Herrn K. Christ unterrichtet, dass Secco ein celtischer Personenname sei, möchte ich diese Vermuthung hier dahin präcisiren, (da ohne Zweifel der Ort seinen Namen von diesen alten Mauern erhalten hat,) dass eben dieser Centurio Seccianus von celtischer Abkunft gewesen sei. Da derselbe nun in der Nachbarschaft einen der Fortuna gewidmeten Votivstein gesetzt hat, so liegt es doch nahe, an ihn als Gründer oder Aufseher bei der Erbauung dieser Befestigungswerke zu denken. Wie dem nun auch sei, die Auffindung dieser römischen Gebäudetrümmer bietet einen bisher unbekannten Anhaltspunkt bei der Bestimmung der Richtung der römischen Befestigungslinie und nachdem dieser Punkt aufgefunden war, lag selbstverständlich das Interesse nahe, die Richtung dieser Linie nach dem von hier eine Stunde entfernten Obernbusg a. M. aufzufinden. Zu diesem Behufe durchsuchte ich wiederholt das Terrain, das hier meistentheils mit Wald bedeckt ist, bis ich 2 Kilometer von der römischen Niederlassung in Seckmauern in nordöstlicher Richtung in dem Wörther Stadtwalde einen Punkt fand, der ohne

---

1) Aufbewahrt zu Mannheim, vgl. Haug's Catalog Nr. 22. Auch Knapp § 38 erwähnt die alte Sage, dass Seckmauern = murus Secciani sei (?). Als Töpfernamen kommt Secco nach Christ zu Heidelberg vor.

Zweifel auch eine römische Befestigung war. Die Gestalt des 1,5 M. hohen Walles, der von einem Graben umgeben ist, ist viereckig, etwa 6 Meter im Quadrat; der Eingang, der ganz kenntlich ist, befand sich auf der dem Main zugewendeten Seite. Diese Stelle, ganz von Gestrüpp und Waldbäumen bewachsen, war bisher ebenfalls unbekannt. Der Wall ist mit Rasen und Moos bedeckt, unter dem sich das noch intacte Mauerwerk befindet. Dieses kleinere, römische Gebäude war offenbar eines jener kleineren Wachthäuser, wie sie an der ganzen Linie in gleicher Entfernung vorkommen. Aber in der Ecke der hier an den Wald angrenzenden Felder liegt ebenfalls ein Trümmerhaufen, so dass an dieser Stelle sich noch ein anderes, grösseres Gebäude befunden zu haben scheint. Von hier aus suchte ich in der Richtung nach Obernburg lange vergeblich nach einer weiteren Spur römischer Befestigung; ich vermuthete desshalb, dass sich von hier aus die Befestigungslinie, den Wald verlassend, schon in das Mainthal hinabgezogen habe und dass ihre Spur in dem cultivirten Ackerlande verschwunden sei. Endlich nach vielen Wanderungen im Walde fand ich einen weiteren Anhaltspunkt an einer höchst merkwürdigen Stelle, etwa 2 Kilometer von der vorher genannten entfernt; wo die Sandsteinfelsen des Mainthals nahe an den Fluss sich herandrängen, finden sich auf einem Vorsprung mit ausgedehnter Aussicht über das Mainthal und den Spessart Ueberreste einer grossen Befestigung mit wohlerhaltenem Wall und Graben, aber nicht in der üblichen viereckigen Gestalt, sondern sich an die Beschaffenheit des Terrains anschliessend, welches hier steil zum Main abfällt. Ist auch diese Befestigung römischen Ursprungs, wofür ich freilich keinen weiteren Beweis anführen kann, als den, dass sich der Graben auswendig und der Wall inwendig befindet, während es sich bei Verschanzungen germanischen Ursprungs umgekehrt verhält und dass dieser Punkt vortrefflich in die ganze Linie passt, auch ganz nach denselben strategischen Rücksichten ausgewählt ist, die ich sonst beobachtet fand und die ich später erörtern werde, dann ist die Richtung der römischen Befestigungslinie von Obernburg a. M. bis zu der Seckmaurer Niederlassung im Detail festgestellt und eine kartographische Aufnahme kann nach unseren Auffindungen keine Schwierigkeit mehr verursachen.

Von den überraschenden Resultaten unserer Nachforschungen haben wir seiner Zeit dem Secretär des historischen Gesammtsvereins, Herrn Hofgerichtsadvocaten Dr. Wörner in Darmstadt Kenntniss gegeben, der schon auf der Generalversammlung der historischen Vereine in Wiesbaden den dort einstimmig angenommenen Antrag vorbereitete, dass die römische

Befestigungslinie im Odenwald neu untersucht und aufgenommen werde. In Nr. 10 des Correspondenzblattes des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine von 1876 ist die an den Verein gestellte Frage 14, also lautend, enthalten: Westlich hinter dem graden, durch Würtemberg ziehenden Pfahlgraben liegt auf der Höhe des Odenwaldes vom Main zum Neckar eine Reihe von römischen Castellen und Wallstücken, welche zwar von Knapp 1814 beschrieben worden sind, aber noch viele Fragen offen lassen. Durch die fortschreitende Cultur werden ihre Spuren immer mehr verwischt und es müsste als ein unwiederbringlicher Verlust betrachtet werden, wenn das Vorhandene nicht noch kartographisch und in Detailzeichnung und Beschreibungen festgestellt und publicirt würde. Es ergeht daher der Antrag, die Versammlung möge beschliessen, was sie in dieser Sache thun kann und will. Indem wir in dieser Frage nur das berichtigen, dass weder von den oben beschriebenen Punkten römischer Befestigungen im Odenwalde, noch von einigen anderen, die wir noch weiterhin beschreiben werden, weder Knapp noch ein anderer Forscher eine Ahnung hatten, bemerken wir, dass in Folge jenes Antrages das Präsidium des Gesammtvereins der historischen Vereine beauftragt wurde, die erforderlichen Anträge bei den Regierungen von Baden und Hessen bezüglich der Verwilligung der nöthigen Geldmittel zu stellen. Diess ist geschehen; beide Regierungen haben dem Antrag bereitwilligst entsprochen. Zur Vorbereitung der Untersuchung wurden auch im Mai 1877 Fragebogen an geschichts- und localkundige Personen in der Nähe der in Frage stehenden Linie zur Beantwortung versendet und beantwortet; aber die im Laufe des Sommers erwartete Untersuchung durch den auf diesem Forschergebiete rühmlichst bekannten Herrn v. Cohausen in Wiesbaden hat wegen eingetretener Hindernisse nicht stattfinden können. Es sind also alle unsere Nachforschungen bis jetzt lediglich aus wissenschaftlichem Interesse mit privaten Mitteln bewerkstelligt, wobei übrigens der historische Verein für das Grossherzogthum Hessen durch gefälliges Schreiben seines Secretärs vom 24. Januar 1877, des Dr. Freiherrn von Schenk zu Schweinsberg uns zu weiterer Erforschung der römischen Alterthümer im Odenwalde im Interesse der Sache ermunterte und die bisher bewiesene geringe Theilnahme mit der Entfernung und mit der geringen Anzahl von Vereinsmitgliedern entschuldigte, welche für derartige Arbeiten die erforderlichen Kenntnisse besitzen. Obwohl wir daher eigentliche Nachgrabungen nur mit beschränkten Arbeitskräften vornehmen konnten, ja dieselben hätten ganz unterlassen müssen, wenn mir nicht die unermüdliche Ausdauer meines Sohnes,

. juris Karl Seeger und zweier Zöglinge zur Seite gestanden
:, fuhren wir unverdrossen bei günstiger Witterung in unseren
:iten fort. Es handelte sich um weitere Feststellung der Linie von
mauern aus in südlicher Richtung. Etwa 1 Kilometer von der
schen Niederlassung in den Seckmaurer »Gemeindehecken« in süd-
licher Richtung waren die Trümmer zweier Gebäude im Wörther
twald bekannt, welche etwa 20 Schritte von einander entfernt sind
die im Volksmund »Feuchte Mauer« genannt werden, ein Ausdruck,
her wohl dasselbe wie der Ortsnamen: Seckmauern bedeutet. Es sind
Trümmer von zwei ganz gewaltigen Gebäuden; denn von der einen
: liegen die Steine 4—5 Meter hoch. Die Frage, ob diese Trümmer
schen Ursprungs sind, kann unbedingt bejaht werden; denn ich
dort dieselben Sandsteinplatten mit Falz, wahrscheinlich Reste einer
serleitung, wie in dem Castell bei Lützel-Wiebelsbach. Dem runden
ang der Trümmer nach waren beide Gebäude zwei grosse Wartthürme
:ulae) Doppelthürme, wie sie öfter an Römerstrassen vorkommen.
st also nicht zweifelhaft, dass die Römerstrasse hier vorüberführte.
Aber während die früher beschriebenen, befestigten Punkte alle
ı weiten, freien Ausblick in das Mainthal und in den Spessart
über die Grenzen des Dekumatlandes hinaus gewähren und
bar mit der Rücksicht auf die Beobachtung der feindlichen
ıze ausgewählt sind, was auch bei den übrigen, früher bekannten
Fall ist, so dass z. B. Knapp in seinen römischen Denkmälern
Odenwaldes sie schwerlich aus eigener Anschauung kannte, wenn
ie für römische Grabthürmchen halten konnte, so gewährt der
erwähnte Punkt, die »feuchte Mauer« keinen Ausblick in das
ıthal; dagegen mündet hier eine in das Mümlingthal führende
ucht aus, mit Rücksicht auf welche diese Stelle befestigt
bewacht wurde. Sicher liegen unter diesen grossen Trümmer-
'en noch viele interessante römische Alterthümer verborgen. Von
zog sich die befestigte Linie wieder 1 Kilom. in südwestlicher
tung hin bis zu der Stelle, wo der Obernburgerwald an den Wör-
Stadtwald angrenzt, wo sich auf dem anstossenden Felde in der
arkung Seckmauern eine weitere römische Befestigung befand. Der
'nthümer dieses Grundstücks grub vor einigen Jahren die grösse-
Steine aus und verwendete sie zum Bauen; doch sind die tiefer
:nden Fundamente noch vorhanden. Dieses Gebäude war, wie es
int, ein gewöhnliches, römisches Wachthaus. Grössere, geschwärzte
lsteinplatten mit Falz, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, scheinen
m unterirdischen Heizaparat (Hypocaustum) angehört zu haben.

Dieser Punkt liegt nun wieder ganz auf dem Höhenzug mit weitem Ausblick in das Mainthal und den Spessart. Von hier ging die Richtung der Linie rein südlich, macht also einen Bogen, und senkt sich an der Grenze der Gemarkungen Seckmauern und Lützel-Wiebelsbach in eine Schlucht, den sogenannten »Kirschgraben«. Hier nämlich fand ich diesen Sommer die weiteren Spuren einer römischen Befestigung auf, wodurch eben die Richtung der Linie in der angegebenen Weise bestimmt wird. Auch dieser Punkt ist wieder mit bewunderungswürdigem Scharfblick ausgewählt. Denn er ist von der einen Seite durch die tiefe Schlucht geschützt, deckt den Eingang zum Lützelbacher Thal und gewährt einen weiten Ueberblick über das vorliegende Land. Von hier geht die Richtung des limes in südlicher Richtung weiter über den Kirschberg hinweg nach dem Lützelbacher Castelle. Dieses letztere ist ja nach seiner Lage und Grösse bekannt und schon öfter beschrieben, wesshalb wir es hier, wo wir uns nur mit den von uns neu aufgefundenen befestigten Punkten beschäftigen, übergehen. Nur das wollen wir im Vorübergehen bemerken, dass in dem Lützelbacher Castell in der letzten Zeit recht interessante Funde gemacht worden sind. So eine Victoria mit einem Siegeskranze, ein Eber mit einem zu Boden getretenen Manne, aus dem in der Gegend vorkommenden rothen Sandstein, die beide in das Museum nach Wiesbaden gekommen sind. Neuerdings ist eine 1,5 Meter lange und 1 Meter breite Sandsteinplatte theilweise blosgelegt worden, welche zu heben und bezüglich darauf befindlicher Inschrift oder Bild zu untersuchen ich bis jetzt noch nicht zulängliche Muse gefunden habe. Dagegen wurde etwa 120 Schritte von dem genannten Castell in südöstlicher Richtung, also nach der dem Feindesland zugewendeten Seite neuerdings ein römisches Haus blosgelegt, dessen etwa 2 Meter tiefer Kellerraum mit regelmässigem Schichtenmauerwerk noch wohlerhalten ist. In diesem Souterrain befinden sich einige nach Innen abgerundete Nischen, eine nach Innen sich erweiternde Kelleröffnung, wohl zum Einschütten von Vorräthen dienend. Leider ist dieses römische Haus trotz wiederholter Abmahnungen des Verfassers von dem Eigenthümer, der die Steine zum Bauen benutzte, ziemlich devastirt worden. Das Haus war etwa 9 Meter lang und 7 Meter breit. Manche bei dem Graben des Eigenthümers zum Vorschein gekommene werthvolle Gegenstände sind zerstreut oder zerschlagen worden. So z. B. der Stein einer römischen Handmühle aus rheinischer Lava, dessen Bruchstücke wir dieser Tage retteten. Auch die übrigen, in dem Kellerraum zum Vorschein gekommenen Gegenstände habe ich von dem Eigenthümer, um sie vor Verschleuderung

zu retten, acquirirt. Es befinden sich darunter 2 höchst interessante römische Waffen, eine hasta und ein pilum (letzteres zweifelhaft); viele andere Gegenstände aus Eisen, deren Bestimmung ich der demnächstigen Untersuchung durch Fachmänner überlassen muss; eine grössere Vase aus terra sigillata mit einem Jagdstück; ein abgerosteter oder abgebrannter Theil eines grösseren Schmuckgegenstandes aus Bronze oder Silber, eine Gewandnadel (fibula), ein Stilus, eine silberne Münze (Denar); leider ist auf dieser keine Inschrift mehr zu erkennen; nur auf der Reversseite das Labarum mit dem römischen Adler und auf beiden Seiten zwei Feldzeichen. Ueber eine grössere Anzahl römischer Münzen, die bei Miltenberg aufgefunden wurden, habe ich in Nr. 153 der N. Frankfurter Presse vom 10. Juni 1877 eingehend berichtet und namentlich auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam gemacht, dass diese Münzen in fast ununterbrocher Reihenfolge der Kaiser bis zum Jahre 383 vorkommen, woraus ich den Schluss zog, dass die römische Occupation dieser Gegenden, wenn auch mit Unterbrechungen durch germanische Einfälle länger gedauert habe, als man bisher angenommen hat.

Diese unsere Ansicht scheint uns bestätigt zu werden durch das, was Herr Karl Christ in seiner werthvollen Abhandlung über die datirbaren Inschriften des Odenwaldes (in den Bonner Jahrbüchern LII) mittheilt. Die dort (Seite 94) mitgetheilte Inschrift, worin es für ex, letus für laetus, libes für libens geschrieben ist, scheint mit dieser erst später vorkommenden, corrumpirten Schreibweise auch auf das dritte oder vierte Jahrhundert hinzuweisen. Jedenfalls findet das Vorkommen römischer Münzen in einem römischen Castell bis 383 p. Chr. die natürliche Erklärung dadurch, dass um diese Zeit noch oder wieder eine römische Besatzung vorhanden war. Die Erklärung, welche ihr Kreisrichter Conrady in der Abhandlung über »die römischen Inschriften der Altstadt bei Miltenberg« gibt (vgl. II. Heft, Band XIV der Nassauischen Annalen sub »Münzen«), dass dieses Vorkommen römischer Münzen in dieser Zeit, in der angeblich diese Gegend schon dauernd in den Besitz der Alemannen übergegangen war, sich aus dem Handelsverkehr erkläre, der noch lange zwischen Germanen und Römern bestanden habe, scheint uns sehr problematisch, weil eben trotz dieses Handelsverkehrs bis in das 8. Jahrhundert aus dieser Zeit keine römischen Münzen mehr vorkommen und weil es unseres Wissens unerwiesen ist, dass sich die Germanen nach Vertreibung der Römer römischer Münzen bedienten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Befestigungslinie im Odenwald zurück. Verfolgen wir die Richtung derselben, welche rein südlich geht, weiter, so begegnen wir da, wo die

beiden Thäler von Heunengrund und Breitenbrunn zusammenstossen, und wo sich auf dem Kamm des ganzen Höhenzuges die Römerstrasse hinzog, weiteren Wachthürmen, die bis zum »Heunenhaus«, wo bekanntlich ebenfalls ein römisches Castell war, in regelmässigen Entfernungen wiederkehren. Mehrere dieser Wachtthürme wurden 1877 im Sommer untersucht; es wurden, wie gewöhnlich, eine Menge römischer Ziegel, sowie Bruchstücke aus terra sigillata und andere Ueberreste von Gefässen, aber ohne Legions- oder Töpferstempel aufgefunden. Noch müssen wir über eine ebenfalls neuaufgefundene Niederlassung, welche etwa 1 Kilometer hinter der Richtung der Linie westlich zurückliegt, berichten. Dieselbe liegt in unmittelbarer Nähe der Kirche zu Breitenbrunn, auf einer kleinen Anhöhe, Steinberg genannt. Es war, wie es scheint, eine bürgerliche Niederlassung von grösserem Umfang. Doch beherrscht dieser Punkt das Breitenbrunner Thal und könnte auch eine militärische Anlage gewesen sein. Das Gebäude war nach den Fundamenten, die diesen Sommer aufgedeckt worden sind, etwa 22 M. lang und 15 M. breit. Dieser Innenraum war nun durch viele Zwischenmauern in kleinere Räumlichkeiten abgetheilt. Früher wurden, wie mir der Besitzer des Grundstückes erzählte, hier grössere Sandsteinplatten, mit Sculpturen oder Inschriften versehen, denen Niemand Beachtung schenkte, zertrümmert oder zum Bauen verwendet und so sind denn auch hier vielleicht recht werthvolle Schätze unwiederbringlich verloren gegangen. Da im Jahre 1771 in der unmittelbaren Nähe dieses Gebäudes an die Stelle einer kleinen Kapelle die jetzige Kirche gebaut wurde, liegt der Gedanke nahe, dass auch zum Kirchenbau die grösseren, in der Nähe befindlichen römischen Steine verwendet wurden. Ja es ist gewiss, dass an der Kirche sich derartiges Material befindet, da sich an vielen Stellen ältere, theilweise verkehrt stehende Buchstaben eingehauen zeigen. Aber eine zusammenhängende Inschrift konnten wir nicht auffinden, was auch durch den Bewurf der Kirche erschwert ist. Bei dem Graben nach den Fundamenten kam ein wohlerhaltener Teller aus terra sigillata zum Vorschein, der den Töpferstempel: TOCCA f. hat, ein Töpfername, der an anderen Niederlassungen wiederholt aufgefunden wurde. Ziegel, Gefässstücke, Eisentheile u. s. w., die ebenfalls den römischen Ursprung dieses Gebäudes unzweifelhaft bekunden, sind ausserdem hier gefunden worden. Es geht aus unseren Mittheilungen hervor, dass die römischen Niederlassungen im Odenwald in der Nähe des limes viel zahlreicher gewesen sind, als man bis jetzt wusste. Wenn es mir gelungen ist, in dem kleinen Umkreis meines Kirchensprengels so viele bisher unbekannte römische Niederlassungen aufzufinden, so

st gewiss die Annahme gerechtfertigt, dass an der weiteren Linie eben o viel noch unbekannt und unerforscht ist. Die bisherigen Anschauungen über den Aufenthalt der Römer im Odenwald werden durch die ieuern Entdeckungen und Ausgrabungen, wie sie namentlich im verossenen Jahre auch bei Miltenberg stattgefunden haben, bedeutend rweitert, zum Theil auch corrigirt und dürfte sich für die vaterländische Geschichtsforschung kaum ein lohnenderes und wichtigeres Geiet darbieten, als der limes im Odenwald.

Seckmauern i. O. Pfarrer Seeger.

---

4. Ueber die limes-Frage und die römischen Alterthümer aus Obernburg am Main.

Der vorstehenden höchst schätzbaren Abhandlung des Herrn Pfarrers Seeger, die wohl geeignet ist, die Ausdehnung und Mannichaltigkeit der in doppeltem Laufe durch den Odenwald ziehenden Limes-Anlagen zu zeigen, mögen hier noch einige Bemerkungen beigefügt sein, die geeignet sein dürften, die Lage der beschriebenen Befestigungen zu der allgemeinen Situation des »limes imperii transrhenanus« näher zu präcisiren, der ein ganzes System von Grenzwehren enthielt.

Seckmauern und die dortigen Römerstationen, die nach Seeger inen etwa 2 Stunden breiten befestigten Gürtel bilden, machen nämlich nur einen Theil der auf der Höhe des Odenwaldes hinziehenden Fortikations-Linie Obernburg-Mudau aus, dem zweiten Trakte des limes [1]).

Den Ausgangspunkt dieses auf der Mimlinghöhe hinlaufenden Castellenzuges am Main, Obernburg, hat jüngstens eine Monographie »Geschichte der Stadt Obernburg« von Hofrath Kittel in Aschaffenburg ns Auge gefasst, worauf hier aber nicht verwiesen sein soll.

Die neuere Literatur über die limes-Frage ist darin nämlich gar venig benutzt. Auch ist die Zeit der Besetzung des Dekumatenlandes urch die Römer viel zu lang angenommen.

Dass Kaiser Probus die Alemannen im Jahre 277 über den limes

1) Der eigentliche limes, d. h. die vorgeschobenste Zone desselben setzte bei Freudenberg über den Main, geschützt durch das Castell bei Miltenberg. Hinter dieser vorliegenden Front, weiter unterhalb zog dann die zweite Zone beim Castell von Obernburg an den Main.

zurückgedrängt habe, ist ganz unerwiesen. Die Alemannen waren vielmehr um das Jahr 270 unter Aurelian in das dekumatische Land hereingebrochen und von da an im dauernden Besitze desselben.

Dass aber gar Kaiser Constantin der Grosse die ganze Vertheidigungslinie zwischen Main und Donau wiederhergestellt habe, und später Julian dies, nachdem sie durch erneute Einfälle der Deutschen wieder zerstört worden sei, nochmals versucht habe, dies ist geradezu unrichtig. Einzelne Züge dieser und anderer Kaiser über den Rhein können hier nicht in Betracht kommen. Jedenfalls betrat keiner von ihnen mehr die oberen Maingegenden. Wenn auch einzelne seit den Zeiten Aurelians verlassene Castelle des rechten Rheinufers wiederhergestellt sein mögen, so war doch an eine dauernde Besetzung des Zehntlandes zwischen Rhein, Main und Neckar, sowie des Spessarts nicht mehr zu denken. Dies bestätigen denn auch durchweg die datirbaren Inschriften, die mit dem Beginn der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts hier gänzlich aufhören.

Wenn sich nun aber trotzdem spätere römische Münzen in diesem Gebiete vorfinden, ja sogar solche, die bis in die letzten Decennien des vierten Jahrhunderts reichen, so dürfte die Erklärung durch den Handelsverkehr der Germanen sowie durch von ihnen gemachte Kriegsbeute gewiss die richtigste sein.

Die äusserste Grenze, die man etwa gelten lassen könnte, bis zu welcher sich die festen Plätze des limes mühsam gehalten hätten, wäre der Beginn des vierten Jahrhunderts.

Nimmt man dazu, dass dieselben etwa um das Jahr 100 p. Chr. erbaut wurden, so ergäben sich also bis zum Jahr 300 volle zwei Jahrhunderte der Anwesenheit der Römer in diesen Gegenden.

Dies spricht denn auch Walther in seinen trefflichen hessischen Alterthümern (Darmstadt 1869) aus, indem er sagt, dass die limes-Befestigungen bis dahin wohl noch nicht definitiv aufgegeben waren, aber das freie Land sei bereits von den Alemannen überschwemmt gewesen, sodass nun die Verbindungen der limes-Castelle nach dem Rheine und der Donau, die faktisch seit 270 wieder nur die eigentlich haltbare Reichsgrenze waren, zu oft und zu lange unterbrochen worden sei.

Was die Zeit der Errichtung des limes betrifft, so wird auch wieder von Kittel die ungenaue Angabe wiederholt, derselbe sei erst unter Hadrian angelegt worden, während derselbe unter Trajan, um das Jahr 100 unserer Zeitrechnung im Grossen und Ganzen bereits vollendet ist (vgl. meine Bemerkungen in diesen Jahrbüchern LII, S. 67). Der weitere Ausbau mag allerdings längere Zeit in Anspruch genommen

ben. Man hat in neuerer Zeit den limes nicht als eigentliches mili-
isches Werk, sondern blos als eine Art von todtem Schutzwerke be-
.chten wollen für das vom Rhein landeinwärts abgeschlossene Gebiet
Schneider in der Jenaer Literaturzeitung von 1877 No. 38 gegen-
er der neuen Schrift von Rossel über den Pfahlgraben im Taunus),
s könnte sich aber höchstens auf den äussersten vorgeschobenen Zug
rselben beziehen, den auch Paulus als blose Demarkations- und
larmlinie auffassen wollte. Diese vorliegende Grenzwehr soll nach
n schnurgerade gezogen sein, was im Einzelnen nicht mit meinen Unter-
:hungen stimmt und auch gegen alle strategischen Regeln verstiesse.
.r die Hauptrichtung war im Allgemeinen gerade, im Besondern aber
n Terrainverhältnissen anbequemt.

Ueberblickt man nun die parallelen durch Castelle, ständige Lager,
inere Verschanzungen und Signalthürmchen gedeckten beiden Linien,
zusammen den limes im Odenwalde ausmachen, so muss man un-
lingt von jener Ansicht zurückkommen und in diesen beiden Ketten
n Befestigungen, deren jede selbst wieder mehrere Abstufungen zeigt,
d die dadurch wieder unter einander zusammenhängen, ein militäri-
ies Werk von höchster Vollendung erkennen. Die Operationsbasis
.r die Linie des Rheines, auf welche sich die Römer wie gesagt schon
r 300 zurückgezogen haben, indem sie nur noch das linke Rheinufer
rch Vorwerke und Allarmposten auf dem rechten Uferrande zu decken
:hten. Namentlich that dies Valentinian (369).

Im Jahre 371 griff derselbe einen alemannischen Fürsten an,
.krian, der in dem Mainz gegenüberliegenden Landstriche sich nieder-
.assen hatte und schloss einige Jahre später, 374 einen Friedensbund
t dem letztern. Seit jener Zeit fand kein Rheinübergang der Römer
das Dekumatenland mehr Statt.

Wenn nun aber Kittel S. 10 behauptet, dass seit dem Jahre
4 keine Römerherrschaft auch auf dem linken »Rheinufer« mehr be-
nden habe, so ist dies vollständig unrichtig. Wahrscheinlich wollte
:selbe »linkes Mainufer« sagen.

Ueber alle diese Dinge, besonders über die »Rheinübergänge der
mer« hat Becker in so hervorragender Weise in den Nassauischen
nalen Bd. X gehandelt, dass sich kaum irgendwie Neues noch hin-
fügen lassen dürfte. Alle diejenigen, welche sich mit der Geschichte
r Maingegenden befassen, müssen diese Arbeit zu Grunde legen.

Jetzt noch eine Bemerkung in Bezug auf den obigen Aufsatz
n Seeger. Wenn derselbe S. 35 den Namen eines unbedeutenden
tes wie Seckmauern von einem römischen Centurio oder gar aus dem

Keltischen ableiten will, so ist das sehr kühn. Wie die Seckach im badischen Odenwald und Seckbach bei Frankfurt ist auch Seckmauern sicher deutsch und verwandt mit dem Worte »sickern« und altdeutsch sîkan, sîgan, sîgen = versiegen, sich senken, versinken, tropfend sich abwärts bewegen oder niederrieseln, so dass die obigen Benennungen auf feuchte Lagen deuten, gerade wie die bei Seckmauern im Walde gelegene Römerstätte »feuchte Mauer» (vgl. oben S. 38). Seckmauern heisst urkundlich Sickmuren (vgl. Wagners hessische Wüstungen S. 199). Dies kann aber auch aus Sickenmuren entstanden sein, in welchem Falle es soviel bedeutete wie »zu den Mauren des Sicko« (Kürzung der altdeutschen Mannsnamen Sikilo, Sigilo, Sigfrid). Ein deutscher Ansiedler Sicko (im Genitiv Sickin) hätte sich bei den römischen Bauresten, die hier wie sonst, durch den Ortsnamen Mauren (alt mûron im dat. plur.) bezeichnet wurden, niedergelassen und so die Namen »Sickin mûron« veranlasst. Ebenso heisst Seckenheim bei Heidelberg urkundlich Sickinheim, d. h. Heimstätte eines gewissen Sicko.

Gehen wir jetzt zu der Besprechung der römischen Alterthümer aus Obernburg über.

Obernburg war eine der wichtigsten Römerstationen des Mains und ist in Folge dessen auch bekannt durch eine grosse Menge hier gefundener Antiquitäten, worüber die »Bavaria« IV, 1. S. 531; Knapp § 44 seiner Denkmäler des Odenwaldes (= S. 63 f. der zweiten Auflage von Scriba); Steiner »Maingebiet« S. 199 ff. und verschiedene andere Schriften zu vergleichen sind, wozu in neuerer Zeit die oben erwähnte, auf Kosten der Stadt Obernburg veranstaltete und von ihr verlegte »Geschichte der Stadt Obernburg« von Kittel kommt.

Schon durch die Betrachtung des Terrains unterhalb der Stadt, dem Ausflusse der Elsava gegenüber ergiebt sich, dass hier ein römisches Castrum stand. Darauf weist auch die Lage am Ausgangspunkte der römischen Fortificationslinie, die von hier aus auf der Mimlinghöhe, dem Kamme des Odenwaldes bis nach Mudau lief und die zweite Stufe des limes bildete, dessen äusserste Demarkationslinie, ebenfalls durch Castelle geschützt, weiter östlich, bei Freudenberg über den Main zog. Diese äusserste Front war am Main durch das Castell bei Miltenberg geschützt. Das nächste grössere Castell mainabwärts an dem besagten zweiten, rückwärts liegenden Trakte des limes, war eben Obernburg. Eine Karte, wie die in Walthers hessischen Alterthümern (Darmstadt 1869) befindliche, versinnbildlicht am Besten die allgemeine strategische Situation dieser den limes transrhenanus in so hohem Maasse zu einer vertheidigungsfähigen Linie machenden Befestigungen, und gibt auch

ein deutliches Bild der zugehörigen Strassenläufe, die selbst wieder armirte Linien bildeten.

Muss nun hier in Bezug auf die, auf der sog. Orleshöhe gelegenen Befestigungen bei Obernburg auf Kittel verwiesen werden, so ist auf der andern Seite Kittels gänzlich unhaltbarer Ansicht entgegenzutreten, dass die Hauptthore des römischen Lagers noch beständen und die jetzigen Stadtthore wären! Leider trifft man in allen Lokalschriften dergleichen schiefe, längst wiederlegte Anschauungen immer und immer wieder. Die Stelle des Standlagers war gar nicht die der heutigen Stadt, sondern liegt wie gesagt vor dem untern Thore bei dem neuen Bezirksamte.

Wie oft soll es noch widerholt werden, dass in den dekumatischen Ländern nirgends mehr ein römischer Bau über der Erde steht.

Was nun die ständige Besatzung dieses stehenden Lagers zu Obernburg betrifft, so geht aus den daselbst gefundenen Inschriften hervor, dass zunächst ein Theil der XXII. Legion dort lag.

1) Der betreffende Stein (bei Brambach 1749) wurde schon im Jahre 1766 oder 67 gefunden und soll in die Grafschaft Erbach verbracht worden sein. Von Erbach, wo er im dortigen Schlosse nicht aufzufinden ist, scheint er uns vielmehr damals als Geschenk des Grafen von Erbach nach Mannheim gekommen und der im dortigen Antiquarium no. 62b befindliche Legionsstein zu sein (vgl. den Mannheimer Catalog von Haug S. 46).

2) Sodann lag zu Obernburg die IV. Cohorte freiwilliger römischer Bürger (Brambach 1750). Die cohortes voluntariorum civium Romanorum gehörten zu den Auxiliar-Cohorten und diese bildeten nicht integrirende Bestandtheile der Legionen, sondern standen vielmehr als selbständige kleinere Corps neben denselben. Man wird nun hiernach leicht beurtheilen können, wie verkehrt es ist, wenn Kittel die genannte vierte Cohorte der Freiwilligen als eine Cohorte der 22. Legion betrachtet und ausserdem jene Cohorte wieder mit den gleichfalls zu Obernburg gestandenen Abtheilungen der vierten aquitanischen Reitercohorte vermengt, die nur das Gemeinsame damit hat, dass sie gleichfalls zu den Hilfscohorten gehört.

Viel besser wäre es gewesen, wenn Kittel, anstatt diese und viele andere ungenaue Angaben zu machen, nachzuforschen versucht hätte, wo denn die von Steiner erwähnten drei Ziegelsteine, worauf jene Freiwilligencohorte sich nannte, hingekommen sind.

Der Bürgermeister von Obernburg, Herr Kress, versicherte uns, sie seien schon vor 30 Jahren von unbekannter Hand aus der Scheune,

wo sie eingemauert waren, entführt worden. In Obernburg befinden sie sich jedenfalls nicht mehr.

Hinsichtlich der Freiwilligen-Cohorten überhaupt ist noch zu bemerken, dass sie aus römischen Bürgern aus Italien bestanden, die Kriegsdienste unter den Hilfstruppen thaten und die seit dem Beginn der Kaiserzeit aufkamen, als die ordentliche Rekruten-Aushebung für die Legionen in Italien aufgehört hatte.

3) Was nun die erwähnte vierte Reitercohorte aus Aquitanien im südlichen Frankreich betrifft, so sind zwei Steinschriften von derselben zu Obernburg gefunden worden.

Die eine derselben befindet sich noch daselbst eingemauert, neben dem Gasthaus zum bayrischen Hof. Sie lautet nach unserer dort genommenen Abschrift genau so:

I · O · M ·
L · PETRONIVS
FLORENTINVS
DOMO SALDAS
PRAEF · COH · IIII
AQ · EQ · C · R ·
V · S · L · L · M

also = Jovi optimo maximo, Lucius Petronius Florentinus domo Saldas, praefectus cohortis quartae Aquitanorum equitatae civium Romanorum, votum solvit laetus libens merito.

Was das Aeussere des Denkmales betrifft, so ist dasselbe ein Altar, der aber oben an der Krönung als Baustein hergerichtet ist um in die besagte Hausmauer zu passen. Das Inschriftfeld ist 55 cm. hoch und ebenso breit; das Material rother Sandstein.

Die Buchstaben sind zwar von gutem Typus, aber die P durchaus geschlossen (vgl. unsere Bemerkungen hierüber in diesen Jahrbüchern LII, 87 u. LXI, 16). Die Punkte sind dreieckig und stehn wie sie hier angegeben sind.

Von den Buchstaben fehlt kein einziger, auch sind sie alle, abgesehen von den unwesentlichen Beschädigungen des Steines, ganz deutlich, sodass hiernach Brambachs Edition derselben no. 1748 etwas zu modificiren ist.

Der donator dieses Altars war ein Afrikaner aus Saldae in Mauretanien, auch Salde genannt, seit Augustus römische Colonie. Die Form Saldas ist der daraus gebildete Volksname, wofür sonst Salditanus oder

Saldensis gebraucht wird (vgl. Wilmanns II, p. 458). Die Heimatsbezeichnung wird hier durch domo ausgedrückt, wie sonst in der Regel durch natione.

Es hätte auch geschrieben werden können domo Saldis, wobei der Städtename im Ablativ auf domo gefolgt wäre, oder man hätte denselben auch in den Genetiv setzen können, sodass man Saldas selbst als griechischen Genitiv von Salde ansehen könnte, obwohl dies weniger wahrscheinlich ist (vgl. Wilmanns II, p. 410).

4) Eine weitere Inschrift aus Obernburg befindet sich jetzt zu Aschaffenburg, wo sie Brambach verglichen hat (vgl. seine add. ad no. 1747, p. XXXII).

Hier löst nicht der Spender der obigen ara, d. h. der Präfekt der vierten Cohorte der berittenen Aquitanier sein Gelübde selbst, sondern dies erfüllt der Cohorten-Arzt Rubrius Zosimus aus Ostia für des ersteren Genesung. Der betreffende Altar ist zwar ebenfalls dem Jupiter in erster Linie gewidmet, aber auch einer Familie von Heil- und Bade-Gottheiten, die über die Gesundheit der Menschen wachten. Er ist nämlich dem Apollo und seinem Sohne Aesculapius, der Salus, des letzteren Tochter und der Fortuna inschriftlich geweiht und enthält ausserdem noch die Bildnisse der Fortuna, sowie, was besonders bemerkenswerth ist, des Neptunus.

Diesen Wassergott trifft man sonst häufig bei alten römischen Flussübergängen, wo er zum Schutze der Ueberfahrenden diente. Eine solche Ueberfahrtsstelle mit Neptunbild befand sich auch weiter oben am Main, zu Trennfurt. Desgleichen stand ein Neptunsheiligthum auf der römischen Brücke bei Heidelberg. Zu Obernburg könnte daher dieser Altar, der bildlich zugleich dem Neptun und der Glücksgöttin errichtet war, in gleicher Weise bei dem römischen Uebergang über den Main nach dem gegenüberliegenden Brückenkopfe bei Elsenfeld gestanden haben. Fortuna hätte also hier, wie jedes glückliche Ereigniss, so auch den sichern Uebergang zu leiten gehabt. Da es sich aber um die Heilung des Präfekten handelt, so bezieht sich ihre Function, wie die des Neptun auf die Hülfe bei einer Badekur (vergl. Becker im Frankfurter Archiv 1865).

Der Name des Arztes Zosimus ist ein bekannter Sklavenname. Sein Gentile Rubrius bezeichnet ihn als einen Freigelassenen der Familie Rubria. Ueber solche Militärärzte, vgl. Jahrb. L, 186.

Der Beisatz, den die vierte berittene aquitanische Cohorte neben dem Volksnamen hier führt, nämlich civium Romanorum, bezieht sich auf das römische Bürgerrecht, welches dieses Corps von Peregrinen

oder Nicht-Italikern wohl als Auszeichnung erhielt, wie dies mehrfach bei aus Provinzialen ausgehobener Reiterei vorkommt.

Die Eigenschaft römischer Bürger findet man zwar gewöhnlich, aber nicht immer nur bei Reitercohorten angeführt, wie Lehne I, S. 121 meint. Schon ein von ihm selbst gebrachtes Beispiel, d. h. die cohortes Thracum civ. Roman. (Wilmanns 2867) spricht dagegen. Vollkommen Recht hat aber Lehne, wenn er sagt, Inschriften, wie die Obernburger, auf welchen die genannte Eigenschaft erwähnt werde, fielen in die Zeit vor Caracalla, da derselbe allen Provinzen das Bürgerrecht verlieh, sodass von da an der Beisatz civ. Rom. gegenstandlos geworden wäre.

5) Zu den vorstehenden Inschriften, von denen bei Kittel keine auch nur erwähnt ist, kommt nun noch eine neue, die noch nirgends bekannt gemacht wurde.

Wir sahen dieselbe bei einem Besuche zu Obernburg im Sommer dieses Jahres (1877) als sie gerade von ihrem Fundorte, am Waldrande bei der Strasse mitten zwischen Wört und Obernburg, in das Stadthaus letzteren Ortes eingebracht worden war. Der Stein stellt ein Reliefbild des Hercules vor, das leider zerbrochen ist und darunter steht die Inschrift auf dem 38 cm. breiten, 14 cm. hohen und 30 cm. dicken Sockel:

HERCVLI
MALIATOR·

Also = Herculi mal(l)iator(es), wobei das eine fehlende L nie auf dem Steine gestanden hat, wie ja überhaupt die volksthümliche Form statt malleatores gebraucht ist. Von der Inschrift fehlt nichts, sodass dieselbe durch ihre Kürze auffallend erscheint. Dass hier der Hercules der Steinbrüche und Bergwerke vorliegt, welcher unter dem Beinamen Saxanus vorzugsweise im Brohlthal und seinen Tuffsteinbrüchen bei Andernach verehrt wurde (seit Römerzeiten bekannt durch die berühmten von dort stammenden Lava-Mühlsteine) ist wohl unzweifelhaft. Vgl. Jahrb. L, 192 und Haug, Mannh. Denkst. no. 27.

Die Steinbrüche bei Obernburg bestehen dagegen aus gewöhnlichem rothen Sandstein, wie auch unser Denkmal.

Hinsichtlich des zweiten Worts könnte man nun die Frage erheben, ob dasselbe nicht etwa auch solch einen Beinamen des Hercules enthielte, sodass hier eher MALIATOR(i) zu verstehen wäre. Statt dessen ist aber wie gesagt einfacher maliator(es) zu ergänzen, indem der deutliche Punkt nach dem R eine Abkürzung von doch wenigstens zwei Buchstaben anzuzeigen scheint. Hiernach widmeten hier also die Steinhauer, wohl mit dem Steinbrechen beauftragte Soldaten, dem

·cules ein Bild, wie zu Rom die in der kaiserlichen Münze be-
äftigten Hammerarbeiter »malliatores«, wie sie sich dort schreiben,
nfalls dem Hercules weihen (Wilmanns 1378 c).

Die Dedikationsformel fehlt hier gänzlich, was öfters vorkommt
B. ib. 1929 wo die fullones ebenso widmen). Bei der Annahme
s Hercules Maliator würde auch der Dedikant fehlen.

6) Ein an gleicher Stelle gefundener und von uns im Stadthaus
Obernburg eingesehener Stein enthält keine Inschrift, sondern blos
Reliefbild, aus demselben rothen Sandstein bestehend, 80 cm. hoch,
:m. breit und 20 cm. dick. Dieses Bildwerk stellt den Apollo vor,
endlich, in edler Haltung und gutem Style, das lang herabfallende
itgelockte Haupthaar von einem hohen runden Haarschopfe bekrönt.

Die nackte Figur ist wie gewöhnlich stehend dargestellt, auf dem
iten Beine ruhend und mit übergeschlagenem linken Beine. Das
ntelchen (die chlamys) ist auf der rechten Schulter befestigt, be-
kt die linke und fällt hinten hinab. Neben dem Gotte auf seiner
en Seite steht auf einer Console die von ihm gehaltene viersaitige
ssere Lyra (cithara).

Die Körperformen treten in starker Rundung hervor und sind in
chaus künstlerischer Weise behandelt, sodass eine photographische
nahme des Bildwerkes sehr am Platze wäre.

7) Einige zu Obernburg an der Stelle des römischen Standlagers,
n Amthause gefundene Töpferwaaren sind im Besitz des dortigen
irksamtmannes, bei welchem wir die mit Namen abschrieben:

a) auf einem schönen, ganz erhaltenen Teller von terra sigillata,
20 cm. Durchmesser hält, steht BITVNVS F(ecit) auf der innern
enfläche, wie gewöhnlich;

b) auf einem Bruchstücke: MARTINVS F, mit Ligatur von
A und R.

c) auf dem äussern (untern) Boden zweier Lämpchen aus ge-
mlichem Thon steht einmal NERI, das zweite Mal SATTONIS =
tonis (officina) mit Ligatur von A und T, von N, I und S.

Alle sind bekannte Töpfernamen. Ueber Nerus vgl. I. Becker
Frankfurter Archiv von 1865.

Nach Aussage des Herrn Bürgermeisters liess ein bayrischer Major
längeren Jahren durch Soldaten an derselben Stelle Nach-
bungen veranstalten und fand dabei eine so grosse Menge römischer
ferwaaren, dass er sie in einem grossen Güterwagen wegführen
en musste. Wo sind dieselben hingekommen?

Heidelberg. Carl Christ.

5. Datirbare Inschriften aus dem Odenwald und Mainthal.

(Fortsetzung aus Jahrbuch LII S. 62—96.)

Bei der Anordnung des epigraphischen Stoffes kann man, je nach den speciellen antiquarischen Fragen die man dabei verfolgt, von verschiedenen Standpunkten ausgehn. Während in den grösseren Inschriftenwerken die rein örtliche Reihenfolge überall Anwendung findet, muss bei historisch-topograpischen Studien, die sich ein bestimmtes kleineres Gebiet als Object auserwählt haben, vor Allem der chronologische Gesichtspunkt ins Auge gefasst werden.

Nur auf diese Weise kann die Geschichte eines Gebietes allmählich aus den Quellen, d. h. dem datirbaren inschriftlichen Materiale aufgebaut werden. Diese Art der Erforschung der Territorialgeschichte ist um so mehr angezeigt, wenn (wie dies beim Dekumatenlande, dessen nördlichster Theil hier zum Vorwurfe dient, der Fall ist) andere Quellen fast gänzlich schweigen.

Nach diesem selben chronologischen Principe soll denn nun nach längerer Unterbrechung mit der Ausbeutung der inschriftlichen Denkmäler fortgefahren werden, die aber nicht selbst wieder unter sich in zeitlicher Ordnung aufgezählt, sondern zusammengelesen sind, wo und wie sich gerade die beste Gelegenheit fand sie unterzubringen. Auf diese Weise mag denn im strengen Anschluss an die erste Serie von Inschriften, die fünf Abschnitte enthielt, hier zunächst folgen:

VI.

Votivaltar aus Trennfurt.

In seinem bekannten Werke über das römische Maingebiet (1834) S. 204 f. handelt Steiner über den Ort Trennfurt am Main und dessen Alterthümer. Mit Recht weist er zunächst die lächerliche Ableitung des Namens dieses Ortes von Trajan zurück, indem er die alte Form desselben Tribun-, Tribin-, Tribenford (-furt) als allein massgebend betrachtet. Aus dieser älteren Form, die sogar noch im 15. Jahrhundert gebräuchlich war (vgl. Wagner »Hessische Wüstungen« S. 199)[1]), hat

1) An gleicher Stelle wird auch eine Flurbenennung »Miltehege« genannt, die an den Ortsnamen Miltenberg erinnert; sodann der in der Nähe gelegene Ort Seckmauern in seiner urkundlichen Form »Sickmuren«, später »Sickmauern« aufgeführt, wodurch unsere Herleitung von dem Worte »sickern« gerechtfertigt wird. Auch wird gleichzeitig das benachbarte Wört am Main in seiner älteren Form Werda genannt (Wert = Flussinsel).

ie heutige erst allmählich abgeschliffen. Die Herleitung des Na-
ergibt sich von selbst, wenn man die durch die dortige Boden-
ng hervorgerufene starke Strömung des Maines beachtet, wie dies
auch schon Steiner (ib. S. 316) richtig andeutet. Nur hätte er
ltdeutsche Wort trib, das allgemein für unser heutiges »Trift«,
tromschnelle gebräuchlich war, anführen sollen. Hiervon ist ein
ıme gebildet mittelst der alten Ableitungssilbe -un, um ihn mit
zweiten Elemente der Zusammensetzung, dem Worte Furt zu
den.

Dass Trennfurt schon zu Römerzeiten wegen des seichten, schmalen
aher eben heftig strömenden Maines eine bequeme Uebergangs-
nach dem schräg gegenüberliegenden Klingenberg gebildet habe,
schon das daselbst gefundene Neptunbild an, das, wie Steiner
; bemerkt, den Ueberfahrenden zum Schutze aufgestellt war.
· ist keine Spur mehr von demselben an der dortigen Kirche
inden und enthalten selbst die Dorfurkunden keinen Aufschluss
er. Vielleicht dass sich im Kirchen-Archive des benachbarten
Notizen von dem damaligen Pfarrer Zöller vorfänden. Nach
rar das Bildwerk in der alten Kirche zu Trennfurt eingemauert
en, an deren Stelle aber seitdem eine neue entstanden ist. Nep-
ielt, wie gewöhnlich, darauf den Dreizack in der Hand. Ein
:s zu Grosskrotzenburg weiter unterhalb am Main gefundenes
nal Neptuns, lässt überhaupt nur noch dies Attribut Neptuns er-
n (Vergl. Steiner ib. S. 165).

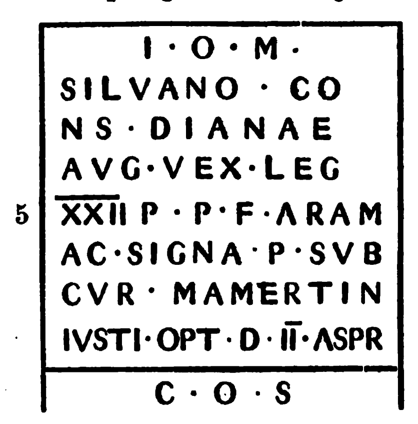
Zu Trennfurt wurde nun aber im vorigen Jahrhundert ausser
Neptunsbilde auch ein römischer Votivaltar gefunden, der leider
Jahre einer durchaus unwürdigen Behandlung durch Ueber-
ıung mit Kalk und sonstiger Verunreinigung ausgesetzt war. Der-
ist heutigen Tags aber wieder gereinigt und in angemessen-
Veise freistehend neben dem Eingang zur Kirche aufgestellt und
in einer Aussenecke der nördlichen Seite derselben. Durch diese
ng wird aber das Sonnenlicht, welches man zur Lesung der fast
verloschenen Inschrift dringend bedarf, abgehalten und waren
:sshalb genöthigt uns eines Spiegels zu bedienen um die Strahlen
angen und auf den Stein unter wechselndem Winkel reflektiren
sen. Nur so ist es überhaupt möglich noch einige Reste der In-
zu lesen.

Ausser der Schrift ist der Stein sonst sehr gut erhalten und be-
aus gewöhnlichem rothen Sandstein. Seine Höhe beträgt 1,10 m.,

seine grösste Breite an den Ausladungen ist 70 cm. und die grösste Dicke ebenda 43 cm. Das Mittelfeld mit der Inschrift ist 53 cm. breit und 30 cm. dick. Oben ist der Altar platt, so dass anzunehmen ist es habe ein Götterbild darauf gestanden. Die Inschrift ist von einer eingehauenen Leiste eingefasst und lautet dermalen noch so, wenn man sie auf die angegebene Weise untersucht:

I · O · M ·
SI(L)VA(N)OC O
N//// · DI(A)NAE
A//////////////G
5 XXIIP//////////
AC/////N///PSVB
CVR/////ERTIN
IVSTI · OPT · D · II · ASPR
C · O · S

Bei der Entdeckung des Steines im vorigen Jahrhundert war die Schrift desselben, wie sich aus Hansselmann (vgl. Brambach no. 1746) ergibt, noch viel besser erkennbar und müssen daher die damals noch vorhandenen Buchstaben, soweit sie richtig mitgetheilt sind, danach ergänzt werden. In mehreren Fällen sind aber bei jener ersten Edition gewaltige Fehler begangen worden, sowohl in der Abschrift, als auch ganz besonders in der Erklärung. Bevor dieselben aber näher betrachtet werden sollen, mag zuerst der Text folgen, wie er nach unserer Ansicht ursprünglich wirklich gelautet zu haben scheint:



a. p. Chr. 212.

)iese, unsere Restauration wäre folgender Massen aufzulösen:
) o(ptimo) m(aximo), Silvano cons(ervatori), Dianae aug(ustae)
atio) leg(ionis) XXII p(rimigeniae) p(iae) f(idelis) aram ac signa
t) sub cur(a) Mamertin(ii) Justi opt(ionis) d(ecurionis), II(=duobus)
s) co(n)s(ulibus)."

Die Widmung an die drei genannten Gottheiten ist nach Hanssel-
ıs Wiedergabe vom Jahr 1771 (enthalten in der »Fortsetzung
Beweises« p. 245, gedruckt 1773) wo die oberen Zeilen noch
mmen erhalten waren, unzweifelhaft. Juppiters Name ist, wie
Regel bei Vereinigungen mehrerer Gottheiten den beiden folgenden
ls oberster Gott, gleichsam aus Hochachtung vorangestellt. Die
liche Widmung galt dagegen den Göttern des Waldes und der
Silvanus führt hier den Beinamen conservator d. h. des Beschützers
en Gefahren, welche die Jagd auf wilde Thiere damals in unseren
den mit sich brachte. Auf andern Inschriften führt er häufig
he Beinamen, die sich ebenfalls auf den Schutz beziehen, den
Wald- und Feldgott vor Raubthieren gewährte. So heist er
auch Silvanus silvester, sanctissimus pastor u. s. w. (vgl. Wil-
ıs II p. 479). Hauptsächlich wurde er als Wölfeverscheucher
t, wie ihm denn auch für Erhaltung der Heerden Herbstopfer
ht wurden.

Auf einer zu Rom gefundenen ara wird er »Silvanus caelestis« ge-
(Wilmanns no. 2481), was Lehne I S. 193 für eine Identifi-
; mit Mars caelestis erklärt, da nur Götter, welche einem Pla-
am Himmelsgewölbe vorstanden, den Beinamen caelestis »himm-
geführt hätten. (Die dii caelestes sind überhaupt bei Wilmanns
3 erwähnt).

Von besonderem Interesse ist eine niederrheinische Inschrift, die
ı Gotte von einem »ursarius« der 30. Legion gewidmet ist und
f denn auch ein Bär als Symbol abgebildet ist (Brambach 211).
n ähnlicher Weise weihen die »venatores immunes« der cohortes
oriae et urbanae zu Rom der Diana Augusta ein Denkmal (Wil-
ıs no. 1505). Unter den Inschriftstiftern wird speciell auch der or-
s custos vom vivarium dieser Cohorten genannt, also von einer
hiergarten, wovon ein Beispiel auch auf einer an Silvan gerichteten
n italienischen Inschrift erscheint (Wilmanns no. 95).

Aus diesen und andern Beispielen geht hervor, dass die römischen
en, die wir zur Zeit des Friedens sogar auch in den eigentlichen
rlichen Gewerben antreffen, die mit dem militärischen Dienste so

nahe verwandte Jägerei wahrscheinlich zunftmässig, d. h. als militärische Collegien geordnet betrieben [1]).

Ein besseres Terrain zur Ausübung dieser Kunst konnte aber kaum gefunden werden, als dies am mittleren Main zwischen Odenwald und dem wegen seines Wildreichthums noch heute hochberühmten Spessart vorhanden ist.

So sehen wir denn auch weiter unterhalb am Main noch andere Widmungen an Diana gerichtet. Eine Abtheilung d. h. ein numerus Brittonum et exploratorum Nemaningensium erfüllt ein Gelübde dem Apollo und der Diana unter einem centurio der 22. Legion im Jahr 178 nach Chr. zu Aschaffenburg (Brambach 1751, cf. add. = Wilmanns 1525). Die betreffenden Truppentheile stammten aus England und gehörten zu den Hilfstruppen, die man mit den heutigen Fremdenlegionen vergleichen kann.

Wie diese z. B. in Algier auf gefährliche Posten, wie die Grenzen barbarischer Völkerstämme vorgeschoben werden, so geschah es auch mit den römischen Auxiliartruppen, die zu einem grossen Theil aus Reiterei bestehend, (welche ja auch heutigen Tages wieder vorzugsweise

---

1) Da die Widmung an bestimmte Gottheiten, wie wir dies an den angeführten Inschriften in Bezug auf Diana sehen, in der Regel einen Bezug auf den Inhalt derselben zeigt, so darf man dies wohl auch bei einem zu Mannheim aufbewahrten Mainzer Votivstein annehmen, den Haug neuerdings in seinen »römischen Denksteinen in Mannheim« no. 5 besprochen hat. Derselbe ist nämlich der Diana geweiht von einem Soldaten der 22. Legion, der das Amt eines »custos basilicae« versah. Unter dem Ausdruck basilica wurden in der Regel grössere Prachtgebäude verstanden, besonders Gerichtshäuser, aber auch militärische Gebäude von ähnlicher Gestalt oder überhaupt von grösseren Dimensionen. So wird in England einer militärischen Reitschule dieser Name beigelegt und dieselbe ausdrücklich durch den Beinamen equestris als solche gekennzeichnet (Wilmanns no. 755 b). Da dies zu Mainz nicht der Fall ist, so kann die Bestimmung der dortigen basilica vielleicht aus der Widmung an Diana errathen werden. Wir hätten hier somit eine zu Jagdzwecken (zur Aufbewahrung der Waffen, Beute u. s. w.). nach Art unserer Jagdschlösschen errichtete und zu einem Jagdrevier oder Thierpark gehörige grössere Gebäulichkeit der 22. Legion vor uns und der Aufseher derselben hätte ungefähr dieselbe Funktion bekleidet, wie der oben genannte Wächter eines Thierparkes. Freilich kann er auch mit dem custos armorum, dem militärischen Waffen- und Zeugwart vieler andern Inschriften verglichen werden, so dass basilica hiernach ein Arsenal im Allgemeinen bezeichnen würde, in welchem wohl auch die Jagdtrophäen und -Geräthschaften verwahrt wurden.

:m Sicherheits- und Aufklärungsdienste betraut ist), den Vordienst in den Gegenden des limes zu versehen hatten.

)ie Brittones überhaupt, wie auch die speciell genannten Kund- :r (exploratores) aus Brittannien waren als leichte Truppen in :deckten und gebirgigen Gegenden hauptsächlich zum Spähen ıbar und nothwendig. Sie mussten verhindern, dass die Grenzgungen nicht unversehens angefallen und die Vertheidigungstruppen lberrascht wurden. Ihr Dienst brachte daher schon von selbst schäftigung mit der Jagd mit sich, der sie denn auch wie gesagt, ı weiten Waldungen des Spessart ganz vorzüglich obliegen m. Hierauf machte anlässlich der zuletzt genannten Inschrift, ächlich der verdienstvolle Lehne seiner Zeit aufmerksam. Vergl. n ihm in seinem Werke no. 63 über die römischen Jagdgebräuche te.

'olgen wir dem Lauf des Mains nun noch etwas weiter abwärts, ffen wir unterhalb Aschaffenburg auf Seligenstadt, wo schon viele he Alterthümer zu Tage gekommen sind. Das wichtigste da- ist ein Votivaltar, den ein centurio der 22. Legion im Jahr 204 ana Augusta zu Ehren setzte (Brambach 1406). Die beiden ächen desselben sind mit Hirschen und sonstigen Waldthieren ückt, während sie bei unserm Trennfurter Altare ganz frei von nen Darstelungen sind. Die beiden Altäre stimmen aber darin n, dass sie beide die Diana »Augusta« nennen. Mehrere weitere :le derselben stellt Lehne (no. 125) zusammen. Darunter auch nschriften aus Rom (= Wilmanns no. 1716 und 1505, letztere oben erwähnt, aus Gordians Regierungszeit, vom Jahr 241; vgl. 10. 2358 aus Afrika) u. s. w.

)en Beinamen Augustus und Augusta gab man aus Schmeichelei das Kaiserhaus fast allen Gottheiten, ohne dass ihnen derselbe als Regel beigelegt worden wäre.

Vie die Herrscher nach ihrem Tode selbst vergöttert wurden und den Beinamen divi erhielten, der indessen schliesslich nichts weiter va »selig« bedeutete, so gesellten die Römer durch den Beinamen tus ihre Gebieter gleichsam lebend den Göttern bei, wie sich e ausdrückt. Offenbar verflachte sich aber auch dieser Ausdruck den häufigen Gebrauch zur blossen Formel.

Auch der zu Trennfurt genannte Silvanus führt anderwärts vielen Beinamen Augustus, während er an diesem Orte den sonst Regel bei Juppiter vorkommenden Beinamen conservator trägt.

Vergl. z. B. die Mainzer Inschrift in Beckers Catalog no. 6 = Wilmanns 2269. Bei Letzterem wird no. 2100 auch ein Juppiter custos conservator aufgeführt; no. 92 und 1415 ein Juppiter aeternus conservator; no. 1004 wird derselbe als Erhalter des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hauses gefeiert. Ebenda 1481 erscheinen in gleicher Eigenschaft überhaupt die »dii conservatores eorum« (scil. Augustorum). Auch Mars conser(vator) wird genannt, ib. 1349.

Nachdem nun die Gottheiten, welchen unser Trennfurter Altar gewidmet ist, des Nähern betrachtet wurden, ist es an der Zeit die Frage zu untersuchen, wer die Widmenden selbst waren.

Da die vierte Zeile der Inschrift heutigen Tages fast ganz unkenntlich ist, so bleibt nichts übrig, als die bei Hansselmann stehende alte Abschrift zu consultiren. Dieselbe bietet nun die Lesung VIX////////R, wobei aber der letzte Buchstabe nicht sicher war, denn er soll auch wieder P vorstellen. Hiervon ist aber keines richtig, denn der fragliche letze Buchstabe der vierten Zeile ist noch heute in seinem Untertheil erkenntlich, welches nur zu einem G gehören kann. Ebenso kann das Hansselmann'sche VIX nur unrichtig gelesen sein statt VEX· was die ganz gewöhnliche Abkürzung von vexillatio oder vexillarius ist (im Sinne von Mitglied einer vexillatio oder von Fähndrich) (vergl. Wilmanns II p. 735). Das Wort kann kaum weitere Buchstaben gehabt haben (— es kommt nämlich auch in der Abkürzung VEXILL vor —) da sonst kein Platz auf dem Steine wäre für ein in derselben Zeile noch folgendes LEG, dessen letzter Buchstabe wie gesagt noch erkennbar ist.

Die vexillationes waren ursprünglich die Veteranencorps der Legionen, bei welchen nach 20 Dienstjahren bekanntlich in der Regel die ehrenvolle Entlassung aus dem Kriegsdienste stattfand.

Dies war jedoch nicht immer die völlige Verabschiedung, denn es blieben die ausgedienten Soldaten oft auch noch als besondere Mannschaft bei dem vexillum ihrer Legion im Dienst, wobei sie jedoch von allen gewöhnlichen Lasten frei waren und wie Lehne meint nur den Feldzügen als »Subsignani« beizuwohnen hatten.

Wie nun das letzte Aufgebot als vexillationes zu Abtheilungen vereinigt erscheint, so machten auch die nach den Völkern, von welchen sie gebildet wurden, benannten Rekruten oder jungen Soldaten in ihren ersten Dienstjahren als numeri, kleinere Heeresabtheilungen von schwankender Grösse aus, die auch Reiterei einschlossen. Vergl. Lehne I S. 225, II S. 323; sodann Orelli-Henzen no. 6693; Diese

her LII S. 79 und LX, 74; Hartung »Röm. Auxiliartruppen
in« I S. 5 und II S. 7; Wilmanns II p. 594—596, wo er
en Bestandtheil der Auxiliares (d. h. neben den geschlossenen
s und alae derselben) nicht nur die verschiedenen »numeri«
sich schon zu den Hülfstruppen gehörigen Mannschaften an
und Fussvolk aufführt, (darunter auch blosse Vereinigungen
ossenschaften von gleichfalls dazu gehörigen Soldaten ohne
gabe einer taktischen Einheit) sondern auch die vexillationes
eren Sinne. Hierunter sind aber zu besonderen Diensten de-
Abtheilungen einer Legion oder auch eines Hülfstruppentheils
ehn.

f unserer Trennfurter Inschrift scheint nun eine näher be-
Anzahl solcher zu einer vexillatio gehörigen Militärs sich
t zu haben.

r grössere Truppenkörper, wozu sie gehörten, war die am läng-
ter allen in Germanien gestandene legio XXII primigenia, die
uch weitaus am häufigsten auf den rheinischen Inschriften vor-
Besonders in der späteren Zeit bildete sie die Hauptbesatzung
umatenlandes bis zum Einbruche der Alemannen in dasselbe
r Mitte des dritten Jahrhunderts. Meistens führte sie auch die
n pia fidelis (vergl. die Beispiele bei Wilmanns II p. 584)
uch hier ergänzen, wenn schon sie vielleicht wegbleiben könnten.
schien uns nämlich Anfangs beinahe als stände auf dem Steine
uss der fünften Zeile ein letzter Schimmer von P(RIMI)GEN
st ausgeschrieben, wie dies Wort mehrfach auf Inschriften vor-
Da sich aber bei der gänzlichen Abgeschliffenheit des Endes
Zeile über den letztern Punkt absolut nichts bestimmtes sagen
o mag nur soviel als ganz sicher behauptet werden, dass vor
am Anfange derselben sich keinerlei Lücke befindet, die mehrere
n irrig angeben.

merkt mag zu dem Vorhergehenden nachträglich noch werden,
nzelne Abtheilungen oder Mitglieder der vexillatio der 22. Le-
ch auf andern rheinischen Inschriften erscheinen (so Bram-
72 und 1283). Ebenso eine vexillatio veteranorum speciell
3).

trachten wir nun weiter die 6. Zeile, so ist auch von ihr nur
s Wenige, was oben angegeben ist, sichtbar.

ur der erste Buchstabe ist noch ganz erhalten. Darauf folgt,
scheint, das Untertheil eines C. Vielleicht war es auch, wie

Hansselmann will, ein G, nach welchem ihm zu Folge nun LIGN kommen soll.

Dies soll nach Andern bedeuten AC LIGNarii, allein offenbar ist hier falsch gelesen worden. Ein Privatgeschäft wie das von Zimmerleuten oder Holzhändlern (lignarii) in dieser Weise einer militärischen Charge coordinirt, ginge kaum an. Zudem erscheinen die Zimmerleute inschriftlich nicht unter diesem Namen, sondern als »fabri tignarii« oder »tignuarii« gewöhnlich unter der Abkürzung TIGN. Vergl. bei Wilmanns II p. 633 die collegia fabrum tig. et dendrophorum.

Auch auf einer Inschrift aus Heddernheim bei Frankfurt (Brambach 1447) ist die Zunft der Zimmerleute bezeugt als collegium TIGN. Ihr gewöhnliches Vorkommen als Innung beweist, wie wichtig dieselben als Bauführer und Bauunternehmer waren.

Aber nicht allein als civiles, sondern auch als militärisches Colleg, kommen derlei Architekte vor, denn die baioli einer anderen rheinischen Inchrift sind eine Gesellschaft von Pioniern und vielleicht dieselben, welche anderwärts tignarii und dendrophori genannt werden. Auf der betreffenden Inschrift (Brambach 692 = Wilmanns 1526) vom Jahr 246, sowie auf einer zweiten vom Jahr 239 (Bramb. 693 = Wilm. 1527) erscheinen überhaupt eine ganze Reihe solcher militärischen Genossenschaften, hauptsächlich von Fahnenträgern.

An der Spitze steht das collegium Victoriensium signiferorum, zu Ehren der Schutzgöttin Victoria genannt. Hierauf folgen die imaginiferi der Cohorten und die vexillarii der Centurien, endlich die baioli. Statt der Signiferi erscheinen auf der zweiten der genannten Inschriften neben den vexillarii die imaginiferi, offenbar in gleicher Bedeutung, wie dies Urlichs in diesen Jahrbüchern LX S. 65 vortrefflich ausführt. (Ein baiulus auch auf einer Mainzer Inschrift, bei Brambach 1008.)

Betrachten wir nun die 6. Zeile unserer Trennfurter Inschrift mit Rücksicht auf das eben Gesagte, so wird man hiernach zu der Annahme veranlasst, es habe hier AC· SIGN· gestanden, sodass also statt S fälschlich ein L von Hansselmann überliefert worden ist. Da nun aber die Sigle SIGN· für signifer ganz gewöhnlich ist, so würden sich vexillarii (Fähndriche) AC SIGNiferi ergeben. So scheint in der That Knapp im Jahr 1813 (§ 107 seiner Denkmäler des Odenwaldes) wo er von einem Signifer der 22. Legion spricht, ohne unsere Inschrift indessen mitzutheilen, noch gesehen zu haben. Heutigen Tages ist aber wie gesagt, nur noch das N von diesem Worte zu erkennen, vor welchem der Raumvertheilung nach gerade drei Buchstaben gänzlich abgeschliffen sind.

ıun aber auch nach jenem N Raum für einen oder zwei Buch-
rhanden ist und wie wir constatirt zu haben glauben, dort ein P
ssen Haken noch übrig ist, so ist doch hiermit wohl be-
ıss die Dedikationsformel, für welche sonst nirgends auf der
Platz wäre, in der 6. Zeile an der angegebenen Stelle ge-
at.

elen Fällen bestand dieselbe nun aber nicht allein in dem
ung aussprechenden Zeitworte (posuit) sondern auch der Ge-
derselben wurde ausdrücklich benannt, wenn derselbe auch in
, weil er sich selbst der Wahrnehmung darstellte, wegblieb.
ist die Sigle A welche diese Zeile anfängt in der Geltung ara
das folgende C könnte für cum stehn, worauf dann wie gesagt,
kommen würde, also im Ganzen »aram cum signis posuit«,
bekannte Formel.

Signa würden die ehemals jedenfalls darauf gestandenen Götter-
r Statüen des Silvanus und der Diana bedeuten. Noch wahrschein-
d man annehmen, dass das Wort aram (vielleicht auch aedem)
ieben oder abgekürzt zu AR. (resp. zu AED.) noch am Ende
le stand und dass dann in der 6. folgte AC SIGNA P(osuit)
R(a) etc. Möglich wäre hier aber auch AG(rum) SIGNA etc.
che agri bei Wilm. no. 95 und 862 [1]).

dem nun in der 7. Zeile stehenden Namen Mamertin. (viel-
chlechtsnamen Mamertinius) sind leider heutigen Tages die
n Buchstaben gänzlich verwischt, während zu Hansselmanns
nigstens noch das erste M vorhanden war. Von den drei
ERT sind nur noch Spuren vorhanden und bloss die beiden
h. IN stehen noch ganz da.

ıs Wort ager (agrum) findet man auch sonst in der Abkürzung AG.
.) Vergl. Wilmanns II p. 711, besonders aber eine Inschrift aus
am Neckar und zu Mannheim aufbewahrt, auf welcher steht: AED.
. 7 IIII. Hier ist einer Kapelle Merkurs mit Götterbild noch ein ager bei-
ı. ein kleiner Bezirk um das Heiligthum, ähnlich wie besonders bei
ı area, locus u. dgl. vorkommen (vgl. Wilm. II. p. 678 f. wo z. B.
jugera agri plus minus IIII, ita uti depalatum est« auf einer italie-
chrift). Der geweihte Bezirk wird hier bestimmt durch das bekannte Zeichen
centuria bedeutet. Da nun aber dieses Wort in der hier allein mög-
utung von Landmaass eine ganze Landschaft ergeben würde, so haben
aug no. 10 jenes Zeichen für einen Sicilicus erklärt, was als $^1/_{48}$
mehrfach vorkommt (z. B. bei Wilm. 2875). Hier wäre es = $^1/_{48}$
as mit 4 multiplicirt = $^1/_{12}$ = 1 uncia macht.

Als cognomen kommt Mamertinus (bei Wilmanns no. 134 und 1419) auch im Namen römischer Consuln vor. Die Consuln des Jahres 182 nach Chr. waren nämlich Mamertinus und Rufus; die des Jahres 362 waren Mamertinus und Nebitta. Hier gilt Mamertinus als Stammname, obgleich er eigentlich wie das folgende zweite cognomen Justus Personalname ist. Ebenso z. B. heisst der Stifter eines zu Mannheim befindlichen Altars Mansuetus Natalis (bei Haug no. 83). Beispiele hierzu gibt es überall. Man kann aber auch Justi als Genitiv fassen und filius ergänzen wie beim Namen Cambo Justi des dortigen Museums (Haug 9). Die Formel sub cura hezeichnet den Auftrag, welchen der Genannte von Seiten des Detachements erhalten hatte das Denkmal unter seiner Obsorge zu errichten. (Vergl. über diese und ähnliche Formeln Wilmanns II p. 706.) Diese Corporation tritt hier in derselben Weise als Dedikantin auf wie der dedicirende numerus anderer, schon erwähnter Inschriften.

Betrachten wir nun schliesslich die mit etwas kleineren Buchstaben geschriebene und noch ziemlich gut erhaltene 8. Zeile, so wird darin zunächst die Charge des Mamertinus Justus aufgeführt, und zwar in der Sigle OPT· D· die von dem Correspondenten Hansselmanns nicht erkannt wurde, da er den ersten Buchstaben irrthümlich für ein G hielt, während er ganz deutlich das Untertheil eines O ist. Auch von den folgenden 3 Buchstaben sind die Köpfe heutigen Tages abgeschliffen, so dass ihre sichere Bestimmung nur mit Hülfe jener früheren Abschrift ermöglicht wird. Der erste, welcher erkannte, dass die Sigle OPT hier wie gewöhnlich optio bedeute, war Wiener in seiner Schrift »de legione XXII« (Darmstadt 1830) p. 110.

Ganz unerklärt wurde aber bisher die folgende Sigle D gelassen, deren Obertheil übrigens wie gesagt ebenfalls abgerieben ist. In ihr kann nur eine nähere Bestimmung des optio enthalten sein und zwar, da sie sonst in der Regel decurio bedeutet, wird man also hier einen optio decurionis anzunehmen haben.

Ein decurio war bekanntlich bei der Legions- wie Hilfs-Reiterei ein Befehlshaber von anfangs 10 Reitern. In der spätern Zeit waren es aber mehr, besonders bei der leichten oder Hilfsreiterei, die meistens stärker war als die legionäre. Lehne II S. 283 nimmt an, dass unter den Kaisern ein decurio 33 Mann d. h. die Hälfte einer turma oder Schwadorn befehligt habe, da bei jeder turma, die damals aus 66 Reitern bestanden habe, drei Dekurionen gewesen seien, wovon der erstgewählte aber die ganze turma commandirte. Die Zahl der Mannschaft, wie er richtig beifügt, war aber unter den Hilfstruppen wahrscheinlich sehr ungleich.

den letzteren werden nun, wie gesagt die vexillationes (im
›n Detachements im Allgemeinen gerechnet) wenn sie auch nur
m weiteren Sinne, d. h. Legionssoldaten und als solche römische
waren und nicht Peregrinen (oder Nicht-Italiker), wie die
hen auxiliares.

, eine Rotte derselben auf unserer Inschrift unter einem decurio
o sind sie hier als Reiter charakterisirt, wie sie ja überhaupt
ssten Theil aus Reiterei bestanden, die als besondere Abthei-
von den Legionen und Cohorten, die die Besatzung einer Provinz
an bedrohte Punkte und zu Expeditionen in benachbarte Pro-
letachirt wurden.

s Detachement in seiner Gesammtheit stand unter einem dux,
solcher inschriftlich verschiedene Male erwähnt wird (vergl.
ns II p. 598). Man könnte dem zu Folge annehmen, es nenne
unserer Trennfurter Inschrift ein optio ducis, wogegen sachlich
hts einzuwenden wäre, allein der Umstand, dass doch nicht
e vexillatio der 22. Legion hier am Maine gestanden haben
lem sie ja auch noch auf andern rheinischen Inschriften nach-
ist, spricht doch gegen die Annahme einer so hohen Charge.
em wäre in diesem Falle das Wort sicher der Deutlichkeit
ı Duc. abgekürzt worden.

ttelst D allein konnte man hier doch wohl nur an decurio

ch dieser Annahme hätte also ein kleineres an den Main de-
Commando, eine einzelne decuria der ganzen vexillatio, unter
des optio d. h. nach heutigem militärischem Ausdruck des
nens oder Lieutnants des Decurionen (etwa des Rittmeisters)
enkmal errichtet.

decuria war die kleinste Abtheilung die bei der Reiterei über-
estand. Wie oben bemerkt wurde, war sie die Hälfte einer
nd wurde wie diese gewöhnlich nach ihren Dekurionen benannt;
B. turma Longini (Becker, Mainzer Museum no. 217); turma
b. 189); ebenso decuria Capitonis auf einer verlorenen Mainzer
(Brambach 1069).

höchste Einheit, d. h. die ala, das ganze Reitercorps wurde da-
der Regel nach den Völkerschaften benannt, aus denen es ge-
ır, z. B. die ala Hispana oder Hispanorum (vergl. Haug,
mer Denksteine no. 41) aber auch ala Auriana genannt, so
n Militärdiplom (Wilmanns no. 2867).

Es kommen nämlich verschiedene Fälle vor, dass auch die alae nach ihren Führern (Präfekten) genannt wurden; so z. B. ala Rusonis (Haug no. 42). Gewöhnlich ist in diesem Falle ein Adjektiv auf -iana gebildet, z. B. ala Indiana, eine der beiden alae Treverorum, nach einem Trierer, Namens Julius Indus benannt (vergl. Wilmanns II p. 593, wo auch eine ala Longinia genannt wird).

Endlich bleibt noch eine Möglichkeit übrig, auf unserer Trennfurter Inschrift den optio D. zu erklären, nämlich durch »optio dupliariorum«.

Die duplarii oder duplicarii waren bekanntlich Doppelsöldner, Soldaten die zur Belohnung, wenn sie sich ausgezeichnet hatten, mit doppelter Getreideration und doppeltem Solde begünstigt wurden (vgl. diese Jahrbücher LVII, S. 76 und die Beispiele bei Wilmanns II, p. 597—598).

Diese Auszeichnung wurde auch Veteranen zu Theil, wie denn z. B. zu Mainz einem solchen duplarius, einem Veteranen der 22. Legion von einem optio derselben Legion ein Grabstein gesetzt wurde (Brambach no. 1081).

Für unsern Fall würde dies also vortrefflich passen, indem die vexillationes in engerer Bedeutung ja ebenfalls Veteranen waren.

Auf einem andern Mainzer Monument (Brambach 1304) scheint zudem die Sigle D ebenfalls duplarius zu bedeuten. Wenigstens nimmt dies Urlichs in diesen Jahrbüchern LX, S. 68 an, wie in einem zweifelhaften Falle auch Wilmanns no. 1489. Da dies Wort sonst aber in der Regel durch dup. oder dupl. abgekürzt wird (vgl. Wilm. II, p. 718), so kann diese Conjektur natürlich nur mit Reserve in Aussicht genommen werden.

Wäre auf unserer Inschrift die Sigle D nicht so sicher durch die mehrerwähnte Abschrift aus dem vorigen Jahrh. überliefert, so könnte man bei dem heutigen Zustand derselben beinahe versucht sein, sie für ein S zu halten. Hierdurch hätten wir in Verbindung mit der obigen Lesung vexillarii etc. AC SIGN(iferi legionis) einen Gehülfen der Fahnen- oder Zeichenträger gewonnen. Ein solcher optio signiferorum kommt auf einem Grabstein zu Mainz vor (Brambach 1048). Vgl. dazu Lehne no. 318, wo er bemerkt, die »römischen signa waren so schwer, dass es natürlich ist, dass die Träger (die übrigens nur aus den besten und tapfersten Kriegern genommen wurden) eines Stellvertreters bedurften, der ihnen die Mühe erleichterte und sie überhaupt bei Verhinderung ersetzen musste«.

Ueber die Bedeutung des Wortes optio im Allgemeinen handelt

derselbe no. 23 (= Brambach 1301). Eine ganze Reihe solcher optiones militärischen Charakters zählt Wilmanns II, p. 600 auf. Ebenda p. 571 sind solche als Verwalter von Civilämtern zusammengestellt. Eine Anzahl Signiferi und vexillarii vgl. ib. p. 602.

Was endlich die Datirung unserer Trennfurter Inschrift betrifft, so fällt dieselbe unzweifelhaft in das Jahr 212, wo die zwei Aspri Consuln waren (II hier in Ziffern geschrieben, ohne dass aber der gewöhnliche wagerechte Strich über der Zahl noch, wie z. B. bei Brambach no. 385, erhalten wäre). Das R in dem Namen derselben ist hier ebenso wenig wie das B am Ende von Zeile 6, kleiner als die übrigen Buchstaben. In der letzten Zeile ist die Sigle COS (consulibus) durch Punkte getrennt, was sonst nicht gebräuchlich ist. Der Grund war offenbar nur der die drei Buchstaben, welche, obwohl nicht grösser wie die andern, doch fast die ganze Breite des Raumes unter der übrigen Inschrift einnehmen, dadurch weiter auseinanderzuziehen und so richtig zu vertheilen.

Heidelberg. Carl Christ.

---

6. Die Ausgrabungen bei Bonn vor dem Cölner Thor im Herbst 1876 [1]).

Hierzu Tafel III—VI.

D. Eine römische gemalte Wand.

Bei den Grundarbeiten für die neue Klinik in Bonn sind im Herbste 1876 eine grosse Anzahl Bruchstücke [2]) von römischem Wandbewurfe aufgefunden worden. Da sich durch Zusammensetzen derselben die Composition der gesammten Zimmerdecoration wenigstens im Allgemeinen feststellen liess, so sind diese Stücke für die Beurtheilung der römischen Wandmalerei in den Rheinlanden von hervorragendem Interesse. Wir werden es daher dem Vorstande unseres Vereins Dank wissen, dass er keine Kosten gescheut hat, um dieselben durch eine würdige Publication weiteren Kreisen bekannt zu machen und sie der Wissenschaft selbst dann zu erhalten, wenn die Originale zerfallen sein sollten.

Die Bruchstücke sind 2,30 M. unter der heutigen Erdoberfläche längs der Süd- und Westmauer des östlicheren der beiden römischen Gebäude

1) S. Heft LIX S. 29 ff., LX S. 75.

2) Dieselben befinden sich im Universitätsmuseum rheinischer Alterthümer zu Bonn.

aufgefunden worden [1]), deren Grundrisse im 59. Heft Taf. II abgebildet sind, und haben darum wahrscheinlich den von diesen Mauern eingeschlossenen Raum geschmückt. Eine kleine Ausgrabung, welche im Februar vorigen Jahres auf Kosten des bonner Provinzialmuseums unter meiner Leitung angestellt wurde, ergab für beide Mauern eine Länge von sechs Metern im Lichten. Im Uebrigen verweise ich für die architektonischen Fragen auf den Aufsatz des Herrn General von Veith (Bonner Jahrbücher 59 S. 31 ff.). Ich beschränke mich auf die Beschreibung der Malereien selbst und auf die Darlegung der Gründe, welche mich bei der Zusammensetzung der Bruchstücke leiteten.

Schwarze mit farbigen Ornamenten gezierte Pilaster theilen die Wandfläche, welche roth gestrichen ist, in einzelne Felder. Ueber den rothen Feldern befinden sich Friese von schwarzem Grund mit weissen Ranken und Amazonenkämpfen, über den Pilastern gelbe Felder mit rothen Verzierungen. Die gelben Felder und Friese begrenzt ein grüner Streifen; an diesen stösst das Gesims an, welches die Decke trug. — Unter den rothen Feldern und den schwarzen Pilastern zog sich ein breiter Sockel hin, welcher schwarz gefärbt ist unter den rothen Feldern, roth unter den schwarzen Pilastern. Die Decke war weiss gestrichen und mit rothen, grünen, schwarzen Einfassungslinien und rothen Ranken mit grünen Blättern geziert [2]).

Den Beweis für diese Beschreibung soll eine Besprechung der Tafeln III und IV erbringen, auf welchen die Bruchstücke in sechsfacher Verkleinerung abgebildet sind. Die rothen von weissen Linien eingefassten Flächen werden durch einen schwarzen, 0,30 M. breiten Pilaster getrennt. Auf diesem erhebt sich ein Aufbau, welcher am ehesten aufeinander gestellten Schirmen gleicht, aber in die Reihe der phantastisch umgebildeten Kandelaber gehört, welche sich sehr zahlreich auf den pompejanischen Wänden finden. Vögel und geflügelten Panthern ähnliche Thiere mit phantastischen Köpfen sitzen auf Ranken, welche aus dem Stamme des Kandelabers hervorwachsen, unter den Schirmdächern. Auf dem obersten Schirmdach steht eine Schale, aus

1) Nur die auf Taf. V und VI als Nummer 7 und 8 abgebildeten Stücke sind am westlichen Gebäude gefunden; sie sind von Herrn General von Veith a. a. O. S. 37 besprochen. Sie gehören einer viel späteren Zeit als die Bruchstücke des östlichen Gebäudes an; die Farben scheinen mir nicht a fresco aufgetragen zu sein.

2) Die zur Decke gehörenden Stücke haben nur eine Stärke von 0,005 M.

ein Vogel zu trinken scheint, auf den folgenden zwei perspectivisch chnete Scheiben.

Ueber dem Pilaster, von ihm durch eine weisse Linie geschieden, let sich ein 0,18 M. hohes gelbes Feld, auf welchem man Theile roth gemalten Gegenständen gewahrt. Der Vergleich mit Fragen von zwei anderen dieser gelben Felder (Taf. V und VI 6a b) macht es wahrscheinlich, dass ein stehendes und ein liegendes ches Deckelgefäss dargestellt ist, wie sich solche auf pompejani- Wänden, und zwar an ähnlichen Stellen vielfach finden. An das Feld schliessen rechts und links schwarze Friese an: der linke it einer weissen Ranke geziert, der rechte mit Amazonenkämpfen. die Besprechung der letzteren komme ich unten zurück.

Ueber den Friesen und dem gelben Felde läuft ein etwa 0,045 reiter grüner Streifen. An diesen Streifen stösst das Gesims an. elbe hat eine Höhe von 0,17 M. und erhebt sich 0,015—0,08 M. die Wandfläche; es ist mit einer graugelben Farbe überzogen auf seiner unteren geradflächigen Hälfte sind aufsteigende Palen eingepresst. Dass das Gesimsstück unmittelbar an den grünen fen ansetzt, beweist ein Rest grüner Farbe, welcher sich an einem nsbruchstück erhalten hat. Und noch zwingender ist folgender d. Die oberen Schichten des Gesimses bestehen aus einer röthn Masse, der Bewurf der übrigen Wand ist weiss; nur in dem grünen fen und in der anstossenden Hälfte der Friese finden sich einzelne en, wo der Bewurf ebenfalls theilweise aus jener röthlichen Masse ht. Das findet nur seine Erklärung, wenn die genannten Theile ttelbar unter dem Gesims lagen. Beim Auftragen der Masse für Gesims, welches früher gearbeitet wurde als die oberen Schichten übrigen Wand, ist der Bewurf an einigen Stellen zu tief aufgetragen en. — Oben auf dem Gesims sieht man deutlich Einschnitte Aufnahme von Latten, welche die Decke trugen.

Aus dem unteren Theile der Wand sind nur wenige Bruchstücke ten, aber allgemeinere Erwägungen werden uns auch hier die osition erkennen lassen. Selbstverständlich reichten die rothen lfelder und die Pilaster nicht bis unmittelbar auf den Fussboden, rn es waren diese, wie es ein gesunder Sinn für Decoration forund sämmtliche pompejanische Wände zeigen, auf einen hohen el gestellt. Nun ist für einige Bruchstücke mit rothen und schwarzen rn, welche durch einen grünen Streifen getrennt werden, in der n Abtheilung der Wand schlechterdings kein Platz zu finden; sie

müssen dem unteren Theile derselben angehört haben. Und hier finden sie leicht ihre Einordnung. Die rothen Felder sind die untersten Theile der rothen Wandflächen, die schwarzen die obersten Theile des Sockels. Denn dass der Sockel wenigstens zum Theil schwarz gefärbt war, lehrt sowohl das Stück k, wie die Stücke g, h, i. Diese haben unzweifelhaft zum Sockel gehört: das Stück k, weil seine untere Hälfte unbemalt ist, also an den Fussboden angestossen haben muss; die anderen, weil sie mit einer grossen grünen Blattpflanze geziert sind, die nach Massgabe der pompejanischen Malerei ausschliesslich zum Schmuck des Sockels verwendet worden ist. — Andererseits aber wird durch das Fragment m gezeigt, welches ebenfalls an den Fussboden anstiess, dass der Sockel theilweise auch roth gefärbt war. Die Schwierigkeit, in der wir uns zu befinden scheinen, löst das Stück l, welches nur dahin erklärt werden kann, dass der Sockel schwarz gestrichen war unter den rothen Feldern, roth unter den schwarzen Pilastern. —

Dies ist die Composition der Wand in ihrer Ausdehnung von oben nach unten. Für die Frage nach dem Schmuck der Wände in ihrer Längenausdehnung wird es vortheilhaft sein, zunächst die noch nicht erwähnten Bruchstücke einzeln zu betrachten.

Ausser dem beschriebenen Pilaster sind noch Fragmente von drei anderen Pilastern aufgefunden worden; von diesen haben zwei dieselbe Breite wie der schon beschriebene, der dritte überragt dieselben um zehn Centimeter. Alle weichen in Einzelheiten von einander ab, aber gleichen sich insofern, als auf allen ein stilisirter Candelaber mit grossen Schirmdächern dargestellt ist.

Von den schmäleren Pilastern bietet das grössere Interesse derjenige, von welchem auf Taf. V unter n. 2 vier unzusammenhängende Theile abgebildet sind. Hier werden die Schirmdächer, auf welchen theils Füllhörner theils Urnen stehen, von langgestreckten stilisirten Figuren auf dem Kopf getragen. Die Figur b c ist unzweifelhaft männlich, ein Chiton hängt über ihrer linken Schulter. Die Figur d ist vollkommen nackt und auf dem Kopfe mit einer rothen Mütze bekleidet. Auf dem Fragment a ist, wie ich glaube, der Kopf einer Schlange zu erkennen.

Einfacher ist, soweit die arge Verstümmelung einen Schluss erlaubt, die Malerei des anderen schmalen Pfeilers (Taf. V u. VI, 3). Zwischen je zwei Schirmdächern grosse Rankenornamente, an den Enden der Schirmdächer herabhängende Schleifen. An dem Stamm des Candelabers ist mit einem Bande ein grüner, gelb eingefasster Gegenstand

len, welcher leider zu stark fragmentirt ist, als dass man seine ng erkennen könnte.

reichsten ausgestattet ist der breiteste Pfeiler (Taf. V u. VI, 4). gen Postamenten, welche auf das Schirmdach aufgesetzt sind, echts und links vom Candelaberschaft je ein Amor — von dem sind nur die Beine bis zum Knie erhalten — und giessen aus asser herab. Unter den Schirmdächern sieht man jugendliche mit grünen Mützen. Da diese Köpfchen nicht, wie es auf en Blick scheinen könnte, an den herabhängenden Bändern be- nd, so müssen sie zu freistehenden Figuren gehört haben.

drei Fragmente, welche als Nummer 5 der genannten Tafeln et sind, rühren von der Einfassung einer Thür her. Dies zeigt stumpfte Profil.

r wenden uns nun zur Betrachtung der mit Kämpfen von en und Griechen geschmückten Friese. Die Amazonen sind an en Mithra, an den Doppeläxten und den ovalen, oben ausge- ten Schilden kenntlich und meist mit einem grünen oder grau- Chiton bekleidet. Die Griechen sind in voller Rüstung. Sie stählerne Helme mit grossen Federbüschen, stählerne Brust- e, unter welchen der Chiton herabhängt und stählerne Bein- , an den Füssen Sandalen. Das Schwert hängt bald an der bald an der linken Seite. In der Rechten führen sie Lanzen, n Arm länglich runde Schilde. Die Griechen kämpfen nur die Amazonen zu Fuss und zu Pferde. Die Pferde sind über mit einem Horn geschmückt. Das Horn ist deutlich zu er- ind es bleibt der Gedanke ausgeschlossen, es sei etwa nach er Campanischen Malerei gebräuchlichen Manier die Mähne auf in ein Büschel zusammengenommen. Freilich weiss ich für n als Stirnschmuck aus den antiken Monumenten kein Bei- zuführen, dagegen sah ich denselbe vor Kurzem in Rom am ines Campagnolen.

n dem Amazonenkampfe sind uns vier unzusammenhängende icke erhalten.

. III u. IV zeigt uns zwei Einzelkämpfe zwischen je einem Griechen r reitenden Amazone. Links erwartet ein Grieche in fester eine mit geschwungener Doppelaxt auf ihn zustürmende nackte . Rechts wird eine Amazone von einem Griechen verfolgt. Die wendet sich fliehend nach dem Verfolger um, um sich zu ver-

Eine Gruppe von drei Figuren enthält das Stück 1^b auf Taf. V, welches in den Farben am besten erhalten ist. Ganz links eine Amazone zu Fuss, deren Chiton auf der Schulter gelöst ist und die linke Seite frei lässt. Die Doppelaxt in der Rechten schwingend eilt sie ihrem Gegner entgegen. Nach ihrer Gefährtin zurückblickend reitet eine andere Amazone nach rechts gegen einen Griechen, der mit eingestemmter Lanze ihren Anprall erwartet.

Die Stücke 1^a und 1^c sind stark fragmentirt. 1^a enthält einen Zweikampf zwischen einer Amazone zu Fuss und einem Griechen, 1^c eine nach links reitende Amazone.

Dies sind die Stücke, welche uns für die Reconstruction der Längenausdehnung zur Verfügung stehen. Leider hat man auf die Fundorte derselben nicht genügend geachtet und dadurch der Reconstruction die sichersten Anhaltspunkte entzogen. Nur wird mit Bestimmtheit versichert, dass die auf Taf. III und IV abgebildeten Pilasterfragmente a, b, c, d einige Meter entfernt von den andern mit Panthern und Vögeln gezierten Pilasterstücken gelegen hätten; so wird es wahrscheinlich, dass diese Stücke nicht alle zu einem Pfeiler gehört, sondern dass zwei gleiche Pfeiler vorhanden waren. Ferner hat zweifellos der Amazonenfries die Mitte der Wand eingenommen, dagegen ist der Rankenfries in die Ecke der Wand verlaufen. Demnach ist der auf Taf. III und IV abgebildete Pfeiler ziemlich an das Ende der Wand zu setzen und ein ihm entsprechender Pfeiler mit anschliessendem Rankenfries für das andere Ende der Wand anzunehmen. Da nun die Länge des Rankenfrieses etwa 0,45 M., die Breite des Pilasters 0,30 M. beträgt und andererseits die ganze Wand wahrscheinlich eine Länge von 6 Meter hatte, so liegt zwischen den Pilastern eine freie Wandfläche von 4,50 M. Diese grosse Fläche fordert noch eine weitere Gliederung, aber sie giebt Raum nicht für zwei, sondern nur für einen Pilaster. Für diesen Pilaster, welcher die Mitte der ganzen Wand einnehme, würde sich der breite, reich ausgestattete Pilaster auf Taf. V, 4 besonders eignen. Wir erhielten alsdann eine Breite von 2,05 M. für die zwischen den Pilastern liegenden Felder.

Trifft diese Anordnung das Richtige, so bildeten die Pilaster auf Taf. V n. 2 und 3 den Schmuck der anderen Wände. Aber wie ich dies nur als Vermuthung hinstelle, so bemerke ich auch, dass die auf der Taf. III angenommene Höhe der Wand durchaus auf keinem Beweise beruht: denn wir können nicht ermitteln, wie hoch der Sockel, wie hoch die Pilaster waren.

Noch ist die Frage zu beantworten, ob die rothen Flächen unserer

t Gemälden a fresco geziert waren. Dafür dass auch in
ı das Verfahren Gemälde auf die Wand zu malen üblich war,
ı sichere Beweise anführen.
ichst die sechste Idylle des Ausonius. Denn diese ist die
Ausführung eines figurenreichen Wandgemäldes, welches Auson
ium eines Trierer Hauses gesehen hat. Dasselbe stellte Amor
er von den Heroinen, welche zu Lebzeiten durch diesen Gott
nun in der Unterwelt aus Rache an eine Myrthe festgebun-

er Bruchstücke von zwei Gemälden. Das eine ist die von
n vorigen Hefte dieser Jahrbücher publicirte Darstellung einer
Figur, welche neuerdings Eigenthum des Provinzialmuseums
geworden ist. Erhalten ist der Kopf, der en face gestellt

---

eber die Auffindung dieses Bildchens und den äusseren Zustand
muss ich den Angaben Bone's einiges hinzufügen. Das Bildchen ist
wanzig Jahren von einem noch jetzt in Trier lebenden Herrn, welcher
rhand Alterthümer sammelte, in Trier von einem Eifler Bauern an-
orden. Woher der Bauer dasselbe erhalten, wusste mir jener Herr
geben und die Aussage Bone's, der Bauer habe erklärt, es stamme
m, muss demnach für einen Irrthum gelten. Dagegen macht der
dass ein einfacher Bauer das Bildchen verkauft hat und noch
inen Spottpreis, es unzweifelhaft, dass dasselbe einheimischen Fund-
nd nicht etwa aus Italien stammt. Herr Domcapitular v. Wilmowsky
grosse Freundlichkeit mir mitzutheilen, dass nach seinem Dafürhalten
in Trier beim Bau des Redemptoristen-Klosters gefunden sei; wenig-
um jene Zeit, als das Bildchen auftauchte, ebenda viele Frescobruch-
ı einem derselben: einen Olivenzweig mit grünen Blättern und weissen
uf schwarzem Grunde, besitzt Herr v. Wilmowsky eine Abbildung) ge-
den, deren Technik mit diesem genau übereinstimmte. Ehemals war
en ein vielzackiges Bruchstück; seine jetzige Medaillonform erhielt es
Herrn Maler Steffgens hierselbst. Um die ovale Form zu gewinnen
e den linken Ellenbogen mit einem Theil des Unterarmes abgeschlagen
össten Theil der Brust und einen Theil des schwarzen Grundes er-
e Linie, welche das Moderne vom Antiken trennt, bewegt sich vom
Theile des linken Armes nach der rechten Schulter und zieht sich
einiger Entfernung vom Kopfe nach dem Scheitel hin. Der Unterschied
n und Modernen ist an Farbe und Technik ein so stark in die Augen
dass er selbst im Lichtdruck deutlich erkennbar ist. Ueber den ehe-
stand des Bruchstückes konnte ich mich aus einer farbigen Copie,
r v. Wilmowsky noch vor der Restauration angefertigt hat, genau
n.

ist und ein Theil der Brust. Der Kopf ist mit einem Kranze geschmückt. Das Haar ist hinter den Ohren in je zwei Flechten zusammen genommen, welche mit einem weissen Bande durchwunden sind und an beiden Seiten des Halses herabhängen. Der Körper ist mit einem röthlichen Chiton bekleidet, dessen Falten dunkelroth gemalt sind. In der erhobenen Linken hält das Mädchen einen Korb. Das Bildchen ist mit einer sicheren gewandten Hand gemalt und steht den besseren Malereien Pompeis nicht nach.

Zweitens sind hier mehrere Fragmente einer Landschaft zu erwähnen, welche neuerdings dem hiesigen Museum von Herrn Domcapitular von Wilmowsky als Geschenk übergeben worden sind. Dieselben sind im Schutte der Basilica gefunden und haben wahrscheinlich zugleich mit einer Menge Bruchstücke einer vielfarbigen, reich decorirten Wand und eines Sockelstückes, auf welchem eine Wasserpflanze und ein Delphin gemalt sind, ehemals die Wände der Basilica geschmückt[1]). Da die Bruchlinien der einzelnen Stücke dieses Landschaftsbildes nicht aneinander passen, so vermochte ich nur mit Rücksicht auf die dargestellten Gegenstände und die Farbenabtönungen eine Zusammensetzung zu versuchen. In der rechten oberen Ecke ein kleines Haus mit einem Giebeldach, vor diesem, etwa die Mitte des Bildes einnehmend, eine Wiese, auf welcher eine Ziegenheerde unter der Obhut zweier Hirten weidet. Von hier ab senkt sich das Terrain: In der unteren linken Ecke ein See, welcher von Felsen umgeben ist; im See steht eine Kuh.

Diese Beispiele zeigen, dass es auch in Deutschland Maler gegeben hat, welche im Stande waren, nicht nur ornamental gehaltene Figuren, sondern auch Gemälde a fresco auszuführen. Demnach liegt es nahe zu glauben, dass auch bei der bonner Wand, deren Friese und Pilaster reich ausgestattet sind, die Felder mit Bildern geschmückt waren. Trotzdem halte ich dies für unwahrscheinlich. Wäre es doch ein sonderbarer Zufall, wenn uns auch nicht das kleinste Bruchstück eines Bildes erhalten wäre, während aus allen übrigen Theilen der Wand Stücke auf uns gekommen sind. Auch möchte ich die Vermuthung wagen, dass gerade damals als diese Wanddecorationen angefertigt wurden, in Bonn kein Maler zur Hand war, welcher der Ausführung von eigentlichen Gemälden gewachsen war. Sonst hätte man

1) Dieselben befinden sich im Provinzialmuseum zu Trier. Vgl. Wilmowsky: Die römische Villa zu Nennig 1868. S. 20 ff.

sem wohl auch die Amazonenfriese übertragen. Wenigstens war der-
nige, welcher sie gemalt, offenbar dieser Aufgabe nicht würdig. Denn
se Darstellungen sind bar jeder Composition, sie sind steif und ohne
ben. Vergleichen wir sie auch nur mit der der Technick nach nächst-
rwandten Amazonendarstellung, mit dem Amazonenfriese im Hause
s tragischen Dichters in Pompei (Helbig, Wandgemälde No. 1250),
sehen wir dort eine reiche Mannigfaltigkeit in Stellungen und Grup-
rungen, ein wirkliches Toben des Kampfes, hier nur ein Gegenüber-
hen der streitenden Parteien. Diese Steifheit, die ihren Grund hat in dem
vermögen unseres Decorationsmalers, einen Körper in starker Be-
gung darzustellen, zeigt sich am deutlichsten an der einzigen Ama-
ne, welcher eine etwas kühnere Bewegung gegeben ist, an der sich
nwendenden auf Taf. III und IV. Der Körper dieser Figur ist voll-
mmen verkrüppelt und den Schild trägt sie am rechten Arm, die
nze in der Linken.

Dagegen muss im Hinblick auf die Ornamente die Gewand-
it der Decorateurs, mit wenig Mitteln einen vollen Eindruck zu er-
ichen und die Sauberkeit der Ausführung anerkannt werden.

Der Auftrag der Farben auf den Wandbewurf ist ganz der
Pompei gebräuchliche und darum unzweifelhaft a fresco ausge-
hrt.

Der Bewurf besteht in der obersten 0,002 M. hohen Schicht,
f welcher die Farbe aufgetragen ist, aus feinstem Kalkmörtel und
lkspatkörnchen, darauf folgt eine 0,007 M. breite Schicht weissen
ndmörtels und zwei Schichten gröberen Mörtels, eine jede von einer
eite von 0,02 M. Der Bewurf entspricht demnach, wie alle rheinischen
escoarbeiten, an Güte nicht den Forderungen des Vitruv und Plinius
onner bei Helbig S. XXXIX), zeichnet sich aber immerhin unter den
ir bekannten einheimischen Frescobruchstücken aus. Vielleicht ge-
gt es später, wenn eine reichhaltigere Sammlung des Materials vor-
gt, gestützt auf die Technik des Bewurfes die Zeit der Entstehung
eser Wand annähernd zu bestimmen.

Die Composition der bonner Wand unterscheidet sich in einem
nkte wesentlich von sämmtlichen pompejanischen Wänden. Unsere
and ist zweitheilig, sie zerfällt in einen Sockel und eine breite Wand-
che, welche mit einem Friese abschliesst. Dagegen sind die pom-
janischen Wände dreitheilig, sie bestehen aus einem Sockel, einer
ittelwand und einer dem Sockel an Höhe etwa gleichen Oberwand.
e Oberwand ist in heller Farbe gehalten und durch ein gemaltes

oder in Stuck ausgeführtes Gesims von der Mittelwand abgetrennt. Dass die bonner Wand auf keinen Fall in dieser Weise componirt war, hoffe ich durch das oben über das Gesims Bemerkte bewiesen zu haben. Leider lässt sich nicht beurtheilen, ob hierin ein allgemeiner Unterschied italienischer und germanischer Wandmalerei liegt. Denn bei den beiden einzigen rheinischen Wänden, deren Composition wir ausserdem wenigstens im Allgemeinen kennen, lässt sich gerade über den oberen Theil nichts aussagen.

Trotzdem werde ich im Folgenden diese Wände kurz beschreiben, da sie einige Aehnlichkeit mit unserer Decoration haben.

Die eine dieser Wände, von der auch nicht ein Bruchstück mehr erhalten ist, ist von Wilmowsky in den Jahresberichten der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, für 1865—1868 S. 56, besprochen worden. Sie befand sich an den Mauern eines an der Südallee in Trier gelegenen Gebäudes. Die Grundfläche auch dieser Wand war roth und durch schwarze ebenfalls 0,30 M. breite Pilaster in einzelne Felder getheilt. Unter den Feldern und Pilastern befand sich ein gemalter Sims, welcher die obere Wand vom Sockel abhob. Dieser Sims bestand aus einer vorstehenden Platte und aus einem darunter liegenden Wulst. Die Platte war wie Giallo antico, der Wulst wie grünlich weisser Marmor behandelt. Der Sockel war zweitheilig. Unmittelbar am Boden lief ein 0,25 M. hohes röthlich braunes Band; der darüber liegende Theil des Sockels war von schwarzer Farbe, nur unter den schwarzen Pilastern befanden sich 0,42 M. breite rothe Felder. Also wie bei der bonner Wand ist auch hier unter das Roth der oberen Wand im Sockel Schwarz, unter das Schwarz der oberen Wand im Sockel Roth gestellt. Die schwarzen Felder des Sockels waren mit grünen aloeartigen Pflanzen und grossen Wasservögeln, die rothen Felder mit gelben Vasen verziert[1]).

In unmittelbarer Nähe von dem Fundort dieser Wand wurden im August vorigen Jahres bei der vom hiesigen Provinzialmuseum vorgenommenen Freilegung eines grossen römischen Gebäudes in St. Barbara eine Anzahl von Wandbewurfsstücken aufgefunden, deren Zusammensetzung ergab, dass die Hauptfläche der Wand wiederum roth gemalt und durch schwarze Pilaster in Felder getrennt war. Auf den Pilastern

1) Auch in Mainz ist neuerdings im römischen Castrum ein schwarz gemalter Sockel mit Pflanzen und Vögeln aufgefunden worden, welcher im Museum daselbst aufbewahrt wird.

befindet sich ein Aufbau, welcher dem auf den Pilastern der bonner Wand sehr gleicht. Auch hier die Schirmdächer und von den Schirmdächern herabhängende Bänder. Aber der Stamm ist nach Art einer Pflanze stilisirt und in grüner Farbe mit graubraunen Schattenlinien gemalt.

Nicht ohne Grund habe ich bei der Besprechung der bonner Wand, so weit es möglich war, auch anderer einheimischer Frescomalereien Erwähnung gethan. Es galt der vielfach verbreiteten Meinung entgegen zu treten, als ob die Rheinlande von dieser Kunstgattung des Alterthums nichts aufzuweisen hätten. Natürlich können wir in unseren Gegenden, wo von den meisten römischen Gebäuden nur noch die Fundamente erhalten sind und die besser conservirten Bauten die langen Umwandlungen des Mittelalters und der Neuzeit zu erdulden gehabt, nicht erwarten, die Wände in guter Erhaltung aufzufinden, wir müssen uns mit Bruchstücken begnügen. Aber wenn man der Zusammensetzung derselben, womöglich gleich bei der Auffindung, die gehörige Sorgfalt widmet, werden wir in nicht allzu langer Zeit hoffentlich in den Stand gesetzt sein, den Verlauf der Decorationsmalerei auch in den Rheinlanden zu überblicken.

Trier im Januar 1878. Felix Hettner.

---

7. Ein Nachbild der Venus von Milo.

Hierzu Tafel II.

Voll freudiger Erwartung nahm ich den Marmor zur Hand, der auf Tafel II nach einer Photographie lithographisch wiedergegeben ist; enttäuscht habe ich ihn zur Seite gelegt.

Das Monument ist im Jahre 1874 bei Tieferlegung der Bodenfläche der Porta nigra auf dem alten Pflaster von Trier zum Vorschein gekommen. Herrn Reg.-Baurath Seiffarth, der uns dasselbe freundlichst zum Studium übermittelt hat, erstatten wir hiermit unseren Dank.

Der Marmor ist parisch. Seine Höhe beträgt 0,28; unsere Abbildung gibt ihn also in halber Grösse. Auf seiner Vorderfläche sieht man ihn mit einem braunen Ueberzuge bedeckt, hier dicker dort dünner, der sich fest mit dem Marmor verbunden hat. Es ist eisenschüssiger

Thon, in den zahlreiche Quarzkörner eingebettet sind[1]). Das Bild wird also bei seinem Sturze mit der Vorderseite auf eine so beschaffene Erdschicht zu liegen gekommen sein und durch lange Lagerung darin den Ueberzug erhalten haben.

Dargestellt ist in leidlicher Arbeit eine Frauengestalt, an der folgende Theile verloren gegangen sind: Kopf mit Hals; der linke Vorderarm mit dem grössten Theile des angrenzenden Oberarms; der rechte Vorderarm; die untere Hälfte der Unterbeine mit der Basis.

Thorax und Leib der Figur sind bis zu den Hüften hinab nackt; von dort abwärts aber ist der Körper in ein Gewand (Himation) gehüllt. Dasselbe ist ausgehend gedacht von der linken Flanke, sodann um die rechte Hüfte und den Rücken gezogen, so dass es über der linken Hüfte wieder zum Vorschein kommt, worauf das Ende über das linke Bein nach innen geschlagen ist und ruhig abfällt. An der rechten Seite, wo das Gewand keinen gleich festen Halt hat wie links, sehen wir es etwas abgeglitten und einen schwachen Wulst mit mehreren Parallelfalten bilden. Daher erscheint die Figur hier um ein geringes tiefer hinab entblösst als links, wo das Himation fast bis zur Höhe des Nabels hinaufreicht.

Das Gewicht des Körpers ruht auf dem rechten Beine. Das linke ist im Knie gebogen und vorgesetzt, zugleich so viel gehoben, dass wir schliessen müssen, es habe bloss mit der vorderen Fläche des Fusses den Boden berührt oder sei auf irgend einer Erhöhung der Basis, kurz nicht auf gleichem Boden mit dem rechten Beine aufgetreten.

Der Unterkörper ist dem Beschauer so ziemlich in seiner vollen Breite zugekehrt. Dagegen vollführt der Oberkörper eine Wendung nach links, folgend den Armen, die sich gleichfalls nach dieser Seite bewegen. Der linke Arm war nämlich gehoben und ging, wie sich aus dem erhaltenen Stumpf noch erkennen lässt, zunächst ungefähr in gleicher Höhe mit der Schulter seitwärts. An dieser Bewegung nehmen nicht allein der gesammte Thorax Theil, sondern, wie schon erwähnt, auch der rechte Arm, dessen erhaltenes Stück an den Busen angedrückt liegt und zwischen Brustkorb und Becken sich weiter quer nach der Seite bewegt haben muss. Auch das Haupt folgte dieser Gesammtrichtung des oberen Theils der Statuette, wie wir aus der Form des Bruches noch ersehen können, und zwar in solchem Grade, dass es dem Profil

---

1) Nach Prof. F. Sandberger's Angabe.

nahe gekommen sein muss, was sich im Verlaufe unserer Betrachtung auch noch anderweitig ergeben wird.

Unsere Figur entspricht also, wie in die Augen fällt, in allen wesentlichen Motiven einer vielgenannten und wohl bekannten Statue, der Venus von Milo. Dieses berühmte Bildwerk zeigt die gleiche Körperanlage d. h. die unteren Partien mehr gegen den Beschauer gerichtet, die oberen nach der linken Seite, zugleich mit derselben Bewegung beider Arme, von denen der linke sicherlich zunächst in Schulterhöhe seitwärts führte, der rechte zwischen Thorax und Becken quer den Körper durchschnitt. Dazu gesellt sich das gleiche Verhältniss von Nacktem und Draperie, ja selbst die gleiche Anordnung dieser letzteren, zuletzt jene charakteristische Stellung des linken Beins, die an beiden Werken sich wiederholt.

Da also alles Wesentliche, was bei Komposition eines Bildwerkes in Betracht kommt, dem Trierer Marmor mit dem von Melos gemeinsam ist, so müssen wir annehmen, unser eben publicirtes Bildwerk sei nicht unabhängig von jenem entstanden, sondern gehöre in die schon beträchtliche Reihe von besseren und geringeren Nachbildungen jenes im Alterthume wie in der Neuzeit hoch angesehenen Originals.

Keine der zahlreichen Wiederholungen stimmt bekanntlich in allen Einzelheiten mit der Statue im Louvre überein. Hier ist dieses, dort jenes Motiv verändert, hier dieser, dort jener Charakter in das Nackte oder in die Gewandung gebracht. Wir brauchen die Pariser Statue nicht als das Original zu betrachten, als künstlerische Leistung steht sie jedenfalls so hoch über den übrigen Wiederholungen, dass wir für jetzt wenigstens die Motive und den Kunstcharakter des Originals am richtigsten und treffendsten in ihr ausgeprägt anerkennen müssen.

Mit ihr nun darf das Trierer Werk als Kunstwerk kaum in Vergleich gesetzt werden. Niemand entgeht, wie wenig exakt die einzelnen Partien gezeichnet sind, wie der Künster weder ein tieferes Verständniss des Nackten noch der Gewandung besass, wie wenig er um genaue Verhältnisse bekümmert war. Die ganze Arbeit, eher eines besseren Steinmetzen als eines eigentlichen Künstlers würdig, ist eben nur auf eine gewisse Gesammtwirkung berechnet, will einen im allgemeinen richtigen und naturentsprechenden Eindruck machen, nicht mehr. Dies ist auch erreicht; für kritische Augen aber ist das Werk nicht geschaffen.

Wenn wir dennoch kurz die Verschiedenheiten anmerken, welche der Marmor gegenüber der als Original betrachteten Statue aufweist, so geschieht es, um Anhaltspunkte zu erlangen dafür, ob wir ihn uns

zu ergänzen haben im Sinne des Originals, oder ob gewisse Aenderungen auch eine veränderte Bedeutung und Handlung mit sich geführt haben. Im ersten Falle aber würde das Trierer Bildwerk trotz seines untergeordneten Kunstwerthes ungemeinen Werth erhalten, insofern ein nicht zum Körper gehöriger grösserer Marmorrest, der am linken Oberarm anliegt, vorausgesetzt dass seine Erklärung glückte, endlich Aufschluss geben würde über die noch immer in Dunkel gehüllte Handlung des Originals selbst. Dieser Gesichtspunkt war es, der mich beim Anblick des Trierer Marmors in freudige Erwartung versetzt hat.

Einigermassen variirt ist sowohl die Haltung des Oberkörpers als die Stellung der Beine. Die Aphrodite von Melos nämlich hat zwar ebenfalls mit ihrem Rumpfe eine Wendung nach links eingeschlagen, doch ist dieselbe weniger bedeutend als in der vorliegenden Imitation. Der rechte Arm der Melischen Statue berührt den Busen, doch sanft sich anlegend, ohne ihn wie hier zusammenzupressen. Auch ihr Kopf bleibt zwar nicht unberührt von der Hauptwendung, allein der Beschauer, welcher sich gerade vor dem Bildwerke aufgestellt hat, umfasst mit seinem Blicke immerhin einen beträchtlichen Theil der linken Gesichtshälfte. Anders unsere Replik, wo wir den sichern Beweis liefern können, dass der Kopf weit mehr dem Profil sich näherte.

Auf dem rechten Schulterblatt der Trierer Figur sind nämlich zwei Pflöckchen (puntelli) mit Bruchfläche zu gewahren, die in e i n e r Flucht von oben nach unten liegen. Sie sind durch einen geringen Zwischenraum von einander getrennt; das obere ist geräumiger — man erkennt es auch in unserer Abbildung auf der Höhe der rechten Schulter —, das untere geringer. Ohne Zweifel gehören sie zusammen, d. h. rühren von einer und derselben Sache her, die hier auflag. An dem kleineren puntello sass das E n d e dieser Sache auf, an dem grösseren ein bedeutenderes M i t t e l s t ü c k; die kurze Unterbrechung aber zwischen ihnen zeigt eine Entfernung der Sache an von dem Körper hinweg, so dass der Meissel unter ihr hingeführt werden konnte. Nach der Richtung zu schliessen musste der Gegenstand, von dem diese puntelli Ueberreste sind, von dem Haupte herabhängen oder sich herabziehen, wobei für die Betrachtung von vorne nur der Theil zwischen Haupt und Schulter sichtbar blieb. Fassen wir dazu die erwähnte Unterbrechung ins Auge, so ergibt sich nichts wahrscheinlicher, als dass vom Kopfe ein langer Haarschopf niederwallte, von dem eine Welle an der oberen breiteren Bruchfläche ansass, eine andere und zwar die letzte an der unteren. Auch die Statue von Melos

trägt einen in Wellen abfliessenden Schopf, jedoch reicht er weniger tief hinab. Da nun die Bruchflächen dieses Schopfes an der Trierer Statuette sehr weit aussen auf dem Schulterblatte sitzen und mit der Richtung derselben jedenfalls die Mitte des Hinterkopfes bezeichnet ist, so muss das Haupt der Figur nothwendig stark ins Profil gerückt gewesen sein, stärker als an der als Original angesehenen Statue und vielleicht selbst an der aus Capua stammenden Replik[1]).

Mit ihrer Wendung nach links verbindet die Statue von Melos eine Hebung der linken und eine Senkung der rechten Rumpfseite oder eine schiefe Haltung des Rumpfes, die nothwendige Folge ihrer Armbewegung, so lange vorausgesetzt wird, dass der linke Arm ziemlich hoch gegriffen hat. In dem daraus entstehenden rhythmischen Gegensatze der Rumpfpartie zu den Bauchtheilen beruht ein Hauptverdienst des erfindenden Künstlers. Diese Schönheit fehlt, wie sich wohl denken lässt, in dem Trierer Marmor gänzlich; ist sie ja selbst in den meisten übrigen Wiederholungen grösseren Formats und künstlerischeren Werthes kaum angedeutet und sogar in der Replik von Capua nicht kräftig genug betont. Hier aber sind die Schultern nicht einmal richtig gezeichnet, geschweige denn rhythmische Antithesen zur Schau gestellt.

Auch der Unterkörper zeigt innerhalb der schematischen Uebereinstimmung namhafte Verschiedenheiten, besonders das linke Bein. An der Melischen Statue biegt sich der gehobene Oberschenkel sanft nach innen, um vom Knie ab schräg nach aussen zu gehen. Welch' eine Festigkeit, welch' eine gesicherte Ruhe verleiht dies der Figur, die damit ein treffliches Gegengewicht gegen die dramatische Wendung zur Seite und die Schiefstellung des Thorax erhält! Diesen wirksamen Kontrast von Ober- und Unterschenkel kennt das Trierer Bildwerk nicht der Unterschenkel scheint sogar, wie wir nach der Wade schliessen müssen, vom Knie leicht einwärts sich erstreckt zu haben. Das linke Bein muss also näher dem rechten auf dem Boden geruht haben als in der Pariser Statue, und es leuchtet ein, dass dieser Mangel an verständiger Anordnung eine gewisse Unsicherheit, Unruhe in der Stellung der Figur zur Folge hate. Denselben Fehler sehen wir übrigens auch an bedeutenderen Repliken wiederkehren, wenn auch weniger derb und verletzend, so z. B. an der Replik Torlonia (s. Valentin, Die hohe

---

1) Dass der Haarschopf im Verhältniss zur Figur etwas lang erscheint, darf uns bei der geringen Aufmerksamkeit, welche der Bildhauer für richtige Verhältnisse bekundet, nicht Wunder nehmen.

Frau von Milo, Taf. IV, 10), an der Kopie aus Capua, die, wie sie das ganze Werk überzuckert wiedergibt, so auch die Position schwächlicher und weniger entschieden gehalten hat. Frische der Auffassung, Energie der Konture ist eben unter allen Repliken nur der Melischen eigenthümlich, die wenn sie nicht das Original ist, so doch zeitlich demselben am nächsten stehen muss[1]).

In der Draperie finden wir eigentlich nur den Grundgedanken wiedergegeben. Schief sich hinziehende Falten folgen dem Wurfe des Gewandes, und da das auf- und vorgesetzte Bein das eng um den Körper geschlungene Himation nur noch mehr spannt, so ziehen sich die Falten an den hohl liegenden Theilen straff und umschreiben, wo unmittelbar darunter Körper liegt, denselben knapp. Wie jede Draperie, so zeigt auch diese so einfache der Melischen Statue einige mehr müssige, spielende Faltenpartien, Partien nur zum künstlerischen Behagen, nur zur ästhetischen Befriedigung an und in die nothwendigen Draperiezüge eingelegt oder eingewebt. Jene sind selbstverständlich in dem Trierer Bildwerk ausserordentlich verkürzt worden. Der Ueberfall des einen Himationendes über das linke Bein ist äusserst schmal gehalten und mit einer einzigen groben Faltenfurche bedacht. Mehrere plumpe Parallelfalten gliedern den Himationabfall am rechten Schenkel, der an der Melischen Statue so überaus originell in gross und scharf gehaltenen Brüchen angelegt ist, auf die primitivste Weise.

Alle diese Varianten berechtigen uns übrigens nicht, daraus ohne weiteres auf eine andere Bedeutung und eine andere Handlung der Trierer Figur zu schliessen, als für die Melische vorausgesetzt und vermuthet wird. Alles Wesentliche des Vorbildes ist geboten, also müssen wir, so lange nicht das Gegentheil erwiesen ist, daran festhalten, das Abbild habe die gleiche göttliche Person und zwar in der gleichen Handlung begriffen dargestellt wie das Vorbild. Es überkommt mich ohnedies manchmal ein Grauen, wenn ich sogar die Melische Statue und jene von Capua wegen einiger kaum das Wesen der Erfindung, sondern nur den Charakter des Kunstwerks berührender Differenzen so getrennt behandelt finde, als ob sie nie das gleiche Original gehabt hätten, wenn ich für die

1) So bedeutend ist die Variante jedoch nicht, dass das linke Bein über das rechte hinübergegriffen und dann auf der Spitze des Fusses geruht hätte, womit eine wesentliche Veränderung des Originalschemas constatirt und eine fremde Position (vgl. Clarac Mus. d. sc. 296, 1670—1671. 295, 1016. 300, 1859. 546, 1151 B. 600, 1518 u. ä.) an Stelle der ursprünglichen gesetzt wäre. Dazu steht das linke Bein doch zu weit entfernt von dem Aussenkontur des rechten

eine (die Capuanische) eine Restauration (mit dem Schilde) als höchst wahrscheinlich, für die andere aber als unmöglich bezeichnet lese; als ob eine Hebung oder Senkung des Kopfs, eine Wendung mehr nach links oder rechts von einem kundigen Künstler nicht durch entsprechend verschiedene Anordnung der Arme oder des gehaltenen Gegenstandes hätte ausgeglichen werden können! Auch der Umstand, dass unser Werk an der linken Schulter die Reste eines nicht zum Körper gehörigen Gegenstandes zeigt, trennt es noch nicht von seinem Vorbilde. Dort konnte ja dieser fragliche Gegenstand separat in Marmor gearbeitet oder in Bronze hinzugefügt gewesen sein, wie dies z. B. bestimmt für den Schild vorauszusetzen wäre.

Doch beschreiben wir nun jenes Fragment! An der inneren Seitenfläche des erhobenen linken Arms, der bis auf eine Länge von 0,6 freilich verstümmelt erhalten ist, und dem linken Busen liegt ein aus demselben Stück gearbeiteter fremder Körper an, dessen Oberfläche in der Hauptsache Bruchfläche ist. Die ehemalige Oberfläche des fraglichen Gegenstandes haben wir also nicht mehr vor uns, sie ist durch einen Bruch verloren gegangen. Der Gegenstand folgt scharf anliegend dem Umriss des menschlichen Körpers und beschreibt gegen die Figur hin eine Kurve. Nach der andern Seite lässt sich seine Form wegen zu starker Verstümmelung oben nicht mehr ermessen, wohl aber hat sie sich unten, da wo der gehobene Arm mit der Brust einen Winkel bildet, wenn auch nur auf eine kurze Strecke, so doch unversehrt erhalten. Wir unterscheiden einen schmalen Streif der Seitenfläche von glatter, unversehrter Bearbeitung, wie sowohl durch das Vergrösserungsglas als mit dem Finger zu constatiren ist. Weiter nach oben, schon am Arme, zeigt sich diese Seitenfläche umgebogen, so dass sie sich mehr nach der Seite entwickelt und zwischen ihr und der dem Beschauer entgegengekehrten oberen Bruchfläche deutlich ein trennender Grat oder scharfer Rücken sich bildet. Dieser charakteristische Gang des fraglichen Gegenstandes in Verbindung mit der Kurvenbewegung seines inneren Umrisses gibt uns völlige Sicherheit zu entscheiden, was dargestellt war. Doch zuvor wollen wir an der Hand der bis jetzt gewonnenen Anzeichen noch einige negative Entscheidungen treffen. Unser Resultat wird dadurch nur um so zweifelloser dastehen.

Erst jetzt nämlich können wir behaupten, dass unsere Figur eine andere Handlung vornehme als man ihrem Vorbilde zumuthet, oder mit anderen Worten, dass keiner der für die Venus von Milo und ihre Nachbilder gemachten Restaurationsvorschläge auf sie passt. Oder

kann der beschriebene Rest Bestandtheil eines Schildes gewesen sein? Das Weib musste den Schild mit der konvexen Seite sich zugekehrt halten. Wie sollten da auch nur annähernd ähnliche Kurvaturen sich ergeben, ja wie hätte überhaupt, da der Schild von der vorgestreckten Linken am oberen Rande gefasst werden musste, derselbe bis zu dieser Stelle sich erstrecken sollen? — Oder kann eine zweite Figur neben dem Weibe gestanden haben? Nach den Wiederholungen aus römischer Zeit, in denen mit dem Weibe eine Marsgestalt verbunden ist, könnte der Rest nur zur Schulter der männlichen Figur gehört haben, entweder direkt oder indirekt. Allein die greifbaren Konture des Fragmentes läugnen durchaus die Möglichkeit, dass dasselbe irgendwelcher Partie eines menschlichen Körpers zugehört haben könne. Und es lässt sich auch nichts denken, was irgendwie zu dem männlichen Körper hätte hinzugehören und annähernd gleiche Form haben können. — Oder könnte ein Draperiestück gemeint sein? Unmöglich; denn wie sollte es so schmal und dick sich zusammenschieben, wie so eng an Arm und Busen sich anlegen, wie Kurven beschreiben denen unseres Fragmentes gleich?

Wir sind also auf neue Wege angewiesen, und diese zeigt uns das Fragment erkennbar genug. Fragen wir zunächst noch: Lässt sich der Stoff, die Materie bestimmen oder vermuthen, woraus der Gegenstand? Derselbe liegt allenthalben so eng an den Körper angeschmiegt, dass er unmöglich von hartem, starrem Stoffe, z. B. Holz, Metall gewesen sein kann, selbst angenommen, was an und für sich ganz unwahrscheinlich, dass der Gegenstand angedrückt worden sei. Der Stoff muss veränderlich, oder für Druck empfänglich gewesen sein, wie jene durch den Busen veranlasste Biegung unzweifelhaft darthut. Zugleich aber muss der Gegenstand eine gewisse Massigkeit besessen haben. Sonst könnte er nämlich bei jener Umbiegung der Seitenfläche sich nicht so hohl halten, wie er thut, sondern müsste schärfer und leichter umgebrochen sein; ein Stück dicken Leders, nicht ein leichtes Band könnte solche Biegungen beschreiben. Wir haben also einen biegsamen und doch widerstandsfähigen Körper vor uns, von dem zwei Windungen zu sehen sind.

Unsere Wahrnehmungen sind damit noch nicht zu Ende. Auch die ehemalige Beschaffenheit der dem Beschauer zugekehrten Oberfläche lässt sich genauer bestimmen. Das abgesprungene Stück war nicht überall gleich tief. Gegen den Körper hin war es weniger erhaben als nach aussen. Das ergibt sich durch eine Betrachtung der

Körperstellen, wo das Stück anliegt. Oben sehen wir nämlich den Kontur anheben in einer sanft geschwungenen Linie; an der Mammelle aber muss dasselbe der Fall gewesen sein, weil sie bis dicht an die Bruchfläche hinan glatt und unbehindert gearbeitet ist. Führen wir im Geiste diesen von innen ansteigenden Kontur sanft gebogen bis zu jenem Grat zwischen den beiden Flächen und beachten wir, dass die Seitenfläche unten, so weit sie erhalten ist, ebenfalls eine geschwungene Begrenzung muthmassen lässt, so erhalten wir einen wurstartigen Gegenstand, aber dennoch von scharf sich begrenzenden Seitenflächen, der eng am Körper anliegend zwei Windungen beschreibt und einmal eine andere Fläche vorkehrt. Das aber darf mit völliger Gewissheit für nichts anderes betrachtet werden als den Rest einer Schlange. Bei ihr erklärt sich das Anschmiegen an den Körper sofort von selbst. Vgl. die Schlangenwindungen bei Clarac Mus. d. sc. 545, 1145. 547, 1152. 549, 1159. 552, 1172 C. 552, 1172. 555, 1176. 556, 1174. 557, 1185.

Die Schlange setzte sich ursprünglich noch weiter nach unten fort; eine genaue Untersuchung der unteren Fläche des Fragments kann keinen Zweifel darüber lassen. Jedoch muss dieselbe von dort ab sich wieder nach aussen gewandt haben, da gleich unterhalb der Bruchfläche das Nackte des Körpers ungehindert zur Ausarbeitung kommen konnte. Die Schlange wird sich demnach bis zu der Stelle, wo sie die rechte Hand der Figur erreichte, fortgesetzt haben.

Sehr beengt war die Hand des Bildhauers in dem Winkel zwischen der äusseren Fläche der Schlange und dem Arme, beengt bis zu dem Grade, dass dieser Winkel nur in der rohesten Weise ausgehöhlt worden ist. Verursacht konnte dies nur sein durch eine Stütze, an und auf welcher der linke Arm aufgelegen sein muss. Unten am Arme gewahren wir nämlich noch ein Stück Marmor, das kein Theil des Armes gewesen sein kann, wie die Form sowohl als die Richtung besagt. Wir werden aber auch kaum irregehen, wenn wir mit dieser Stütze einen grösseren Marmoraussprung (0,4 hoch, 0,5 breit) an der Hinterseite des linken Beins ungefähr in Kniehöhe in Verbindung bringen. Der Aussprung befindet sich in der Richtung jenes Ansatzes unter dem Arm, so dass anzunehmen ist, dass eine hohe Stütze zur Linken des Körpers gewiss mit der rechten Hand in Verbindung stand und wahrscheinlich auch den erhobenen Vorderarm überragte. Wenigstens scheint darauf die eigenthümliche Behandlung des Armes auf der Rückseite zu deuten, so dass also auch der gegen die Schulter zurückgebeugte linke Vorderarm an ihr geruht hätte. So erklärt es sich wohl, dass

mit der Stütze sowohl der anliegende rechte Arm, so weit er frei gearbeitet war, als auch der grösste Theil der Schlange und des linken Armes wegbrach.

Für die Richtung des linken Vorderarms haben wir als Anhaltspunkt nur die Schlange oder ihre Windungen. Dieselbe muss von der Hand gefasst gewesen sein, da sonst keine weitere Spur von dem Thiere mehr zu finden ist, und demnach wäre wie am natürlichsten so am wahrscheinlichsten, dass der linke Vorderarm sich nach oben gegen das Haupt einwärts bog, wobei die Schlange sehr wohl an der Stelle sich hinabwinden musste, wo wir das Fragment von ihr vorfinden.

Die Situation oder Handlung der Trierer Figur ist nunmehr allseitig genug aufgeklärt und damit auch ihre Bedeutung. Dargestellt ist Hygieia, die in der erhobenen Linken ihr heiliges Thier gefasst hält, das sich ihr an der Brust hinabwindet, um aus der Schale getränkt zu werden, welche die Rechte der Göttin entgegenbietet.

Ist aber dieses Resultat etwa auch massgebend für die übrigen Repliken dieses Typus oder gar für die Statue von Melos selbst? Wir müssen diese Frage um so mehr kurz berühren, als an der ursprünglichen Bedeutung des Originals noch immer gezweifelt oder gerüttelt werden kann, als die Verwendung der Originalmotive zur Schöpfung einer Nike schon früher irregeleitet hat, um so mehr schliesslich als sich die Komposition auf den ersten Blick wohl zur Handlung der Hygieia zu eignen scheint.

Genau betrachtet jedoch hält das Bildwerk nicht Stich. Man sieht den Grund nicht ein, wesshalb Hygieia die Schlange mit dem Arme erhebt, wenn sie dieselbe unten aus der Schale tränken will. Ebenso wenig lag irgend eine Veranlassung vor, die Figur zur Vornahme dieses Akts nach der Seite sich drehen zu lassen. Was soll der menschliche Körper der leicht hierhin, leicht dorthin sich windenden Schlange zu Liebe eine so bedeutende Wendung vollführen? Diese Gesichtspunkte allein schon haben Bedeutung genug zu erhärten, dass die Statue nicht für die dargestellte Handlung erfunden, sondern nur für dieselbe benutzt worden ist, weil ihre Motive im allgemeinen entsprachen, weil eine solche Umwandlung vom technischen Standpunkte aus möglich schien. Um die höheren Anforderungen an eine Komposition aber war derjenige, der zum ersten Mal diese Variante schuf, weniger bekümmert oder überhaupt mit ihnen unbekannt.

Die vollständige Nacktheit des Okerkörpers vollends bis zur Scham

urchaus unpassend für eine Hygieia. Diese Göttin kann ja
: als Personifikation der blühenden Körpergesundheit (μετὰ
ιαιρ' Ὑγίεια, τέθαλε πάντα καὶ λάμπει Χαρίτων ἔαρ Ariphron
. 15, 702) ihren jugendfrischen Körper zeigen. Allein die grie-
unst hat in der Entblössung schon angesichts dessen, dass die
s Mädchen galt, immer Mass gehalten. In ihren bedeuten-
dwerken sehen wir sie daher mit dem Chiton angethan oder mit
nd Himation und höchstens einen Busen entblösst (O. Müller
Arch. d. K. §. 394, 3. Clarac Mus. d. sc. pl. 552—558 A.
Inst. 1873 tav. d'agg. A p. 4 sgg. (A. Flasch)). Hygieia
Hellenen stets ein züchtiges jugendliches Wesen, und mit
nschauung stimmt eine so derbe Entblössung wenig überein.
bart vielmehr die grobe Anschauung der römischen Epoche
n Bildhauer, dem es nicht um innere Charakteristik, sondern
Charakteristik mit Hülfe von Attributen zu thun war. Kurz
Verhältniss von Nacktem und Draperie zeigt, dass die Figur
lich für ein anderes Wesen geschaffen war, als wofür sie der
benützt hat.

die Bedeutung des Originals hier weiter einzugehen, scheint
: Veranlassung gegeben. Für die verschiedenen untergeord-
pliken aber ist nach Auffindung dieser Variante geboten
lli, Aphrodite p. 172—177), nun auch diesen neuen Gesichts-
hufs Feststellung ihrer Bedeutung im Auge zu behalten. Diess
:hr, weil schon ein anderes Bildwerk, welches seinen Zusammen-
der Melischen Statue nicht verleugnen kann, dieselbe Variante
gleich aber den eben gerügten Fehler allzugrosser Nacktheit
Es ist dies die Durand'sche Terracotta: Clarac, Mus. d.
1175. Die Kompositionsmotive der Terracotta sind die be-
Das linke Bein ist auf eine Erhöhung gesetzt; zur Seite steht ein
wie er sich öfter in den Repliken findet und wie er (wenigstens
e Stütze) auch neben der Trierer Figur vorausgesetzt wurde;
örper ist nach links gewandt mit erhobener Linken und nach
Seite folgender Rechten; das Haupt hat die gleiche Wendung
t einer Stephane bekrönt; die Linke hält die Schlange fest, die
e Schale, aus der dieselbe getränkt wird, also genau die An-
zu welcher wir das Trierer Bild nach den Fragmenten er-
ussten.

was ich oben tadelnd hervorgehoben habe, nämlich dass die
ndlung zu demonstrativ wirke, dass man, um eine Schlange

zu tränken, nicht den ganzen Körper verdrehen dürfe, tritt in der Terracotta ordentlich grell und verletzend zu Tage, für mich wenigstens.

Das Himation der Durand'schen Figur lässt seinen Ursprung noch erkennen, aber auch kaum mehr; es ist zum sinnlosen Dekorationsstück geworden. Dagegen ist der Bildner der Terracotta einer besseren Tradition gefolgt, indem er nicht die Nacktheit des Originals übernahm, sondern seiner Figur jenen Hülfschiton, wenn ich ihn so nennen darf, anzog, den wir von den Replikatoren gebraucht sehen, so oft es galt den Typus für eine Darstellung zu verwenden, in der so umfangreiche Nacktheit nicht am Platze war, so z. B. bei Umbildung zu einer Nike, bei Gruppirungen mit Ares, wo zwar Aphrodite dargestellt sein sollte, aber unter dem Porträt einer ehrbaren römischen Matrone, für die eine so ostensive Nacktheit weniger passend erschien (Clarac Mus. d. sc. 634, 1428: Gruppe im Kapitol, Porträts; 326, 1431: Gruppe im Louvre, ebenfalls Porträts). So hat der Bildner der Terracotta der Umbildung, die er erstrebte, oder dem Wesen der Hygieia mehr Rechnung getragen, der Bildhauer der Trierer Replik aber dem Aussehen des Vorbildes.

Nach dem Stilgefühl oder richtiger nach dem Mangel an Stilgefühl, welcher durch die Statuette geht, nach der oberflächlichen Darlegung des Nackten und der schematischen Faltenbehandlung zu urtheilen gehört das Werk gewiss nicht vor die Zeiten des Septimius Severus, am wahrscheinlichsten in die Zeit von 200—250 n. Chr. Ich mache schliesslich darauf aufmerksam, dass schon eine andere Replik desselben Originals aus Trier stammt (Jahrbücher d. V. XIII, T. 2).

Wenn wir uns auch getäuscht sahen in der Hoffnung, neue Gesichtspunkte für die Statue von Melos aus dem Trierer Marmor zu gewinnen, seine eingehende Betrachtung war uns lohnend genug in Hinsicht auf die Rolle, die das Original in den Werkstätten der römischen Reproducenten gespielt hat.

A. Flasch.

zweier altchristlicher Grabschriften in der Stiftskirche zu Aachen,

.n Beitrag zur Geschichte des h. Spes, Bischofs von Spoleto († c. 400).

Hierzu Taf. VII, Fig. 1.

mich im Winter des Jahres 1873/74 mit der kritisch-hi-
tersuchung über die Echtheit und Herkunft der Aachener
beschäftigte, musste es mein erstes Bestreben sein, die
·össe und Beschaffenheit derselben genau festzustellen, um
inschlägigen Forschungen die nöthige Grundlage zu ge-
diesem Zwecke wurde auf mein Gesuch im Schoosse des
eine Commission gebildet, bestehend aus den Herren Dr.
Spee, Dr. Bock und mir, welche sämmtliche Gefässe,
Beutel, worin die Heiligthümer verschlossen aufbewahrt
n und über den Befund der Reliquien ein genaues Proto-
in sollte. Auf diesen Untersuchungen, welche vier Wochen
grosser Sorgfalt vorgenommen wurden, beruhen die in
chrift[1]) zur Heiligthumsfahrt des Jahres 1874 mitgetheil-
iber die Reliquien selbst, sowie über alle Funde, welche
legenheit in den Reliquiarien gemacht wurden.
enig war die Commission erstaunt, in der mit kostbaren
n bekleideten Reliquienlade des h. Spes einen Zettel zu
er unzweifelhaft constatirte, dass diese Lade über 400
nehr war geöffnet worden; denn auf demselben waren die
anonici des Krönungsstifts verzeichnet, welche den Inhalt
al im Jahre 1454 einer näheren Untersuchung unterworfen
ı übrigens seit dieser langen Zeit eine Eröffnung des
ht mehr stattgefunden hat, ist nicht auffällig. Seltene Er-
Reliquienschreine war Brauch der alten Zeit. Im Jahre
nan in Trier den in dortiger Domkirche aufbewahrten
solange nicht mehr gesehen, dass seine Existenz daselbst
eifelt wurde und erst Kaiser Maximilian diese durch eine
tersuchung constatiren liess[2]); im 10. Jahrhundert wusste

[1] ichtliche Mittheilungen über die Heiligthümer der Stiftskirche zu
ınd Neuss bei L. Schwann.

[2] erzeichniss der bei dieser Gelegenheit in der Domkirche aufge-
uien, das nach Art eines Protokolls vom Kaiser und vielen Reichs-

man in Chartres nicht mehr, ob die dortige Domkirche den Schleier der Gottesmutter und das Unterkleid derselben, oder bloss eine dieser Reliquien besitze; man machte nämlich aus der Umhüllung des Schleiers eine zweite Reliquie und nannte[1]) sie tunica oder supparum B. M. V. Auch in Aachen ist man von dem alten Gebrauch der seltenen Eröffnung der Reliquiarien nur dann abgegangen, wenn die höchsten Würdenträger der Kirche und des Staates es verlangten, und so erklärt sich auch die Thatsache, dass die Elfenbeinlade des h. Spes seit 400 Jahren nicht mehr war geöffnet worden.

Bei der Aufschliessung derselben durch den Goldschmied Herrn Witte traten zuerst drei Gewänder zum Vorschein, die durch ihre alten Musterungen und durch ihre characteristische Webeart die Aufmerksamkeit der Commission fesselten. Das erste Gewand gehörte unzweifelhaft dem XII. Jahrhundert an, da die Musterungen in sehr bekannten Laubformen, wie sie der sizilianischen Weberei eigenthümlich sind, auftreten[2]). Das zweite Gewand war ein weisser Seidenstoff, welcher an den Rändern mit breiten bunten Längenstreifen versehen war; die Bänder waren von abwechselnder Breite und verschiedener Musterung und aus rothen und grünen Seidenfäden gebildet, in deren Mitte schmale und breite Goldfäden mit einander abwechselten. Auf diesem äusserst delicaten Seidenzeug[3]) war eine Pergamentschrift aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts oder aus dem Anfange des XIII. herstammend aufgenäht, also lautend: Reliquie sci Spei Episcopi. Der Stoff selbst, der an einigen Stellen rissig geworden, liess sich als

fürsten unterzeichnet ist, fand ich in einer Handschrift des Klosters zur h. Dreifaltigkeit in Wiener-Neustadt XII. D. 21; letztere gehörte ehedem dem Kloster B. M. V. in Bardesholm, Diözese Bremen.

1) Mélanges d'Archeologie von Cahier et Martin I, p. 57, 62; Gallia christiana lib. VII, p. 1108, Kessel, Aachener Heiligthümer S. 188.

2) Dieses Gewand kann als äusseres Umhüllungstuch betrachtet werden. Es hat eine Länge von 45" rhein. und eine Breite von 27" rhein. Die Dessins sind gebildet aus Weinlaub mit Kronen über sitzenden Thierunholden, die in Goldfäden einbrochirt sind. Der Stoff selbst besteht aus gelbrother Seide mit dunkelrothem Muster; eine Borde von grünem Sammet an einer Langseite ist Zusatz späterer Zeit.

3) Dasselbe hatte eine Breite von 28" rhein. und eine Länge von 43" rhein. Nach der Ansicht des Herrn Dr. Bock ist dieser Stoff zu den pallia holoserica trifata mit eingewirkten, rothen, grünen und goldenen Streifen von derselben Textur und Dessinirung zu zählen, wie solche die tibialia der Bischöfe im 12. und 13. Jahrhundert zeigen.

eine ad hoc neugewirkte Umhüllung erkennen. In diesem zweiten Tuche eingewickelt befand sich das dritte, bestehend aus einem hochrothen Seidentaffet, wie er als Futterzeug in kostbaren liturgischen Gewändern des XIV. und XV. Jahrhunderts häufig vorkommt. Die ganze Anlage dieser dritten Umhüllung mit einer zusammengezogenen Borde und einem kupfernen Krampen am Obertheil sowie einem umbordeten Einschnitt zum Durchlass der rechten Hand gibt deutlich zu erkennen, dass dieses Gewandstück als Bekleidung einer Madonna-Statuette im XV. Jahrhundert gebraucht worden ist.

In dieser letzten Umhüllung befanden sich die Gebeine[1]) des h. Bischofs Spes und beiliegend eine wohlerhaltene, aus frühkarolingischer Zeit stammende Pergamenttafel mit zwei altchristlichen Inschriften, deren nähere Erläuterung den Gegenstand dieser Abhandlung bildet.

I. Die Inschrifttafel. Die in Rede stehenden altchristlichen Inschriften sind nicht bloss an sich, sondern auch in Beziehung auf die Frage ihrer Herkunft von grosser Bedeutung. Wenn Inschriften schon im Allgemeinen, wie Mommsen sagt, von grosser Wichtigkeit sind, indem sie für die Kenntniss des Alterthums einen ähnlichen Gewinn abwerfen, wie für die Kenntniss eines aus Büchern bekannten Landes das Reisen in demselben erzeugt[2]), so sind Inschriften wie die vorliegenden von doppeltem Nutzen, weil sie nicht bloss über einen bisher weniger bekannten Gegenstand Licht verbreiten, sondern auch zur Aufhellung anderer wichtiger Fragen sichere Wege zeigen. Bisher war der h. Spes seinem Amte nach in Deutschland so gut wie unbekannt und selbst sein Name wurde in Aachen unrichtig genannt; man nannte ihn Speus, und unter diesem Namen kommt er auch schon in den Annalen des Lambertus von Aschaffenburg vor[3]); in manchen Martyrologien und hagiologischen Werken wurde er bald als Bekenner, bald als Martyrer bezeichnet. Unsere Inschrift nennt ihn Bischof, nicht Martyrer. Aus dem Todestag desselben und aus anderen Notizen ergibt sich, dass derselbe mit dem h. Bischof Spes von Spoleto, der c.

1) Ausser der Pergamenttafel lagen noch zwei Pergamentzettel bei den Gebeinen. Der eine lautete: Corpus sci Episcopi Spei; der andere: Pulveres reliquiarum sci Spei Episcopi. Diese Inschriftzettel sind nach Stil und Alter verschieden, doch reicht keiner über das XIII. Jahrhundert zurück.

2) Th. Mommsen, Verhandlungen der k. sächsischen Gesesellschaft der Wissenschaften 1852, III, 4, S. 253.

3) Lamberti annales ad a. 1072 in Pertz monum. G. script. tom. V. p. 190.

400 gestorben ist[1]), ein und dieselbe Person ist, und so haben wir einen neuen Beleg für die Wahrheit des Angilbert'schen Zeugnisses[2]), »dass Karl der Grosse für den kaiserlichen Palast zu Aachen eine grosse Anzahl von Heiligthümern gesammelt habe, und zwar nicht bloss zu Rom, Constantinopel und Jerusalem sondern überhaupt aus den verschiedenen Theilen der ganzen Christenheit, namentlich aus Italien, Deutschland, Burgund und den gallischen Provinzen«. Jeder Beitrag aber zur Geschichte dieses grossen Kaisers, der als Baumeister eines Weltreiches, als Gesetzgeber vieler Nationen und als leuchtendes Meteor in der Nacht der Zeiten wie kein zweiter Gewalthaber der Erde glänzt, muss um so freudiger begrüsst werden, je mehr seine Heldengestalt schon im zweiten Jahrhundert nach seinem Tode in das Zwielicht der Sage gezogen[3]) und daher für unsere Zeit Manches dunkel geworden ist, was ehedem in halb Europa bekannt war.

Die beiden Inschriften auf der gedachten Pergamenttafel, sind auf Taf. VII, Fig. 1 facsimilirt.

Es musste auffällig erscheinen, bei den Gebeinen des h. Bischofs Spes eine Sepulcralinschrift von einem verstorbenen Kinde zu finden; daher hatte Herr Dr. med. M. H. Debey dahier auf Ersuchen der Commission die Gefälligkeit, dieselben einer osteologischen Untersuchung zu unterziehen, um sicher zu ermitteln, ob sich etwa unter denselben auch Kindesgebeine befänden. Es stellte sich aber nach sorgfältiger Prüfung bis zur Evidenz heraus, dass alle Gebeine, 57 an Zahl, wie sie vorliegen, von einem erwachsenen Manne, und zwar nur von einem, herrühren. Ihr Zustand war zwar zum Theil trümmerhaft und meistens frei von organischen Resten, aber die einzelnen Gebeine liessen sich alle noch wohl erkennen und in ihrer Zusammengehörigkeit constatiren. Alle zeigten eine ziemlich dunkelbraune Färbung mit Ausnahme zweier Bruchstücke des rechten Oberschenkels, bei welchen durch starke Zertrümmerung die Oberfläche des Knochens fast ganz zerstört war und eine weisse Farbe der unterliegenden Knochensubstanz vorherrschte. Das Haupt des Heiligen fehlte.

Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die jetzt in der Elfenbeinlade des h. Spes aufbewahrten Reliquien von keinem an-

---

1) Wir werden dies später aus italienischen Quellen darthun.

2) Mabillon. Act. Sanct. Ord. s. Benedicti ed. Venet. V. p. 108.

3) Chronik des Mönchs Benedict im Kloster St. Andreas am Berge Soracta, und Pertz, Archiv V, 148 f.

ren Heiligen herrühren als vom h. Spes selbst. Wo aber die Gebeine s Kindes, das vielleicht ein Martyrer gewesen, hingekommen oder geieben sind, ist unbekannt[1]).

II. Deutung und Erklärung der Kindes-Inschrift. Wir sen: Accipite, Sancti, vobis venerabile dignumque minestrium

Tullium Anatolium Artemium c(um) p(ace) p(ausat)
qui vixit annos sex, menses octo dies
XXIII. Depositus die III. Idus Octuber
Ricomere et Clearcho viris clarissimis conss.

Sancti, dieses Wort bezeichnet im Sinne des neuen Testaments id der ersten Jahrhunderte nicht bloss heilige Personen, sondern erhaupt alle Christen[2]), eben weil dieselben durch Christus zu einem uen Leben der Gerechtigkeit und wahren Heiligkeit erschaffen sind[3]).

uobis für euch; das Pronomen ist abhängig von venerabile; es rd dadurch den Christen zugleich der Gegenstand der Verehrung s Herz gelegt.

† Dieses Kreuz, crux immissa oder lateinisches Kreuz genannt, mmt auf den uns erhaltenen Monumenten des christlichen Alterthums, f Grabsteinen, Münzen, Gemälden, Mosaiken, Lampen, Trinkgefässen s. w. der acht ersten Jahrhunderte am häufigsten vor[4]).

Vre = venerabile, d. i. verehrungswürdig im kirchlichen Sinne, e aus dem Folgenden sich ergeben wird. In den »geschichtlichen ittheilungen über die Aachener Heiligthümer« habe ich vorstehende okürzung des Originals durch vestre gedeutet und in dem darauf lgenden Herzzeichen ♡ einen symbolischen Ausdruck für Liebe haritas) gefunden[5]). Herr Professor Dr. Becker aber, der gründhe Kenner profaner und christlicher Inschriften, hatte die Freund-

---

1) Da der karolingische Reliquienschatz des Aachener Münsters im Laufe r Zeit manchmal bedeutende Einbusse erlitten hat, so ist es nicht unwahrheinlich, dass diese Gebeine zu den verlorenen gehören. Das Stiftsarchiv gibt ine Auskunft über dieselben.

2) I. Petr. 1, 15.

3) Ephes. 4, 24.

4) Ciampini vet. monument. tom. I, tab. 14. Münz, archäolog. Bemerkunn über das Kreuz, Monogramme Christi u. s. w. Annalen des Vereins für ssauische Alterthumskunde Bd. VIII, 18.

5) Pellicia de christianae ecclesiae primae mediae et novissimae aetatis litia III., 159. Auch der Jesuit Papebrock meinte dieses, cf. act. SS. Boll. ii tom. V. p. 228.

lichkeit, mich zu belehren, dass das fragliche Zeichen des Herzblattes nichts Anderes sei als ein auf heidnischen und christlichen Inschriften häufig vorkommendes Mittel zur Zierrath, Raumausfüllung, vielleicht sogar Interpunction [1]). Unsere Inschrift spricht für diese Deutung als die richtige dadurch, dass sich das Herzblatt in derselben vierzehnmal wiederholt [2]).

dignumque. venerabile und dignum beziehen sich auf minestrium. Die anscheinend störende Tautologie derselben schwindet, wenn man venerabile im liturgischen Sinne als verehrungswerth nimmt, wie es auch, falls der Knabe als Martyrer gestorben ist, mit Rücksicht auf dessen heilige Gebeine genommen werden muss. Desshalb aber möchte ich ihn als Martyrer ansehen [3]), weil auf der Pergamenttafel seine Grabschrift mit der des Bischofs Spes vereinigt erscheint, was vielleicht auf den in altchristlicher Zeit herrschend gewesenen Gebrauch der Christen hinweist [4]), ihre letzte Ruhestätte, wo möglich, in der Nähe der Martyrergräber zu wählen.

minestrium = ministerium. Dieses Wort ist offenbar die lateinische Uebersetzung des griechischen *δουλεία*. Nach Lehre der katholischen Kirche in Betreff der Heiligenverehrung gebührt den Heiligen die *δουλεία*, Gott dem Herrn aber ist die *λατρεία* d. i. der höchste Cult, zu erweisen. Zwar ist diese Unterscheidung an sich bloss eine begriffliche, da *δουλεύειν* und *λατρεύειν* sprachlich synonyme Begriffe sind; aber in der Kirchensprache oder in der Sprache der Theologen, die in vorliegendem Falle dogmatisches Ansehen gewonnen hat, dient diese begriffliche Unterscheidung dazu, die sachliche desto genauer festzuhalten oder schärfer hervorzuheben [5]).

Wie nun minestrium grammatisch aufgefasst das Object des Satzes ist, so ist es auch logisch genommen, als Object der Verehrung

---

1) So deutet dieses Zeichen auch schon Lupi S. J.: Dissertatio et animadversiones in nuper inventum Severae martyris epitaphium. Panormi 1734 p. 56.

2) Eine heidnische Inschrift mit zehn derartigen Herzblättern s. in den Jahrbüchern der rhein. Alterthumsfreunde, H. XXVI, S. 202.

3) Berücksichtigen wir, dass von einem sechsjährigen Kinde kaum ein mit vollem Bewusstsein abgelegtes Bekenntniss der Lehre Christi zu erwarten ist und dass in den ersten Jahrhunderten des Christenthums der dulische Cult vorzugsweise den Martyrern gezollt wurde, so erscheint die Annahme, dass dasselbe ein Martyrer gewesen, wohl begründet.

4) cf. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland XXVI, 167.

5) Vgl. Augustinus, de civit. Dei I, 6.

zu erklären und dieses Object ist das sechsjährige Kind Tullius Anatolius Artemius.

X Diese überzwerge schräge Form des Kreuzes, crux decussata, auch Andreas-Kreuz [1]) genannt, war als solches viele Jahrhunderte vor Christus bekannt. Da im Griechischen der Name Christus mit diesem Buchstaben beginnt (*χριστος*), so liegt darin unzweifelhaft der Grund, warum X die heilige Chiffre für den Namen Christi sowohl wie für das Kreuz geworden ist [2]).

Füglich knüpft sich hieran die Erläuterung des Monogramms Christi ☧, welche unsere Inschrift in derselben Zeile bringt und ausserdem noch viermal im Contexte wiederholt

Die das Kreuz symbolisirende Figur des X verband sich, wie Cavaliere de Rossi auf Grund der in den Katakomben entdeckten Denkmäler nachweist [3]), im dritten Jahrhundert mit einem I, so zwar, dass letzteres senkrecht in die Mitte kam ✱. Diese beiden Symbole, die in die Arcanlehre der alten Christen aufgenommen wurden, bezeichnen den Namen *Ἰησοῦς χριστός* und bilden das älteste Monogramm des Erlösers, d. h. die älteste Namenschiffre, wodurch Name und Amt desselben bei den Christen kurz pflegte ausgedrückt zu werden. Diese Entwicklung hatte sich schon um's Jahr 250 vollzogen. Später, vor dem Jahre 298, setzte man an Stelle des I den zweiten Buchstaben des Wortes *χριστος*, also *P*, und so entstand jenes Monogramm Christi, wie es Kaiser Constantin vor der Schlacht mit seinem Gegenkaiser Maxentius im Jahre 311 am Himmel gesehen haben soll [4]) und welches dadurch erst unter den Christen allgemeine Berühmtheit und Verehrung erlangt hat [5]). Durch das ganze vierte Jahrhundert [6]) prangt es auf den Bannern des Reiches wie der Kirche, an Tempeln und Altären, an öffentlichen und Privatgebäuden, auf den Münzen der

1) Weil eine alte aber höchst sagenhafte Tradition den h. Apostel Andreas an einem solchen Kreuze gemartert werden lässt.

2) Münz, archäolog. Bemerkungen über das Kreuz, Monogramm Christi u. s. w. (Bd. VII. S. 27 der Annalen für nassauische Alterthumskunde); ferner derselbe im Katholik 1867, S. 216.

3) De Rossi, inscriptiones I, 16 No. 10.

4) Eusebius, vita Constantini I, c. 27—30.

5) Erliess doch der Kaiser Constantin, wie Sozomenes berichtet (hist. trip. lib. I. c. 9), die Verordnung, dass das göttliche Symbol auf den Reichsmünzen und Kriegsfahnen dargestellt werden sollte.

6) Die einzige Erweiterung, die das Monogramm Christi unter Constantin

Kaiser[1]) wie auf den Helmen und Schilden der Krieger; am meisten aber kommt es auf Grabschriften jener Zeit vor, wo es recht sinnig den Glauben an Christus und die durch das Kreuz erworbene Erlösungsgnade desselben ausdrückt. Und wie auf den Münzen Constantins d. Gr., so erscheint es auch auf den Münzen seiner Nachfolger bis auf Arcadius, wo es in andere Formen übergeht. Interessant ist dabei die Wahrnehmung, wie mit dem Siege des Christenthums die symbolische Hülle allmählich abfällt und ihre Bedeutung verliert. Schon im Jahre 355 findet sich das Monogramm Christi in der Form der crux immissa[2]) ⳨, die mit dem graden Balken des P schon das Kreuz erkennen lässt, bis dieses ums Jahr 409 wenigstens zu Rom ganz aus der symbolischen Hülle heraustritt. Das Constantinische Monogramm kommt nämlich zu Rom[3]) auf Inschriften vom Jahre 298 bis 474 vor, in Gallien[4]) vom Jahre 377 bis 493, das Monogramm in der Form der crux immissa zu Rom[5]) vom Jahre 355 bis 565, in Gallien[6]) von c. 400 bis c. 540. Gleichwohl tritt an die Stelle der abgefallenen Hülle noch nicht das Bild des Gekreuzigten. Zuerst erscheinen als Sinnbilder der Erlösungsgnade Blumen, Edelsteine und Sterne, dann das unter dem Kreuze stehende Lamm, des Martertodes unschuldiges Opfer, das recht eigent-

---

dem Gr. erfuhr, bestand darin, dass man um 325, nachdem die Irrlehre des Arius verurtheilt worden war, demselben die Buchstaben α und ω, entweder allein oder in Dreiecken eingeschlossen, hinzufügte.

1) Besonders interessant und zur Versinnbildung des durch das Christenthum überwundenen Heidenthums geeignet ist eine Kupfermünze Constantin des Gr., die H. Cohen (les monnaies romaines VI, 160) mittheilt. Das Labarum steht nämlich auf einer durchbohrten Schlange. Letztere steht offenbar in Beziehung zu jenem Gemälde, welches der Kaiser, wie Eusebius berichtet (vita Constantini III, 3), nach dem Siege über Maxentius anfertigen und in seinem Pallaste aufstellen liess. Er selbst war auf demselben als siegprangender, bewaffneter Held mit dem Kreuze dargestellt, während sich zu seinen Füssen ein durchbohrter Drache windet.

2) De Rossi, inscriptiones I, N. 121.

3) De Rossi, inscriptiones I, N. 26—753; im Jahre 409 ist es schon selten geworden; de Rossi, de christianis titulis Carthagin. l. c. N. 33.

4) Le Blant, inscriptions chrétiennes de la Gaule anterieures au VIII. siècle. Paris 1856. I. p. XIV.

5) De Rossi, inscriptiones I, N. 121—1100.

6) Le Blant, l. c. I, p. 115, N. 55; II, p. 62, N. 412. Vgl. auch die gründliche Schrift des Herrn Caplan Dr. Münz, Archäolog. Bemerkungen etc. S. 46.

h zu einem liturgischen Kirchenbilde geworden ist[1]); erst im sechsten hrhundert zeigt sich das Crucifixbild vollständig und unverschleiert[2]).

Tulliū Anatolium Artemiū. So lautet der Name des Kindes m die Grabschrift gewidmet ist. Da alle Ortsbezeichnung fehlt, so ldet derselbe die einzige Quelle, an welche sich die Untersuchung er die Herkunft des Kindes anschliessen kann.

Seit Vertreibung der Könige führten die Römer gewöhnlich[3]) drei men: 1) einen Vornamen (Praenomen), der meistens abgekürzt gehrieben wurde; 2) einen Geschlechtsnamen (Nomen), der gewöhnlich f ius oder aeus ausging, z. B. Fabius, Poppaeus; 3) einen Familienmen (Cognomen), der die verschiedenen Zweige des Geschlechts beichnete. Hierzu kamen bisweilen noch Zunamen, doch waren diese liglich zufällig und meistens durch merkwürdige Thaten oder durch loption veranlasst; z. B. P. Cornelius Scipio Africanus. Hiernach haben r Anatolius als den Geschlechtsnamen des Kindes zu betrachten, llius als Vornamen und Artemius als Familiennamen; denn wenn ch die genaue Gliederung der Elemente jedes Personennamens sowohl i den Römern als bei den Griechen im Laufe der Zeit öfters verchlässigt worden ist[4]), so haben wir doch bezüglich des in Rede ehenden Kindesnamens keine Veranlassung, eine Anomalie anzunehmen. r Vorname Tullius ist zweifellos lateinisch, Artemius und Anatolius d zwar ihrer Herkunft nach griechisch, kommen aber auch auf teinischen Inschriften häufig vor. Als Geschlechtsname findet sich temius in einer lateinischen Inschrift der römischen Zeit, die zu ixen in Tirol gefunden wurde[5]); als Geschlechtsname erscheint Armia in einer lateinischen Grabschrift derselben Zeit, die zu Köln geden wurde[6]). Ein h. Bischof Anatholon regierte im vierten Jahr-

1) Kunstgeschichte des Kreuzes von Dr. J. Stockbauer S. 138.

2) Kunstgeschichte des Kreuzes von Dr. J. Stockbauer S. 146 f.

3) »Drei Namen haben« heisst daher soviel als ein Freier sein; daher gt Juvenal Sat. V, 126:

Et ponere foris, si quid tentaveris umquam
Hiscere, tamquam habeas tria nomina.

4) H. Cannegieter, lib. singul. de mutata romanorum nominum sub ncipibus ratione. Traiecti ad Rhenum 1756. Orelli, inscript. lat. I. N. 2703. oeckh, Corpus inscript. graec. I. 200, 1248, 1782. II, 2900, 3675.

5) Jani Gruteri inscriptiones lat. totius orbis romani, ed. d. G. Graevius. nstelaedami 1707, II. p. 853.

6) L. Lersch, Centralmuseum rheinländ. Inschriften 1842 I, S. 65 (III. S. 86).

hundert zu Mailand; seine Grabschrift ist bei Gruter zu lesen [1]); ein C. Pantuleius Anatellon kommt in einer römischen Inschrift zu Nismes vor, ein Aug. Lib. Anatellon zu Präneste; die bezüglichen Inschriften finden sich ebenfalls bei Gruter [2]). Ja, es gibt sogar einen römischen Consul, der den Namen Anatolius führte [3]). Diese Romanisirung griechischer Personennamen ist nichts Auffälliges. Seitdem man in Rom mit besonderem Eifer angefangen hatte, griechische Bildung, namentlich Philosophie, zu lernen und auf römischen Boden zu verpflanzen, und dies war schon zur Zeit Cicero's der Fall [4]), entspann sich unter beiden Völkern ein lebhafter allseitiger Wechselverkehr, der durch die Herrschaft der Römer über Griechenland und Mazedonien mächtig gefördert wurde. Die berühmtesten und reichsten Familien Italiens, namentlich der Stadt Rom, umgaben sich mit griechischer Dienerschaft und liebten es, griechische Gelehrte in ihren häuslichen Kreis zu ziehen. Es gehörte fast zum guten Ton der Gesellschaft, von griechischen Lehrern gebildet worden zu sein [5]). Dass sich demnach in Italien griechische Geschlechtsnamen finden, obgleich die Personen selbst römisch sind, kann nicht auffällig erscheinen, und so ist auch der Name des in unserer Inschrift genannten Kindes ein römischer, wenngleich der Geschlechtsname ursprünglich aus Griechenland stammt.

c. p. p. Diese Abkürzungen kommen in christlichen Inschriften häufig vor; sie lauten aufgelöst [6]): cum pace pausat und besagen [7]),

---

1) Gruteri inscript. lat. II. p. 1161.

2) Gruteri inscript. lat. II, p. 895; I, p. 389.

3) Derselbe regierte mit Valentinian im Jahre 440.

4) Prof. Dr. Crome Abhandlung: Quid Graecis Cicero in philosophia, quid sibi debuerit. Düsseldorf 1855.

5) Daher lesen wir in Cicero's Werke de oratore II, 37: Et certe non tulit ullos haec civitas aut gloria clariores aut auctoritate graviores aut humanitate politiores P. Africano, C. Laelio, L. Furio, qui secum eruditissimos homines in Graecia palam semper habuerunt. Cicero selbst hatte zum Lehrer den berühmten griechischen Dichter Licinius Archias.

6) Steiner, Sammlung und Erklärung altchristlicher Inschriften N. 8, 15, 21, 30, 74.

7) Morcelli, de stylo vet. inscriptionum p. 163. Am bestimmtesten drückt sich darüber Mazocchi aus (dissert. epist. ad titulam Hilari Romae 1745, p. 4, N. 6), indem er schreibt: Illud in pace, quod christianis titulis vix unquam deest, non dubito, quin de pace ecclesiastica sit accipiendum sive de communione, per quam veluti glutinum membra in unum corpus coalescebant. Reperitur et nonnumquam mutila formula: Te in pace, quae mihi videtur initium hymni aut

der Verstorbene im Frieden mit Gott und der Kirche verschieden namentlich soll das Letztere besonders hervorgehoben werden, wie zahlreichen Inschriften erhellt. Der genannte Ausdruck hebt also bezeichnend die kirchliche Gemeinschaft hervor, in welcher der storbene während seines Lebens gestanden und bis zu seinem Tode lieben ist. In seinem schönen Aufsatze [1]): »Die Grabschriften der n Christen« begleitet Prof Dr. Piper diese Erklärung mit treffenden gen und Bemerkungen.

qui uixit annos sex. menses octo. dies XXIII — eine bente Redeformel, die sich in heidnischen und christlichen Grabiften häufig findet. Die Genauigkeit, mit welcher die Alten die nsdauer eines Verstorbenen in Grabschriften anzugeben pflegten und ich bisweilen nicht bloss auf Jahr und Monat, sondern sogar auf Tag Stunde erstreckt, erscheint unserer Auffassung fast übertrieben. n andern Grund als den, dass dadurch die Hinterbliebenen das enken des Verstorbenen in seinen letzten Lebensmomenten fixiren ten, habe ich nicht finden können.

depositus d. i. beigesetzt. Das Wort deponere ist der stereotype ninus für die Bestattung eines verstorbenen Christen in den ersten hunderten; ihm entspricht im Griechischen das Wort κατατιθέναι. urspüngliche Bedeutung desselben ist niederlegen, ablegen und r Bedeutung enssprechend wurde dasselbe ohne Zweifel, wie Dr. Kraus orhebt, ursprünglich rein technisch verstanden, gerade wie positus hic situs est, tumulatus est, hic iacet u. s. w., lauter termini, die ntlich der heidnischen Epigraphik angehören, wenn sie auch auf stlichen Grabsteinen sporadisch nachweisbar sind [2]). Da indessen Ausdruck depositus est auf heidnischen Grabsteinen gar nicht, oder enorm selten sich findet [3]), wie anderseits das Wort sepultus est in stlichen Inschriften jener Zeit noch nachzuweisen ist, so kann auch nur hristliche Auffassung des Todes den Maassstab zur Erklärung dieser

---

itionis fuisse, quam defuncto in ecclesiae pace fideles accinere consueverant, ut nos carmen Requiem aeternam etc. aut similia modulamur. Apud siium tamen expresse habetur: In pace Christi.

1) Dr. Piper, evangelischer Kalender 1856, S. 48.

2) Gruter, inscript. lat. I, 552[5], 562[3], 577[1], 648[10], 446[8], 569[12], 575[9], 340[4].

3) Dr. Kraus führt in seiner vortrefflichen Schrift Roma sotterranea S. 424 Grabschrift aus Koppach in Oesterreich an, welche die Sigle DP haben soll. n dieses eine Beispiel, wenn es richtig gelesen, was ich sehr bezweifle, icht beweisend; ein zweites aber weiss derselbe nicht anzuführen.

Erscheinung abgeben. Der Christ betrachtet den Tod oder die Trennung der Seele vom Leibe als eine Ablegung der sterblichen Hülle, die erneuert oder verklärt er nach Abschluss der Zeit wieder annehmen wird. Die Todten werden, wie Cardinal Wiseman bemerkt [1]), nur für einige Zeit, nämlich bis sie wieder gefordert werden, dem Grabe anvertraut, wie man ein Unterpfand oder eine Kostbarkeit zur sichern, aber nur zeitweisen Bewahrung irgendwo hinterlegt. Indessen haben nicht erst die Christen dem Worte deponere diesen Begriff untergelegt, sondern derselbe ist ihm eigenthümlich, auch bei classischen Schriftstellern. Cicero braucht häufig die Redensart: pecuniam apud aliquem deponere. Cornelius Nepos [2]) sagt: Amphoras deponit in templo Dianae. Livius: Corinthum ut ibi obsides deponerentur convenitur. Suetonius: Testamentum depositum apud Virgines Vestales. Der Ort, wo die Todten ruhen, heisst in altchristlichen Grabschriften Coemeterium (Schlafstätte) [3]). »Schon dieser Name, sagt mit Recht Wiseman, weist darauf hin, dass es nur ein Ort ist, wo Viele ruhen, wie in einem Schlafsaale, eine Zeit lang schlummernd, bis die Morgenröthe kommt und der Posaunenschall sie weckt. Darum wird das Grab auch schlechthin der Platz (locus) oder noch gewöhnlicher das Plätzchen (loculus) der in Christus Gestorbenen genannt.

Die weitere Begründung der christlichen Bedeutung des Wortes depositio und die Ausdehnung dieser Bedeutung in spätrömischer Zeit wird später bei Besprechung der zweiten Inschrift erfolgen.

die III. idus Octuber, d. i. am 13. October. Solche sprachliche Incorrectheiten, wie Octuber für Octobres oder Octobris, kommen in Inschriften des 4. und 5. Jahrhunderts häufig vor.

Ricomere et Clearcho vv. cc. Conss. d. i. unter dem Consulat der hochangesehenen Männer Ricomer und Clearch. Die Abkürzung Conss. für Consulibus oder Consule weist auf das vierte Jahrhundert. Im dritten und noch früher herrschte statt dessen die Form

---

1) Wiseman, Fabiola, or the Church of Catacumbs p. 145. Bei Boeckh, Corpus inscript. graec. IV. n. 9439 heisst es daher in einer Inschrift: *κοσμητήριον ἕως ἀναστάσεως.*

2) Corn. Nep. vita Hannibalis c. 9, 2.

3) Im Sinne von Friedhof erscheint Coemeterium zuerst bei Tertullian de anima, 51. Chrysostomus sagt, dass durch diese im N. T. zwar nicht vorkommende aber doch analoge Benennung (Matth. 27, 52 f.) nicht nur das Ende aller Mühseligkeiten und Beschwerden, sondern auch die Hoffnung der Auferstehung ausgedrückt werden solle; cf. homil. 81.

vor; seit Diocletian wurde die Abkürzung Conss. mit zwei s
chlich[1]). Im vierten Jahrhundert begann man auch den Namen
nigen Consuln, welche nicht zugleich Augusti oder Caesares waren,
Siglen vv. cc. oder v. c. (viri clarissimi) als Ehrentitel beizufügen[2]).
Sitte wurde so constant, dass manche Schriftsteller jener Zeit
iesen Siglen keinen Unterschied für den Singular oder Plural be-
hten; denn es findet sich das vv. cc. für einen Consul gerade so
das v. c. für zwei angewandt[3]). Was die Regierungszeit der ge-
ten Consuln anlangt, so fällt[4]) dieselbe nach der Chronik des
per von Aquitanien und nach den Fasti consulares von Idatius in's
384 bis 385.

Wir sind hiermit an den Schluss der Kindes-Inschrift angelangt.
rblicken wir nochmals den Inhalt derselben, so deutet das erste
. Accipite, dessen Besprechung wir absichtlich bis hierhin ver-
ben haben, offenbar darauf hin, dass die Reliquien des vielleicht
einen Glauben getödteten Knaben, welche den Christen als ein
nstand der Verehrung (vobis venerabilé) übergeben worden, anders-
r nach Aachen dirigirt worden sind. Den muthmasslichen
woher sie gekommen, werden wir erst später angeben, da die
sche Inschrift die nöthige Begründung bietet. Bei Gelegenheit
Uebergabe der ehrwürdigen Gebeine copirte man, wie aus der
thümlichen Fassung der Inschrift hervorgeht, die bereits vorhandene
s-Inschrift, leitete sie aber mit den Worten ein: Accipite Sancti
uenerabile dignumque ministerium. Dermalen sind die Gebeine
Kindes wie bereits erwähnt, in Aachen nicht mehr vorhanden, auch
cht bekannt, wohin sie gekommen sind.

III. Die auf den h. Bischof Spes bezügliche zweite In-
ift der Pergamenttafel lautet:

> Depositio sanctae memoriae uenerabilis Speis
> episcopi die VIIII Kal. Decembres, qui uixit
> in sacerdotio annis XXXII:

1) Vergl. Dr. Kraus, l. c. S. 428.
2) Vergl. Gothofredus zum cod. Theodos. Bd. VI. Thl. 2, S. 4. Zell, Hand-
der römischen Epigraphik II, S. 248. Dass die Sigle v. c. nicht vir con-
, sondern vir clarissimus bedeutet, erweist evident de Rossi, Bulletino
p. 70 unter v. c.
3) De Rossi, inscript. lat. I, N. 495 und N. 789.
4) Chronicon integrum Prosperi Aquitani ad h. a. in Canisii, thes. monum.
. I, p. 296 ed. Basnage; ferner Idatii fasti consulares ed. Schelstrate, anti-
ecclesiae I, 558.

Diese Inschrift steht zur ersteren, soviel sich äusserlich erkennen lässt, in keiner weiteren Beziehung, als dass sie auf demselben Pergamentstück geschrieben ist. Dieser Umstand ist jedoch nicht als irrelevant zu erachten; denn was von der Heimath der einen Inschrift bzw. der einen Gebeine gilt, muss auch von der Heimath der anderen Inschrift bzw. der anderen Gebeine als massgebend anerkannt werden. Das Archiv der Aachener Stiftskirche, das sonst für die Heiligengeschichte noch einen reichen Schatz unbenutzter Quellen birgt, weiss über den h. Spes nur wenig mitzutheilen; erst vorstehende Inschrift gibt über Namen, Amt und Lebenszeit desselben sichere Kunde. Wir erfahren daraus, dass der Heilige nicht Speus, wie man in Aachen seinen Namen seit dem XI. Jahrhundert [1]) ausgesprochen hat, sondern Spes (Speis) heisst; ferner dass derselbe ein Bischof gewesen und zwar 32 Jahre lang, und endlich, dass der Tod desselben auf den 23. November fällt. Fast alle Nachrichten, die früherhin über ihn publicirt wurden, werden durch diese Inschrift widerlegt. Molanus [2]) berichtet, derselbe sei ein Bischof und Martyrer gewesen, da es in einem Reliquien-Verzeichnisse der Aachener Stiftskirche heisse: Pulveres reliquiarum s. Spei Epci. et Mart. Das erwähnte Reliquien-Verzeichniss haben wir zwar nicht gefunden, aber wirklich existirt diese Notiz auf einer im Reliquienschreine des h. Spes gefundenen schedula, nur fehlt das Wort Mart., was offenbar vom Abschreiber willkürlich hinzugefügt worden ist. Ferner wird auch die Meinung derjenigen widerlegt, welche den Heiligen für den Abt Speus von Nursia halten, dessen Pabst Gregor der Gr. in seinen Dialogen [3]), und das römische Martyrologium [4]) auf den 28. März Erwähnung thun [5]); denn der Aachener Heilige heisst Spes (Speis), jener Speus, der Aachener Heilige war Bischof, jener Abt, der Todestag des Aachener Heiligen ist der 23. November, der des Nursianischen Abtes der 23. März.

Auch ist es erwähnenswerth, dass grade am 23. November das Fest des h. Sisinnius, dessen Gebeine nach dem Reliquien-Verzeichnisse

---

1) Dies erhellt aus Lamberti annal. ad. 1072 und 1074 (in Pertz monum. G. script. V, 190), aus verschiedenen Reliquienzetteln im Schreine des Heiligen und aus mehren Lectionarien, welche das Stiftsarchiv aufbewahrt.

2) Natal. Sanctorum Belgii ad 23. Nov.

3) Gregorii M. dialog. lib. IV. c. 10.

4) Acta Sanct. Boll. ad 28. Januar p. 507.

5) Molanus führt ihn in seiner Ausgabe des Usuard auf den 26. Dezember an.

des Abtes Angilbert von Centulum,[1]) schon zur Zeit Karls des Gr. in der Schatzkammer des Aachener Münsters vorhanden waren, gefeiert wird und von jeher gefeiert worden[2]). Sisinnius war nach dem griechischen Menologium, welches Canisius im thesaurus monumentorum ecclesiast. et historic. veröffentlicht hat, ein Martyrer aus Cycikus im Hellespont, der in der Diocletianischen Verfolgung mit dem Schwerte enthauptet wurde[3]). Es bleibt freilich unaufgehellt, wie die Gebeine beider Heiligen mit einander in Verbindung gekommen sind; allein die Thatsache, dass letztere schon zur Zeit Karls des Gr. in Aachen aufbewahrt wurden und dass ihr Fest an demselben Tage gehalten wurde, macht es wahrscheinlich, dass sie ursprünglich an demselben Orte aufbewahrt worden sind.

Nach langem Suchen habe ich endlich diesen Ort entdeckt; es ist Spoleto[4]). Nach Ferrarius[5]) war der h. Spes Bischof von Spoleto und fällt sein Todestag auf den 23. November, wird aber gewöhnlich auf den folgenden Sonntag gefeiert; nach dem allgemeinen Martyrologium, welches Adalbert Müller im Jahre 1860 zu Regensburg herausgegeben hat, ist derselbe c. 420 gestorben. Der Tod des h. Bischofs Spes fällt also nur 20 Jahre später als der des Knaben Artemius, und wenn die Verbindung der beiderseitigen Grabschriften auf ein und derselben Tafel an sich auffallend erscheinen muss, so gewinnen wir in diesen Notizen ein richtiges Moment zur Erklärung, da die Heiligen beinahe gleichzeitig sind und insofern die Vereinigung ihrer Gebeine in ein und demselben Schreine nahe lag.

IV. Geschichtliche Nachrichten über das Leben und den Tod des h. Bischofs Spes. Zu diesen hat mir, nachdem ich mich vergebens brieflich nach Spoleto verwandt hatte, der durch seine Gelehrsamkeit und Dienstgefälligkeit ausgezeichnete Priester Dr. Pick in Rom, auf Ersuchen in der bereitwilligsten Weise die nöthigen Hülfsmittel und Aufschlüsse verschafft. Ich freue mich, demselben auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

---

1) Mabillon, act. SS. ord. s. Benedicti saec. IV. p. I, p. 109.

2) Brower annal. Trever. lib. VIII. N. 114, p. 414. Auch im Lothar-Altar zu Prüm waren Reliquien des h. Sisinnius, die aber wahrscheinlich von Aachen stammen; vgl. Prof. Dr. Marx, die Salvatorkirche zu Prüm S. 12; mein Buch über »die Heiligthümer der Stiftskirche zu Aachen« S. 147.

3) Canisii, thesaurus etc. tom. III. p. 490.

4) Beschreibung der Erde von Hoffmann, Pahl und Pfaff. Stuttgart 1834, II. Bd. S. 846.

5) Acta SS. Boll. ad. 28. Januar. t. II. p. 507.

Nach den alten Denkmalen und der Tradition der Kirche von Spoleto war der h. Spes Bischof dieser Kirche zur Zeit der Kaiser Honorius und Arcadius (395—408). Der Cisterzienser Abt Ferdinando Ughello, der im 17. Jahrhundert ein vorzügliches Werk über die Bischöfe Italiens und der umliegenden Inseln geschrieben, hat auf Grund dieser Quellen die Lebensgeschichte des Heiligen entworfen[1]), die, wenn freilich etwas kurz, doch noch immer die beste Zusammenstellung seiner Lebensnotizen ist. Da aber heutzutage durch den Aufschwung der Alterthumswissenschaft, namentlich der Inschriftenkunde, manches historische Denkmal an den Tag getreten ist, welches früher entweder unbekannt oder unentziffert war, so lassen sich auch derartige Biographien, die in den letzten Jahrhunderten geschrieben worden, in manchen Punkten mehr aufhellen und erweitern. So werden auch wir, indem wir Ughello's Nachrichten über den h. Bischof Spes unserer Darstellung seines Lebens zu Grunde legen, zugleich eine Reihe wichtiger Zusätze bringen, wodurch erst die Biographie desselben eine feste historische Unterlage gewinnt. Wir entnehmen dieselben theils den historisch-archäologischen Untersuchungen des gelehrten Cavaliere de Rossi, theils anderen bisher unbenutzten Quellen.

Die kurze Lebensgeschichte des h. Spes, welche im Brevier der Spoletanisehen Diözese enthalten ist, rühmt von ihm neben anderen vortrefflichen Eigenschaften schliesslich eine nicht geringe Kenntniss in der Poesie und Abfassung von Gedichten, namentlich von religiösen, welche zur Verherrlichung des Gottesdienstes und zur Ausschmückung der Kirchen und Martyrergräber dienten. Vor 200 Jahren, vielleicht noch später, existirte in der Domkirche zu Spoleto noch ein schönes Denkmal seiner poetischen Gabe, nämlich ein Elogium auf den h. Martyrer Vitalis, dessen Gebeine er selbst unter dem Hauptaltare der Kirche Terzo della Pieve, einer Landkirche, acht Miglien von Spoleto entfernt, zuerst aufgefunden hat. Das Elogium war auf einer Marmortafel in Buchstaben vom reinsten antiken Character eingehauen und bewahrte den Namen seines Verfassers in der Ueberschrift. Da dasselbe zur Familiengeschichte des h. Spes fast noch wichtiger ist als zur Geschichte des h. Vitalis, so verdient es hierorts vollständig mitgetheilt

1) Cf. Italia sacra sive de Episcopis Italiae et insularum adjacentium etc. autore D. Ferdinando Ughello Florentino, Abbate ss. Vincentii et Anastasii ad Aquas Salvias Ord. Cisteri. Editio secunda aucta et emendata cura et studio Nicolai Coleti. Venetiis apud Sebast. Coleti MDCCXVII tom. I, p. 1255.

werden. Wir reproduciren die correcte Abschrift, welche de Rossi
der aufgefunden und in seinem Bulletino di Archeologia cristiana
'1 N. 3, II. serie, anno secondo zum Abdruck gebracht hat:

ES EISCOPÀVS DEI SERV ☧ VS SANCTO VITALI MARTIRI
SE PRÍMVM INVENTO ALTARIS HON ꟿOREM FECIT
ıRTIRIS HIC LOCVS EST VITALIS NOMINE VERO [1])
'EM SERVATA FIDES ET CHRITI PASSIO VOTAT [2])
LVS HIC E NOSTRIS VICTRICIA DONA REPORTANS
TERNAM COELO MERVIT PERFERRE CORONÀM
/NC PRECOR VT LVCIS PROMISSAE GAVDIA CARPAM
QVAE VIRGO PRAECANS POSCIT CALVENTIA PRAESTET
RPORIS INTACTO PVRI DECORATA PVDORE
VSQVE DATVRA FIDE DECORIS QVAM QVOD PIA PATRI
HIBET OFFICIA ET PVRO VENERA(tur a)MORE
QVE PROBANTE DEO MANEAT PER (sae)CLA FIDELI(s)
AEMIA LAETA SIBI CONCESSO MVNERE SVME(ns)
NCTIS LAETVS EGO SPES HAEC MVNVSCVLA (dono)
ICTI VITALIS MARTYRIS PASSIONIS N(a)TALIS DIE (Kal. Martias)

Wann die Marmorplatte aus dem Dome zu Spoleto verschwunden,
nicht bekannt. Mittlerweile steht der Steinsarg, worin ehedem
amtliche Gebeine des h. Vitalis geruht haben, mit Asche und einigem
bein erfüllt, noch immer hinter dem Altare der jetzt verlassenen und
ödeten Kirche Terzo della Pieve. Eine Inschrift an der Kirchen-
uer, aus dem XVI. Jahrhundert stammend, die auch des h. Spes Er-
hnung thut, besagt, dass Paulus Sanvitalis, Bischof von Spoleto, am
Juli 1597 eine Reliquie des heiligen Martyrers (crus) und die Mar-
rtafel in seine Cathedrale habe versetzen lassen.

Die Uebertragung der h. Reliquie von St. Vitalis sowie der be-
riebenen Memorientafel wird auch von dem Spoletanischen Geschichts-

1) Da Vitalis als Adjectiv von vita gebildet an sich kein Nomen proprium
so wird damit einerseits bezeugt, dass das Wort hier gleichwohl als nomen
prium aufzufassen sei, anderseits auf die inhaltreiche Bedeutung hingewiesen.
ınliche Beispiele vgl. bei Lupi s. Severa p. 151.

2) Gleichbedeutend mit consecrat; der Sinn ist: »ein Opfer des Glaubens
, Leidens für Christus«.

schreiber Campello[1]) bezeugt. Die beregte, vom h. Spes verfasste Inschrift aber sandte Bischof Sanvitalis in getreuer Abschrift nach Rom an den gelehrten Oratorianer P. Gallonius, in dessen Nachlasse de Rossi sie gefunden hat. Auch ist sie mitgetheilt in Leonscilli's historia Spoletina, per seriem episcoporum digesta, correcta et locupletata a Seraphino de Seraphinis a. MDCLVI., die handschriftlich in Spoleto aufbewahrt wird. Aus diesen Quellen hat sie de Rossi l. c. zum Abdruck gebracht.

Verwerthen wir jetzt den materiellen Inhalt der Inschrift für die Geschichte des h. Spes. Aus den Worten: solus hic e nostris geht ohne Zweifel hervor, das der h. Bischof aus der ländlichen Ortschaft Terzo della Pieve gebürtig war, ebenso wie der h. Viatalis[2]); denn von Spoleto, das viele Martyrer, auch schon im fünften Jahrhundert, aufzuweisen hatte, konnte unmöglich gesagt werden, dass der Martyrer Vitalis allein daher stamme.

Eine nicht minder interessante Nachricht über den h. Spes liest man in v. 5, nämlich dass der Heilige eine Tochter[3]), Namens Calventia, hatte, die sich durch Herzensreinheit, Glaubenstreue und kindliche Liebe gegen ihren Vater auszeichnete. Indem dieser sie als solche preist, empfiehlt er sie dem Schutze des h. Martyrers Vitalis. Daraus folgert de Rossi, dass Spes aus oder nach dem Ehestande in den Priesterstand getreten sei. Durch diese Notiz gewinnt auch das Wort solus in v. 3 erst recht seine Bedeutung, nämlich der h. Vitalis ist der einzige Martyrer von den Unsrigen, d. i. aus unserem Dorfe, wo ich und Calventia geboren sind.

Die minuscula (Gaben) des letzten Verses sind offenbar von dichterischen Inschriften auf die Gräber der Martyrer zu verstehen. Solche poetische Verherrlichungen der Martyrergräber waren in den ersten christlichen Jahrhunderten sehr beliebt, man sah darin eine Art religiöser Verehrung gegen die Martyrer, wesshalb sich auch Bischöfe und Priester mit der Abfassung derselben beschäftigten. Besonders tüchtig und eifrig in diesem Fache erwies sich Pabst Damasus († 384), wie noch dermalen die römischen Katakomben ausweisen. Auch der h.

---

1) Campello, delle histoire di Spoleti p. 235.

2) Vergl. darüber de Rossi l. c.

3) Campello l. c. p. 218 fasst dieses Wort in geistlichem Sinne auf und versteht darunter eine Diaconissin, die dem h. Spes im Dienste seiner Kirche behülflich gewesen sei, aber durchaus unrichtig, wie auch de Rossi anerkennt.

Bischof Spes war in dieser Kunst nicht blos wohl erfahren, söndern auch eifrig thätig. Wie der liber pontificalis[1]) von Damasus sagt: Hic multa corpora sanctorum martyrum requisivit et invenit, quorum etiam concilia (i. e. coemeteria) versibus decoravit, so sagt das Spoletanische Brevier[2]) vom h. Spes: Ornavit ecclesias et martyrum memorias, quas carminibus decoravit. Und so zeugt in gleicher Weise hierfür der letzte Vers seines auf den h. Martyrer Vitalis verfertigten Grabgedichtes.

Einen wunderbaren Vorgang aus dem Leben des h. Spes gelegentlich der von ihm vollzogenen Einweihung der Kirche zu Montefalco berichtet die Lebensgeschichte[3]) des h. Priesters Fortunatus, die ein spoletanischer Priester Namens Audelaus ums Jahr 700 geschrieben hat und aus welcher u. A. auch ersichtlich, dass Bischof Spes bei dieser Gelegenheit den Leichnam des Fortunatus in der neuen Kirche bestattet hat.

Wichtig für die Aufhellung der Geschichte des heiligen, jetzt in der Stiftskirche zu Aachen ruhenden Bischofs Spes ist die in de Rossi's Bulletino di Archeologia cristiana enthaltene überraschende Mittheilung, dass der Sarcophag des h. Spes im Subterraneum der Apostelkirche bei Spoleto, ungefähr eine italienische Meile von der Stadt entfernt, noch heute vorhanden sei, und dass sich auf dem Deckel desselben in Buchstaben des 4. oder 5. Jahrhunderts eine Inschrift befinde, welche über die Würde, Lebenszeit und den Todestag des Heiligen sichere Auskunft ertheile. Vordem gehörte die Kirche dem Domcapitel zu Spoleto, welches am Feste der heiligen Apostel Simon und Judas dort feierlichen Gottesdienst hielt; sonst war dieselbe wenig benutzt, jetzt ist sie durch die italienische Regierung säcularisirt. Die Inschrift lautet nach de Rossi[4]):

DEPOSITIO. SANC
TAE MEMORIAE VE
NERABILIS SPEIS
AEPISCOPI ·DIE. VIIII.
KAL. DECB. QVI VI
XIT IN SACERDOTI
O. ANNIS. XXXII.

1) Lib. pontific. ad Damasum § 2.

2) Lectio II. Nocturni d. 28. Nov.

3) Ein correcter Abdruck derselben findet sich in den Acta SS. Boll. Junii t. I, 76. Lectionarium Spoletan. ecclesiae t. I.

4) de Rossi, Bulletino di Archeologia cristiana 1871, II. serie, anno secondo p. 118.

Die Abschrift auf der Aachener Pergamenttafel stimmt also mit dem Original wörtlich überein, und zwar bis auf die Buchstaben und Abkürzungen; nur hat die Abschrift drei Zeilen, während das Original ihrer sieben hat.

Aus der Inschrift geht hervor, dass »der verehrungswürdige Bischof Speis heiligen Andenkens« am 23. November im 32. Jahre seines bischöflichen Amtes gestorben ist. Der Name Spes als weiblicher Personenname ist nicht selten. Wir kennen die h. Spes [1]), Schwester von Fides und Charitas, die mit diesen unter dem Kaiser Hadrian die Martyrkrone erlangt hat; Urittia Spes [2]) in einer Grabschrift, die Gruter mittheilt; Cornelia Spes [3]) in einer anderen Grabschrift ebendaselbst; aber als Mannsname ist er selten. Wir fanden nur ein Beispiel in den Dialogen Gregors des Gr., wo ein h. Spes, Abt des Klosters Kample bei Nursia, erwähnt wird [4]). Sein Fest fällt auf den 28. März. Cavaliere de Rossi [5]) entdeckte noch zwei andere Spoletaner, welche Spes geheissen haben, nämlich Flavius Spes, einen der vornehmsten Bürger der Municipalstadt Spoleto im Jahre 346, und einen zweiten, der mit Domitius unter dem Kaiser Theoderich die Austrocknung der Spoletanischen Sümpfe unternommen hat. Beide Männer werden bei Cassiodor, der dieses berichtet [6]), angesehene Leute (viri spectabiles) genannt; den ersteren hält Campello [7]) in seiner Geschichte von Spoleto für einen Verwandten oder Vorfahren unseres heiligen Bischofs, doch vermag er einen stringenten Beweis dafür nicht zu liefern.

Es erübrigt nunmehr die Frage, wann der h. Spes gestorben sei. Wäre das auf der Stirnwand der St. Fortunatus-Kirche zu Montefalco verzeichnete Jahresdatum [8]) der Einweihung dieser Kirche, nämlich 402,

---

1) Ihre Acten sind von Methaphrast aus älteren Documenten abgeschrieben und veröffentlicht worden (ad 17 Sept.). Auch das griechische Menologium von Canisius (thesaur. monum. eccl. tom. III) setzt ihr Fest auf diesen Tag und bringt eine kurze Biographie. Im römischen Martyrologium dagegen, ferner bei Usuard, Ado und A. fällt ihr Fest auf den 1. August.

2) Gruter, inscript. antiquae II p. 775^{5}.

3) Gruter, l. c. p. 796^{18}. Andere Beispiele ebenda: I, 608^{6}, 666^{6}, 696^{5}, 775^{5}, 776^{13}, 786^{5}, 818^{11}, 949^{10} u. s. w.

4) Gregorii M. dial. lib. IV, c. 10 ed. Migue tom. III. p. 384.

5) Bulletino l. c. p. 114.

6) Cassiodori Variar. II. p. 21 ed. Paris. d. a. 1679.

7) Campello, histoire di Spoleti p. 196 u. 211.

8) De Rossi, Bulletino l. c. p. 114.

richtig, so wäre damit zur Beantwortung dieser Frage ein fester Anhaltspunkt gewonnen; aber diese Angabe ist nichts Anderes als eine willkürliche Meinung des Geschichtsschreibers Campello [1]), wie de Rossi nachweist. Ughello setzt seinen Tod ungefähr in's Jahr 453, indem er sagt [2]): »Sein (Spes) Leben fristete er bis auf die Zeiten Leo's des Gr. und des Kaisers Valentinian. Um den Sturz des Römerreiches und die heftigen Angriffe der Ketzer auf den Apostolischen Stuhl nicht zu sehen, berief ihn der Herr am 23. November 453 vom irdischen Schauplatz ab; er starb als ein Mann von grosser Heiligkeit, Wissenschaft und Verdienst«. Aber auch diese Meinung hat wenig Gewicht, weil ihr jeder positive Anhalt fehlt und muss daher der gewöhnlichen Angabe, welche sich auf die Tradition der Spoletanischen Kirche stützt, weichen. Letztere lautet aber dahin, dass der h. Bischof Spes entweder gegen Schluss des vierten, oder gegen Anfang des fünften Jahrhunderts gestorben sei. De Rossi stimmt dieser Meinung vollkommen bei und findet gerade in der Spes'schen Inschrift auf den h. Vitalis einen ziemlich starken Beweggrund dazu. Diese Inschrift zeichnet sich nämlich durch grosse Einfachheit im Sinn und in der Construction aus, was eher auf das vierte als auf das fünfte Jahrhundert deutet; sie zeichnet sich namentlich vortheilhaft in dieser Beziehung vor den Inschriften des spoletanischen Bischofs Achilles aus, den die unvordenkliche Tradition dieser Kirche in den Anfang des fünften Jahrhunderts versetzt. Wenn man die Inschriften beider mit einander vergleicht, so wird man de Rossi sofort beistimmen, wenn er den h. Spess eher für einen Vorgänger als Nachfolger des Achilles hält [3]); denn die des Achilles sind, wie die meisten Geistesproducte der spätrömischen Zeit, in schlechtem Latein geschrieben und sehr breitspurig [4]).

So hat also die gewöhnliche Meinung, dass der h. Spes am

---

1) L'anno 402 è stato proposto dal Campello (hist. di Spoleti p. 207, 212, 231—233); il quale non solo credette ciecamente al Ferrari affermante Spes avere fiorito sotto Arcadic ed Onorio; ma ardi anche senza prova veruna stabilire nel 370 il principio dei 32 anni segnati nell' epitafio e nell' ultimo di questi, cioè nel 402, la consacrazione della basilica di s. Fortunato.

2) Ughelli l. c. col. 1256.

3) De Rossi, Bulletino l. c. p. 115.

4) Die Inschriften finden sich bei de Rossi, inscript. christ. tom. I. praef. p. VII. Derselbe copirte sie aus dem Cod. Palat. Vatic. 853 fol. 75. Auch finden sie sich bei Gruter, inscript. antiq. p. 1175, 7, 8, 9. abgedruckt, doch fehlerhaft.

Schlusse des 4. oder im Anfange des 5. Jahrhunderts oder, um die Zeit bestimmter zu begrenzen, während der Regierung der Kaiser Honorius und Arcadius gestorben sei, das meiste Gewicht; das Todesjahr desselben mit aller Bestimmtheit anzugeben, wird wohl nur von der Entdeckung neuer Quellen abhängen.

V. Verification des Grabes und der Gebeine des h. Spes. Da, wie bereits erwähnt, die Schatzkammer der Stiftskirche zu Aachen fast alle Gebeine des h. Spes besitzt, war es wichtig zu wissen, ob und welche Gebeine noch heute in dessen Sarcophag zu Spoleto sich befinden. Ueber seine bezügliche Untersuchung berichtet uns H. Dr. Pick aus Rom in einem ausführlichen Schreiben vom 31. October 1875 Folgendes:

»Der Erfolg meines Besuches in Spoleto war wegen der Abwesenheit des Herrn Erzbischofs leider ein unvollständiger. Ich besuchte den dortigen Seminarregens und Erzdiacon, Msgr. Luzzi, einen liebenswürdigen Herrn, der mir die Ihnen neulich mitgetheilten Nachrichten gegeben hatte. Wir machten darauf beide zusammen den Weg durch die Ebene nach der Apostelkirche, worin die Urne des h. Bischofs Spes sich befindet. Der gegenwärtige Besitzer der Kirche, Dr. Sinibaldi, gestattete uns in liberalster Weise dieselbe zu inspiciren. Arbeiter waren daselbst beschäftigt, da der Eigenthümer die Kirche in ein Magazin umwandelt. Ich liess den Eingang zu dem sogenannten Subterraneum, welcher durch Holzwerk verdeckt war, bloss legen. Derselbe ist mitten in der Kirche, gerade vor den zwei Stufen, welche zur Absis führen. Dicht an den Stufen befindet sich der den Eingang theilweise deckende Stein mit der Inschrift: DFPOSITIO SANCTAE etc., wie sie de Rossi verzeichnet. Sechs oder sieben Stufen führen in das Subterraneum hinab. Dieses besteht nur aus einem sehr niedrigen, engen und kurzen Gange, in den man sich nur knieend hineinbegeben kann. Der Boden des Subterraneums ist fast ganz durch den Deckel des im Boden befindlichen Sarcophags verdeckt. Der roh aus einer Steinplatte ausgehauene Deckel trägt keine Inschrift und hat eine oblonge, dachfömig construirte Form. Bei näherer Untersuchung fand ich, dass der Deckel in jüngster Zeit zum Theil aufgehoben worden war, wahrscheinlich von den Arbeitern, die vielleicht Werthsachen, Metall oder Antiquitäten darin vermutheten. Man hatte ein paar kleine Steine zwischen den Deckel und den Rand des rohen Sarcophags gelegt, vielleicht um gelegentlich den eingebildeten Schätzen weiter nachzuforschen. Da also doch einmal der Deckel gehoben resp. geöffnet worden war, wie auch Msgr. Luzzi

selbst sah, so nahm ich keinen Anstand, durch einen Hebel den Deckel so weit lüften zu lassen, dass ich das Innere beleuchten und hineinblicken konnte. Ich bemerkte nun, dass eine Lage ziemlich dicht und flach nebeneinander gefügter Ziegelstücke ohne Mörtel das Innere bis zu ungefähr 6—8 Zoll vom Rande abschloss; den unter den Ziegeln befindlichen Inhalt aber konnte ich nicht untersuchen. Im vorderen Theile des Sarcophags waren die Ziegel aus ihrer Lage gebracht, wahrscheinlich durch die raubsüchtige Hand eines Arbeiters. Auffallend war, dass der Mörtel, welcher Deckel und Sarcophag verbindet und welcher durch die ersten Eindringlinge an der vorderen Seite hinab- und in den Sarcophag hineingestossen worden war, aus einer Art Ton bestand, welcher sehr feucht und weich war. Uebrigens soll dieses Subterraneum mitunter dem Eindringen des Wassers ausgesetzt sein. Ich liess den Deckel wieder sinken und vereinbarte dann mit Msgr. L u z z i, dass er bei Rückkehr des Herrn Erzbischofs dessen Autorisation nachsuchen solle, den Inhalt des Sarcophags zu verificiren. Auch der Besitzer der Kirche erklärte sich damit einverstanden. Ueber den Modus, die vollständige Oeffnung des Sarcophags vorzunehmen, habe ich bereits mit Msgr. Luzzi und Dr. Sinibaldi gesprochen. Diese Herren meinten, es sei am besten, die Decke des Subterraneums ganz zu entfernen. Da ich jedoch vermuthe, dass der eigentliche Sarcophag weiter keine Inschrift tragen wird und, nach dem Deckel zu urtheilen, kaum von weiterem historischen Interesse sein dürfte, so erbot ich mich, den schweren Deckel, durch einige Arbeiter unter meiner Leitung ganz herausnehmen zu lassen. Dann wird die Untersuchung ohne weitere grosse Schwierigkeit vorgenommen werden können. Msgr. Luzzi versprach mir, mich zur Verification einzuladen, und werde ich Ihnen sodann den Befund nebst etwaigen sonstigen Erhebungen, die für Sie von Interesse sein können, mittheilen.«

Die briefliche Mittheilung des genannten Herrn, welche mir drei Wochen später zu Theil wurde, lautet:

»Ich benachrichtige Sie, dass das Grab des h. Spes in Spoleto, das vor wenigen Tagen geöffnet worden, leer war; auch nicht eine Spur von dessen Gebeinen war vorhanden.«

Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Gebeine desselben, welche heute in der Stiftskirche zu Aachen aufbewahrt werden, dieselben sind, welche ehedem in der zu Ehren dieses hl. Bischofs erbauten Kirche zu Spoleto geruht haben und dass dieselben zur Zeit Karls des Gr. nach Aachen transferirt worden

sind. Wo aber das Haupt desselben geblieben, ist bis zur Stunde unbekannt.

VI. Späteres Schicksal der Gebeine des h. Bischofs Spes. An diese geschichtlichen Nachrichten über Person, Heimath und Zeit des h. Spes reihen sich passend diejenigen an, welche uns Lambert von Hersfeld über die Verschleppung seiner h. Gebeine von Aachen nach der Harzburg in Sachsen mittheilt. »Der König (Heinrich IV.) reiste, so heisst es in dessen Jahrbüchern[1]) zum Jahre 1072, nach Aachen, nahm dort den h. Bekenner Speus und den Arm Simeons des Gerechten, dessen im Evangelium gedacht wird, ferner das Haupt des Mönchs und Martyrers Anastasius und die Reliquien anderer Heiligen und brachte sie nach Hartesburc.« Der Chronist beschreibt sodann, wie sich der Kaiser seit jener Zeit im deutschen Reiche, namentlich in Sachsen und Thüringen, durch sein unchristliches Leben und seine gottlose, tyrannische Regierung verhasst gemacht und dadurch in den beiden letztgenannten Territorien die Revolution hervorgerufen habe. In den grellsten Farben schildert er wie die verschiedenen in jenen Gebieten gelegenen Burgen des Kaisers, namentlich Kyffhausen, Heimburg, Asenberg, Volkenroth, Spatenburg, vor Allem aber die Harzburg, wo sich derselbe gewöhnlich aufhielt, im Sturm der entfesselten Volkswuth zu Grunde gegangen seien. Letztere wurde dem Erdboden gleich gemacht. Anfangs war sie, wie der Annalist berichtet, bloss zum Theil niedergerissen worden. »Aber das gemeine Volk in Sachsen, namentlich diejenigen, welche die nächsten Dörfer bei der Hartesburc bewohnten, nahmen daran grossen Anstoss, indem sie glaubten, der König werde in Kurzem den Krieg erneuern und den Ort wieder aufbauen und besetzen lassen . . . . Daher überfielen sie die Hartesburc, brachen Alles, was noch von den Mauern übrig war, von Grund aus nieder und streuten die Steine weit und breit umher. Mit den übrigen Bauten, welche die Nachsicht der Fürsten unverletzt erhalten hatte, verfuhren sie auf gleiche Weise, verbrannten sogar die Kirche[2]), welche um den Bau zu beschleunigen, einstweilen von Holz aufs Geschmackvollste gezimmert worden war, plünderten die Kleinodien und zertrümmerten die Altäre. Die Reliquien der Heiligen, welche nach Erbrechung der Altäre herausgewühlt worden waren, und die ausgegrabenen Leich-

1) Struvii, rerum Germ. script. Ratisbonae 1726 tom I. p. 351.

2) Diese Kirche beabsichtigte der Kaiser zu einem Chorherrnstifte einzurichten. Lamberti annales, ad. a. 1074.

name der Verstorbenen entriss der Abt eines benachbarten Klosters, welcher noch zur rechten Zeit hinzukam, dem wüthenden Pöbel und übertrug[1]) sie ehrerbietigst in sein Kloster«. Welcher Abt diese Heldenthat vollbracht und in welches Kloster er die geretteten Reliquien der Heiligen gebracht hat, verschweigt Lambert[2]). Wahrscheinlich hat auch derselbe Abt die heiligen Reliquien, die Heinrich IV. dem Aachener Marienstifte entzogen hatte, demselben wieder zurückerstattet; denn mit der Harzburg war auch die dazu gehörige Schlosskirche in Asche gelegt und an Wiederaufbau derselben war nicht zu denken. So fiel jeder Grund fort, der Krönungskirche zu Aachen den ihr ungerecht entzogenen Reliquienschatz länger vorzuenthalten.

Seitdem aber derselbe wieder an seinen rechtmässigen Ort zurückgekehrt war[3]), wurde er hier der Gegenstand grosser Verehrung. In allgemeinen Nöthen, namentlich bei Erdbeben, Krieg, Theuerung, Hungersnoth u. s. w. nahm das gläubige Volk zu Aachen gern zum h. Spes seine Zuflucht, und so oft eine Bittprocession durch die Stadt gehalten wurde, wurden seine Gebeine im verschlossenen Reliquienbehälter mit herumgetragen. So berichten die alten Kapitels-Protokolle des ehemaligen Krönungsstiftes. Die jetzige Reliquienlade des h. Spes, die in meinem Buche über die Aachener Heilgthümer näher beschrieben ist[4]), stammt gemäss der Technik des Werkes und dem Buchstaben-Typus der daran befindlichen Inschrift aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts und weist also selbst darauf hin, dass sie zur Bergung des kostbaren Schatzes bald nach seiner Rückkehr nach Aachen angefertigt worden ist.

VII. Deutung und Erklärung der Spes'schen Inschrift.

---

1) Reliquias Sanctorum, quae effractis alteribus erutae fuerant, et effossa defunctorum corpora abbas ex vicino coenobio opportune superveniens furenti vulgo eripuit atque in suum monasterium cum honore transvexit. Lamberti, annal. ad. a. 1074 l. c. p. 372.

2) Mabillon denkt an den Abt des St. Petri-Klosters in Fritzlar (annal. tom. V. p. 72); Delius (Geschichte der Harzburg S. 86) und der neuste Uebersetzer von Lamberts Jahrbücher, L. Fr. Hesse (Berlin 1855, S. 168) vermuthen den Abt von Ilsenburg.

3) Auch der Arm des h. Simeon und das Haupt des h. Martyrers Anastasius sind mit den Gebeinen des h. Spes nach Aachen zurückgebracht worden; von den unbenannten Reliquien, die Kaiser Heinrich IV. aus der Aachener Schatzkammer wegenommen hat, kann dies nicht nachgewiesen werden.

4) Vgl. S. 114.

Depositio. Wir haben bereits oben den Begriff dieses Wortes im christlichen Sinne dargelegt; es bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Beisetzung einer Leiche mit dem Nebengedanken: für die künftige Auferstehung. Dieser Begriff wurzelt, wie wir gesehen haben, in dem auch bei den heidnischen Schriftstellern üblichen Sprachgebrauche dieses Wortes und ist nicht willkürlich in dasselbe gelegt; erst durch die nähere Beziehung wird er ein specifisch christlicher. Da aber einmal die Bedeutung des Wortes auf solche Weise in Fluss gerathen, so war vorauszusehen, dass dieselbe damit für die Folge nicht abgeschlossen sein würde. Und so finden wir in den letzten Zeiten des Römerreiches und noch später, dass deponi nicht bloss in Beziehung auf die Beisetzung der Todten, sondern auch in Beziehung auf den Tod selbst gebraucht wird. Das Wort erhält geradezu den Sinn von Sterben; der dies depositionis ist der eigentliche Sterbetag. Wir wollen versuchen, dieses im Anschluss an das früher Gesagte näher zu begründen.

1. Wie jetzt, so bezeichnete man auch schon in der ersten Zeit des Christenthums das himmlische Leben als das wahre Leben des Menschen, als das eigentliche Ziel desselben; daher war den alten Christen der Todestag der eigentliche Geburtstag für die Ewigkeit[1]). Der Tod hat daher für den Christen die höchste Bedeutung, da er einerseits die Noth und Unzulänglichkeit des irdischen Lebens abschliesst, und anderseits die Vollendeten in die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem einführt.

2. Aus diesem Gesichtspunkte feierten die ersten Christen blos den Tag des Todes und der Auferstehung Christi. Sie begannen ihre Zeitrechnung und ihr Kirchenjahr mit Ostern, und der erste Tag der Woche, welcher statt des siebenten gefeiert wurde, erhielt den Namen Tag des Herrn (dies dominica). Diese Anschauung bildete die fundamentale Grundlage, auf welcher in der Folgezeit die Feier der Gedächtnisstage der Martyrer und Heiligen, und schliesslich die Feier der Gedächtnisstage für alle verstorbenen Christen, die im Frieden der Kirche dahin schieden, sich entwickelte. Der Todestag aber galt immer

1) Digne natalem, sagt der h. Augustinus, eorum colimus, quos beatius aeternae vitae mundus edidit, quam mundo maternorum viscerum partus effudit. serm. X. de Sanctis. Der h. Petrus Chrysologus sagt: Natalem Sanctorum cum auditis, charissimi, nolite putare illum dici, quo nascuntur in terram de carne, sed de terra in coelum, de labore ad requiem etc. serm. 129 ed. Seb. Pauli Venetiis 1750.

als der Anfang des wahren Lebens, welches den Verstorbenen zu Theil geworden; er wurde daher natale, natalitium oder dies natalis (Geburtstag) genannt. Die Kirche von Smyrna bedient sich schon dieses Ausdrucks[1]) in dem Sendschreiben über den Martertod des h. Polycarpus. Ebenso redet der gleichzeitige Verfasser der Martergeschichte des h. Ignatius[2]). Der h. Cyprian hielt daher sehr streng darauf[3]), dass ihm die Tage, an welchen die Bekenner in den Kerkern gestorben waren, oder die Martyrer ihr Leben beendigt hatten, genau angezeigt würden, damit jedesmal am Jahrestage, wie er sagt, das feierliche Gedächtniss derselben durch Gaben und Opfer gefeiert werden könnte. Die meisten altchristlichen Grabschriften geben daher nur den Todestag der Verstorbenen an, über das Todesjahr gehen sie mit Stillschweigen hinweg. Stand aber einmal der Todestag eines Martyrers oder Heiligen fest, so ist es leicht erklärlich, wie derselbe im Leben der Christen ein Termin zur Bestimmung anderer Gedächtnisstage werden konnte. Z. B.[4]):

HIC. REQVIESCIT VITALIS	Hier ruht Vitalis
MOLITOR·DEPOSITVS	der Müller. Beigesetzt
IN PACE·IN NATALE	in Frieden am Feste
DOMNES SOTIRETIS.	der Herrin Soteres.

An solchen Jahrestagen der Martyrer und Heiligen stiegen die Christen in die Katakomben hinab, wohnten dem über dem Grabe des Heiligen dargebrachten Messopfer bei und stärkten sich durch den Genuss ber h. Eucharistie zur Nachfolge desselben. Noch heute gewähren die alten Kalendarien[5]) einen lichten Einblick in das religiöse Leben der alten Christen.

---

1) Παρέξει ὁ κύριος ἐπιτελεῖν τὴν τοῦ μαρτυρίου αὐτοῦ ἡμέραν γενέθλιον; cf. Hefele, Patrum apostolic. opp. ed. IV. p. 290.

2) Hefele, l. c. p. 255.

3) Cyprian ep. 37 ad presbyt. et diac.

4) Martyrologium rom. adnot. illust. ed. Rosweid S. J. Antverpiae 1623 p. 74. Diese h. Jungfrau gehörte demselben Geschlechte an, aus dem später der h. Ambrosius hervorging. Sie wurde im Jahre 304 in ihrem eigenen Coemeterium beerdigt, das in der Folge nach ihr benannt wurde und in der Nähe von St. Callisto lag.

5) Diese Kalendarien haben in unserer Zeit, wo verhältnissmässig nur wenige der altchristlichen Coemeterien bekannt und offen gelegt sind, auch noch den Vortheil, dass sie zur Auffindung derselben, sowie der in denselben deponirten Gebeine der Martyrer und heiligen Bekenner vortreffliche Anhaltspunkte gewähren.

3. Bei der grossen Wichtigkeit, die der Tod im Sinne des Christenthums sowohl für das Jenseits als Diesseits besitzt, kann es nicht auffällig sein, dass der in Rede stehende specifisch christliche Terminus für den Ort der Bestattung eines entseelten Leichnams auf den Tod selbst übertragen wurde, wobei der gewöhnliche Sprachgebrauch desselben, wie er sich bei den heidnischen Schriftstellern findet, massgebend war. Bei Ovid[1]) heisst es z. B.: Depositum nec me qui fleat, ullus erit? Cicero[2]) sagt: Maxime aegra et prope deposita reipublicae pars. Virgil[3]) sagt: Ille, ut depositi proferret fata parentis. In all diesen Stellen heisst das Wort depositus so viel als abgelebt, verstorben, todt, was sich auch leicht begreift, wenn man die Gebräuche der Römer bei der Leichenbestattung berücksichtigt. Die Leiche wurde nämlich bald nach dem Tode des Menschen vom Sterbebette herabgenommen und auf die Erde gelegt (deponere), um gewaschen und mit wohlriechenden Oelen und Salben gesalbt zu werden. Diese Handlung, welche der Libitinarius besorgte, diente dazu, theils um den Anblick des Todten weniger abschreckend zu machen, theils um der allzu raschen Verwesung Einhalt zu thun, indem bei den Vermögenden der Leichnam 7 Tage lang ausgestellt zu werden pflegte. Mit seinen besten Kleidern geschmückt, bekleidet mit der Toga, wurde der Todte sodann auf den lectus funebris gelegt. Dadurch also, dass die Niederlegung der Leiche auf die Erde stattfand, wurde zugleich constatirt, dass der Tod eingetreten sei, und so ist es gekommen, dass das Wort depositus selbst den Begriff des Gestorbenseins, des Todtseins erhielt[4]). Auch bei den Griechen waltete derselbe Brauch in der Behandlung der Leiche und in der Sprache ob, daher sagt Homer[5]):

Κατθέμενοι γοάοιεν· ὃ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων.

Beispielie dafür, dass das Wort depositio in diesem Sinne bei den alten Christen gebraucht worden ist, finden sich indessen, wie gesagt, erst in spätrömischer und fränkischer Zeit; wir fanden solche erst bei

---

1) Ovidii Trist. lib. III eleg. 3 v. 40.

2) Ciceronis orat. sec. Verrina I, 2.

3) Virgilii Aeneis XII, 395.

4) Vgl. Ernst Guhl und Wilhelm Koner, Leben der Griechen und Römer II. Bd. 375. I, 318.

5) Homeri Odyss. XXIV, 189.

Ambrosius[1]), Beda[2]) und in den ältesten Kalendarien und Martyrologien.

Dieses Resultat der Untersuchung aber weist darauf hin, dass das Wort depositio, depositus wenigstens für die ersten Jahrhunderte nach Christus im gewöhnlichen Sinne von Beisetzung, in Frieden beigesetzt, zu nehmen sei. Da aber auch für die spätrömische Zeit der neue Gebrauch keineswegs herrschend geworden, sondern, wie die Inschriften beweisen, nur sporadisch auftritt, so ist es gerathen, auch für diese Zeit das Wort solange in der gewöhnlichen Bedeutung (von Beisetzung) aufzufassen, bis aus anderweitigen Zeugnissen die Interpretation auf den Tod sich als nothwendig erweist.

Sanctę memorię d. i. heiligen Andenkens. Wiewohl die alten Christen im Gebrauch des Wortes sanctus und beatus sparsam waren[3]), so finden sich doch Beispiele, wo dasselbe nicht einen von der Kirche als Heiligen Verehrten bezeichnet, sondern nur ein abundantes Epitheton zur Bezeichnung frommer und edler Gesinnung ist. Z. B.[4]):

GAVDENTIVS. PRESB. SIBI
ET CONIVGI SVAE SEVERAE CASTAE HAC (für ac) SANC(tae)
FEMINAE QVAE VIXIT ANN. XLII. M. III. D. X
DEP. III. NO N. APRIL. TIMASIO ET PROMOTO.

Aber anders verhält es sich mit unserer Inschrift. Hier ist nicht ein Gatte oder ein Kind, welche der verstorbenen Mutter eine lobende Grabschrift setzen und in ihrem übermässigen Trauerschmerze um die Verlorene es mit ihren Worten nicht genau nehmen, sondern die Inschrift spricht von einem Bischofe, dessen Lob nicht dem Einzelnen, auch nicht einer Corporation überlassen gewesen sein kann, dass vielmehr durch die Worte sanctus und venerabilis auf eine voraufgegangene kirchliche Canonisation hinweist.

uenerabilis Speis. Was zuerst das grammatische Verhältniss dieser Worte anlangt, so stehen dieselben offenbar im Genitiv, der von

1) Ambrosii opp. t. II. p. 2. p. 469. Rede auf die Depositio S. Eusebii. Die Mauriner schreiben diese Rede dem h. Maximus zu.

2) Hist. eccles. gentis Angl. lib. 4. c. 14.

3) Soller S. J., praef. in martyrolog. Usuardi in act. SS. Bolland. t. V. Juni p. 36. N. 133.

4) De Rossi, inscript. lat. I. N. 367.

depositio abhängt; sanctę memorię dagegen hängt als prädicativer Genitiv von venerabilis Speis ab.

Die Namensform Speis muss nach den vorhergehenden Mittheilungen auffällig erscheinen; denn er selbst nennt sich in seiner Grabschrift auf den h. Martyrer Vitalis ausdrücklich Spes. Auch ist der Name zu Spoleto, wie die Zeugnisse der verschiedenen Jahrhunderte nachweisen, stets Spes ausgesprochen und geschrieben worden. Dafür ist das Zeugniss in der vita s. Fortunati (c. 700) bereits mitgetheilt worden; ein anderes aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, welches ein dreibändiges Lectionarium MS. der Domkirche zu Spoleto bietet, lautet also: in beatorum ecclesica apostolorum Spes insignis est repertus episcopus, mirifico reconditus calatho, qui post sui corporis inventionem diversis inclaruit signis. In der oben erwähnten Muralinschrift aus dem 16. Jahrhundert, die sich gegenüber dem Steinsarg des h. Vitalis in der Kirche Terzo della Pieve befindet, heisst der Name im Genitiv Spei, im Ablativ Spe, was den Nominativ Spes voraussetzt. So steht die Namensform Speis auf seinem eigenen Grabmal vereinzelt da. Nach meiner Ansicht ist dieselbe als archaistische Aussprache zu erklären, wie z. B. deiva für diva, deicito für dicito, eidus für idus, leibertus für libertus. Derartige Beispiele sind in römischen Inschriften, namentlich der späteren Zeit, nicht selten [1]).

die VIIII Kal. Decb. d. i. 23. November. Noch heute gilt dieser Tag in der Spoletanischen Diözese als der Todestag des h. Spes und wird in officio et Missa gefeiert. So berichten Campello, Ughello und Jacobilli, letzterer in seinen fasti dell' Umbria. Demnach irrt das deutsche Martyrologium von Müller, in welchem das Fest auf den 23. October notirt ist [2]).

in sacerdotio. Das Wort sacerdos wurde in altchristlicher Zeit sowohl zur Bezeichnung eines Bischofs als eines Priesters gebraucht, und zwar vermöge des vornehmsten Theiles ihrer Amtsverrichtungen, der Darbringung des h. Opfers, den beide gemein haben.

VIII. Alter der Aachener Inschrifttafel. Nachdem wir nun die beiden Inschriften, welche die Eingangs dieser Schrift erwähnte Pergamenttafel enthält, nach ihrer historisch-archäologischen Seite erörtert haben, erübrigt zum Schlusse die Frage, wann ist die Tafel geschrieben worden und woher stammt sie?

---

1) Gruter, inscript. lat. I, 88[14], 206[2], 307[8] etc.

2) Allgemeines Martyrologium, von Adalbert Müller. Regensburg 1860.

Um die erste Frage mit hinreichender Sicherheit zu entscheiden, bieten uns die gründlichen Arbeiten von Mabillon, Letronne, von Kopp und Sickel die nöthigen Anhaltspunkte. Nach diesen Werken, die zur Vergleichung der verschiedenen Gattungen lateinischer Schrift eine Anzahl correcter und werthvoller Schriftproben enthalten, sind unsere Inschriften in der karolingischen Minuskel geschrieben, d. h. in der merowingischen Schrift, die in karolingischer Zeit in mancher Beziehung reformirt worden ist. Wattenbach[1]) erklärt diese Schrift für zu eigenthümlich, als dass sie nicht auf einen bestimmten Ausgangspunkt zurückgeführt werden könnte, und dieser kann nach seiner Meinung kein anderer sein als Alcuins berühmte Schule im Martinskloster zu Tours. Da aber die erwähnten Schriftproben, die von Kopp[2]) nach karolingischen Urkunden der Jahre 753 bis 820 angefertigt hat, eine unseren Inschriften frappant ähnliche Schrift zeigen, so ist diese Ansicht nach meiner Meinung wohl nicht haltbar; denn Alcuin stand jener Schule vom Jahre 796 bis 804 vor. Hierzu kommt noch ein zweites Argument, welches für ein höheres Alter der karolingischen Minuskel spricht. Die Herausgeber der Liturgia sacra, Marzohl und Schneller, haben im vierten Bande ihres Werkes ein kostbares Martyrologium des alten Benedictinerstifts Rheinau, das sie auf Grund gewichtiger Indizien in's achte Jahrhundert versetzen, veröffentlicht[3]). Dieselbe Handschrift aber, welche dieses Martyrologium enthält[4]), birgt noch einen zweiten Schatz in sich, nämlich ein Sacramentarium aus jener Zeit, eine Mischung von Gelasianismus und Gregorianismus. Auf S. 131 ist ad ceream benedicendam in Sabbatho sancto folgendes Gebet vorgeschrieben: et pro clementissimo rege N. coniugeque eius ac filiis cunctoque exercitu Francorum quiete temporum concessa etc. — ein Beweis, dass dieser Codex vor Herstellung des abendländischen Kaiserthums angefertigt ist. Wahrscheinlich ist dieses jenes berühmte Gebet, welches die Bischöfe auf der Synode von Düren 779 für den König, seine Familie und das königliche Heer verordnet haben[5]). Das-

1) Anleitung zur lateinischen Paläographie. Leipz. 1872. S. 20.

2) Vgl. Sickels Werk über die Urkunden der Karolinger nebst den dazu gehörigen Schrifttafeln aus dem Nachlasse von U. F. von Kopp. Wien 1871.

3) Liturgia sacra, oder Gebräuche und Alterthümer der kathol. Kirche Luzern 1841. 4 Th. S. 760.

4) Im Jahre 1839 wurde dieselbe auf Rheinau noch aufbewahrt; wo sie jetzt beruht, ist mir unbekannt.

5) Pertz Monum. G. leg. I, 39: Qualiter pro rege et exercitu eius hac instanti tribulatione a fidelibus in orationibus et elemosynis Deo supplicandum sit. Vgl. auch Waitz, Verfassungsgeschichte III, 226 ff.

selbe hatte zum Zweck, in jener bedrängnissvollen Zeit, wo Spanien, Sachsen und Pannonien sich gegen Karl erhoben, die Gnade und Hülfe des Himmels für Karl's Sache herabzuflehen. Mit diesem Gebet stimmt hinsichtlich der Schrift ein breviarium apostolorum überein, welches die Handschrift enthält und wovon die Herausgeber eine Schriftprobe mittheilen; dieselbe ist dem Werke l. c. S. 760 beigefügt. Diese Schrifttafel nun trägt, wie Jeder auf den ersten Blick erkennt, denselben Schriftcharacter, wie unsere Inschrifttafel; es finden sich nur wenige und unbedeutende Verschiedenheiten in den Nuancen der Buchstaben. Dadurch ergibt sich aber die Folgerung von selbst, dass auch die Inschrifttafel vor dem Jahre 796 geschrieben sein muss. Noch näher werden wir dem wirklichen Abfassungsjahr derselben auf die Spur kommen, wenn wir die zweite Frage, welche den Ort der Abfassung betrifft, beantworten.

Wir wissen bereits aus dem Werke von Ferdinando Ughello, dass der h. Spes Bischof von Spoleto gewesen, und unsere Untersuchung hat ergeben, dass derselbe c. 400 gestorben sei. Ist aber dieses der Fall, dann weist die Inschrifttafel durch die Worte: Accipite, Sancti, vobis venerabile dignumque minestrium etc. deutlich darauf hin, dass sie zu Spoleto, vielleicht vom dortigen Bischofe selbst, geschrieben sei; denn dieselbe gehört zu den Gebeinen des h. Spes, ihr Inhalt, sofern er den Heiligen betrifft, ist eine wörtliche Reproduction der Grabschrift desselben auf dem ursprünglichen Sarcophage in Spoleto; auch documentirt sie durch das Wort accipite, dass sie bei Uebergabe der heiligen Gebeine mit übergeben worden sei. Vielleicht aber die treffendste Illustration zu dem Gesagten bieten die Jahrbücher Einharts[1]). Derselbe erzählt nämlich, als König Karl im Frühlinge des Jahres 779 zu Compendium (Compiegne) gewesen und von da auf seiner Heimreise nach Austrasien bis zu seinem Hofgute Virciniacum (Vercy bei Rheims) gekommen war, da sei der Herzog Hiltibrand von Spoleto[2]) vor ihm

1) Annal. Einharti ad a. 779.

2) Nach dem Sturze des Longobarden-Königs Desiderius hatten mehre Städte desselben, z. B. Spoleto, Reate u. a. den Pabst ausschliesslich als ihren Herrn und Beherrscher anerkannt, ihm Treue geschworen und sich in der Person des erwähnten Hiltibrand einen Herzog erwählt, der vom Pabste bestätigt wurde. (Anastas. lib. pontif. vita Hadriani ed. Vignoli II. p. 185.) Karl hiess diese Anordnung bei seiner Anwesenheit in Italien im Jahre 776 gut. Nachdem derselbe aber ins Frankenland zurückgekehrt war, entzog sich Hiltibrand der Päbstlichen Oberherrschaft und zwar in offener Auflehnung gegen dieselbe. Es bildete

erschienen und habe ihm grosse Geschenke gebracht. Welcher Art diese Geschenke gewesen, wird nicht gesagt. Da aber in jener Zeit hl. Reliquien allgemein zu den kostbarsten Geschenken gerechnet wurden und namentlich Karl der Gr. dieselben vorzüglich liebte, so dass die Herrscher von Byzanz und der Patriarch von Jerusalem durch solche die Gunst und das Wohlwollen desselben zu erlangen suchten, so ist es wohl annehmbar, dass der erwähnte Herzog, dem die Gunst des fränkischen Königs bezüglich seines Herzogthums eine Existenzfrage war, demselben bei dieser Gelegenheit jene Reliquien geschenkt habe, welche die in Rede stehende Pergamenttafel beschreibt. Letztere diente in diesem Falle zweifelsohne als schriftliches Document für die Echtheit derselben.

Hiernach fällt der Ursprung der Inschrifttafel ins Jahr 779, was mit dem vorhin Gesagten vortrefflich übereinstimmt.

Aachen, den 10. September 1877

Canonicus Dr. Kessel.

---

sich nämlich unter den Herzogen von Friaul, Benevent, Chiusi u. a. eine Verschwörung und nach den Briefen Hadrian's zu urtheilen, gehörte auch Hiltibrand zu den Verschworenen. Die Verschwörung aber hatte nichts Geringeres zum Zweck, als den Pabst gefangen zu nehmen und den Thron der Longobarden wieder herzustellen; zum künftigen Könige war Adalgis, der Sohn des gestürzten Disiderius, ausersehen. Der Pabst theilte die Sache sofort, nachdem er sie erfahren hatte, dem Könige Karl mit und bat ihn um schleunige Hülfe. Hiltibrand aber scheint das Gefährliche des Unternehmens rechtzeitig erkannt und sich von den Verschworenen zurückgezogen zu haben; denn als Karl noch im Winter des Jahres 776 mit einer auserlesenen Schaar (strenuissimum quemque secum ducens) nach Italien aufbrach und den Herzog von Friaul, Rotgaud, die Seele der Verschwörung, unschädlich machte, blieb Hiltibrand ungestraft in seinem Herzogthum Spoleto und wir hören auch nicht, dass er sich dem Kaiser, wie die andern Städte unterworfen habe. Dass er in Folge dessen vor seinen Feinden einen schwierigen Standpunkt haben mochte, ist erklärlich, und wir begreifen vollkommen, warum er noch im Jahre 789 so sehr bedroht war, sich der Gunst des fränkischen Königs zu versichern, indem er persönlich die weite Reise über die Alpen machte, um demselben »grosse Geschenke« zu bringen.

9. Der „Ring" des Doctor Ypocras.

Höchst anziehend in Wort und Schrift hat Kinkel uns den Quacksalber der Osterkomödie des 14. Jahrhunderts vorgeführt. Nur den Ring, welchen er auf der linken Brustseite an einem Griff in der Hand hält[1]), liess er unerklärt. Ich erlaubte mir, Kinkels Aufforderung in seinem Bonner Vortrag vom 9. Dec. 1876 nachkommend, meine Meinung dahin abzugeben, der Ring sei ein Vergrösserungsglas, dessen sich der salbenreibende Doctor zum Prüfen seiner Schminke bedient. Das steht fest, Vergrösserungsgläser (Loupen) werden beim Bereiten von Salben vielfach genannt. Die Pharmakopöen der Schweiz und Norwegens[2]) verlangen noch heute von der Grauen Quecksilbersalbe, dass eine Loupe kein unzerriebenes Kügelchen des Metalls in ihr dürfe erkennen lassen; » . . . . donec globuli Hydrargyri *armato oculo* cerni nequeant« . . sagt letztere auf S. 276. Und die Editio VII. der Preussischen Pharmakopöe von 1862 bestimmt von dem nämlichen Präparat auf p. 215 »Sit coloris . . . . hydrargyri globulis *oculo inermi* non distinguendis«, und von dem Emplastrum Hydrargyri auf p. 54 »*oculo nonarmato* globuli conspicui sint nulli«. Es sollte das offenbar die Apotheker gegen die hergebrachte Sitte der amtlichen Revisoren schützen, ihre Präparate mit der Loupe in der Hand zu beurtheilen. Die Deutsche Pharmacopöe vom Jahre 1872 hat diese Bestimmung sich angeeignet, was darauf hinweist, dass noch jetzt bei der Revision der Salben das Vergrösserungsglas in übereifrigem Gebrauch ist.

Wenn Ypocras von seiner Schminke sagt[3]) »ir ist nicht gelîche«, so musste die Verreibung des scharfkörnigen Zinnobers mit dem Fett eine höchst feine sein, damit nicht einzelne Stückchen von der Wange herab verrätherisch durchleuchteten. Zu vermuthen ist, dass die mittelalterlichen Quacksalber beim öffentlichen Anpreisen ihrer Waare den demonstrativen Gebrauch der Loupe gerade als Zugmittel in den Vordergrund stellten.

Der Einwurf dass man zur Zeit der »vollreifen Gothik des 14. Jahrhunderts« die Anwendung der Gläser zum deutlichern Sehen nicht

1) Diese Jahrb. 1877. LX. Taf. V. Fig. 2., und S. 131.

2) Nach B. Hirsch, Die Prüfung der Arzneimittel, mit Rücksicht auf die wichtigsten europäischen Pharmacopöen. II. Berlin 1875. S. 1373. — Vgl. ferner ebenda I. S. 583.

3) Diese Jahrb. Heft LX. S. 126.

nte, wird zuerst beantwortet durch eine Stelle bei **Plinius**. Er reibt in Nat. Hist. lib. XXXVII. cap. V. (Ausg. Lugd. Bat. et Rotterd. 9): »Nero Princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo«. ige Zeilen vorher heisst es: »— plerumque et concavi (smaragdi), visum colligant .... Quorum vero corpus extensum est, eadem, specula, ratione supini imagines rerum reddunt«.

Eine gute Ueberschau dieses Gegenstandes gibt anknüpfend an Notiz des **Plinius** neuerlichst **Aug. Hirsch** in seiner Geschichte Ophthalmologie[1]). Im Mittelalter, sagt er, wurden für diesen Zweck h andere durchsichtige Steine (berilli) und Glas in Gebrauch ge-en, die Erfindung des dann später mit dem Namen Berilli = Brillen eichneten Instrumentes fällt höchst wahrscheinlich in das Ende des 13. rhunderts; in dem Wörterbuch der Academia della crusca heisst es bei Worte »occhiale«, dass Bruder **Jordan da Rivalto**, der 1311 Pisa gestorben, in einer im Jahre 1305 abgefassten Sammlung von digten seinen Zuhörern mittheilt, es sei noch nicht 20 Jahre her, Augengläser (occhiale) erfunden wären; und in einem im Besitze **Redi** gewesenen Manuscripte »Governo della famiglia di Scandro Pipozzo« vom Jahre 1299 findet sich folgende Stelle: »mi truovo è gravoso di anni, che non avei valenza die leggere e scrivere senza ri appellati *okiali* truovati novellamente per la commodità delli eri veki quando affiabolano del vedere«.

Ueber den Erfinder selbst herrscht übrigens Dunkel. Wie **Volk-nn**[2]) in seinen Nachrichten von Italien mittheilt, trägt der Grab-n eines im Jahre 1317 verstorbenen Florentiners **Salvinus Ar-tus** folgende Inschrift: »Qui giace Salvino Degli Armati — inven-degli occhiali;« von Andern wird **Alessandro Della Spina**, digermönch in Pisa, wo er im Jahre 1313 starb, als Erfinder der llen bezeichnet, von einzelnen Seiten allerdings mit dem Bemerken, s er bei Jemand, der aus dem Instrumente ein Geheimniss machte, Brille gesehen und nun durch eigenes Nachdenken auf die Con-ction derselben gekommen sei, Brillen angefertigt und an viele ite vertheilt habe. Im Anfang des 14. Jahrhunderts scheint der rauch der Brillen bereits ganz allgemein bekannt gewesen sein; früheste Nachricht hierüber findet sich bei **Gordon**, der im ersten

---

1) In **A. Gräfe** und **Th. Sämisch**, Handb. der ges. Augenheilkunde. VII. r. S. 309.

2) Th. I. S. 542.

Decennium des 14. Säc. in Montpellier als Professor der Medicin thätig war; bei Empfehlung eines Collyriums gegen Sehschwäche[1]) fügt er hinzu: »est tantae virtutis quod decrepitum faceret legere literas minutas sine ocularibus«, und sein Zeitgenosse Guido bemerkt[2]) bei Empfehlung verschiedener Collyrien gegen debilitas oculorum, »et si ista non valent, ad ocularios vitri aut berillorum est recurrendum«.

Alles das setzt einige Fertigkeit auch im Schleifen der Gläser und Steine voraus, und der Künstler aus dem 14. Jahrhundert war demnach gewiss in der Lage, seinen Ypocras mit der Handbrille, die dessen Gewerbe entsprach, zu versehen.

Bonn, im December 1877. C. Binz.

---

1) Lilium medic. Part. III. cap. 5. Lugd. 1574. S. 284.

2) Chirurgia magna. Tract. vi. Lugd. 1572. S. 385.

II. Litteratur.

1. Giancarlo Conestabile, Di un Anello Etrusco in argento della collezione Strozzi in Firenze; Auszug aus den „Memoire della R. Accademia dei Lincei, CCLXXIV". Roma 1877.

Wenn wir mit obigem, kaum 9 Seiten umfassenden Schriftchen unsere Besprechung der neu erschienenen Litteratur der klassischen Archäologie eröffnen, so erfüllen wir damit zugleich eine Pflicht dankbarer Erinnerung an den erst in vorigem Jahre dahingegangenen Verfasser, der nicht nur wie kaum ein zweiter seiner Landsleute auf dem Gebiete des etruskischen Alterthums thätig und bewandert war, sondern auch als langjähriges Mitglied unseres Vereins bewiesen hat, wie sehr er den Zusammenhang mit den deutschen Archäologen zu schätzen wusste. — Wer die Zustände, in welchen die klassische Archäologie in Italien befangen ist, kennt und weiss, mit welchen Schwierigkeiten ihre Vertreter gegenüber der materiellen Richtung der Geister zu kämpfen haben, der wird seine Achtung den Männern um so weniger versagen, welche unbeirrt ihrem Forschungstriebe nachgingen und von dem Bewusstsein durchdrungen waren, dass auch das kleinste Fragment der antiken Kunstproducte fähig sei, ganze Gebiete des Alterthums aufzuhellen, wofern es nur selbst erst in das klare Licht einer methodischen und erschöpfenden Untersuchung gerückt sei. Die letzte Arbeit Conestabiles bietet einen sprechenden Beleg für diese Gesinnung.

Vor etwa 40 Jahren tauchte in Italien im Besitze eines venezianischen Kaufmannes ein silberner Fingerring (abgebildet S. 3) von 0,022 m. Durchmesser und 50 gr. Gewicht auf, welchen der Marchese Strozzi in Florenz alsbald erwarb. Der Ring trägt in der Mitte einen Carneol und in denselben eingeschnitten das Bildniss des Sonnengottes, mit erhobenen Händen auf einer Quadriga stehend (e. f.), deren Pferde bei aller Rohheit der Darstellung als in vollem Galopp dahinsprengend dargestellt sind. Die Innen-

pferde wenden in der bekannten typischen Weise die Köpfe nach innen. R. von dieser Darstellung befindet sich in alterthümlichen etruskischen Buchstaben die von Conestabile als LVCMEV (linksläufig) gelesene Inschrift und l. davon eine zweite VALISIC ebenfalls linksläufig geschriebene, deren Lesung jedoch erst bei einer horizontalen Drehung des Ringes möglich wird, so dass auf diese Weise der linksläufige Charakter der Schrift auf das entschiedenste gewahrt ist. In dem ersteren der beiden Namen erblickt der Verfasser die vielleicht nordetruskische Form — dass der Ursprung des Ringes wirklich Norditalien sei, erscheint durch seine Provenienz als gesichert — des bekannten LVCVMV, eines Wortes, das nicht nur als Vorname (vgl. das lat. LVCius) überaus gewöhnlich auf etruskischen Denkmälern ist, sondern auch auf das engste durch die Wurzel LVC (leuchten) mit dem für die höchste etruskische Obrigkeit üblichen lateinischen Namen des Lucumones zusammenhängt. Hieran knüpft nun der Verfasser eine interessante Bemerkung. Er behauptet, dass in der bildlichen Darstellung des Sonnengottes (als des „Leuchtenden“) gleichsam die figürliche Uebersetzung des dabei stehenden Wortes LVCMEV enthalten sei, der Ring daher das Abzeichen eines Lucumonen gewesen sein müsse, und die Bedeutung des Wortes durch die bildliche Darstellung sicher gestellt werde. Diese Vermuthung hat etwas sehr ansprechendes. Weniger allgemeinen Beifall wird vielleicht die Erklärung des zweiten Wortes „Valisic“ finden, das der Verf. nicht als Familiennamen sondern als Ortsbezeichnung aufzufassen geneigt ist. Indem er nämlich von der Behauptung ausgeht, dass nach der Invasion der Kelten sich in Norditalien auch keltische Einflüsse neben der etruskischen Kultur geltend gemacht haben müssen, erkennt er in der Endung -ic des Wortes das keltische -iacus oder -acus (vgl. Divitiacus, Caratacus, Dumnacus, Segontiaci) entsprechend dem mitteletruskischen -ch, -c (vgl. Rumach = Romanus, Velznach = Volsiniensis, Cusnach = Cosanus) wieder und meint, dass in dem Valisic des Lucumonenringes die Bezeichnung eines Ortes, den man vielleicht in Gallia Transpadana aufzusuchen habe, stecke. — Man sieht leicht ein, dass der ganze geistreiche Erklärungsversuch mit der Lesung steht und fällt, und es ist daher von Wichtigkeit, dass Conestabile im Stande ist, den Einwurf Fabretti's, die Inschrift müsse vielmehr ŁIKMEV VALISK gelesen werden, wie uns scheint, mit triftigen Gründen zurückzuweisen und an seiner Lesung festzuhalten. Am Schlusse seiner Abhandlung theilt der umsichtige Verf. auch die Ansicht Gamurrini's mit, dessen übrigens für die Deutung unwichtige Lesung LVCMES VALISIC entschieden falsch ist, der aber doch in seiner Auffassung des VALISIC mit Conestabile übereinstimmt und in dem er-

ten Theile des Wortes sogar das lat. „vallis", welches nachweislich (Faretti, C. J. I, I, V) auch im 7. Jahrhundert in Italien „valis" gechrieben wurde, wiedererkennen will.

---

2. Ad. Michaelis, Die Bildnisse des Thukydides. Festschrift der Universität Strassburg zur vierten Säcularfeier der Universität Tübingen. Strassb. 1877. Mit 2 Tafeln und 2 Holzschnitten.

Bei der Dürftigkeit des wirklich kritisch bearbeiteten Materials der ntiken Ikonographie ist jeder neue Beitrag dazu sehr willkommen, doppelt rillkommen, wenn er aus so umsichtiger und gewissenhafter Hand wie die Michaelis' dargereicht wird. Ein sicher beglaubigtes Abbild des grössten riechischen Historikers war bis jetzt ein frommer Wunsch gewesen, denn ie inschriftlich dem Thukydides zugesprochene Neapler Doppelherme, eren andere Hälfte den Kopf des Herodotos aufweist, hat sich keiner beonderen Beachtung erfreuen dürfen, einmal, weil die Aechtheit der Inchrift angefochten worden ist und ferner weil der Kunstwerth des Portraits berhaupt nicht allzu hoch anzuschlagen war. Das gegen die Inschrift erobene Bedenken weist Michaelis wie uns scheint mit vollstem Rechte urück. Aus der Verschreibung zweier Buchstaben (bei dem Namen des lerodot) folgt noch keine Unächtheit. Unsere modernen Urkunden in chrift und Stein — man vergleiche z. B. die Inschriften unserer Grabsteine — überragen die antiken an Genauigkeit wahrlich nicht allzu sehr. Entscheidend übrigens für die Aechtheit der Inschrift ist vor allem der aläographische Charakter des K. Die Doppelbüste selbst lässt sich mit iniger Wahrscheinlichkeit bis in den zwischen den Jahren 1570—1598 egenden Zeitraum, in welchem sie Fulvio Orsini erworben haben wird, zuückverfolgen. Was darüber hinausliegt, entzieht sich jeder Controle, und wenn er Herr Verf. die Umgegend Tivoli's als Proveniens der Büste wahrscheinch zu machen sucht, so kann seine Deduction doch nicht als mehr denn ein ankenswerther Beitrag zur Museographie gelten. Uebrigens ist die ganze 'rage nach der Herkunft der Neapler Büste nicht von sonderlichem Belang. lauptsache ist, dass wir in der von Michaelis entdeckten, in Italien errorbenen englischen Büste des Schlosses Holkham (Grafsch. Norfolk), eine reit bessere Wiederholung des Neapler Thukydidesexemplares besitzen. Michaelis war so glücklich, die Gypsabgüsse beider Exemplare mit einnder vergleichen zu können, und so darf seine Entdeckung wohl nicht anezweifelt werden. Die Darlegung des Verhältnisses, in welchem beide Büsten zu einander stehen, besonders aber der stilistischen Eigenthümlich-

keit des euglischen Exemplars, bildet dann den zweiten Haupttheil der Abhandlung, die auch kunstgeschichtlich zu mancherlei anregenden Bemerkungen Veranlassung bot. Indem der Verfasser den Charakter der „Fantasieportraits“ der hellenistischen Epoche analysirt, Portraits, in denen sich „malerischer Effect und ein naturalistischer Sinn für die täuschende Darstellung alles Aeusserlichen“ vereinigen [1]), indem er ferner den stilistischen Gegensatz des älteren, strengeren und sich mehr auf das wesentlichste beschränkenden Portraits von den Bildnissen des Perikles an bis zu denen des Euripides hervorhebt, kommt er dazu, der Thukydidesherme den Platz am Schlusse jener älteren Reihe anzuweisen. Damit würde die Büste nicht nur zeitlich der Lebenszeit des Geschichtschreibers nahegerückt, sondern auch die Möglichkeit gegeben sein, dass in ihr eine wirkliche Tradition von dem Aeusseren des Mannes sich erhalten habe. Dass das von Michaelis angezogene Citat des Marcellinus dazu nicht gerade einen Beleg bildet, darüber darf man sich trösten, so lange überhaupt ein klarer Sinn in die betreffenden Worte nicht gebracht werden kann. Speciell in dem englischen Exemplare will Michaelis den Charakter eines Bronzeoriginals erblicken, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Büste wirklich auf das eherne Standbild des Thukydides, welches später nach dem Zeuxippos von Konstantinopel verschleppt war, zurückgeht. Der Hr. Verfasser ist vorsichtig genug, diesen zweifelhaften Punkt eben nur leise anzudeuten, aber das können wir ihm zugestehen: „ein Zusammenhang zwischen der erhaltenen Büste und jener Statue ist immerhin möglich“.

---

3. H. Brunn. Die Sculpturen von Olympia. München 1877.

So mancherlei auch in Tagesblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften über die Funde in Olympia geschrieben worden ist, sind wir doch bei den historischen Erörterungen und Reconstructionsversuchen der Giebelgruppen zu einer aesthetischen Würdigung des gesammten Fundstoffes noch nicht gekommen. Der Hr. Verf. obiger Schrift ist eigentlich der erste, welcher mit gewohnter Meisterschaft eine eingehende künstlerische Analyse der neuen Olympischen Monumente vornimmt. Nach seinen Auseinandersetzungen über „Paionios und die nordgriechische Kunst“ durfte man die Resultate seiner neuesten Untersuchung fast voraussehen. Was dort nur mehr andeutend ausgesprochen werden konnte, scheint sich ihm jetzt vor den neu

---

1) Zum Belege dafür mag auch auf die in der Arch. Ztg. XXXV, Taf. 9 bekannt gemachte und als Portrait des Königs Pyrrhos in Anspruch genommene Büste hingewiesen werden (vgl. ebendas. S. 74).

entdeckten Werken selbst zu zweifelloser Gewissheit zu gestalten. Indem er die Figuren des Ostgiebels stilistisch auf das schärfste analysirt, kömmt er dazu, den „Mangel specifisch plastischer Gesetzmässigkeit" die „Natürlichkeit", das „bewuste Streben des Künstlers, den malerischen Gesichtspunkten vollkommen gerecht zu werden" als das wesentliche Merkmal ihrer künstlerischen Seite aufzustellen. Dasselbe Prinzip wird dann auch bei den älteren Metopen und sogar der Nike als massgebend bei ihrer Gestaltung nachgewiesen, die scheinbare Abweichung davon aber bei der Siegesgöttin mit der nothwendigen stilistischen Differenz zwischen Relief und freistehenden Figuren entschuldigt. Ganz consequent ist es demnach auch, wenn die stilistisch diesen Werken diametral entgegengesetzte Atlasmetope dem Paionios abgesprochen und als ein „Meisterstück peloponnesischer Sculptur, das schönste, welches wir bis jetzt aus der Zeit vor Polyklet besitzen", bezeichnet wird. Für unsere geistige Aneignung der Kunstwerke ist vielleicht nichts so fördernd und fruchtbar, als eine derartige künstlerische Analyse, die historischen Schlüsse jedoch, welche der Herr Verf. daraus zieht, vermögen wir wenigstens nicht zu acceptiren. Wo kämen wir hin, wenn wir aus der stilistischen Differenz eines „Sposalizio" des Rafael und der „Vision des Ezechiel" — da der Herr Verf. gerade diese Werke erwähnt — einen Schluss auf die Lebenszeit des Künstlers machen wollten? Der Hr. Verf. will den Paionios zu einem Vorgänger des Pheidias machen, aber dieser Schluss würde doch nur dann volle Beweiskraft haben, wenn, was bis jetzt nicht der Fall zu sein scheint, die historische Untersuchung zu demselben Resultate führte. Dürfen wir aussprechen, wie uns das Verhältniss des Paionios zu Pheidias erscheint, so wäre es etwa dies, dass wir jenen mit Giulio Romano, diesen mit Rafael vergleichen. Warum sollte es nicht möglich sein, dass der Schüler einen Zug des Meisters aufgegriffen und einseitig entwickelt habe? Doch wie dem auch sei, in der Beurtheilung der stilistisch so neuen und unerwarteten Thatsachen, wie sie die in Olympia gefundenen Bildwerke zur Diskussion gebracht haben, wird auch die Schrift des Hrn. Verf.'s wesentlich zur Klärung der Frage beitragen.

---

4. L. Urlichs, Bemerkungen über den olympischen Tempel und seine Bildwerke. Neuntes Programm zur Stiftungsfeier des v. Wagner'schen Kunstinstituts. Würzb. 1877. Mit 1 Tafel.

Vorliegende Schrift behandelt in drei Abschnitten die Zeit der Erbauung des Tempels, Paionios und die Nikeinschrift und endlich die neuentdeckten Bildwerke selbst. Das Resultat der Untersuchung über die beiden ersten Punkte lässt sich kurz dahin zusammen fassen: 1. Der

olympische Tempel ist nicht, wie O. Müller und Bursian behaupteten, nach Ol. 50 oder 52 begonnen, so dass seine Bauzeit mindestens 100 Jahre in Anspruch genommen haben würde, sondern war erst i. J. 470 in Folge eines von den Eleern errungenen Sieges in Angriff genommen und nach einer Bauzeit von höchstens 24 Jahren etwa und 445 vollendet worden. 2. Als Veranlassung für die Messenier und Naupaktier dem olympischen Gotte eine Nike zu weihen, hält der Verf. die Betheiligung derselben bei der Eroberung von Sphakteria oder vielmehr die daran sich schliessende Bedrängniss der Spartaner im eigenen Lande fest. Die Dedikation des Denkmals fällt demnach in die Jahre 422—420, und mit diesem Zeitpunkt findet der Verf. nicht nur die s. gen. Nacheuklideische Form einiger Buchstaben der Inschrift vereinbar, sondern auch den Stil der Nike selbst, welcher in der schwungvollen Bewegung ein Motiv derjenigen Richtung zeigt, die von Skopas weiter ausgebildet ist. Für jene Zeitbestimmung hat sich inzwischen nicht nur Michaelis entschieden (Arch. Zeit. XXXIV, 170), sondern dieselbe ist auch wie uns scheint durch Schubrings eingehende Untersuchung (Arch. Zeit. XXXV 59—63) ausser Zweifel gestellt, und damit endlich ein sicherer Masstab für die Abschätzung der Werke des Paionios gewonnnen. Die Deutung der ἀκρωτήρια dagegen als „fastigium" resp. „Figuren des Ostgiebels" wird der Verf. wohl aufgeben müssen; die sprachlichen Gründe dafür sind nicht nur von Michaelis (a. a. O.), sondern nachträglich auch von Schubring (a. a. O. S. 64 f.) dargelegt worden. — Nach der Fixirung dieser Zeitverhältnisse wendet sich der Verf. zur Betrachtung der Bildwerke. Während das Urtheil über den Stil der Giebelfiguren sehr zurückhaltend ausgefallen ist, erscheint die Charakterisirung der Nike um so treffender: „Der Stil des Werkes ist originell, dem der Niobidin des Museo Chiaramonti wie den Gewandstatuen des Parthenon ähnlich." Der Felsen, auf den die Göttin herabschwebt, wird sinnig als der Kronionhügel gedeutet, was durch die erkennbaren Spuren des Adlers unterstützt wird. Der Meisterschaft, welche diese Arbeit auszeichnet, stehen die Giebelfiguren nicht unbeträchtlich nach: „sie machen einen gefälligen, aber keinen idealen Eindruck". In der Erfindung leuchten hie und da die Vorbilder der Giebelfiguren des Parthenon durch; unverkennbar sind sie vor allem bei den gelagerten Flussgöttern der Ecke. Bei dem Reconstructionsversuch ihrer Gruppirung weicht der Verfasser mehrfach von den Angaben des Pausanias ab. Dass der sitzende Greis (Fig. 6. der Hilfstafel), den auch Treu (Arch. Zeit. XXXIV zu Taf. 13) als Hippokom bezeichnet, ein Hellanodike sei, möchten wir doch bezweifeln, da die sorglose Stellung des Alten mit der Würde eines Hellanodiken uns nicht recht vereinbar er-

scheint. Ansprechender dünkt uns die Erklärung der jüngeren, mit untergelegtem Beine hockenden Figur E (bei Treu O „Hippokom") als Myrtilos, „welcher trüben Sinnes nach dem Kladeos hinschaute, wo seine Fahrt ihren Anfang nehmen sollte, von dem Heros und seinem Gespann abgewendet, welche er verrieth". Aber womit hat sich der Herr Verf. gedacht, den so entstehenden leeren Raum über dem sogenannten Myrtilos ausfüllen zu können?

---

5. R. Kekulé, Griechische Thonfiguren aus Tanagra, im Auftrage des Kais. D. Arch. Instituts herausgegeben. Stuttg. 1878.

Der erläuternde Text des Hrn. Verf.'s gibt uns nach einer kurzen geographischen und historischen Einleitung zunächst an der Hand des Pseudodikäiarch wie des Pausanias vorgehend eine Schilderung von dem alten und neuen Tanagra; wir hören von der Sittenreinheit seiner Bewohner, der äusseren Erscheinung der Böoterinnen, sowie der Tempel und Kunstwerke der kleinen Landstadt, für welche die Entdeckung der aus mehreren Tausenden von Gräbern bestehenden Stätte besonders seit dem Winter 1875 plötzlich ein, wie man weiss, ausserordentlich reges Interesse hervorgerufen hat. Diese Gräber fanden sich theils in den thonigen Boden eingegraben, theils in den Felsen eingehauen, oft waren sie dachartig durch Thonplatten zugedeckt. Ihr Inhalt bestand, abgesehen von den besonders zahlreichen und schönen Terracotten, meist aus Vasen, Lampen, Gläsern, Muscheln, Schmucksachen und verschiedenen Geräthen aller Art, also Gegenständen, wie sie auch in andern Gräbern gefunden werden. Auffällig war, dass die neben den schönen Terracotten gefundenen Vasen, soweit aus den durch die athenische archäologische Gesellschaft festgestellten wissenschaftlichen Resultaten der Ausgrabungen zu ersehen ist, nur schwarz oder schmucklos waren. Die Terracotten selbst bieten eine stofflich ungemein reiche Auswahl von Darstellungen dar, unter denen natürlich die genrehaften die mythologischen bei weitem überwiegen. Stilistisch zeigen sie, wenn man absieht von einer Reihe sitzender Frauenbilder von alterthümlichem Gepräge, nicht eben sonderliche Unterschiede, so dass der Hr. Verf. geneigt ist, ihnen allen einen kunstgeschichtlichen Platz zwischen dem 3. und 4. Jahrhundert anzuweisen.

Die Abbildungen, denen besonders eine Anzahl mehr oder weniger genrehafter Mädchenfiguren zu Grunde gelegt ist, dürfen in jeder Beziehung als Muster eleganter und sorgfältiger Publikationen gelten. Unklar ist uns dabei nur der Ansatz geblieben, welcher sich an dem Kopfe des Ball schlagenden Eroten auf Tafel IV befindet; auch der Text gibt darüber keine Auskunft.

---

6. H. Heydemann: „Die Knöchelspielerin im Palazzo Colonna zu Rom.“ Zweites Hallisches Winkelmannsprogramm. Halle 1877. M. 2 Taf. u. 2 Holzschn.

Die kleine Marmorfigur des *ἀστραγαλίζουσα* des Palazzo Colonna, die bisher mit Unrecht mit den übrigen erhaltenen Darstellungen von Knöchelspielerinnen zusammengeworfen wurde, erhält durch die vorliegende Untersuchung zum ersten Mal ihren besondern Platz in der Kunstgeschichte angewiesen. Indem der Hr. Verf das Knöchelspiel der Alten in seinen verschiedenen Abarten untersucht, stellt sich heraus, dass sich dasselbe nicht nur der grössten Beliebtheit zu erfreuen hatte, sondern in der Dichtung wie bildenden Kunst geradezu zu einem „Symbol kindlichen Leichtsinnes und der sorglosen glücklichen Jugendlichkeit überhaupt“ geworden ist.

Darstellungen des Knöchelspiels oder Andeutungen desselben finden sich daher auf den verschiedenartigsten Werken der Malerei wie in Rundwerken, auf Vasenbildern, Wandgemälden, einem Sarkophagrelief, Gemmen, Münzen, Terracotten und Marmorfiguren, von welchen letzteren jedoch leider keine einen Rückschluss auf das von Polyklet geschaffene klassische Vorbild der „Knöchelspielergruppe“ erlaubt. Sie gehören vielmehr alle der nach Alexandrinischen Epoche an. Aber auch der in mehreren Exemplaren erhaltene Typus einer Knöchelspielerin, der eben deswegen auf ein im Alterthume berühmtes Original zurückgehen muss, lässt sich zeitlich nur allgemein fixiren. Die ihm kunstgeschichtlich am nächsten stehende Figur soll nach des Hrn. Verf.'s Urtheil die zu Tyndaris gefundene, jetzt verschollene Neapler Figur sein, von der uns der kleine Holzschnitt auf S. 3 eine Anschauung giebt, und welche der Hr. Verf., dem Urtheile Gerhards und Panofka's folgend, in die Zeit des Praxiteles zu setzen geneigt ist; erst der hellenistischen Zeit sei das genrehafte Motiv hadernder Knöchelspieler zuzuweisen und in diese Kategorie müsse auch die auf Taf. I zum ersten Male publicirte Figur des Palazzo Colonna gehören. — Es fällt auf, dass der Hr. Verf. die so nahe liegenden Parallele mit dem neugefundenen marmornen Dornauszieher (vgl. Monum. d. Inst. X, XXX) dabei nicht berücksichtigt hat. Hier wie dort zeigt sich das Bestreben, eine Erscheinung des alltäglichen Lebens so scharf wie möglich, auch unbekümmert um äussere Eleganz, zu individualisiren; daher bei beiden Figuren der bäurische Gesichtsausdruck, bei dem Mädchen die unschickliche, aber durchaus charakteristische Entblössung des rechten Beines, bei dem Knaben die gleichfalls gegen den Anstand verstossende, wenn auch für die Situation bezeichnende Lage des übergeschlagenen Beines (vgl. hierzu die trefflichen Bemerkungen von Robert über den Dornauszieher Annali d. Inst. arch.

1876, p. 124 ff.). Ist aber die Knöchelspielerin des Palazzo Colonna ein Product derselben Kunstrichtung wie der marmorne Dornauszieher, so liegt der Schluss nahe, dass die weniger individualisirten, daher auch weniger genrehaften, aber eleganteren Statuetten der Knöchelspielerinnen, nicht die Vorläuferinnen jener, sondern jünger sind. Was die verschollene Figur von Tyndaris betrifft, so reicht ihre Abbildung doch nicht hin, irgend einen Gegenbeweis gegen diese Annahme zu liefern. Die übrigen erhaltenen Figuren erklärt aber der Hr. Verf. selbst als Producte aus römischer Kaiserzeit.

Hamburg. Dr. Dütschke.

---

6. Localforschungen, die Kriege der Römer und Franken sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen sowie des späteren Mittelalters betreffend, von L. Hölzermann, Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. niederschlesischen Infanterie-Regimente Nr. 50. Nach dessen Tode herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Mit 2 Karten und 51 lithographirten Zeichnungen. Münster, Druck und Verlag von Friedrich Regensburg. 1878.

Der K. pr. Hauptmann Hölzermann, welcher in der Schlacht bei Wörth den Heldentod fand, hat in den Jahren 1867—70 im Gebiete der Lippe Localuntersuchungen, betreffend die römisch-germanischen und fränkisch-sächsischen Kriege, angestellt, und eine grosse Zahl alter Verschanzungen untersucht und aufgenommen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind aus dem Nachlasse des Verstorbenen mit namhafter Unterstützung Sr. Excellenz des Ministers der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Herrn Dr. Falk, von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens herausgegeben worden; auf 53 gut ausgeführten lithographischen Tafeln sind die trefflichen Hölzermann'schen Zeichnungen wiedergegeben und von einem erklärenden Texte begleitet. Da die Angaben des Verfassers über alte Befestigungen und die römisch-germanischen Kriege im Allgemeinen meist Auszüge aus dem bekannten Werke des Generals von Peucker „das deutsche Kriegswesen der Urzeiten" sind, so beschränken wir uns in der Besprechung auf diejenigen Resultate, welche aus den eigenen örtlichen Untersuchungen des Verf. hervorgegangen sind, nämlich die alten Grenzwehren, Strassen und Befestigungen.

Die Untersuchungen über die Grenzwehren sind, sowohl hinsichtlich des Laufes als der Construction, im Ganzen sehr dürftig: Der Verf. hat auf der linken Rheinseite nur einzelne Theile bei M.-Gladbach kennen gelernt, und auf der rechten bloss abgebrochene Stücke in den Umgebungen der Lippe untersucht: weder aus den Uebersichtskarten noch aus dem

Texte geht hervor, dass er auch nur eine einzige Landwehr bis zu ihrem Ende verfolgt hat. So dankbar nun jede auch noch so kleine Mittheilung über diese Anlagen, bei der noch immer anhaltenden Unthätigkeit in der Erforschung derselben, ist, so sehr müssen wir uns vor den aus einzelnen abgerissenen Thatsachen gezogenen Schlüssen oder ganz allgemein ohne Begründung hingestellten Behauptungen verwahren, wie sie der Verf. zuweilen mit grosser Bestimmtheit ausspricht. S. 68 z. B. heisst es: „Dieselben (die Landwehren der linken Rheinseite) durchschneiden die niederrheinische Ebene noch jetzt in meilenlangen geraden Linien, und zwar theils in der Richtung West—Ost, den Rhein mit der Maas verbindend, theils aber begleiten dieselben den Lauf des Rheines in ziemlich paralleler Richtung". Wenn es schon unzulässig ist, solche weitgreifende Aussprüche ohne jeden factischen Nachweis zu thun, dergleichen Behauptungen vielmehr nur die Schlussfolgerungen aus dem vorher detaillirt dargelegten Material sein können, so wollen wir anderseits nicht unerwähnt lassen, dass die von uns auf Grund langjähriger Forschungen in die Generalstabskarten eingetragenen Landwehren keineswegs gerade Linien, weder mit dem Rheine parallel noch darauf senkrecht, am wenigsten den Rhein mit der Maas verbindend, aufweisen, vielmehr in geschlossenem Laufe entweder vollständige Einschlüsse darstellen, oder, wo sie nur fragmentarisch untersucht sind, das Bestreben zeigen, solche Einschlüsse zu bilden. Die Landwehren nördlich der Lippe glaubt der Verf. zu dem Zwecke angelegt, einen Landstrich zwischen Hamm und Lippstadt zu befestigen (S. 71), wobei er freilich die von ihm aufgefunden Stücke nur so weit verfolgt hat, als es ihm zur Stütze einer solchen Meinung nöthig war. Die übrigen dort vorhandenen Landwehren bleiben unerklärt, dagegen ist der Verf. geneigt, die südwärts der Lippe vorhandene sogen. Königslandwehr mit dem römischen Marschlager, der sogen. Bumannsburg, in Beziehung zu setzen (S. 62). Wir haben auch hier wieder den bedenklichen Fall, dass aus unvollkommen erforschten Thatsachen allgemeine Schlüsse gezogen werden, die für eine richtige Auffassung nur nachtheilig wirken können: die von uns in die Generalstabskarten gezeichneten Landwehren an der Lippe laufen bald dem Flusse parallel, bald unter verschiedenen Winkeln auf denselben zu, und letztere überschreiten öfter den Fluss, um sich mit den landeinwärts vorkommenden Armen zu verbinden, ganz so wie es allerwärts in meilenweit von der Lippe entlegenen Gegenden der Fall ist. Demnach kann den Landwehren an der Lippe, da sie sich weder in ihrem Laufe noch der Construction von den übrigen unterscheiden, ein besonderer Zweck nicht beigemessen werden. Ueber die **Bestimmung** der linksrheinischen Grenzwehren können wir uns, soweit

unsere Untersuchungen bis jetzt reichen, mit dem Verf. im Allgemeinen einverstanden erklären, wenn er (S. 68) sagt: „Obgleich diese Linien (die Landwehren) augenblicklich hier und da (gewöhnlich nur) theilweise als Grenzen benutzt werden, sind dieselben im Ganzen doch derartig angelegt, dass sie nicht als ursprünglich zu Landes- oder Bezirksgrenzen bestimmt betrachtet werden können; vielmehr geht aus der überall gleichartigen Construction und ausserordentlichen Verbreitung derselben unzweifelhaft hervor, dass sie nach einem einzigen grossartigen Plane zum Schutze eines weitausgedehnten Landstriches erbaut wurden. Hierin liegt eine wesentliche Verschiedenheit dieser Landwehren und der des Mittelalters, welche aus der willkürlichen Anordnung einzelner selbstständiger Bezirke (städtischer oder dynastischer) hervorgingen." Wir wollen Dem nur hinzufügen, dass die Landwehren nicht bloss den Zweck des Schutzes, sondern auch den der Begrenzung der umschlossenen Gebiete hatten, und dass dieser doppelte Zweck nicht bloss den Grenzwehren des linken, sondern auch denen des rechten Rheinufers, soweit sie bis jetzt untersucht sind, zu Grunde liegt. Was die Construction der Grenzwehren betrifft, so finden wir auf Taf. VII u. VIII 30 Profile, die nur 1 oder 2 Wälle mit Gräben zeigen, woraus dann ohne Weiteres der Schluss gezogen wird, dass sowohl auf der rechten wie linken Rheinseite alle Landwehren nur aus zwei oder einem Walle bestanden haben, was aber nicht einmal für die wenigen von dem Verf. untersuchten Fälle stichhaltig ist, viel weniger für die immense Zahl derjenigen, die von ihm gar nicht untersucht sind. Jedermann weiss, dass die noch erhaltenen Erdwerke nur die sparsamen Reste der im Laufe der Jahrhunderte mehr oder minder stark zerstörten und veränderten ursprünglichen Anlagen sind, und man braucht nur kurze Zeit diesen Ueberresten seine Aufmerksamkeit zu widmen, um zu erkennen, dass diese Zerstörungen und Veränderungen noch jetzt unter unsern Augen in sehr merklicher Weise vor sich gehen. Wenn man also eine Landwehr antrifft, die an einzelnen Stellen nur 2 Wälle hat, so wird man sie nicht ohne Weiteres in ihrer ganzen Ausdehnung auf nur 2 Wälle beschränken dürfen, während sie an andern nicht untersuchten Stellen deren mehr aufweisen kann, und noch unzulässiger ist es, aus einer solchen mangelhaften Wahrnehmung an einigen wenigen Exemplaren auf die grosse Zahl aller übrigen schliessen zu wollen. Soll die Untersuchung einer Landwehr correct sein, so ist es unumgänglich erforderlich, dass sie sich auf alle noch vorhandenen Theile erstreckt, an den besterhaltenen Stellen Profile genommen und an den übrigen ermittelt wird, in wie fern sie nur die verstümmelten Reste vorausgegangener Zerstörungen sind. Wir haben nun die von uns in die

Karten eingetragenen Grenzwehren (im Ganzen 136 Meilen) stets Schritt vor Schritt verfolgt und nicht weniger als 312 Profile davon aufgenommen, aus denen sich ergibt, dass die grösseren aus vier Wällen bestanden haben, deren Zweck nebst der Beschaffenheit der kleineren Landwehren, in den neuen Beiträgen etc. näher angegeben ist. Uebrigens sei nicht unbemerkt, dass sich auf Taf. IX der Lauf und das Profil einer „Landwehr aus der Urzeit" gezeichnet finden, die ganz deutlich die vier Wälle aufweisen, was mit den Angaben im Texte nicht im Einklange steht. Ueber den Ursprung der Landwehren können wir im Allgemeinen mit dem Verf. der sie in das Alterthum versetzt (S. 71), einverstanden sein, vermissen aber eine nähere Begründung dieser keineswegs gangbaren Meinung. Auch stimmen wir dem Verf. bei, wenn er sagt (S. 71), es sei zu bedauern, „dass die Landwehren in Westfalen bis jetzt von Seiten der Geschichtsforscher fast gar keine Beachtung gefunden haben". Wir haben dasselbe oft genug ausgesprochen, ohne jedoch bis jetzt eine Bereitwilligkeit bei den Alterthumsforschern wahrgenommen zu haben, sich mit uns in das einmal begonnene mühsame Geschäft theilen zu wollen.

Noch viel ungenügender, als bei den Grenzwehren, sind die Forschungsergebnisse über die alten Strassen ausgefallen: hier bewegt sich der Verf. offenbar auf einem ihm fast ganz fremden Gebiete, und es wird genügen, die Forschungsmethode des Verf.'s mit ihren Resultaten nur in den Hauptzügen vorzuführen. Wir finden auf den beiden Uebersichtskarten eine sehr grosse Zahl „germanischer Verkehrstrassen" gezeichnet. S. 11 heisst es: „Die Germanen kannten weder Strassen- noch Brückenbau". Wenn man nun fragt, durch welche Kennzeichen der Verf. so genau die Richtungen so zahlreicher Strassen aus der germanischen Urzeit ermittelt hat; so sind es, ausser germanischen Gräbern, hauptsächlich die mittelalterlichen Verkehrsstrassen, die er mit den germanischen für identisch hält, wobei freilich der sonderbare Widerspruch übersehen ist, dass einerseits die mittelalterlichen Städte aus den grösseren germanischen Ansiedlungen entstanden sind (S. 12), und dennoch anderseits die „germanischen Verkehrsstrassen" um diese Städte herumgeführt haben, und erst später durch dieselben gelegt worden sind. (S. 14). Nicht besser, als mit der Begründung der „germanischen Verkehrsstrassen" verhält es sich mit den Aufklärungen über die römischen Heerstrassen. S. 69 wird behauptet, es sei für die römischen Militärstrassen „characteristisch, dass der Flusskies durch Mörtel stets zu einer festen Masse verbunden wurde", und doch hat der Verf. keine einzige Römerstrasse von solcher Beschaffenheit aufgefunden. Jener Satz ist aus Schmidt's Localuntersuchungen ent-

nommen, und hat nur für die von **Schmidt** gefundenen Strassen Gültigkeit; im Allgemeinen ist er nach unsern örtlichen Ermittlungen nicht richtig, und dasselbe bestätigt der bedeutendste Forscher römischer Heerstrassen, Finanzrath E. v. **Paulus** in Stuttgart, indem er sagt: „Die Verbindung des Pflasters (der Römerstrassen) oder die Ausfüllung der Fugen derselben **geschah mit Sand, und nur bei einigen mit Mörtel.** Bei minder bedeutenden Strassen fehlt zuweilen die Pflasterung". (Die Alterthümer in Würtemberg S. 4.) Obschon nun der Verf. keine einzige Strasse von jener „characteristischen" Beschaffenheit auffinden konnte, führt er dennoch sowohl in den Karten als im Texte eine Reihe von Bruchstücken römischer Militärstrassen auf; so sagt er S. 5: „Nach den noch vorhandenen Resten römischer Militärstrassen und Etappenlager an der Lippe führten einst, von Castra vetera ausgehend, zwei gebahnte Strassen die Lippe aufwärts und zwar eine am nördlichen und eine am südlichen Ufer". Dass es keine Römerstrassen aus blossen **Erddämmen** (mit Holz) gegeben hat, ist für den Verf. eine so ausgemachte Sache, dass er die von dem Ref. in den **neuen Beiträgen** II S. 33—41 beschriebenen Heerstrassen, ohne sie auch nur untersucht zu haben, rundweg für Landwehren erklärt. Damit steht nun in grellem Widerspruch, dass sich in der Uebersichtskarte ein beträchtliches Stück Römerstrasse bei Wesel gezeichnet findet, **das nur allein aus Erdwerk**, ohne jede Spur von Steinmaterial, geschweige denn von Mörtelverband, besteht; ein zweites Stück findet sich in der Richtung nach Bocholt, ein drittes in der Richtung nach Borken, ein viertes zwischen Stadtlohn und Ahaus, ein fünftes bei Haltern, ein sechstes, siebentes und achtes östlich von Halteren und Hullern, und alle diese Strassenreste bestehen, sowohl nach **Schmidt's** als unsern eigenen Untersuchungen, **nur allein aus Erdwerk**, ohne jede Spur von Steinmaterial. Dasselbe gilt von den beiden Stücken der Heidenstrasse östlich von Lisborn und Sch. Waltrup, und **wenn der Verf. seine vorgeblichen germanischen Verkehrsstrassen näher untersucht hätte, so würde er gefunden haben, dass der grössere Theil derselben aus eben solchen Erddämmen bestanden, wie die von ihm als Römerstrassen aufgeführten Stücke.** Endlich hat der Verf. bei Neuen-Heerse auch ein 20 R. langes Stück eines alten Weges gesehen, dessen c. 6 Fuss breite Steinbahn aus groben Sandsteinblöcken zusammengesetzt war; aber es wird doch wohl Niemand, ausser dem Verf., einen nur 6 Fuss breiten Steinweg für eine römische Heerstrasse ausgeben wollen.

Wenn wir nun hiernach aus den von dem Verf. aus seinen Unter-

suchungen über die Landwehren und Heerstrassen beigebrachten Resultaten leider wenig Belehrung zu schöpfen vermögen, so dürfte dies seinen Grund in der zu beschränkten Zeit haben, welche er auf diese so ausgedehnten und nur fragmentarisch erhaltenen Denkmäler, die ein langjähriges und eingehendes Studium erfordern, verwenden konnte, und er es anderntheils, den auf S. 3 und 4 enthaltenen guten Lehren zuwider, nicht vorsichtig genug vermieden hat, aus mangelhaft erforschten Thatsachen allgemeine Schlüsse zu ziehen und durch vorgefasste Meinungen die allein berechtigten Thatsachen in den Hintergrund zu drängen. Dagegen freuen wir uns, es aussprechen zu dürfen, dass der Verf. durch die Erforschung einer grossen Zahl alter Befestigungen, die einen Haupttheil des Werkes ausmachen, der Alterthumskunde einen grossen Dienst geleistet, um so mehr, als die meist kurze Beschreibung dieser Denkmäler durch sehr gelungene Zeichnungen unterstützt wird. Wir werden die einzelnen Befestigungen, in so weit wir sie selbst untersucht haben, der Reihe nach durchgehen, und die aus unsern Untersuchungen hervorgegangenen Resultate, sofern sie mit denen des Verf. nicht übereinstimmen, nebst kurzer Begründung hinzufügen.

Die Hünenburg an der Glenne. Dieselbe hat die Form der römischen Lager, indem sie aus einem inneren viereckigen Einschluss besteht, umgeben von einer äusseren Umschliessung, die jedoch nur mehr an der Nordseite erhalten ist. Der Verf. ist mit der Ansicht Schmidt's, der diese Verschanzung für ein römisches Etappenlager erklärt hat, nicht einverstanden, sondern hält sie für germanischen Ursprungs, und zwar aus dem Grunde „weil die Wälle sehr krummlinig und unegal sind, wobei die Dimensionen der Süd- und Ostseite in Bezug auf Breite und Höhe des Walles bedeutend grösser sind, als die der West- und Nordseite". Uns scheinen diese Gründe nicht ausreichend, um der Anlage den römischen Ursprung abzusprechen, wenn man berücksichtigt, dass wir dieselbe nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande vor uns sehen, vielmehr die Wälle augenscheinlich theils ganz vernichtet, theils erniedrigt und auseinandergeworfen sind. Da die Befestigung ganz die Construction der übrigen Marschlager besitzt und an einer römischen Militärstrasse, nämlich der von Dolberg über Lisborn nördlich der Hünenburg vorbeiziehenden Heidenstrasse liegt, und genau einen Tagemarsch = 4 Meilen von dem Etappenlager zu Dolberg entfernt ist, so scheint uns kein Zweifel, dass dieselbe nichts anders, als das auf der Route von Dolberg auf diesem Strassenarm zunächst gelegene römische Etappenlager ist.

Das römische Lager auf dem Heikenberg bei Lünen. Ueber

dieses zuerst von Dr. Hülsenbeck nachgewiesene römische Lager können wir dem Verf. nicht beistimmen, wenn er es als ein „Standlager" bezeichnet. Hiergegen spricht entschieden der Umstand, dass bis jetzt auch nicht der geringste Fund römischer Alterthümer daselbst constatirt ist; wir halten es vielmehr nur für ein gewöhnliches Etappenlager, womit auch die regelmässige Entfernung von den übrigen der Lippestrasse entlang gelegenen Marschlager übereinstimmt. Eben so wenig können wir die kleine viereckige Umwallung im Innern für das „Prätorium" halten, das „die höchste Stelle des Hügels einnahm". Sie nimmt keineswegs die höchste Stelle ein, sondern liegt auf der östlichen Neigung, und scheint uns ein in späterer Zeit angelegtes Reduit zu sein, wie sich ein solches auch in dem Lager bei Bonefeld (Kr. Neuwied) findet; hier lässt sich aus dem Profil der Umwallung, das die neuere Befestigungsmanier zeigt, deutlich der spätere Ursprung nachweisen, während auf dem Heikenberg die Wälle nur mehr an einer schwachen Erhöhung des Bodens zu erkennen sind.

Die Bumannsburg. Bei der bisherigen Beurtheilung dieser Verschanzung scheint uns übersehen zu sein, dass das ursprüngliche Bauwerk in späterer Zeit zu Kriegszwecken benutzt und demgemäss hergerichtet worden ist. Auf eine solche spätere Benutzung weist schon die Auffindung fränkischer Alterthümer hin, und wir rechnen hierher namentlich den an die Aussenseite des östlichen Hauptwalles angelegten brustwehrartigen Wall, wie ihn der Grundplan und das Profil a b zeigt. Nach unsrer Auffassung war das Kernwerk, wie bei den übrigen römischen Lagern von einer äusseren Umschliessung umgeben, deren Ost-, Süd- und Westseite mit den entsprechenden des inneren Einschlusses parallel gingen, während die nördliche Seite fehlt, und hier die Lippe den vierten Abschluss bildete. Wir stimmen ganz der treffenden Bemerkung des Verf. bei, dass sich an der Nordseite, wo jetzt die sumpfigen Wiesen liegen, ein Hafenbassin befand, womit nach unsrer Ansicht der von dem östlichen Hauptwall nach der Ecke des Prätoriums führende Wall in Beziehung stehen wird, den wir aber keines Falls mit dem Verf. für den nördlichen Abschluss des Lagers halten.

Das Lager an den Hünenknäppen bei Dolberg. „Betrachtet man das Werk als Ganzes, so ist die Aehnlichkeit desselben mit Bumannsburg in Bezug auf die Lage und Construction unverkennbar." Diese Aehnlichkeit in Bezug auf die Construction scheint der Verf., aus der Zeichnung der muthmasslichen Hauptumwallung zu schliessen, in dem Umstande zu finden, dass das Prätorium nicht frei innerhalb der Hauptumwallung, sondern dicht an der südlichen Seite gelegen hat. Wir haben aber schon oben angeführt, dass bei der Bumannsburg das Prätorium frei

im Innern lag, wie dies auch anderwärts stets bei den römischen Lagern beobachtet ist, und so war es auch bei dem Lager zu Dolberg: die Ostseite lief nämlich noch über die Steinbrüche hinaus bis zum Fade des Waldes, bog hier um und man kann noch deutlich die Spuren des Hauptwalles am Südrande des Gebüsches gegen den Bach hin verfolgen, so dass also das Prätorium, wie auch anderwärts, genau in der Mitte zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Hauptumwallung liegt. „Obgleich Hofrath Essellen die Burg bei Dolberg schon seit vielen Jahren kennt und selbst angibt, noch einen Rest des Hauptwalles gesehen zu haben, wird dieselbe doch in keiner seiner Schriften erwähnt. Der Grund dieses auffallenden Schweigens kann nur in dem Umstande gesucht werden, dass derselbe vielleicht fürchtet, den zahlreichen Gegnern seiner seit über 30 Jahren mit einem so grossen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigten Hypothese (das Varianische Schlachtfeld und das Castell Aliso betreffend) durch die Darstellung dieses interessanten Lagers eine gewichtige Waffe in die Hand zu geben.“ Zu Gunsten des Herrn Hofrath Essellen wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass diese Bemerkung nicht zutreffend ist, indem Essellen die Verschanzung auf S. 22 und 23 seiner Schrift: „Das röm. Castell Aliso, der Teutoburger Wald und die Pontes longi“ deutlich beschreibt.

Die Steeger Burgwart. Von diesem Lager haben wir bereits Jahrb. LIX, Taf. VII eine Aufnahme veröffentlicht und unsre Ansicht über die ursprüngliche Anlage, die nur mehr in sehr verstümmeltem Zustande erhalten ist, ausgesprochen. Der Verf. adoptirt die bisherige ganz unhaltbare Meinung, die Verschanzung sei der Brückenkopf eines hier stattgefundenen Lippeüberganges gewesen, und will dieselbe durch den Umstand begründen, dass „der gegenüberliegende Uferrand gleichfalls befestigt ist“. Von einer solchen Befestigung des gegenüberliegenden Uferrandes ist aber durchaus keine Spur vorhanden. Wir haben hier offenbar nichts anders, als eines der Marschlager an der von Castra vetera nach Aliso führenden Militärstrasse, auf welcher es von Vetera aus die erste Etappe bildete.

Die Hünenburg bei Boke. Der Verf. hält die Verschanzung, gleich der Hünenburg an der Glenne, für ein „germanisches Lager“; indem wir sogleich von den „germanischen Lagern“ reden, wollen wir hier nur bemerken, dass uns diese Anlage, gleich der vorgenannten, ein römisches Etappenlager zu sein scheint, welches hier einem von Süden nach Norden über die Lippe gen Delbrück führenden Heerweg angehört hat.

Die Burg im Havixbrock. „Bei Gelegenheit der Aufnahme der

Burg war die Zeit zu kurz und die Witterung zu ungünstig, um weitere Untersuchungen anstellen zu können. . . So weit ich das Werk jetzt zu beurtheilen vermag, gehört dasselbe der sächsischen Zeit an . . . Für die Annahme einer römischen Anlage oder mittelalterlichen Burg ist nicht ein einziger sicherer Anhaltspunkt aufzufinden." Wir haben bereits in der Jenaer Literaturzeitung 1874, No. 48 geäussert, dass wir die Verschanzung nicht für ein römisches Lager, sondern für eine germanische Burg halten. Später haben wir die Verschanzung in Gemeinschaft mit Hrn. Dr. Hülsenbeck besichtigt, wobei jedoch auch die Witterung einen längern Aufenthalt nicht gestattete. Vorläufig stimmen wir den Anführungen des Verf. bei, vorbehaltlich einer späteren ausführlichen Untersuchung.

Der Niemen-Wall bei Haltern. Bei der ungenauen Beschreibung, worin der „Niemen" auf dem rechten Steverufer liegen soll, während er auf dem linken liegt, und der Wall auf die Ackerflur versetzt wird, während er sich durch die Haide erstreckt, beschränken wir uns auf die Mittheilung, dass wir auf der Haide die Ueberreste eines römischen Etappenlagers aufgefunden, wovon noch das Prätorium, mit Ausnahme der Ostseite, und die West- nebst einem Theile der Südseite der Hauptumwallung erkennbar sind.

Die Hügel bei Gartrop und Schermbeck und die Hohenburg bei Hamm (sowie die Hügel beim Günnewigshofe und bei Hünxe). Es würde kaum verständlich sein, wie ein militärischer Forscher bei solchen Anlagen, deren fortificatorischer Character durch die sie umgebenden Wälle und Gräben so offen zu Tage liegt, an Opferhügel oder gar Ustrinen denken konnte, wenn man sich nicht erinnerte, dass noch vor nicht langer Zeit die altdeutschen Burgen, bei denen die fortifikatorische Bestimmung eben so leicht zu erkennen war, fast allgemein für germanische Heiligthümer angesehen worden sind. Wir haben uns über diese Warthügel, deren wir über hundert aufgefunden und vermessen, in den neuen Beiträgen etc. ausführlicher ausgesprochen, und wenn der Verf. meint, dass ihre Lage dem Zwecke, als Wachthügel zu dienen, nicht entspreche, so erklärt sich diese Meinung daraus, dass er die Beziehungen dieser Anlagen zu den Grenzwehren und Heerstrassen, denen sie sammt und sonders anliegen, unbeachtet gelassen.

Die Burg im Bröggel. „Die Burg im Bröggel ist weiter nichts, als ein einfacher von einem Walle umschlossener Wachthügel" (S. 116). Wir sind ganz damit einverstanden.

Der Verf. theilt auch über die Lage des Castells Aliso seine Ansichten mit: er setzt es an die Stelle des Dorfes Ringboke, und zwar

aus dem Grunde, weil die mittelalterliche Befestigung dieses Dorfes die Gestalt eines länglichen Vierecks hatte, was sich nicht anders erklären lasse, als dass das Dorf auf den Trümmern eines römischen Castells entstanden sein müsse, und wegen der in der Nähe vorkommenden germanischen Verschanzungen könne dies nur das Castell Aliso gewesen sein (S. 77). Wir müssen es Andern überlassen, das Gewicht dieser Gründe zu beurtheilen, da wir bereits die Thatsachen erörtert („Die röm. Militärstrassen a. d. Lippe und das Castell Aliso"), welche auf eine andere Position Aliso's hinweisen, und beschränken uns auf die Bemerkung, dass die Römerstrasse des rechten Lippeufers nicht, wie es S. 19 heisst, „in dem alten sandigen Glennebette entlang" führte, welches bei Sch. Nomke „die Strote" (die Strasse) heisst, sondern dass diese Vertiefung nichts anders als der die dortige Befestigung umschliessende Graben ist, und ihren Namen daher hat, dass man eine längliche schmale Vertiefung bekanntlich „Strasse" oder „Gasse" zu nennen pflegt.

Unter der wenig passenden Ueberschrift „Mittelalterliche Dynastensitze" erhalten wir ferner die Beschreibung von 22 Befestigungen, begleitet von 27 Tafeln Zeichnungen, die gleich den übrigen alles Lob verdienen.

Es ist erstaunlich, wie gross die Zahl der noch in Deutschland vorhandenen Reste alter Erdbauten ist, und noch erstaunlicher die Gleichgültigkeit, mit welcher die Geschichts- und Alterthumsforschung über diese so wichtigen und grossartigen Denkmäler bis jetzt hinweggegangen ist. Es konnte daher nicht ausbleiben, dass unsre Kenntniss über den Ursprung und die Bestimmung derselben noch immer in ihren Anfängen begriffen ist. Wir haben damit begonnen, zunächst aus der grossen Zahl die römischen Lager, die sich durch ihre gleichförmige regelmässige Construction erkennen lassen, auszusondern, wie auch der Verf. mehre derselben richtig erkannt hat. Ebenso stimmen wir mit ihm in der Unterscheidung derjenigen Umwallungen überein, „deren Lage und Bauart darauf hinweist, dass sie lediglich Zufluchtstätten einer zerstreut wohnenden fast wehrlosen Bevölkerung waren". Dagegen müssen wir uns gegen die vorgeblichen „germanischen Lager" durchaus ablehnend verhalten, schon darum, weil sich aus den alten Schriftstellern kein einziger Beleg dafür beibringen lässt, dass die alten Germanen, gleich den Römern, ihre Lager durch Wall und Graben verschanzt, wir vielmehr stets und bis in's vierte Jahrhundert die übliche Wagenburg erwähnt finden. Ob ein Theil der alten Umwallungen zu einer Landesvertheidigung bestimmt und hergerichtet war, bleibt eine offene Frage, zu welcher wir nur bemerken, dass ein bestimmter Nach-

weis dafür aus den alten Schriftstellern oder den noch erhaltenen Denkmälern bis jetzt nicht geführt worden ist. Ganz anders verhält es sich mit den **fränkischen** und **sächsischen** Befestigungen des frühesten Mittelalters, bei denen wir sowohl die Lagerbefestigungen als auch permanente Landesburgen finden, und es handelt sich in dieser noch so wenig behandelten Frage hauptsächlich um die Kennzeichen, durch welche sich die Befestigungsanlagen des frühesten Mittelalters von denen des Alterthums unterscheiden lassen. Hierzu liefern die Hölzermann'schen Zeichnungen ein vortreffliches Hülfsmittel, und indem wir den bedeutenden Fortschritt in der Alterthumskunde durch Veröffentlichung dieser Zeichnungen nochmals hervorheben, wünschen wir nicht minder, dass der Westphälische Geschichts- und Alterthumsverein es sich angelegen sein lasse, auch die übrigen in seinem Forschungsgebiete noch vorhandenen Reste alter Verschanzungen, bevor sie der gänzlichen Zerstörung anheimfallen, durch correcte Aufnahmen und Beschreibung für die Alterthumskunde zu sichern.

J. Schneider.

---

7. Al. Ecker, Ueber prähistorische Kunst, in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 30. und 31. October 1877.

Die Verhandlungen der Anthropologen-Versammlung zu Constanz im September 1877, wo die in der Thayinger Höhle gefundenen Rennthiergeweihstücke mit eingeritzten Thierbildern ein Gegenstand lebhafter Erörterung waren, gaben dem auf dem Felde der prähistorischen Forschung hochverdienten Verfasser Veranlassung, seine Ansichten über die Kunstleistungen des vorgeschichtlichen Menschen im Allgemeinen auseinander zu setzen und er war um so mehr dazu aufgefordert, als er jener Versammlung bis zum Schlusse beizuwohnen verhindert war. Die Thierbilder auf Rennthierknochen, welche die Höhlen der Dordogne in so grosser Zahl geliefert haben, wurden zwar Anfangs mit einigem Misstrauen aufgenommen, aber das Ansehen berühmter Forscher, zumal das von Lartet, sowie die Unmöglichkeit, einen Betrug im einzelnen Falle sicher nachzuweisen, führten schliesslich dazu, an der Aechtheit dieser Funde nicht ferner zu zweifeln und mit einem gewissen Selbstgefallen wies man auf die so früh schon entwickelte künstlerische Begabung der Rennthier-Franzosen hin. Nur wenige Forscher, sagt Ecker, widerstanden dieser Bekehrung und blieben hartnäckige Ketzer, so vor Allen Lindenschmit, dem es auch gelang, zwei der Thayinger Höhlenzeichnungen als Copien aus einem bei Spamer erschie-

nenen illustrirten Bilderbuche nachzuweisen, Archiv für Anthrop. IX, S. 173. Dieselben waren trotz eines Anfangs gehegten Zweifels von der Züricher Antiquarischen Gesellschaft für ächt erklärt und von K. Merk in seine Schrift: Der Höhlenfund im Kesslerloch bei Thayingen, Zürich 1875, aufgenommen worden. Lindenschmit hatte den Betrug schonungslos aufgedeckt und verhehlte auch seinen Zweifel an der Aechtheit aller übrigen Höhlenzeichnungen nicht, sofern diese einen vorgeschrittenen Kunststil zeigen. Merk, der Entdecker und Beschreiber des Thayinger Höhlenfundes bereute es nun, seine Bedenken, in Betreff der beiden gefälschten Zeichnungen nicht sofort selbst ausgesprochen zu haben; er bestätigte in einem offenen Briefe an Lindenschmit die Fälschung der Bilder des Bären und des Fuchses und gab den Namen des inzwischen vor Gericht gestellten Fälschers an, Archiv f. Anthrop. IX, S. 269. Die Züricher Antiquarische Gesellschaft glaubte aber in einer im Mai 1877 veröffentlichten amtlichen Erklärung, die in den stärksten Ausdrücken abgefasst war, Lindenschmit's Zweifel an der Aechtheit der Rennthierzeichnungen überhaupt abweisen zu müssen, sie bestritt ihm das Oberrichteramt über die gesammte antiquarische Forschung und hob hervor, dass die Aussprüche der französischen, englischen und nordischen Gelehrten ihm entgegen ständen. In einer rein sachlichen „Entgegnung“ hat darauf Lindenschmit geantwortet und seine Stellung gewahrt, Archiv f. Anthropol. X, S. 323. In Folge dieser Geschichte des Thayinger Fundes stehen sich nun zwei Ansichten entschiedener gegenüber als es früher der Fall war. Die Anhänger der einen halten es aus Gründen, die dem Kunstwerk selbst entnommen sind, für unwahrscheinlich, selbst für unmöglich, dass die vollendeten unter den Thierzeichnungen aus den französischen wie aus den deutschen Höhlen von denselben Menschen verfertigt seien, wie die dort gefundenen rohen Stein- und Knochen-Werkzeuge, sie halten jene also für gefälscht. Die Andern stützen ihre Meinung auf die Umstände der Auffindung und sagen, weil diese Sachen in denselben Schichten gefunden werden, wie die Steingeräthe, so müssen sie mit diesen gleichzeitig sein, sie sind also ächt. Letztere geben freilich die Möglichkeit einer Fälschung zu, berufen sich aber auf den Grundsatz: „quisque praesumitur bonus, nisi contrarium probetur“. Ecker selbst bekennt, früher an die Aechtheit dieser Arbeiten geglaubt zu haben. Er bemerkte über eine der Zeichnungen: „Das grasende Thier ist mit einer überraschenden Naturtreue dargestellt, wie sie die noch alles Idealismus baare primitive Kunst allerorts zeigt und wie wir sie z. B. auch an den altägyptischen Thierzeichnungen bewundern. Das Geweih mit der breiten Augensprosse, die Behaarung, die Stellung der Beine, alles ist vortrefflich wiedergegeben und

an dem Original überrascht namentlich auch das Nasenloch, das, wie man es bei einer weidenden Kuh beobachten kann, weit geöffnet ist". Vergl. Archiv f. Anthropol. VII, S. 136. Dagegen erwiederte die Vierteljahrsrevue der Naturwissenschaften, Urgeschichte II, 1874, S. 6: „Dieser Beschreibung entspricht aber die Zeichnung, wie sie nach Keller's Lithographie gestochen ist, gar nicht. Jeder, der altägyptische Thierzeichnungen gesehen hat, erkennt dort allerdings eine alles Idealismus baare, primitive Kunst oder auch, wenn man will, keine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes sondern Naturversuche, wie sie ein Kind macht. Kann man dasselbe aber auch von der Zeichnung aus der Höhle bei Thayingen sagen? Ich glaube schwerlich, dass ein Maler dazu Ja sagen wird. Im Gegentheil zeigt die ganze Darstellung, dass sie von Jemanden herrührt, der die Gesetze der Perspective ganz genau kennt und Unterricht im Zeichnen genossen hat." Auch Rütimeyer schreibt: „Eine Zeichnung eines Zebra ähnlichen Thieres auf Rennthierhorn ist sogar so vortrefflich erhalten und so überaus zierlich ausgeführt, dass ich zweifeln möchte, ob ein Schnitzler im Berner Oberlande im Stande sein würde, mit den Meisseln jener alten Künstler solche Darstellungen zu liefern." In sehr bestimmter Weise schliesst sich der erfahrene von Bonstetten dem Urtheile Lindenschmits an. Er sagt in einer Zuschrift an denselben: „Die Zeichnung des weidenden Rennthiers ist von einer so vollendeten Ausführung, dass sie einen mit guten stählernen Werkzeugen versehenen Künstler verräth. Der durch eine erste Fälschung erreichte Erfolg musste den Gedanken eingeben, den Versuch zu wiederholen, sei es aus Gewinnsucht oder aus Eigenliebe. Bekannt sind die in Poitiers von Herrn M. gemachten Stücke, Schlangen, Drachen u. dgl., über welche derselbe gelehrte Abhandlungen schrieb. Der zu Salève bei Genf gefundene Commandostab ist von einer Person gefunden, die mir wenig Vertrauen einflösst. Früher fälschte man römische Inschriften, heute kommen die geritzten oder geschnitzten Knochen an die Reihe. Dies alles scheint mir ein schimpflicher Humbug." Des eben als Commandostab bezeichneten Rennthiergeweihstückes gedachte Prof. Forel in der Constanzer Versammlung und erzählte, dass er selbst die Zeichnung eines gehörnten Thieres auf demselben nach Entfernung eines Kalksinterüberzuges entdeckt habe; auf der andern Seite ist die Zeichnung eines Pflanzenzweiges mit Blättern, eine auf Knochen ganz ungewöhnliche Darstellung. Der Knochen gehört der Sammlung des H. Thioly an und ist abgebildet im Bullet. de l'Institut nation. Genevois T. XV. Forel theilte mir noch brieflich mit, dass Thioly, der vom Gericht in Genf wegen Vertrauensbruch verurtheilt worden ist, nie erwähnt habe, dass er, Forel die Zeichnung entdeckt und doch sei es,

im Falle hier eine Täuschung vorliege, sein Vortheil gewesen, für die Aechtheit der Zeichnung einen Zeugen anführen zu können. Wie dem auch sei, die Aechtheit dieses geschnitzten Knochens ist zweifelhaft, denn auch eine Kalksinterdecke lässt sich künstlich darstellen. Auf der Versammlung der Geschichts- und Alterthumsvereine in Wiesbaden am 26. September 1876 gedachte von Cohausen mit grösstem Misstrauen der im J. 1867 vom Abbé Landesque in der Laugerie basse gemachten und dem Archaeologischen Congresse Frankreichs im J. 1874 mitgetheilten Funde. Da zeigt sich, vgl. Compte rendu du Congrès, Paris 1875, p. 17, auf dem Schulterblatt eines Pflanzenfressers ein Pferdekopf, ferner ein von einer Frau geführtes Rennthier, von diesem ist nur das Hintertheil vorhanden, von der Frau fehlt der Kopf. Da der Umriss der weiblichen Gestalt unbestimmt ist, kam man sogar auf die Vermuthung, dass dieselbe vielleicht behaart gewesen sei. Eine kleine Figur aus Rennthierhorn stellte ein Kind oder einen Affen dar!

Kehren wir zu dem Aufsatze Ecker's zurück. Nachdem er die beiden Meinungen, jene Arbeiten seien gefälscht oder sie seien ächt, gegeneinandergestellt, sagt er, eine dritte Möglichkeit sei bis jetzt kaum besprochen worden; er finde dieselbe zuerst vertheidigt in einem Berichte über Urgeschichte in der Virteljahrsrevue der Forschritte der Naturwissenschaften III 1875, S. 7, woselbst der ungenannte Verfasser schreibe: „Wer nicht mit einer gewissen Voreingenommenheit an diese Sachen herantritt, kann nach meiner Meinung nicht darüber im Zweifel sein, dass alle diese Kunstwerke, weit entfernt in eine nebelhafte Vorzeit hinaufzuragen, auf den Einfluss griechischer Cultur hindeuten. Prophezeien ist immer eine missliche Sache; ich möchte aber trotzdem die Voraussagung wagen: dass in nicht zu ferner Zeit der Tag kommen wird, an welchem man aus einer mit Rennthier- und Bärenknochen gefüllten Höhle Bein- und Knochenstücke hervorziehen wird, auf welchen sich Zeichnungen mit griechischen Buchstaben finden.“ Es ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht schwer, auf den Ursprung dieser Ansicht hinzuweisen. Derselbe Berichterstatter über die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte, Herr Th., sagt in der Vierteljahrsrevue der Forschritte der Naturwissenschaften I 1873, S. 128: „Die Franzosen können sich noch nicht von der Ansicht eines unermesslich hohen Alters der Ueberreste aus der sogenannten Rennthierzeit losmachen, obgleich gerade die Thatsache bedeutsam ist, dass besonders im südwestlichen Frankreich Thierknochen mit Zeichnungen entdeckt worden sind, die, wenn man ihre Naturtreue und den sich darin aussprechenden Kunstgeschmack bedenkt, enschieden, wie Prof. Schaaffhausen vor Jahren hervorhob, auf den Einfluss phönicischer oder griechischer Kolonieen an der Mittelmeerküste hinweisen.“

Bei den Constanzer Verhandlungen über die Aechtheit der Thayinger Funde fand ich mich veranlasst, daran zu erinnern, dass ich bereits 1867 und später mehrmals mich gegen die allgemein herrschende Meinung von dem hohen Alter der in der Dordogne gefundenen geschnitzten Rennthierknochen ausgesprochen hätte, indem die Ausführung vieler dieser Arbeiten einen so ausgebildeten Kunstsinn verrathe, dass man dieselben einem wilden Volke nicht zuschreiben könne, sondern den Ursprung derselben bei einem Culturvolke suchen müsse. Auch wies ich auf wirklich vorgekommene Fälschungen dieser Art hin und begründete meinen Verdacht selbst in Bezug auf die Aechtheit des Lartet'schen Mammuthbildes.

Ecker versucht nun eine möglichst objective Darstellung der Streitfrage, indem er der Reihe nach die artistische, die geologische, die technische und die zoologische Seite derselben in Erwägung zieht. Es ist ein bekanntes Verfahren der Archaeologie, aus dem Stil der Kunstwerke, aus der Form der Geräthe und Waffen auf die Zeit zu schliessen, aus der sie stammen, auch die urgeschichtliche Forschung darf dasselbe in Anwendung bringen. Diese Methode wird von der letztern desshalb aber wohl nur in beschränkterer Weise angewendet werden können, weil hier keineswegs noch so mustergültige Erfahrungen und Beweisstücke vorliegen, wie das für die späteren Perioden der Kunstgeschichte der Fall ist, wir vielmehr noch in der Zeit der Entdeckungen leben. In Bezug auf die bekannten ältesten Versuche der Darstellung von Thiergestalten sagt aber Lindenschmit, dass sie den Charakter der unbeholfensten Barbarei zeigen, die Pferde der altitalischen Erzarbeit gleichen unsern Honigkuchenfiguren, nicht besser sind die räthselhaften Fabelthiere gallischer Münzen, die nur aus Kopf und Hand bestehenden Reiterfiguren der germanischen Goldbracteaten, die scheusslich verzerrten schnörkelhaften Zeichnungen der irischen Manuskripte und die meisten Darstellungen aus weit späterer Zeit noch, sie geben eine wildphantastische, völlig willkürliche Auffassung der Thierwelt kund. Da die übrigen Bildungszustände solcher Zeiten eine unermessliche Ueberlegenheit über die der Höhlenbewohner der Rennthierzeit zeigen, so müsste man einen Rückschritt nur in dieser Art von Kunstthätigkeit annehmen, was doch unstatthaft ist. Archiv f. Anthrop. III, S. 109. Wenn man dagegen behauptet, dass auf einer tiefen Culturstufe dennoch eine im Vergleich bedeutende Entwicklung der Kunst bei irgend einem Volke stattfinden könne, so müssten für eine so auffallende Annahme doch sichere Thatsachen beigebracht werden. Wie roh sind noch die von Schliemann in Mycenae gefundenen Thierbilder!

Noch auffallender als das frühe und unvermittelte Auftreten einer

Kunstperiode ist das plötzliche Wiederverschwinden derselben. Während von der Höhlenzeit zur Pfahlbautenzeit in jeder andern Beziehung ein entschiedener Fortschritt stattfindet, soll der Mensch das Zeichnen und Bildschnitzen wieder vollständig vergessen haben, bis viel später eine auf asiatischem oder ägyptischem Boden entsprossene Kunst wieder neu erstand. Mortillet nimmt dies als Thatsache ruhig hin und spricht nur seine Verwunderung darüber aus, Revue scientif. 1877, No. 38, p. 892. Bertrand, den Ecker nicht anführt, sagt in seiner Abhandlung: Le renne de Thayingen, Extr. de la Revue archéolog. 1874, p. 19: Die Kunst zu zeichnen verschwindet mit dem Zeitalter der geschnittenen Steine, um erst mit der Einführung des Eisens in Gallien wieder zu erscheinen. Diese Thatsache erinnert fast an religiöse Glaubenssätze, denn noch heute giebt es Völker, welche die Darstellung lebender Wesen als eine Profanation erachten. Es scheint, dass die Vorsehung jedem Menschenstamme eine Rolle zuertheilt hat, und vielleicht sind wir einmal genöthigt, anzuerkennen, dass bemi Aufbau der europäischen Civilisation die Höhlenbewohner die Lehrer der Zeichenkunst gewesen sind. Wie kann aber Bertrand im Ernste nur behaupten, dass die Kunst zu zeichnen, die sich ja nur in Verbindung mit der bildenden Kunst überhaupt später in Europa entwickelt hat, ihr Vorbild oder Muster in jenen Höhlenbildern gehabt hat? Wenn Ecker die Ansicht Nott-Gliddon's anführt, dass, wie die Begabung für die bildende Kunst bei verschiedenen Individuen nicht die gleiche sei, sie auch bei verschiedenen Völkern verschieden sein könne, so ist dies selbst in Bezug auf civilisirte Völker in gewissem Sinne wahr, passt aber auf den vorliegenden Fall nicht. Man kann die Engländer anführen, deren Leistungen in der bildenden Kunst, einzelne Ausnahmen abgerechnet, unzweifelhaft gegen die der Italiener, Franzosen und Deutschen zurückstehen, wiewohl dies in andern geistigen Schöpfungen, der Dichtkunst und Wissenschaft nicht der Fall ist; die Ursachen dieses Mangels liegen in der geschichtlichen Entwicklung des englischen Volkes. Wenn wir aber jetzt unter uns bei einem Individuum ein ausgesprochenes Talent zum Zeichnen finden, welches bei vielen andern fehlt, so ist dasselbe entweder eine ererbte Anlage von den Eltern oder es ist durch eine besondere Anregung und früh geweckte Neigung und Uebung entstanden. Beide Ursachen setzen eine im Volke schon vorhandene Kunst voraus, können also bei wilden Völkern gar nicht oder nur in beschränktem Sinne wirksam sein. Wenn Pulsky geradezu artistische und unartistische Rassen unterscheidet, so sind eben jene in künstlerischer Hinsicht entwickelt, diese zurückgeblieben. Malerei und Skulptur der Aegypter und Griechen, der Italiener und Deutschen sind aber nicht sowohl das Ergebniss einer

besondern künstlerischen Anlage als vielmehr das Maass einer gewissen Geisteskultur, welche diese Leistungen mit Nothwendigkeit zur Folge hat. Diese Fähigkeit ist deshalb keineswegs unabhängig von geistiger Cultur und Civilisation, wie Pulsky will, sondern auf das innigste damit verbunden, wenn auch das Geistesleben eines jeden Volkes sein eigenthümliches Gepräge hat. Die Anlage zur bildenden Kunst, wie zur Musik und Dichtkunst ist eine allgemein menschliche, ob sie mehr oder weniger sich entwickelt, hängt von Naturverhältnissen oder geschichtlichen Ereignissen ab. Man wird nicht fehl gehen, wenn man einem rohen Volke auch nur eine rohe Kunstleistung zuschreibt. Man pflegt wohl als auf ein Beispiel jener launenhaften Naturbegabung auf die Zigeuner hinzuweisen, die, wie man sagt, geborene Musiker sind und ihren Geigen den wunderbaren Schmelz des Tones entlocken. Aber ist es so auffallend, dass ein zersprengtes Volk von unbekannter Herkunft und, wie seine Schönheit zeigt, gewiss einst von einer höheren Cultur berührt sein Schicksal in Klagetönen besingt mit jenem Aufschrei sinnlicher Leidenschaft, wie sie nur der Süden entzündet? Und doch ist es nur die Melodie des Volksliedes und die vollendete Technik, welche wir an dieser Musik bewundern, die der Cultur des Volksstammes ganz entsprechend ist. Der Zigeuner wird zu einer höhern Leistung in der Tonkunst erst befähigt sein, wenn er sich die Gedanken und Empfindungen der verfeinerten europäischen Bildung angeeignet hat. Ecker weist auf eine Schilderung von Wallace hin, nach der sich eine merkwürdige Verschiedenheit der künstlerischen Anlage bei zwei rohen Naturvölkern finden soll, die angeblich auf ziemlich gleicher Culturstufe stehen. Der genannte Reisende schildert die Australier von Dorey an der Nordküste von Neu Guinea als grosse Holzschnitzer und Maler, die zumal ihre Kunst an ihren Schiffsschnäbeln üben, sie sollen eine ausgesprochene Liebe zu den schönen Künsten besitzen und in ihren Musestunden die zierlichsten Arbeiten verrichten, während sie in Bezug auf ihre elenden Wohnungen und ihre übrige Lebensweise auf derselben tiefen Stufe ständen wie andere Australierstämme. Ecker nimmt diese Darstellung doch nur mit einem gewissen Vorbehalte an und hebt mit Recht hervor, dass die blose Ornamentik doch nur eine niedere Stufe der bildenden Kunst sei. Dass aber die Papua's, welche die Küste bewohnen, solche Arbeiten verrichten, die den im Binnenlande streifenden Stämmen unbekannt sind, erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, dass, wenn das Meer die Trümmer eines gescheiterten fremden Schiffes an ihre Küste warf, geschnitzte und gemalte Holztheile ihre Nachahmung reizten und sie dann Aehnliches zu fertigen versuchten. Mit einem Hinweis auf die rohen Malereien der Buschmänner

nach Fritsch, die Eingeborenen Südafrika's, Breslau 1872. S. 126, u. Taf. 50 und die Schnitzereien der Neger, die Schweinfurth, Artes africanae, Leipzig 1875, Taf. VIII u. XIV abbildet, schliesst sich Ecker der Ansicht Lindenschmit's an, der in Bezug auf die Thierzeichnungen der heutigen Wilden sagt: alle diese Stämme, insofern sie in der That von jeder Berührung mit den alten Culturvölkern ausgeschlossen waren, erheben sich in ihren Darstellungen nicht über die ersten Versuche unserer Kinder und den Stil des bekannten „Buches der Wilden" des H. Abbé Domenech. Diesen Charakter haben in der That sowohl die Malereien der Indianer, welche Schoolkraft mittheilt, als auch die Menschen und Thiere auf den schwedischen Felsenbildern, und wiederum finden wir ihn in der Zeichnung, die Rugendas, Malerische Reise in Brasilien, Paris 1835, Pl. IV Figur 3, als ein Muster der Kritzeleien mittheilt, die Neger auf dem Sklavenmarkt in Rio de Janeiro auf die Wände schreiben. Dies Bild ist vielleicht um so zuverlässiger, da Rugendas selbst Maler war. Von den Zeichnungen, die A. Hübner in Transvaal auf einer Felswand eingegraben fand, ist das von W. Baer, der vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874, S. 147 wiedergegebene Bild einer Hyäne von so grosser Naturwahrheit, dass man fragen muss, ob nicht holländische Colonisten die Lehrmeister der Eingeborenen gewesen sein können. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass noch mehr wie die blose Naturwahrheit, die Anmuth der Darstellungen auf einen höhern Kunstsinn hinweise und bezeichnete als ein solches Beispiel den bekannten von Lartet beschriebenen Dolchgriff aus Laugerie basse. Dass selbst die Römer Knochen zu Skulpturen benutzten, ist bekannt. Die ethnologische Sammlung in Freiburg im Breisgau besitzt eine auf Knochen geschnitzte weibliche Figur aus Aegypten, die in graziöser Bewegung eine Hand an das Gesicht lehnt. Man erkennt an der nur roh angelegten Arbeit sofort die klassische Kunst. In vielen Sammlungen sieht man alte Skulpturen angeblich aus Elfenbein, die, wie die Gefässlöcher beweisen, aus Knochen geschnitzt sind. Wenn man noch behauptet hat, dass die Zeichnung überhaupt nur eine spätere Kunstübung sein könne, der die Kunst des Bildhauers, also die Nachahmung der körperlichen Formen selbst vorausgegangen sein müsse, und rohe Versuche dieser Art kommen auch in Höhlenfunden vor, so ist diese Behauptung doch sehr zweifelhaft. Auch für die Zeichnung hat der Mensch ein Vorbild in der Natur, es ist der Schattenriss der von der Sonne beleuchteten Gegenstände, der zur Nachahmung auffordern konnte. Ecker fügt seinen Bemerkungen über die Schnitzereien der Papuas die Bemerkung hinzu, dass, während die Zeichnungen der wilden Völker mehr dem Gebiet des Kunstgewerbes angehören und sich auf dem

Felde der Ornamentik bewegen, mit dem Rennthierbilde von Thayingen das
ebiet der Kunst betreten sei. Indess ist dies Bild doch nicht fehlerlos,
›r Hinterleib des Thieres ist zu schmächtig und die Hinterbeine sind im
erhältniss zu den vordern zu lang. Bedeutsam wird der Vergleich der
eistungen der prähistorischen Höhlenbewohner mit der Kunstthätigkeit
nes Volkes, das unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen wohnt und
erkwürdiger Weise nicht nur Geräthe und Waffen fertigt, die mit denen
›s vorgeschichtlichen Menschen die grösste Uebereinstimmung zeigen, wie
oyd-Dawkins neuerdings bestätigt hat, sondern auch seine Fertigkeit
ı Zeichnen an denselben Gegenständen übt, es sind die Eskimo's. Ecker
gte in Constanz Photographien von Eskimo-Werkzeugen und von Thier-
ichnungen, auf Treibholztäfelchen geritzt, vor, die er dem bekannten Nord-
›l-Reisenden H. E. Bessels in Washington verdankt. Darunter befinden sich
ıch Figuren von Rennthieren. In Boyd-Dawkins Werk: Die Höhlen-
ıd die Ureinwohner Europa's F. 123 und 125, in Lubbock's Vorge-
hichtlichem Menschen II F. 43—45, im Globus B. XXXI, No. 7 finden
ch solche Darstellungen. Mit Recht erklärt Ecker diese Arbeiten für
el geringer als die Funde von Thayingen. Und kämen sie ihnen gleich,
würde das für die Aechtheit der letzteren nichts beweisen, denn man
ınn nach dem Urtheil aller neuern Forscher die Eskimo's nicht für ein
sprünglich wildes Volk halten, sondern sie sind ein aus Asien einge-
anderter mongolischer Stamm, der früh übergesiedelt und lange Zeit von
lem Verkehr abgeschlossen seine heutige Heimath bewohnen mag, der
›er, wie er Sitten und Vorstellungen aus einem andern Lande sich erhalten
ıt, auch Fertigkeiten bewahrt haben mag, die er in seinen alten Wohn-
tzen erworben hatte; man vergleiche die Nachrichten von E. Bessels im
rchiv für Anthrop. VIII, S. 107 und Petitot, Les Esquimaux Tschiglit
376; dieser theilt auch eine Zeichnung mit, von der er sagt, dass ein
dianer sie nicht machen könne.

Mortillet, a. a. O. p. 890, sagt von den französischen Höhlenzeich-
ıngen, si c'est l'enfance de l'art, ce n'est point l'art de l'enfant, nur 1
ıer 2 mal habe man solche Dinge à la Domenech gefunden aber sie so-
rt für gefälscht erkannt. Also von den ächten verlangt er eine gewisse
ıllkommenheit. Ecker hält nun die menschlichen Figuren auf Rennthier-
ıochen der Dordogne nicht für besser als die der Eskimo's und hat ge-
n Mortillet's sonderbare Erklärung des Umstandes, dass die Höhlenbe-
›hner nackt dargestellt sind, einiges Bedenken. Dieser meint nämlich, schon
› ersten Künstler hätten es vorgezogen, wie die heutigen, sogenannte Aka-
mieen zu zeichnen, das sei eben Geschmackssache! Da an einigen Figuren

die Hände nur 4 Finger haben, so schliesst er, man habe damals die Gewohnheit gehabt, den Daumen einzuschlagen, und gewisse Striche auf dem Rücken deutet er auf eine ungewöhnlich starke Behaarung, also, wie Ecker hinzufügt, auf unsern pithekoiden Urahn! An zwei aus Rennthierhorn geschnitzten Köpfen sieht Mortillet spitzen Bart und kurzes Haar, und einen Typus des Gesichtes, der ihn an Mephistopheles und an François I. erinnert, der aber gewiss nicht prähistorisch ist!

Ecker schliesst aus allem von ihm bisher Gesagten, dass die Annahme, die besprochenen Kunstwerke kämen aus den Händen derjenigen Höhlenbewohner, welche auch die rohen Kiesel- und Knochenwerkzeuge fertigten, ernstlichen Zweifel hervorrufe. Die Behauptung, dass hierbei das artistische Urtheil gar keine Berechtigung habe, sondern nur das naturhistorische, weisst er mit Recht zurück. Wenn der Geologe sagen wollte, der Stil dieser Dinge ist mir vollkommen gleichgültig, wenn ein Kunstwerk an irgend einem Ort in einer unberührten Schicht neben den rohesten Werkzeugen gefunden wird, so ist es mit diesen gleichzeitig, so vergisst er, dass der Beweis der unberührten Schicht nach gemachtem Funde oft gar nicht mehr zu führen ist, und dass Gegenstände, die ganz verschiedenen Zeiten angehören, in den Höhlenschlamm eingebettet und hier ein Jahrtausend lang unter einer Stalagmitendecke ruhen können. Die aus zahlreichen Beobachtungen abgeleiteten Gesetze der Entwicklung menschlicher Fertigkeiten bieten vielleicht eine grössere Sicherheit als die noch so sorgfältig aus den Umständen eines solchen Fundes gezogenen Schlüsse. Zumal fordert die Beurtheilung des Alters von Einschlüssen im Boden einer Höhle Vorsicht, weil diese in verschiedenen Zeiten von Menschen bewohnt gewesen sein kann. Der Entdecker der Höhle sagt, dass unter einer mächtigen Schuttmasse, die den Boden bedeckte, zwei Sinterschichten vorhanden waren, aber Ecker wirft mit Recht ein, dass auch das Bedecktgewesensein des Fundstücks mit Kalksinter nicht gegen seine Herkunft aus historischer Zeit spreche. Wohl zu beachten ist ein Ausspruch des Finders der Rennthierfigur, Professor Heim, er sagt: „was ich noch als Augenzeuge zu konstatiren habe, ist die ohne alle Sachkenntniss und Sorgfalt ausgeführte Ausbeutung der Höhle“. Die Boden- und Fundverhältnisse bilden also, um mit den Worten Lindenschmits zu reden, nur einen Theil der verschiedenen Kriterien, welche für die antiquarische Forschung die Aechtheit eines Fundstückes entscheiden. Was nun die Technik der fraglichen Arbeiten betrifft, so müssen sie, wenn ihnen ein prähistorisches Alter zukommt, mit Kieselmessern oder Kieselsplittern gemacht sein. Nach den in Frankreich gemachten Versuchen schliesst man, dass sie, weil beim blosen Ritzen das Instrument leicht ausgleitet, durch eine Art von Ein-

ıng hergestellt sind. Wiewohl von Bonstetten glaubte, dass das
ıthier von Thayingen mit einem Werkzeug von Stahl gemacht sein
se, ahmte Graf Wurmbrand in Constanz die Zeichnung auf frischem
chen mittelst eines Feuersteins nach. Dieser Versuch gelang auch mir.
nicht unwichtig führe ich nach einer Mittheilung von Fraas hier an,
die beiden von Lindenschmit entdeckten gefälschten Zeichnungen nicht
Geweihstücke sondern auf Knochen geritzt waren. Fraas fand, dass
mürbe Rennthierknochen unserer Funde nicht geeignet ist für solche
beitung, man muss die verwitterte Rinde erst abschaben, bis man auf
Knochensubstanz kommt, die Thayinger Stücke sind aber auf der ur-
nglichen Oberfläche geritzt. Dieser Beobachtung kann man aber die
ahme entgegenstellen, dass, auch zugegeben, dass vor 2 bis 3000 Jahren
Rennthier nicht mehr lebte, seine zurückgelassenen Geweihstücke damals
.ss noch nicht so mürbe waren, wie sie es heute sind. Ein erfahrener
nbeinschnitzer, Herr Oldag in Bonn, gab mir an, dass Knochen
den Stahlmeissel am härtesten sei, dann folgen Wallrosszahn, Elfen-
und Hirschhorn. Der frische fettige Knochen verarbeitet sich
ıter als der ausgekochte, welcher spröde wird, desshalb kocht man zu
ən erst den gearbeiteten Knochen aus, damit er weiss wird. Ecker
ıt, die genauere Untersuchung der Zeichnungsfurchung, also doch wohl
mittelst der Lupe, dürfe in künftigen Fällen nicht mehr ausser Acht
ssen werden, er tadelt, dass sie von den Entdeckern der Thayinger
de fast gänzlich vernachlässigt worden sei. Er glaubt, man werde
rscheiden können, ob die Zeichnung mit einem Kieselsplitter oder einem
ernen Federmesser, ob sie auf den frischen Knochen oder auf den
ɔckneten alten eingeritzt sei.

Ich selbst habe in Constanz auf die Nothwendigkeit der Untersuchung
der Lupe hingewiesen, wozu noch immer Zeit ist, und habe sie nach-
lich angestellt und zwar an der Pferdezeichnung im Museum zu Schaff-
ıen, welche vollkommener ist als die des weidenden Rennthieres und durch
ganze Stellung des Thieres, den kleinen Kopf, die schnaubenden Nüstern,
vorgestreckten Ohren an das englische Rennpferd erinnert. Doch
men ähnliche Pferdebilder auf etrurischen Vasen und geschnittenen
ıen griechischer Kunst vor. Die Lupe zeigt in den Strichen des Um-
s keine Spur eines scharf schneidenden Werkzeuges und in dem Grunde
breiten Striche ist der Knochen ebenso beschaffen wie auf seiner Ober-
e, und zwar etwas verwittert, welcher Umstand gegen die Annahme einer
rdings geübten Fälschung spricht; vgl. den Bericht über die Constanzer
ammlung S. 115. u. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfr. LXI, S. 164.

Ecker bezeichnet endlich auch die Erwägung zoologischer Thatsachen als von grosser Wichtigkeit für die Entscheidung der schwebenden Frage. Er sagt, erst in neuester Zeit sei der Nachweis geliefert, dass die Mehrzahl der in prähistorischen Zeichnungen dargestellten Thiere, die jetzt erloschen oder ausgewandert seien, in unsern Gegenden mit dem Menschen gelebt hätten, also könnten diese Darstellungen nicht etwa aus der griechischen Zeit stammen, welcher diese Thiere, wenigstens das Rennthier und der Moschusochse unbekannt waren, sondern sie seien entweder von den Zeitgenossen gemacht, oder in neuester Zeit gefälscht. Dagegen ist zu bemerken, dass das Rennthier wahrscheinlich noch in römischer Zeit in deutschen Wäldern gelebt hat, wenn es auch dem Aussterben nahe war; vgl. Verh. des naturhist. V., Bonn 1866, Sitzungsb. S. 78 und v. Brandt, Zoogeogr. u. palaeontol. Beiträge, St. Petersburg 1867, S. 53 u. Arch. f. Anthrop. VIII, 264. Jene Kunstwerke können aber zweitausend Jahre älter sein. Vom Moschusochsen sagt aber Ecker, dass sein geschnitzter Kopf nach dem Schädel und nicht nach dem lebenden Thier gemacht sei, denn es sind nur die Knochenzapfen dargestellt, die nach unten und schwach vorwärts gekrümmt sind, während die Hörner selbst mit ihren Spitzen an dem heute noch im Norden lebenden Thiere sich wieder nach oben biegen. Dass ein Künstler, der das lebende Thier sah, das Bild nach dem Schädel gemacht haben soll, ist nicht wohl annehmbar, aber man könnte schliessen, dass die Krümmung der Hörner, die bei den übrigen Ochsenarten eine so verschiedene ist, beim vorgeschichtlichen Moschusochsen eine andere war, als beim heute noch lebenden. Nach Ecker stösst die Annahme einer modernen Entstehung der Zeichnungen des Pferdes auf erhebliche Schwierigkeiten, denn aus den massenhaften Anhäufungen von Knochenresten des Pferdes bei Solutré, man hat 100,000 Thiere geschätzt, habe man die Gestalt des Wildpferdes mit Sicherheit wiederhergestellt, die Pferdezeichnungen aus den Höhlen der Dordogne, die mehrere Jahre früher gefunden wurden, stellten in der That ziemlich genau dieses Wildpferd dar. Toussaint beschrieb zuerst diese Knochenreste und beklagt, dass die Schädel so zu sagen fehlen und desshalb eine sichere Bestimmung des Thieres fast unmöglich sei, indem nur die Unterkiefer und Bruchstücke des Oberkiefers und einzelner Schädelknochen sich fänden, doch lasse sich erkennen, dass der Kopf gross gewesen sei, während die Gliedmassenknochen auf eine kleine Körpergestalt schliessen lassen. Auf das Pferdebild von Thayingen passt also die Gestalt des Pferdes von Solutré gar nicht, jenes steht auf hohen Beinen und hat einen kleinen Kopf. Solche Pferde kommen, wie schon bemerkt, auf antiken Vasenbildern und geschnittenen Steinen vor; die auf dem Fries des Parthe-

sind klein. Sowohl das wilde Pferd der asiatischen Steppen, wie das
ilderte der Pampas wird als klein mit verhältnissmässig grossem Kopfe,
dem Esel näher stehend, geschildert. Sanson und Piétrement,
ıe Toussaints Ansicht, dass die Pferde von Solutré als Nahrungsthiere
ımt gewesen seien, mit Grund bestreiten, und sie für Jagdbeute, von
man lebte, halten, haben über die Gestalt dieses Wildpferdes keine
re Meinung geäussert. Der erstere findet sie mit dem heute noch in
en gezüchteten Ardennerpferd übereinstimmend; vgl. Bull. de la Soc.
thróp. Paris 1874, p. 642 und 689.

Ecker kommt zu dem Schlusse, dass vorläufig in Anbetracht vieler
ındenen Widersprüche eine Lösung der Frage der Aechtheit d. i. des
n Alters der Höhlenzeichnungen unmöglich sei und dass die Constanzer
ammlung mit Recht einen endgültigen Spruch von sich abgewiesen
. Er hofft, dass die göttliche Kunst damals nicht nur in wenige bevor-
› Höhlen vom Himmel heruntergestiegen sei, sondern sich auch noch
rswo in Deutschland werde finden lassen und erwartet dann von der
schen anthrop. Gesellschaft die Ernennung einer Commission von Sach-
ändigen zu genauer Untersuchung des Falles. Mit ähnlichem Rathe
ss ich mein Urtheil über die Thayinger Funde in Constanz, vgl. Be-
, S. 115 und diese Jahrbücher Heft LXI, S. 164, indem ich sagte,
müsse weitere Funde abwarten, die Aechtheit dieser Kunstarbeiten
ıöglich, aber dann habe kein rohes Jägervolk sie gemacht.

Am Schlusse des Constanzer Berichtes, dem zwei Tafeln mit Photo-
hieen der bearbeiteten Thayinger Knochen beigefügt sind, meldet Dr.
dach aus Schaffhausen, dass man nach dem Quaterly Journ. of the
ıg. Soc., Aug. 1877 in der knochenführenden Höhle von Creswell auf
Thierrippe die Zeichnung des Vordertheiles eines Pferdes entdeckt
, in einer Schicht, deren Einschlüsse nicht mehr dem rohesten Typus
Steingeräthe angehören. Das Pferd hat eine borstige Mähne und einen
en Kopf. Dawkins erkennt in der Zeichnung die Gleichheit des Stiles
den Funden von Thayingen. Diese im Beisein von Prof. Dawkins
ckte Zeichnung ist im Constanzer Bericht auf Taf. I, Fig. 20 wieder-
ben.

Schaaffhausen.

8. **Archaeologisch-epigraphische Mittheilungen aus Oesterreich**, herausgegeben von **A. Conze** und **O. Hirschfeld**. Jahrgang 1. Mit 8 Tafeln und 2 Holzschnitten. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn 1877. IV und 172 Seiten 8.

Im Kreise des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande wird ein Unternehmen leicht empfohlen sein, dessen Analogie mit den Bestrebungen des Vereins auf der Hand liegt. Wie die Universitätsstadt Bonn schon längst zu einem Mittelpunkte der Alterthumserforschung für die Rheinlande sich gemacht hat, so hat jetzt die seit Langem von Wien ausgehende Beschäftigung mit den römischen Ueberresten der österreichischen Provinzen und benachbarten Länder auch an der Universität Platz gefasst. Die neue Zeitschrift ist das Organ der archaeologisch-epigraphischen Arbeitsstelle, welche das k. k. Unterrichtsministerium kürzlich in dem Seminare für die genannten Studien an der Universität Wien begründet hat. Dem Seminare stehen die Herausgeber der Zeitschrift vor, ihm gehören die Mitarbeiter zum guten Theile an oder stehen ihm nahe. An Stoff fehlt es nicht. Er wartet in reicher Fülle, dass Hand angelegt werde, zumal da die heutigen politischen Grenzen keine Schranken ziehen können, sondern namentlich donauabwärts die altrömischen Gebiete in den Kreis der „Mittheilungen" gezogen werden müssen und sollen. Aktive Kräfte werden zu solcher Ausdehnung der Erkundung grade dem Seminare, das seine Zöglinge mit eigenen Reiseunterstützungen aussenden kann, zu Gebote stehen. Dergleichen Anfänge liegen bereits im ersten Bande vor: Reiseberichte aus Triest, Pola, Aquileja und über eine Reise im westlichen Ungarn.

Neben den einheimischen Alterthümern, durch deren sorgfältige Verzeichnung einerseits epigraphisch auf dem C. I. L. weitergebaut, andrerseits archaeologisch für eine analoge erschöpfende Sammlung vorgearbeitet werden soll, bietet zumal die Hauptstadt Wien einen nicht verächtlichen Vorrath von Antiken auswärtigen Fundorts. Bereits vielfach durch Publikationen zugänglich gemacht ist der Besitz des kais. Kabinets; daneben aber ist mehr als man meint in Privatsammlungen vorhanden. Diesen Bestand zu katalogisiren, das Merkwürdigste auch abzubilden ist eine weitere Aufgabe, welche sich die „Mittheilungen" stellen. Der erste Band bringt den von 6 Tafeln begleiteten Katalog der Sammlung Millosich, zumeist Stücke griechischer Herkunft enthaltend; Prof. Gurlitt ist der Verfasser.

Die zwei übrigen Tafeln des 1. Bandes bringen die Abbildung eines lange verschollen gewesenen Monuments aus Aquileja mit Inschrift (C. I. L.

33) und auf zwei andern Seiten mit Reliefs, Geburt und Kultus des
pos darstellend. Die erschöpfende Erläuterung des Herausgebers Mi-
elis bezieht sich vielfach auf Untersuchungen, welche O. Jahn zum
l auch in dem Jahrb. des rheinischen Vereins (XXVII, S. 45 ff.) ge-
t hat.

Wie Michaelis, so haben auch andre ausserösterreichische Gelehrte
neuen Zeitschrift ihre Mitwirkung geschenkt. Von Bonn kam die sach-
lige erklärende Herausgabe eines Briefes Winckelmanns, der sich in
ıer Privatbesitze befindet. Anderes haben Th. Mommsen und R.
oell beigetragen.

Das Meiste wird immer von österreichischen Mitarbeitern kommen,
r denen neben den jung zuwachsenden Kräften namentlich der verdiente
s aus Siebenbürgen reichlich zum ersten Bande beigesteuert hat. Dass
Vorsteher des Seminars und Herausgeber der Zeitschrift in dieser ihrer
elten Eigenschaft namentlich auch gestaltend auf die Beiträge der Zög-
ı des Seminars wirken, ist selbstverständlich. Mit dem zweiten Bande
nnend, soll endlich nach Kräften Sorge getragen werden, dass vollstän-
Auszüge von allem Archäologisch-epigraphischen, was in den Lokal-
schriften Oesterreichs erscheint, Kenntniss geben; hierfür ist besonders
Budapest aus Mitwirkung gesichert.

Zum Schlusse hebe ich noch ein Unternehmen hervor, von dem Otto
schfeld im ersten Bande S. 130 ff. Nachricht giebt und über das fort-
nd zu berichten die „Mittheilungen" auch ferner sich angelegen lassen
werden, die von der österreichischen Regierung mit dem Vorsatze um-
nder Durchführung begonnene Ausgrabung der Ruinen des römischen
ers von Carnuntum.

An die Stelle des Unterzeichneten ist in die Leitung des Seminars
in die Redaktion der „Mittheilungen" schon während des Druckes des
ten Heftes Otto Benndorf eingetreten. Um so mehr ist der Zeit-
ift ihr Fortgang gesichert. An ferner guter Aufnahme bei einem Kreise
Lesern und Benutzern wird es ja auch nicht fehlen, am wenigsten da,
dem Erforscher und Liebhaber der römischen Alterthümer im Westen
tschlands die Denkmäler der südöstlichen Schwesterlandschaft von ganz
nderm Interesse sein müssen.

Berlin. Conze.

III. Miscellen.

1. **Bacharach.** Bezüglich der Baugeschichte der Wernerskirche daselbst wird allgemein angenommen, dass die Gründung dieses Baues in das letzte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts zurückgehe und der am 23. August 1293 vom Bischof Hermann consecrirte Altar sich innerhalb des Neubaues befunden habe; bis zum Jahre 1337 seien zwei Flügel, der östliche nämlich und der südliche bis zur Höhe des Daches gediehen und dann der Bau bis gegen 1430 ganz in's Stocken gerathen. So Weidenbach, Bacharach, Stahleck und die Wernerskirche, Bingen 1850, S. 30 und S. 38; — Kugler, Gesch. d. Bauk. III, S. 227 und neuestens Bock, Rheinlands Baudenkm. d. M. A. I. Serie. Zu diesen Annahmen bewog bei dem Mangel an zutreffenden geschichtlichen Nachrichten die oben erwähnte Angabe über die Consecration eines Altars, sowie die Erzählung von der Beraubung des Opferkastens, in Folge dessen der Bau ins Stocken gerathen sein soll. Nun beweist aber die Consecration des Altars, welcher in der zum grösseren Theil zerfallenen Kuniberts-Kapelle, die ehedem an der Stelle der Wernerskirche gestanden, noch keineswegs, dass mit dem neuerbauten und geweihten Altare ein Theil des heutigen Kirchengebäudes gleichzeitig entstanden sei. Dass ältere Schriftsteller wie die Bollandisten und Brower (bei Weidenbach a. a. O. n. 36, S. 124) der einfachen Thatsache der Altarweihe eine solche Erweiterung gaben, ist nicht eben zu verwundern. Halten wir dagegen heute die Ergebnisse, welche eine kunstwissenschaftliche Prüfung des Denkmals selbst liefert, mit jener Notiz und den aus der anderen, obenerwähnten Erzählung über die Störung des Weiterbaues zusammen, so dürften wir zu anderen Schlussfolgerungen kommen, als die älteren, und mit ihnen alle neueren Schriftsteller, welche das Baudenkmal behandelten. Vor Allem kann nämlich aus der theilweisen Erneuerung der alten Kunibertskapelle und der

:rrichtung eines neuen Altars nicht ohne Weiteres auf einen so umfäng-
chen Neubau geschlossen werden, wie ihn die Wernerskirche darstellt.
chon der Umstand, dass bei der Weihe des neuen Altares die alten Patrone,
ämlich Kunibert und Andreas beibehalten wurden, weisen nicht undeut-
ch darauf hin, dass die früheren Verhältnisse der Kapelle im Wesentlichen
nverändert fortbestehen blieben.

Fassen wir nun die zweite Notiz ins Auge, so besagt dieselbe nur,
ass der Bau um 1337 im Betrieb war und durch die frevelhafte Entzie-
ung der Baukasse augenblicklich ins Stocken gerieth. Es ist nicht ein-
usehen, wie man auf den Gedanken verfallen mochte, so unbedingt den
anzen Zeitraum, welcher zwischen der Altarconsecration und der Beraubung
er Baukasse liegt, also gegen fünfzig Jahre als wirkliche Bauzeit anzu-
ehmen. Wer je das kleine Denkmal gesehen und einige Vorstellung davon
at, welche Wandlungen innerhalb eines halben Jahrhunderts die Gothik
m Rhein durchgemacht hat, dem muss es räthselhaft erscheinen, wie eine
olche Vorstellung so lange festgewurzelt sich erhalten konnte. Es kann
ielmehr keinem Zweifel unterliegen, dass die Wernerskirche nicht gar
ange Zeit vor dem in's Jahr 1337 verlegten Raub begonnen und in
aschem Anlauf, wenigstens in dem erhaltenen Ost- und Südflügel bis zur
Jesimshöhe vollendet worden ist. Die Architekturformen gehören nicht
nehr dem 13., sondern der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an; es sei
erner auf die an der Aussenseite des Fenstermasswerks eingeführten Hohl-
rofile verwiesen, worin die jüngere Richtung so unverkennbar sich aus-
rägt. Für einen in rascher Folge geführten Baubetrieb spricht aber die
anz einheitliche werkmännische Ausstattung des Baues: neben einheitlichem
Material, dem bunten Main-Sandstein ist von entscheidendem Gewicht das
leichmässige Vorkommen derselben Steinmetzenmarken. Wäre längere Zeit
ber der Vollendung des Baues verflossen, so würde neben der Vielheit und
Verschiedenheit der Marken auch noch deren ältere und jüngere Bildung
nzweifelhaft sich geltend machen. So aber sind über die erhaltenen Theile
lieselben Zeichen vertheilt und stimmen in ihrer eigenthümlichen Ausbil-
lung ganz zu jener Zeit, welche oben für die Erbauung der Kirche in An-
pruch genommen wurde. Ich habe die Steinmetzzeichen rings um den
Bau aufgesucht und theile dieselben auf Taf. VII, f. 2 mit, um die Probe
ür die Richtigkeit meiner Annahme zu ermöglichen.

Wer die Ausbildung und Verwendung von Steinmetzzeichen verfolgt
at, wird die Bedeutung des Argumentes nicht verkennen und dem Schlusse
ewiss zustimmen. Es darf daher als sicher betrachtet werden, dass die
Ostapsis und der südliche Kreuzflügel nebst der Vierung nach einer

raschen Bauzeit in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts vollendet worden.

Es erhebt sich nun die Frage nach der Glaubhaftigkeit jener Angabe, welche von einer Einstellung des Baues nach dieser Zeit und einer fast hundertjährigen Unterbrechung des Ausbaues berichtet (vgl. Weidenbach, a. a. O. S. 39 u. 44 ff.). Genügende Nachweise, dass der nördliche Kreuzarm vor Mitte des 14. Jahrhunderts nicht ausgebaut und erst im 15. vollendet worden sei, sind meines Erachtens nicht vorhanden. Leider ist jener Bautheil ganz eingegangen, so dass aus dem Denkmal selber eine unmittelbare Beweisführung nicht geliefert werden kann. Dass der westliche Abschluss thatsächlich erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hergestellt wurde wird in keiner Weise angezweifelt[1]). Dagegen zwingt nichts zur Annahme, dass auch der nördliche Kreuzarm damals erst ausgebaut worden. Man wird vielleicht auf einen kleinen Rest von Quadermauerwerk hinweisen, der an dem ersten und einzig erhaltenen Strebepfeiler des nördlichen Kreuzflügels sich erhalten hat und allerdings von jüngerem Datum zu sein scheint; allein wer beweist, dass dies nicht eine spätere Herstellung sei, wie deren auch sonst noch nachzuweisen sind? Ein Blick auf die Gesammtanlage zeigt vielmehr, dass die Vollendung des nördlichen Kreuzarmes eine Existenzfrage für die anderen Theile des Baues war. Heute, wo derselbe der Gewölbe entbehrt, mögen freilich Ostchor und Südflügel für sich stehen; ergänzen wir aber die Wölbungen, wie solche doch wohl müssen vorhanden gewesen sein, so ist nicht abzusehen, wie das Gebäude ohne verstrebenden Abschluss nach Norden soll Bestand gehabt haben. Würde der Beweis geliefert, dass der Bau fast ein Jahrhundert später diesen Flügel erhalten hätte, so könnte dies nur unter der Voraussetzung gedacht werden, dass der nordwestliche Eckpfeiler der Vierung durch starke Verstrebung wäre gehalten gewesen, oder aber, dass die Vierung niemals wäre eingewölbt worden. Ob die Schwierigkeiten den Bau nach dem fabulos aufgeputzten Raub der Baukasse weiterzuführen, wirklich so unübersteiglich sollen gewesen sein, muss gerechten Zweifel erwecken. Steht doch

---

1) Der von Bock, a. a. O. S. 15 mitgetheilte Grundriss lässt die Art des westlichen Abschlusses ganz unentschieden; er gibt weder eine Lösung im Sinne des Vorhandenen, was eine Zuthat des 15. Jahrhunderts ist, noch eine ideale Ergänzung. Es ist vielleicht nicht überflüssig darauf hinzuweisen, dass King, Studybook IV, pl. 28 einen restaurirten Grundriss gibt, welcher eine auf zwei ineinandergeschobenen Dreiecken ruhende Empore mit westwärts vorgelegtem Stiegenthurme aufweist und darin an die noch sichtbaren Reste anschliesst.

die ganze Erzählung des Raubes auf so schwachen Füssen, dass bereits Weidenbach (a. a. O. S. 40) sich zur Aeusserung veranlasst sieht, es könne eben nicht einmal als erwiesen angenommen werden, ob das von Brower hiefür angegebene Jahr 1337 das richtige sei. Viel wichtiger für die Baugeschichte sind offenbar die 1320 von Erzbischof Peter von Mainz und eine vom Jahr 1324 datirte Urkunde des Erzbischofs Boemund von Trier, welche Ablässe für Leistungen zum Bau der Kirche ertheilen bezw. bestätigen. Im Hinblick auf die ganze Haltung der Architektur der Wernerskirche möchte ich darum gerade den Zeitpunkt von 1320—24 als die eigentliche Gründungs- und Bauzeit derselben ansehen. Wo das urkundliche Beweismaterial so mangelhaft ist, wird eine unzweifelhafte Feststellung kaum möglich sein; es schien mir jedoch angezeigt, die Frage aufs Neue anzuregen und das Meinige zur Lösung beizutragen.

Mainz. Friedrich Schneider.

2. Bonn. Ueber die gewundenen, sogenannten celtischen Ringe oder Torques. Am neunten November 1876 wurde bei dem Ausbaggern des Fundamentes für einen der Strompfeiler der grossartigen Rheinbrücke, welche oberhalb Coblenz, zur Durchführung der Berlin-Metzer strategischen Eisenbahn, beide Rheinufer nebst der Insel Oberwerth überspannen soll, mitten im Flusse, unter Sand und Geröll, ein Armreif gefunden, der aus vier strickförmig zusammengewundenen Drähten des feinsten Goldes besteht. Dieser Armreif, gegenwärtig im Besitze der Kaiserin Augusta, wurde von Herrn Geheimrath Professor Dr. Schaaffhausen in der Niederrhein. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn vorgezeigt und gab demselben zu einem, später in dem Sitzungsberichte der genannten Gesellschaft vom 19. Febr. 1877 S. 34—37 mitgetheilten Vortrage, sowie auch zu einem Berichte in diesen Jahrbüchern, LXI, S. 147, Veranlassung.

Herr S. ist der Meinung, dass dieser Ring ein celtischer oder gallischer sei, dass derselbe aus vorrömischer und zwar aus einer Zeit stamme, wo die Anwohner beider Rheinufer Celten gewesen wären und dass aus dem Rheinsande gewaschenes Gold wahrscheinlich das Material zu demselben geliefert habe.

Mit Bezugnahme auf das über diesen Ring Mitgetheilte glaube ich zu der Annahme berechtigt zu sein, dass man den gewundenen oder gedrehten Ringen gegenwärtig, wo die Bestrebungen der modernen ethnographischen Forschung so sehr auf die Feststellung der geographischen Grenze zwischen Germanen und Galliern in vorgeschichtlicher Zeit gerichtet sind, häufig eine Bedeutung und Wichtigkeit für das specifische Celtenthum beilegt, welche ihnen gar nicht zukommt.

Hals- und Armringe dieser Art, sogenannte Torques, sind nämlich für die Celten keineswegs in dem Masse bezeichnend und das Verfertigen und Tragen derselben stellt durchaus nicht eine sie von anderen Völkern so sehr unterscheidende, gewissermassen für sie charakteristische Volkseigenthümlichkeit dar, wie jetzt vielfach angenommen wird.

Der Gedanke, sowohl viereckigen Metallstäben von geringem Durchmesser als auch aufeinander gelegten Stücken Drahtes durch Drehen um ihre Achse eine zierlichere Form und, was die Drähte betrifft, zugleich auch einen festeren Zusammenhalt zu verleihen, liegt zu nahe und die hierfür erforderliche Technik ist eine zu einfache und wenig mühsame, als dass nicht die verschiedensten Völker, schon im Anfangsstadium ihrer Kultur, unabhängig von einander, auf diese Art der Ornamentik gekommen sein sollten. Gedrehte Ringe sind daher, ausser in den Ländern, welche bewiesenermassen von celtischen Volksstämmen bewohnt gewesen sind, wie die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, die Schweiz, Oberitalien, Belgien und Theile des linken Rheinufers, auch in Ländern gefunden worden, wo niemals Celten sesshaft waren, wie z. B. in Mittel- und Unteritalien, Griechenland, verschiedenen Gegenden von Deutschland und Skandinavien.

In den altnordischen Heldensagen, ja schon in der Edda, spielen Armringe eine grosse Rolle. Montelius bildet in seinem Werke über die Vorzeit Schwedens — Sveriges forntyd — gedrehte Finger- und Armringe von Bronce, Silber und Gold ab, und auch das königliche Museum für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen enthält nicht wenige solcher Ringe. In allen genannten Ländern aber, die celtischen nicht ausgenommen, waren gedrehte Ringe und glatte nebeneinander in Gebrauch. Auf Sumatra und Java habe ich Aehnliches beobachtet. Jedes malaiische und javanische Mädchen trägt nämlich von seiner frühesten Jugend an Armbänder, die nach den Vermögensverhältnissen der Eltern, entweder aus Gold oder Silber, aus Gold und Silber, aus Gold und Kupfer, sogenannter Souassa, oder nur aus Kupfer bestehen. Diese Ringe aber sind von dreifacher Gestalt und stellen entweder spiralförmig gewundene Schlangen dar, oder sie sind ganz glatt, oder sie bestehen aus zusammengedrehten Drähten der genannten Metalle und Metallverbindungen.

Die letzteren haben, um zusammengehalten zu werden, an dem einen verdünnten Ende einen kleinen Haken, an dem anderen eine Oese. Man könnte auf den genannten Inseln ohne Mühe, in ganz kurzer Zeit, sich Hunderte von diesen gedrehten Armringen verschaffen, welche dem bei Oberwerth gefundenen zum Verwechseln gleichen. Wie allgemein auf den indischen Inseln der Gebrauch ist, nicht nur den für Ringe bestimmten

Drähten und dünnen viereckigen Metallstäben, sondern auch für andere Zwecke dienenden Stangen anderen Materials, durch Drehen um ihre Achse eine zierlichere Form zu geben, zeigen verschiedene Gegenstände, welche ich aus Sumatra und Borneo mitgebracht und in der allgemeinen Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde am 5. November 1877 vorgezeigt habe, wie z. B. ein Hautkratzer und zwei Haken zum Offenhalten der Bettvorhänge aus Horn.

Bei den Römern waren goldene Armringe, — Armillae, — Amts- und Standeszeichen der Senatoren und Ritter. Hannibal liess nach der Schlacht bei Cannae, wo die Römer eine so furchtbare Niederlage erlitten, den gefallenen Rittern und Senatoren diese Ringe abstreifen um sie nach Karthago zu senden. Die Zahl derselben war so gross dass sie, wie Livius bemerkt, drei Scheffelmasse füllten.

Ob diese Ringe immer glatte oder auch schlangenförmig gewundene und auch gedrehte waren, lässt sich jetzt nicht mehr ermitteln. Unter den Kaisern wurden auch, als Belohnung für kriegerische Verdienste, an Soldaten Armringe vertheilt. Auffallend aber ist, dass fast nie auf bildlichen Darstellungen aus dem römischen Alterthume, sowohl auf Statuen als auf Reliefs, geschnittenen Steinen oder Münzen Römer mit Armbändern erscheinen. Nur Frauen, hauptsächlich auf Frescobildern, zeigen sich mit denselben geschmückt, entweder blos am Vorder- oder zugleich auch am Oberarme. Auch die Aphrodite Kallypygos in Neapel trägt am linken Oberarme sowie am rechten Vorderarme ein Armband. Auf den Darstellungen aus dem griechischen Alterthume findet dasselbe statt und nur Frauengestalten tragen, wiewohl nur selten, doch hin und wieder Armbänder.

Was nun die gewundenen oder gedrehten Halsringe betrifft, denen man gegenwärtig eine noch grössere charakteristische Bedeutung für das specifische Celtenthum zuspricht als den gedrehten Armreifen, indem von Vielen alle mit solchen Halsringen versehene Gestalten auf Bildwerken des Alterthums, für Celten (Gallior) angesehen werden, so lässt sich auch hiergegen nicht Weniges einwenden. Die Anhänger dieser Ansicht berufen sich in erster Stelle auf das von Livius — L. VII C. X — so malerisch beschriebene Zweigefecht zwischen einem vornehmen Gallier und dem damals noch jugendlichen, später so berühmt gewordenen Titus Manlius.

Dasselbe fand im Jahre 358 v. Chr. auf einer Brücke über den Anio statt, indem die Gallier auf dem einen, die Römer auf dem anderen Ufer des Flusses ihr Lager aufgeschlagen hatten. Um nicht Furcht vor dem Feinde zu verrathen, hatte keines von den beiden Heeren die Brücke abgebrochen. Da betrat ein gallischer Krieger von riesenhaftem Körperbau,

in buntfarbigen Kleidern und mit bemalten, reich mit Gold eingelegten Waffen — auro caelatis refulgens armis — jene Brücke, mit lauter Stimme die tapfersten Römer zum Zweikampfe herausfordernd. Manlius, „von nur mittlerer Statur für einen Krieger und mit weniger prunkenden als für den Gebrauch geschickten Waffen versehen", nahm die Ausforderung an und das Gefecht zwischen ihm und dem Gallier fand im Angesichte beider Heere statt. Manlius erlegte seinen Gegner, nahm ihm, als derselbe todt hingestreckt lag, ohne der Leiche in irgend einer anderen Weise Schmach zuzufügen, blos das Halsband ab und that dasselbe, noch mit Blut bespritzt, um seinen eigenen Hals. Die Gallier, mit Schrecken und Bewunderung über den Ausgang dieses Zweikampfes erfüllt, blieben dem Boden angeheftet, stehen. Die Römer aber führten den Sieger jubelnd, unter Glückwünschen und Lobeserhebungen zu dem Dictator hin. In ihren kunstlosen, liederähnlichen Scherzen hörte man sie dem Manlius auch den Beinamen „Halsbandträger" — Torquatus — geben, welcher bald allgemein üblich und ein ehrenvoller Beiname seines Geschlechtes und seiner Nachkommen wurde.

Livius bedient sich für den Halsschmuck, welchen Manlius dem erschlagenen Gallier abnahm und um seinen eigenen Hals that, des Ausdruckes Torques. In diesem Worte liegt aber durchaus nicht begriffen, dass das betreffende Halsband ein um seine Achse gedrehtes gewesen sei. Torques ist nämlich mit den Ausdrücken collare, monile und catella völlig gleichbedeutend und bezeichnet, wie letztere, blos einen Halsschmuck, ohne Rücksicht darauf, ob derselbe eine einfache oder künstlicher verschlungene Kette und mit Perlen oder Edelsteinen verziert ist, oder aber aus strickförmig zusammengedrehten Metalldrähten besteht. Ohne dass im entferntesten dabei von einer Beziehung auf die Gallier Rede sei, gebrauchen, gleichwie Livius an einer anderen Stelle als der erwähnten — Lib. 44 Cap. 14 —, auch andere Schriftsteller vor und nach ihm, wie Sueton — Vita Augusti 43 —; Properz — 4. 10. 44 —; Ovid — Fast. 6. 601 —; Cicero — Disquis. academ. 3. 80. 185 —; Horaz — 3. 6. 12 —; Quinctilian — 6. 3. 79 — das Wort „Torques" einfach für Halsband. Plinius — 10. 42. (58) — bezeichnet mit diesem Worte den Kreis oder Ring an dem Halse verschiedener Vögel und Virgil — Georgic. 4. 276 — Blumenguirlanden. Das Substantiv „torques", in älterer Form „torquis", ist von dem Zeitworte „torquere" abgeleitet, dessen erste und Hauptbedeutung drehen und winden ist, welches aber eine Menge abgeleiteter Nebenbedeutungen hat, wie z. B.: Oculos torquere, die Augen verdrehen; Se in terra t., sich auf der Erde wälzen; Capillos t., die Haare kräuseln; Pulverem t., Staub aufwirbeln; Ius t., das Recht verdrehen; Talum t., den

ss verstauchen; Saxa t., Steine wälzen; Tela s. Jaculum t. in aliquem, schosse nach Jemandem werfen; Bellum t., den Krieg leiten; torquere [uem, Jemanden martern oder quälen; torquere rem, eine Sache genau ersuchen u. s. w.

Das Wort „torques" muss aber auf das Participium praesentis des :ivums von torquere nämlich das Wort „torquens", d. h. drehend, .dend und nicht auf das Participium praeteriti des Passivums, das Wort rtum" d. h. gedreht oder gewunden, zurückgeführt werden. Der Sub-ntivform „torques" liegt daher der active Begriff des Drehens, Windens, ı Herumwindens, nicht aber der passive des Gedreht- oder Gewunden-ıs zu Grunde. Das Adjectiv „torquatus" ist von dem Substantiv „torques" l nicht unmittelbar von dem Zeitworte „torquere" abgeleitet. Es be-ıtet nichts anderes als mit einem „torques" umgeben oder umwunden sein. r active Begriff des Drehens oder Windens ist diesem Adjectiv geblieben.

Das Beiwort „Torquatus" bezieht sich desshalb auf den Hals des ınlius und nicht auf die Art des Halsbandes. In ganz derselben Weise ınt Ovid — Heroid. 2. 119 — die Alekto: „Alecto colubris torquata" ı. die Schlangen als Halsband Tragende oder von Schlangen Umwundene; .rtial — 13. 66 — die Ringeltaube „Columbus torquatus" d. h. die Hals-ıd-Tragende und Virgil — Georgic. 4, 276 — spricht von einer „Ara quata" d. h. von einem mit Blumen umwundenen Altar. Der Umstand ıet, dass Manlius die Halskette des erschlagenen Galliers anlegte, musste zusehenden Krieger in Verwunderung setzen. Denn wenn auch in .terer Zeit, namentlich unter den Kaisern, Halsketten eine Belohnung für itärisches Verdienst wurden, so haben die Römer doch die Ansicht von ıctilian — 11. 1. 3 — „Monilibus, quae sunt ornamenta foeminarum, ormentur viri" zu allen Zeiten getheilt und selbst niemals allgemeinen orauch von Halsbändern gemacht, sondern das Tragen derselben Frauen l Barbaren überlassen.

Wenn nun auch aus dem von Livius für das Halsband jenes alten lliers gewählten Worte „torques" keineswegs die Gewissheit hervorgeht, s dieser Ring ein gedrehter gewesen sei, so ist die Möglichkeit, dass selbe ein solcher war, doch nicht ausgeschlossen. Da nämlich erwiesen dass die alten Gallier, im Gegensatze zu den Römern und Griechen, lsbänder trugen, so lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass letztere, in ılicher Weise wie die celtischen Armringe, in verschiedener Gestalt vor-nen und bald glatte bald gedrehte waren. Es ist selbst nicht unwahr-einlich, dass die Gallier, welche frühzeitig in der Bearbeitung des .des erfahren waren und bei denen die Neigung zu glänzendem Körper-

schmucke so sehr vorherrschte, zur Zeit von Manlius auch schon kunstreichere und zusammengesetztere, mehr kettenartige Halsbänder besassen.

Eine unbestreitbare Thatsache aber ist es, dass ausser bei den Galliern auch noch bei anderen Völkern des Alterthums strickförmig gedrehte Halsringe in Gebrauch waren. Zu diesen aber gehören in erster Stelle die alten Germanen und die Perser.

Gerade aber, weil gewundene oder gedrehte Halsringe den alten Galliern nicht ausschliesslich, sondern erwiesenermassen auch anderen Volksstämmen zuzusprechen sind, so dürfen auf Kunstwerken des Alterthums vorkommende, mit solchen Halsringen geschmückte Männergestalten nur mit grosser Vorsicht und nicht bloss dieser Ringe wegen, von vornherein für Celten gehalten werden. Jedenfalls aber muss zuerst festgestellt werden ob dasjenige, was den Hals dieser Gestalten als strickförmig gedrehtes Halsband umgiebt, auch wohl ein echtes Halsband — Monile, Catella, Collare, Torques — oder nicht ein wirklicher Strick — Laqueus, Restis, Funis — ist. Diese Frage aber scheint mir, namentlich mit Bezug auf die weltberühmte Statue des sterbenden Fechters im capitolinischen Museum, noch nicht zur Genüge beantwortet.

Früher nannte man dieses Meisterwerk der Skulptur den sterbenden Gladiator. Winckelmann sah, wunderbarer Weise, in ihm einen Herold der, nach Sitte damaliger Zeit, einen Strick um den Hals trug um das Bersten seiner Halsadern bei dem Blasen seines Hornes zu verhüten. Gegenwärtig aber will man in dieser Statue, nicht allein aus dem gedrehten Halsringe mit der knopfförmigen Anschwellung an beiden Enden desselben, sondern auch aus der Gesichts- und Schädelbildung, dem struppigen Haar und dem Schnurrbarte, mit grösster Bestimmtheit einen Celten und zwar einen Galater erkennen.

Man hält diese Statue so wie die Gruppe in der Villa Ludovisi in Rom, welche früher für Arria und Paetus galt, später aber von Clarac für Macarius und Canace erklärt wurde und in der man jetzt ebenfalls einen Celten sieht, der zuerst sein Weib getödtet hat und sich nun selbst ersticht, sowie auch den sogenannten Borghese'schen Fechter von Agasias, dem Sohne des Dositheus, im Louvre zu Paris für Nachbildungen in Marmor von Standbildern aus Erz, welche sich auf die Siege über die Galater von König Attalus dem Ersten von Pergamum bezogen und von diesem kunstliebenden Fürsten nach Athen geschenkt und dort in der Akropolis aufgestellt wurden. Die Gruppe in der Villa Ludovisi und der Borghese'sche Fechter zeigen, bei aller Naturwahrheit, eine eigenthümliche, idealistische Auffassung und, man könnte sagen, gewisse Manierirtheit, die

ıe unverkennbare innere Uebereinstimmung verleiht und, wenn auch
.f denselben Künstler, doch auf dieselbe Kunstschule hinweist. Auch
Köpfe und Gesichter dieser beiden Standbilder keinem barbarischen,
dem weicheren und schöneren griechischen Typus nachgebildet und
ännergestalten bartlos.

demselben Maasse aber, wie sich in diesen beiden Statuen eine
Jebereinstimmung ausspricht, unterscheiden sie sich von der des
en Fechters. Es erscheint beinahe unbegreiflich, wie man glauben
ıss alle drei aus derselben Kunstschule hervorgegangen seien. Die
ng in dem sterbenden Fechter ist eine viel derbere, realistischere
t sich in demselben nichts zu erkennen als das der Wirklichkeit
chte, mit unübertreffbarer Naturgetreuheit wiedergegebene Erlöschen
ns, an Verblutung aus einer tödtlichen Brustwunde, bei einem schön
ftig gebauten Manne.

hr wahrscheinlich stammt dieses Standbild von einem römischen
r her; so gut wie gewiss aber ist, dass es nicht den Kunstschulen
amum oder Ephesus angehört. Unzweifelhaft stellt dieses Standbild
rbaren vor, aber dieser Barbar kann ebensowohl ein Germane als
sein. Weder das strickförmige Halsband noch die Kopf- und Ge-
dung dieser Statue giebt, trotz der Meinung von Nibby und An-
velche dieselbe für die specifisch celtische erklären, hierüber sicheren
ss. Die römischen Künstler kannten noch nicht die feineren, cra-
hen Unterschiede, welche die moderne Ethnographie zwischen den
der Celten, Romanen und Germanen aufgestellt hat. Sie hatten
r eine bestimmte, typische Barbarenphysiognomie gebildet, welche
hlich durch starken Bart- und Haarwuchs, eine niedrige Stirn,
e Einbiegung über der Nasenwurzel, stark entwickelte Augenbrauen-
nd die über die senkrechte Stirnlinie mehr oder weniger hervor-
Nase bedingt wird. Diese typische Barbarenphysiognomie aber
usser dem sterbenden Fechter, bald schärfer bald schwächer aus-
auch die Abbildungen der Dacier auf den Reliefs der Trajanssäule;
sitzenden, den gedrehten Halsreifen tragenden Markomannen auf
kophagrelief von Amendola; die Germanen, von denen einer gleich-
n, wie es scheint gewundenen Halsring trägt, auf der unter dem
„Gemma Augustea" bekannten, neun Zoll breiten und acht Zoll
lie Apotheose des Augustus vorstellenden Camee in Wien; der
he, schnurrbärtige, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem des sterben-
ters besitzende Kopf im britischen Museum, den man jetzt nicht
nd für den des Thumelicus, des Sohnes von Hermann und Thus-

nelda hält, welchen Tiberius, nach einer allerdings unverbürgten Ueberlieferung, in Ravenna zum Gladiator erziehen liess, und endlich auch die so sehr merkwürdige in Herculanum gefundene eherne Büste des Hannibal. Wahrscheinlich besitzt die letztere eine grosse Portraitähnlichkeit. Der Künstler hat aber ders[illegible]en in dem dichten, wild durcheinander wogenden Haupthaar und dem sta[illegible]n, ungeordneten Barte, wahrscheinlich [illegible] Absicht, zugleich den specifischen Barbarenausdruck gegeben.

Sogar die schönen und edlen Gesichtszüge germanischer Frauen auf römischen Bildwerken, zeigen diesen [illegible]gemeinen Barbarenty[illegible] wie z. B. die Kolossalstatue in der Loggia dei Lanzi zu Florenz, welche nach Göttling Thusnelda vorstellt, sowie auch die beiden Frauengestalten auf der schon erwähnten Gemma Augustea. Dass aber die auf der unteren Hälfte dieses geschnittenen Steines dargestellten Barbaren wirklich Germanen und keine Celten sein sollen, trotzdem dass der eine der Männer einen Torques trägt, bedarf kaum noch des Beweises. Kriege mit den Galliern kamen während der Herrschaft von Augustus nicht mehr vor und gehörten überhaupt schon einer längst verflossenen Vergangenheit an, während Kriege mit den Germanen gerade für seine Regierung so sehr bedeutsam waren. Unter ihm unterwarfen Drusus und Tiberius einen grossen Theil Deutschlands der Herrschaft der Römer und wenn diese sich auch später, nach der Niederlage des Varus, wieder aus der Wesergegend westwärts zurückziehen mussten, so wurde doch gerade unter Augustus an beiden Rheinufern die Römerherrschaft fest begründet. Es kann daher wohl kaum bezweifelt werden, dass die auf dieser Camee abgebildeten Barbaren Germanen sind und dass die Siegessäule, welche römische Krieger auf derselben aufrichten, die Eroberungen in Deutschland unter Augustus verherrlichen soll. Da aber einer dieser unterworfenen Germanen den Torques trägt, so ist die Gemma Augustea für den Beweis, dass nicht bloss Gallier von dieser Art des Halsschmuckes Gebrauch machten, von besonderer Wichtigkeit.

Ebensowenig schwer aber ist die Beweisführung, dass auch die auf dem Basrelief des in der Vigna Amendola bei Rom ausgegrabenen und jetzt im capitolinichen Museum befindlichen Sarkophages abgebildeten Torquesträger, keine Celten sondern Germanen vorstellen sollen. Für diese Ansicht spricht nämlich sowohl der Umstand, dass sich in dem Sarkophage keine Ueberreste von verbrannten Knochen, sondern vom Feuer unversehrte Theile eines Skelettes befanden, als auch der, dass die auf dem Reliefbilde dargestellten Römer Schnurr- und Kinnbärte tragen.

Die älteste Weise der Leichenbestattung bei den Römern war allerdings das Begraben in die Erde; dasselbe wurde aber, wie Plinius mit-

t, schon zur Zeit, als die Republik anfing Krieg zu führen, allmälig h das Verbrennen der Leichen verdrängt, namentlich bei den Vornehn, den Reicheren und den Kriegern im Felde. Nur einige wenige sehr ehme, an den alten Gebräuchen festhaltende Familien, wie namentlich Gens Cornelia, fuhren fort ihre Leichen zu begraben. Von Sulla an .en aber auch die Leichen der Cornelier verbrannt. Diese letzte Sitte , das ärmere und niedrigere Volk ausgenommen, bis in das zweite Jahrıert nach Christus vorherrschen. Erst unter den Antoninen kam das che Begraben der Leichen, auch der von Vornehmen und Begüterten, er in Gebrauch und gab selbst zum Aufblühen eines neuen Zweiges Kunstindustrie, dem Verfertigen von Steinsärgen und dem Verzieren elben mit mythologischen oder historischen Reliefbildern, Veranlassung. solcher Steinsarg, höchst wahrscheinlich aus der Zeit von Mark Aurel tammend, ist der zu Amendola gefundene. Es liegt nahe anzunehmen, derselbe die Ueberreste eines vornehmen Römers in sich schloss, welcher iem Kriege jenes Kaisers gegen die Markomannen Theil genommen hatte. Reliefbild stellt ein Gefecht zwischen Römern und Barbaren vor. Je 'scheinlicher es aber ist, dass dieser Sarkophag aus der zweiten Hälfte zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herstammt, um so unwahrnlicher ist es, dass die auf ihm abgebildeten Barbaren Celten und keine ıanen sein sollten. Wenn schon in den ersten Jahren nach Christus, ich bemerkt habe als von der Gemma Augustea die Rede war, Kämpfe :hen Römern und Celten (Galliern) einer halbvergessenen Vergangenangehörten, so war dieses anderthalb Jahrhunderte später, zur Zeit von : Aurel, noch in viel höherem Masse der Fall. Gallien war damals ı längst völlig romanisirt und Niemand dachte mehr an die Kämpfe Mühen, welche die Unterwerfung dieser Provinz den Vorfahren get hatte. Dagegen aber gefährdeten gerade unter Mark Aurel gersche Stämme, wie die Markomannen, Quaden und andere, das römische ı in sehr bedenklicher Weise. Sie waren schon bis an die Grenze von ın vorgerückt und wurden von den Römern nur mit vieler Mühe über ›bere Donau zurückgetrieben.

Der Bildhauer, von welchem dieses Sarkophagrelief herrührt, würde wohl schwerlich, wenn er nicht mit Germanen kämpfende Zeitgenossen, ern mit Galliern streitende Römer der Vorzeit hätte darstellen wollen, lben bärtig abgebildet haben. Nur während der Regierung der Könige in der allerersten Zeit der Republik liessen die Römer den Schnurr-Kinnbart wachsen. Später aber, während der ganzen übrigen Dauer Republik und der ersten Hälfte des Kaiserreichs, schoren sie Kinn,

Oberlippe und Wangen völlig glatt, trugen auch sehr kurzgeschnittenes Haupthaar. So erscheinen noch Trajan und alle übrigen Römer auf den Reliefs der Trajanssäule. Erst unter Hadrian kam das Tragen der Bärte wieder auf und blieb bis auf Konstantin den Grossen herrschende Sitte. Konstantin legte den Bart ab, Julian der Abtrünnige gab ihm aber seine Geltung wieder zurück. Das Volk, namentlich die Vornehmen und der Kriegerstand, folgte aber, mit Bezug auf das Tragen oder Abscheeren der Bärte, immer dem Beispiele der Cäsaren. Der, wie in hohem Grade wahrscheinlich ist, im zweiten Jahrhundert nach Christus lebende Verfertiger des Reliefs auf dem Sarkophage von Amendola, konnte und musste wissen, dass das Tragen des Bartes eine damals noch verhältnissmässig neue Sitte war und würde sich desshalb, gegen besseres Wissen, eines groben Anachronismus schuldig gemacht haben, wenn er mit Galliern kämpfende Römer einer früheren Zeit bärtig dargestellt hätte.

Ich bemerkte schon dass die Frage, ob die auf Bildwerken des Alterthums vorkommenden gedrehten Halsringe, auch wohl immer aus Metall verfertigte Halsbänder und nicht mitunter auch wirkliche Halsstricke waren, keineswegs schon abthuend beantwortet sei. Man hat früher, als die Celtenfrage noch nicht zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung gelangt war, das gedrehte Halsband des sterbenden Fechters für einen der einfachen Stricke — Laqueus — gehalten, deren sich nackt kämpfende Barbaren, namentlich auch Gladiatoren, bedienten um ihre Hals- und Schultergegend wenigstens etwas gegen Schwertesstreiche zu schützen. Diese Ansicht scheint mir, ganz abgesehen von der Nationalitätsfrage, mit Bezug sowohl auf den sterbenden Fechter, als auf die zwei, auf dem Sarkophagrelief von Amendola, zur rechten Seite des Anschauers sitzenden nackten Barbaren, durchaus die richtige zu sein. Das Halsband des auf diesem Bilde links Sitzenden dagegen, welches vorne geöffnet und an seinen beiden Enden mit Schlangenköpfen versehen ist, dürfte eher ein wirklich metallener Torques sein. Den Beweis für meine Meinung liefert die schon erwähnte Gruppe in der Villa Ludovisi. Der sich den Tod gebende Mann hat sich nämlich seines Gürtels sowie seines Halsstrickes entthan und beide liegen zu seinen Füssen. Der Halsstrick aber zeigt eine gerade Linie. Bestände derselbe aus zusammengedrehten Metalldrähten, so würde er, von dem Halse abgethan, niemals diese Linie haben annehmen können. Wahrscheinlich aber waren, wie aus dem Relief von Amendola hervorblickt, diese wirklichen Stricke, des bequemeren Anlegens wegen, an ihren Enden mit knopfförmigen Metallschlössern versehen. Dass aber römische Frauen strickförmig gewundene Halsbänder trugen, wird durch eine der weltberühmten, so überaus schönen

ıen Tänzerinnen bewiesen. Eine dieser schwebenden Gestalten, de in gelbem, blaugesäumten Gewande, trägt einen solchen iemand aber ist bis jetzt auf den Gedanken gekommen, sie aus de für eine Celtin zu halten.

ɔhe strickförmig aus Golddrähten zusammengedrehte Halsringe ich mit glatten und schlangenförmigen, wie ich schon oben beden alten Persern allgemein im Gebrauch. Den Beweis hierange Reihen von Reliefbildern auf den inneren Wangen der zu von Persepolis hinaufführenden, aus Marmorblöcken gehauenen n. Diese, der Zeit von Darius Hystaspes, Xerxes und s Longimanus angehörenden Reliefs stellen ganze Aufzüge von of- und Staatsbeamten, Tribut und Geschenke bringenden Abıs den verschiedenen Satrapien des Reiches u. s. w. vor. Schon Kämpfer in seinen „Amoenitatibus exoticis" später Carsten in neuerer Zeit aber Ker Porter, Flandin und Coste, A. haben in ihren Reisewerken Abbildungen von den meisten 's mitgetheilt.

Theodor Bergk nur einen einzigen, ganz kurzen Blick auf ɪischen, in Stein gehauenen Costümbilder geworfen, so wäre er . niemals auf den in der That Verwunderung erregenden Geımmen, das prachtvolle, eilf Fuss hohe und zwanzig Fuss breite lde, welches am vierundzwanzigsten October 1831, in Gegenwart ıne Goethe's in dem, nach der gleichfalls daselbst gefundenen des „tanzenden Faunen" Casa del Fauno genannten Hause entıugenblicklich für die Darstellung einer Scene aus der Schlacht wischen Alexander dem Grossen und dem letzten Achäme-Darius Kodomannus erkannt wurde, nicht auf diese, sondern acht zu beziehen, welche, im Jahre 246 vor Christus, bei Delphi iechen und einer in Griechenland eingedrungenen Galaterhorde ergk beruft sich darauf, dass einige der auf diesem Schlachtenɜtellten Nichtgriechen gedrehte Halsbänder tragen, also Celten , Bärte zeigen, also keine Perser sein können und endlich dass tergrunde stehende entlaubte Baum mit grösster Bestimmtheit ıss hier keine andere Schlacht als die bei Delphi gemeint sein dieselbe gerade zur Winterzeit, während eines Schneegestöbers

diese Argumente sind aber sehr wenig stichhaltig. Dass die liche Torques trugen, erwähnen schon Herodot — Lib. VIII, 113;) — und Curtius — Lib. III, 3. 13; und geht solches auch schon

aus den Reliefs von Persepolis hervor; dass der entlaubte Baum aber keineswegs auf die Schlacht bei Delphi hinweist, findet seine Bestätigung darin, dass die Schlacht bei Issos, nach Arrian zwischen dem achtundzwanzigsten October und siebenundzwanzigsten November d. J. 333 v. Christus stattfand, also zu einer Zeit, wo auch in Cilicien, zwischen dem 37. und 38. Breitengrade, wo der Schauplatz dieser Schlacht war, die für die Flora dieser Gegend characteristischen Eichen, denn eine solche ist der auf dem Mosaikgemälde abgebildete Baum, schon entlaubt waren. Von Schneegestöber findet sich auf diesem Bilde nicht die geringste Andeutung.

Es bleibt nur noch zu erörtern, dass die Perser zu jener Zeit keine Bärte getragen haben sollen, auf dem Gemälde aber bärtig dargestellt sind. Cyrus und seine Nachfolger bis auf den ersten Artaxerxes, trugen jedenfalls Bärte, denn sie sind, mit solchen versehen, auf den Reliefs von Pasargadae und Persepolis abgebildet. Auch die Parthisch-Persischen Könige der Arsaciden-Dynastie, deren Macht im zweiten Jahrhunderte vor Christus anfing den Römern so gefährlich zu werden, und ebenso die Sassaniden-Könige in Persien, deren Reich im Jahre 226 nach Christus gestiftet wurde, trugen Bärte.

Dieses geht aus den Basreliefs von Firuzabad, auf welchen der hervorragendste Herrscher dieser Dynastie, Sapor der Erste, abgebildet ist, wie der von ihm gefangene römische Kaiser Valerian zu seinen Füssen liegt, auf das unzweideutigste hervor. Es ist mir sehr wohl bekannt, dass eine historische Anekdote besteht, nach welcher die Perser zur Zeit von Darius Kodomannus ihre Bärte sollen abgeschoren haben. In der auf die bei Issos folgenden Schlacht bei Arbela hätten nämlich, wie erzählt wird, die unbärtigen Perser die langbärtigen Macedonier bei den Bärten ergriffen und sie auf diese Weise zu Boden geworfen; in Folge hiervon aber habe Alexander seinen Soldaten befohlen, sich noch während der Schlacht die Bärte abzuschneiden. Diese Erzählung gehört aber in das Gebiet der historischen Märchen. Hätten wirklich die letzten Könige aus der Dynastie der Achämeniden das Tragen der Bärte untersagt, so wäre dieses Verbot mit allen Sitten und Gewohnheiten des Orients, welche sich immer gleich geblieben sind, durchaus in Widerspruch gewesen.

Man braucht nur die Beschreibung, welche J. G. Droysen in seiner im vorigen Jahre neu aufgelegten Geschichte Alexander des Grossen, Band I, Seite 254—262, von der Schlacht bei Issos entwirft, mit jenem Mosaikgemälde zu vergleichen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, dass das letztere gewissermassen nur eine Illustration zu dieser Beschreibung bildet. Droysen sagt nämlich Seite 262: „Schon sah Alexander des

erkönigs Schlachtenwagen; er drang auf diesen vor; es entspann das blutigste Handgemenge zwischen den edlen Persern, die ihren g vertheidigten und den macedonischen Rittern die ihr König führte; ielen Arsaces, Rheomitres, Atycyes, der egyptische Satrap acas u. s. w."

Gerade diese Scene giebt das Gemälde von Pompeji wieder. — Den elpunkt desselben nimmt der reichverzierte, mit vier prachtvollen, reichhmückten Pferden bespannte Streitwagen des Königs ein, umgeben von entragenden Kriegern zu Pferde und zu Fuss. Rechts neben dem en ist ein vornehmer Perser, dessen Pferd, von einem Dreizack geen, sich auf der Erde windet, zu Boden gesunken. Derselbe will sich affen und ein anderer Perser ist schon von seinem Pferde gesprungen, lieses dem unberitten Gewordenen anzubieten, als Letzterer von der e des heranstürmenden Alexander durchbohrt wird. Darius den Tod dieses Persers, der ihm jedenfalls sehr theuer war, mit dem lrucke höchsten Schmerzes und Entsetzens an, während die Pferde s Wagens angepeitscht werden, um den König so schnell wie möglich r gefahrvollen Lage zu entrücken. Dass hier von keinen barbarischen terhorden die Rede sein kann, geht schon aus der prachtvollen Klei- und Bewaffnung der Nichtgriechen auf diesem Bilde, ihren reichveren Pferden u. s. w., auf das bestimmteste hervor. Auch tragen dien jene eigenthümliche, hohe, unter dem Kinn zugebundene, Kirbasia gete Kopfbedeckung, welche sich, zugleich mit der übrigen Kleidung, n auf den erwähnten Reliefs von Persepolis und Firuzabad findet. helmlose Kopf von Alexander gleicht ausserdem durchaus den von erhalten gebliebenen Büsten.

Es lässt sich auch kaum annehmen, dass der gebildete Römer, welcher Flur seines Hauses mit diesem prachtvollen Mosaikgemälde schmücken , hierzu das Motiv gerade aus der Schlacht von Delphi gewählt haben e. Denn diese Schlacht war, im Vergleich zu der bei Issos, von so gut keiner welthistorischen Bedeutung und hatte, namentlich auf die Römer, keine Beziehung. Die Schlachten Alexander des Grossen mit den ern dagegen waren zu der Zeit, wo jenes Gemälde wahrscheinlich entden ist, nämlich in den letzten 50 Jahren vor oder den ersten 50 Jahren Christus, jedem gebildeten Römer ebenso bekannt, wie sie es gegenzig noch einem Jeden von uns sind.

Ich glaube das hier Gesagte wird für den Beweis genügen, dass man der Bedeutung, welche man den gedrehten Arm- und Halsringen, den nannten Torques mit Bezug auf das specifische Celtenthum gegenwärtig

zuerkennt, häufig viel zu weit geht und dass, aus diesen Ringen allein, nur mit grosser Vorsicht historisch-ethnographische Schlussfolgerungen gezogen werden dürfen. Dr. Mohnike.

3. — Schalensteine. In der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft vom 18. Februar 1878 sprach Prof. Schaaffhausen über diese mit runden Höhlungen versehenen Steinblöcke, deren symbolische Bedeutung wir noch nicht kennen, und legte zwei neuere Schriften darüber vor: Rivett-Carnac, On ancient rock sculpturings in Kamaon, Journal of the As. Soc. of Bengal, 1877 und E. Desor, Les pierres à écheltes, Genève 1878. Die erste Beschreibung eines solchen Schalensteins, des Steins von Montlaville im Jura gab Troyon 1849. Jetzt kennt man deren in der Schweiz mehr als fünfzig. De Caumont hielt sie für Opfersteine, von Bonstetten will die Höhlungen gar nicht für künstlich halten, sondern lässt sie durch Auswitterung von Sphaerolithen entstanden sein. Beide Ansichten sind widerlegt durch die Entdeckung Rivett-Carnacs, der sie in Indien auf Felswänden fand, wie vor 10 Jahren Verchère im Kaschmirthale auf erratischen Blöcken. Keller beschrieb die der Schweiz in den Mitth. der antiquar. Gesellsch. zu Zürich XVII 1863. Simpson gab eine Zusammenstellung derselben in seinem Werke: Archaic sculptures of cups, circles etc. upon stones and rocks in Scotland, England and other countries, Edinb. 1867. Merkwürdig ist, dass diese Denkmäler, die den Weg der Indogermanen zu bezeichnen scheinen, im südlichen und westlichen Deutschland, im östlichen Frankreich und in Italien fehlen oder doch bisher nicht beobachtet sind. Dagegen sind sie schon in Brandenburg und Holstein aufgefunden, vgl. Zeitschrift für Ethnol. Berlin 1872, S. 223. Wahrscheinlich haben diese Zeichen eine religiöse Bedeutung. Rivett-Carnac bringt sie mit dem noch heute bei den Indern sehr verbreiteten Phallus- und Cunnus-Dienst in Verbindung.

4. Bonn. Bei Erdarbeiten wurden in letzter Zeit wieder verschiedene Stempel auf terra sigillata Scherben gefunden, von welchen ich zwei hier mittheile, weil dieselben in Bonn bis jetzt nicht vorgekommen sind, und überhaupt zu den seltenen gehören. Im Rheindorfer-Felde wurde das Bruchstück eines sehr grossen Tellers mit dem Stempel MINVTVS · F ausgegraben, welcher obgleich V und T etwas gelitten haben, deutlich zu lesen ist (vergl. Schuermans 3612—14. Fr. 1589). Beim Legen der neuen Gasröhren in der Heerstrasse fand man das Bruchstück eines kleinen tassenförmigen Napfes mit dem Stempel CILSIVVS · (vergl. Sch. 1236 und Fr. 623).

Ob der zweite Buchstabe E oder I zu lesen, ist nicht klar zu sehen, näher steht er dem I. Der dritte Buchstabe L hat beinahe die Form eines C. Der Mittelstrich des N steigt fälschlich von der untern Ecke des ersten senkrechten Striches zur obern Ecke des zweiten. Eine ebendaselbst gefundene Lampe mit dem häufigen Stempel EVCARPI hat als Verzierung einen kleinen Kopf (Maske), welcher anscheinend die Zunge herausstreckt, eine Darstellung, welche mir bis jetzt auf Lampen noch nicht bekannt geworden. v. Vleuten.

5. Cöln. Einer brieflichen Mittheilung unseres geehrten Mitgliedes des Herrn Wolff in Cöln entnehmen wir Folgendes:

Ende Januar d. J. wurde hier in Cöln angeblich in der Nähe der Altenburg ein kleiner Sarg aus Tuffstein gefunden, in welchem sich folgende römische Gefässe befanden:

1. Eine römische Flasche in Form eines Fässchens 19 cm hoch und 28 cm. im Umfang; oben und unten je fünf Reifen im Glase ausgeprägt; an dem oben angesetzten Halse zwei Henkel.

2. eine Glasschale von seltener Dünne, 40 cm Umfang und 6 cm Höhe; dieselbe hat 10 Einbauchungen.

3. eine kleinere Schale, ohne Einbauchungen, 30 cm Umfang; 6 cm Höhe; mit Linienverzierungen.

4. eine terra sigillata Schüssel mit Blattornamenten.

In demselben Sarge wurden angeblich 46 Münzen gefunden: 1 Denar von Julia Mamea, 1 Billon M. von Postumus, dann Kleinerze: 1 von Probus, 1 von Maximianus Herc., 1 von Maximinus II, 3 von Licinius, 26 von Constantinus M., 2 Constantinopolis, 1 Urbs Roma, 1 von Fausta, 3 von Crispus und 5 von Constantius II. Hiernach würde der Fund etwa in das Jahr 350 zu setzen sein.

6. Fornich. Eine Stunde unterhalb Andernach, in der Nähe von Brohl, liegt unmittelbar am Rhein das Dörfchen Fornich. In Mitte der wenigen (6) Häuser ragt das Thürmchen einer kleinen Capelle hervor, welche 1369 von dem ehemaligen Andernacher Pastor Johannes von Irlich gestiftet und dotirt wurde. Am 9. Dec. desselben Jahres genehmigte der Erzbischof von Trier, Cuno, auf Ersuchen der Executoren des Testamentes, unter welchen besonders namhaft gemacht wird der Pastor in Kempen, Johannes von Brole, der auch 6 Mark census perpetui und einiges Ackerland der Fundation hinzufügte, die Stiftung und Errichtung der Capelle nebst der Wohnung des Rectors und die Restauration des daselbst schon bestehenden Hospitiums für Arme und Reisende mit der Bestimmung, dass der Geistliche der Capelle an drei Tagen jeder Woche und zwar so früh-

zeitig das h. Messopfer darbringen solle, dass die Einwohner von Fornich bequem demselben beiwohnen könnten, dass derselbe dagegen an allen Festtagen an dem Gottesdienste in der Mutterkirche zu Andernach theilzunehmen und den dortigen Pastor als seinen nächsten Vorgesetzten zu betrachten habe [1]).

Die fundirten Güter bestanden ausser den zwischen Rhein und der Strasse gelegenen Häusern des Testators [2]) aus Weinbergen bei War (oder Mar), in Kunigsdail (jetzt Königsthal), an der Helden (j. Helder), an der Halen, an der Lantzayl, am Weinberge des Jac. Elsenson, gen. Ludeshalverstucke, und aus theilweise mit Nuss- und Birnbäumen bepflanztem Ackerland und Waldung an dem Wyger, uff dem Gerne, am Erfendal (j. Erfenthal), an dem Büchart, am Bach (j. Hellebach), am Wasenbulen, beim Hof Alkorn (j. Alkenerhof), in den Dörfern Nambdey (Namedy) und Ketge (Kettig), im Gebiet von Brüle (Brohl) und Hoynchem (Hönningen?).

Vorstehende Nachrichten entnehme ich der auf Schweinsleder geschriebenen lateinischen Stiftungs-Urkunde, welche sich in der Nachlassenschaft des kürzlich hier verlebten Rentners Hahn vorfand und folgendermassen lautet:

In nomine Christi. Amen. Cuno dei gratia sanctae Treverensis ecclesiae Archiepiscopus, sancti Imperii per Galliam Archicancellarius. Ad perpetuam rei memoriam. Digne pastoralis officii debitum exequi tunc credimus, cum Domini nominis cultum piis adaugere votis pauperumque calamitatibus subvenire cupientibus desiderabiliter occurrimus nostraeque cooperante altissimo sollicitudinis ad haec operam favorabiliter impertimur. Oblatae siquidem nobis devotorum virorum Iohannis de Brole pastoris in Kempen Coloniensis diöcesis et aliorum Executorum testamenti seu ultimae voluntatis quondam Iohannis de Irlich plebani Andernacensis nostrae Treverensis diöcesis petitionis *series* continebat, quod ipsi secundum piam voluntatem, quam idem quondam Iohannes testator in vita et usque ad finem vitae suae gerebat, intendant Deo auctore in villa dicta fornich sita in littore reni infra limites parochiae dictae ecclesiae Andernacensis, de bonis per praefatum quondam Iohannem relictis de novo erigere, fundare

1) Noch jetzt ist Fornich Filiale von Andernach und der hiesige Pastor gehalten, wenigstens einmal im Jahre, am Patronsfeste ss. trinitatis in dortiger Capelle zu celebriren.

2) Das ganze Terrain ist seitdem bis unmittelbar an die Etappenstrasse von den Fluthen des Rheines verschlungen, so dass sämmtliche Wohnungen auf der linken Seite des Weges liegen, ein Umstand, dem das bon mot: In Fornich wird der Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken, seinen Ursprung verdankt.

et dotare unam capellam ac domum habitationis pro uno sacerdote ipsam capellam officiaturo pro tempore ac etiam reformare et aptare domum hospitalariam in eadem villa sitam dudum deputatam et donatam per quosdam christifideles pro recipiendis peregrinis, advenis ac aliis utriusque sexus hominibus pauperibus transituris dictam villam, hospitam in illa desiderantibus propter Deum.

Supplicato quoque nobis per dictos Executores, quatenus nos erectioni, fundationi, dotationi et resignationi huiusmodi autorizationem, approbationem et confirmationem auctoritate ordinaria adhibere et interponere dignaremur, Nos de huiusmodi erectionis, fundationis, dotationis et reformationis negotio eiusque circumstantiis pro tunc notitiam non habentes, sed postmodum de his per certos nostros in hac parte commissarios plenius informati quum reperimus, quod locus, bona redditusque subscripta, sunt in plena, pacifica et libera dispositione et potestate Executorum praedictorum quodque locus per dictos Executores ad hoc deputatus in contiguo dictae domus hospitalariae situatus et ad ipsam domum spectans satis aptus et convenienter spatiosus est ad fundendum capellam et domum habitationis pro sacerdote et ad reformandum eandem domum hospitalari*ae*[1]) pro pauperibus praescriptis in dicta villa fornich, prout *supius*[2]) est expressum quodque bona et redditus pro sustentatione unius sacerdotis congrua et decenter sufficientes deputati sunt, quae bona et redditus nominatim et specifice inferius describuntur, erectioni, fundationi, dotationi et reformationi praedictis ad laudem, gloriam et honorem Dei omnipotentis castissimaeque genitricis eius virginis Mariae necnon omnium sanctorum interveniente consensu et voluntate Iohannis de Hexhem nunc plebani dictae parochialis ecclesiae in Andernaco nostrum adhibuimus et tenore praesentium benignum adhibemus consensum, ipsasque auctorizavimus, approbavimus, confirmavimus ac in his scriptis auctorizamus, approbamus et auctoritate ordinaria in Dei nomine confirmamus. Indulgentes ut in loco antescripto in dicta villa fornich capella ac domus sacerdotis libere, sed absque cuiuscunque alieni Iuris praeiudicio per Executores praedictos et eorum coadiutores seu cooperatores erigi valeat et fundari et domus hospitalaria reformari ad usus pauperum praedictorum quodque ipsa capella, postquam erecta et constructa seu fundata fuerit, possit per quemcunque Archiepiscopum vel episcopum catholicum notum gratiam sedis apostolicae et executionem sui officii obtinentem debito et ad hoc statuto tempore secundum ritum sanctae matris ecclesiae

1) Soll wohl heissen „hospitalari*am*".
2) supius, ist vielleicht = supra? Oder saepius?

consecrari, quam etiam capellam extunc prout exnunc et nunc prout extunc in perpetuum beneficium ecclesiasticum distinctum erigimus et creamus ipsamque cum suis bonis, Iuribus et redditibus subscriptis a matrice ecclesia praedicta distinguimus et perpetuo separamus, bona quoque et redditus ipsius inferius designanda seu designandos et si qua alia in futuro pia christifidelium largitione ad capellam et domos praedictas contigit, universis ac singulis privilegiis, Iuribus, libertatibus ac bonis consuetudinibus, quibus bona ecclesiastica de Iure et consuetudine insigniri et libertari consueverunt, adscribimus per praesentes.

Verum quia ius patronatus seu collatio ecclesiae parochialis in Andernaco praedictae ad Archiepiscopos Treverenses pro tempore pertinuit et pertinet, volumus, statuimus et ordinamus, quod etiam collatio dictae capellae hac vice et exnunc, quotiens eam vacare contigit, ad nos nostrosque successores Archiepiscopos Treverenses spectare debeat pleno Iure. Ita videlicet, quod nos et idem nostri successores habeamus perpetuo ipsam capellam conferre personae idoneae, actu sacerdoti vel quae infra annum a tempore collationis sibi factae in sacerdotem promoveatur; quod si legitimo impedimento et dispensatione canonica cessantibus non fecit, ipsam capellam vacare statuimus ipso Iure. Rector quoque saepe dictae capellae pro tempore ipsam capellam in divinis devote officiabit aut officiari procurabit, in qualibet septimana tribus diebus non festivis missam celebrando absque nota adeo mane post ortum diei, ne incolae dictae villae fornich ipsas missas audituri a suis culturis et negotiis nimium retardentur. Ordinamus insuper, quod sacerdos capellanus pro tempore supradictae capellae plebano Andernacensi debitam tamquam suo superiori sicut alii sui capellani exhibeat reverentiam quodque in festivitatibus praecipuis et festivis diebus legitimo cessante impedimento intersit divinis officiis in parochiali ecclesia supradicta. Praeterea volumus et ordinamus, quod oblationes, si quae in missis in dicta capella Deo auctore dicendis ad altare obvenerint, cedant plebano ecclesiae Andernacensis pro tempore quodque capellanus eiusdem capellae pro tempore in sua custodia et clausum teneat dictam domum hospitalariam et per se aut per aliam honestam personam pauperes et peregrinos inibi hospitari desiderantes recipiat et admittat, dumtaxat hospitio nec tenebitur eis de victualibus, sed tantum de stramentis et lectis terniis, quaedicti Executores et alii Deo devoti ad domum hospitalariam supradictam deputaverunt, providere.

Bona vero et redditus ad dictam capellam deputata seu deputatos, de quibus *saepius*[1]) fit mentio, hic duximus subnotanda. In primis siquidem

1) cf. 4. deutlich ist geschrieben *supius*.

una cum area seu loco fundandae capellae et domus sacerdotalis necnon domus hospitalariae reformandae et meliorandae Executores praedicti deputarunt et deputant omnia et singula bona haereditaria Immobilia quondam Iohannis testatoris praedicti sita in villa fornich et eius bannis seu terminis et confiniis videlicet domos eiusdem coniunctim et ad invicem situatas inter renum et plateam communem transeuntem villam fornich valentes ad censum annuum communibus annis decem marcas Coloniensis pagamenti, quae solvunt singulis annis . . *Bueggius*[1]) de Rynecke duas marcas perpetui census. Item unam peciam vinearum sitam apud war continentem unum quartale apud vineam Iohannis geil de weyen. Item unam peciam in loco dicto Kunigdail apud vineam Iohannis geil supradicti continentem unum quartale. Item unam peciam an der helden sitam apud vineam Ioh. geil antedicti continentem unum quartale cum dimidio. Item unam peciam an der haelen, per quam transit ripa prope Ernestum carpen de fornich continentem unum quartale. Item unam peciam inferius der halen sitam infra vineas heredum dicti Zeynmarx continentem unum quartale, quae solvit fratribus domus Theuthonicae in Confluens septem solidos perpetui census Coloniensis pagamenti. Item unam peciam an der Lantzayl iuxta vineam heredum dicti Zeynmarx praedictorum continentem unum quartale. Item unam peciam dictam Ludeshalverstucke iuxta vineam Iacobi dicti Elsenson ab una parte versus nemus habentem quasdam arbores nucum continentem unum quartale, quae septem quartali cum dimidio quartali vinearum praedictarum communi aestimatione et large aestimata sunt singulis annis deductis expensis ad tres amas vini et amplius. Item in agris arabilibus primo unam peciam agri an dem grossennussbaum in loco dicto an dem Wyger cum arboribus nucum prope Gobelinum dictum Nambdey. Item unam peciam agri sitam uff dem gerne cum arboribus nucum et pirorum continentem tria quartalia solventem ad curtem decialem in Brisich tres solidos hereditarii census Coloniensis pagamenti. Item unam parvam peciam agri cum arboribus nucum et pirorum an dem Erfendal iuxta agrum monialium Andernacensium. Item unam peciam nemoris an dem Erfendal sitam prope nemus Ernesti supradicti continentem unum Iurnale. Item unam peciam nemoris an dem Büchart infra nemus Iohannis dicti Nambdey supradicti continentem tria quartalia. Item unam peciam nemoris an der bach in superiore parte prope nemus monialium de Nambdey continentem tria Iurnalia. Item unam peciam nemoris an Wasenbulen prope heinricum dictum mort continentem unum Iurnale. Item unam peciam nemoris apud *alkorn*

1) Was bedeutet das n über iu?

prope nemus Arnoldi dicti Swynde continentem tria Iurnalia, quae quidem peciae agrorum et nemorum praedictorum communi aestimatione singulis annis deductis expensis large valere poterunt duodecim marcas pagamenti Coloniensis, ultra competentiam lignorum cremabilium et ad stipandas vineas supradictas et ad vineas inferius designandas. Item in territorio villae dictae Nambdey deputarunt et deputant duas pecias vinearum, quas praenominatus quondam Iohannes plebanus Andernacensis emit. erga Wilhelmum filium quondam Heydemici de Hachem militis sitas ex opposito rubeae Ianuae continentes unum Iurnale cum dimidio, de quibus sunt litterae emptionis, taxatas communi aestimatione singulis annis ad duas amas vini. Item unam peciam nemoris uff dem alkorn, quam idem quondam plebanus emit erga Thilmannum de Leemen et katherinam eius uxorem continentem undecim Iurnalia secundum tenorem litterarum emptionis desuper constarum taxatam singulis annis large ad valorem undecim marcarum pagamenti praedicti. Item in villa Ketge in una pecia vinearum tria Iurnalia cum dimidio Iurnali communi aestimatione et large faciente et valentem singulis annis deductis expensis novem amas vini. Item Iohannes de Brule pastor in Kempen testamentarius seu testamenti executor praedictus, de suis propriis bonis addidit primo sex marcas perpetui census Coloniensis pagamenti, quas Ernestus Karpe praedictus solvit singulis annis erga ipsum Ernestum *compatas*[1]), de quibus sunt litterae emptionis. Item idem Iohannes de Brüle de suis propriis bonis hereditariis dedit et deputat ad usus sacerdotis et capellae fundandae ut profertur sex Jurnalia agrorum arabilium in territorio de Brüle et boynchem situatis valentia singulis annis aestimatione communi deductis expensis tria maldria siliginis. In quorum omnium praemissorum evidens et perpetuum testimonium ac robur sigillum nostrum praesentibus est appensum una cum sigillo Iohannis de Hexheym plebani ecclesiae Andernacensis praedictae. Et ego Iohannes de Hexhem plebanus ecclesiae Andernacensis recognosco, quod fundationi, erectioni, reformationi necnon collationi, ordinationibus et statutis ac aliis omnibus et singulis supratractatis meum consilium pro domini cultus augmento adhibui et adhibeo per praesentes, Et quod in huius rei testimonium et firmitatem perpetuam sigillum meum his litteris est appensum. Datum Erembrechtsteiñ Anno Domini millesimo trecentesimo sexagesimo nono, die IX. mensis Decembris.

Andernach. Dr. G. Terwelp.

7. Ein Steinring auf dem Hohenseelbachkopf. Prof. Schaaffhausen legt in der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft vom

1) computatas(?)

'ebr. einen Bericht des H. Bergraths Hundt in Siegen über eine auf genannten Basaltkopf aus Basaltsäulen ohne Mörtel aufgerichtete 3 M. breite und ursprünglich wohl ebenso hohe Ringmauer vor, die t dem celtischen Alterthume zuweist. Innerhalb derselben findet sich 3runnen, in dem das Tagewasser zusammenläuft. Die bisher dort ge- nen Pfeilspitzen und Streitäxte gehören dem Mittelalter an.

8. Kessenich. Im Anschluss an die Miscelle Heft LVII. 6 u. LVIII. 7 Funde römischer Gefässe und Mauerfundamente auch an dem Theile Kessenicher Rheinwegs, welcher über die Coblenzerstrasse hinaus zum : resp. zur Schneidmühle führte, zu verzeichnen. Es scheint demnach dieser Weg vom Rhein bis auf das Vorgebirge und vielleicht über lbe hinweg ging. Die Mauerfundamente wurden beim Baue eines m Hauses des Ziegelbesitzer Eich aufgedeckt und scheinen im Zusam- ang mit einem grösseren Bau auf der südlich vom Wege belegten zu stehen. In Aussicht genommene Ausgrabungen werden hoffentlich Weiteres feststellen. E. aus'm Weerth.

9. Kirn. Briefliche Mittheilung des Hrn Dr. med. Butry d. d. 77. In Bezug auf den im vorigen Hefte S. 172 beschriebenen Gräber- ist noch Folgendes zu melden: Im Spätherbst sind in dem Präsens- noch mehre Alterthumsfunde gemacht worden; unter anderem eine abgenutzte (röm.) Münze und ein kleines, wohlerhaltenes Glasfläsch- welches auf einem ungefähr 6 Cm. im Quadrat messenden Steine stand. rdem wurden noch grössere keltische Urnen, so wie viele kleinere che Urnen ausgegraben. Für den Winter hören die Nachgrabungen loch werden dieselben mit Beginn des Frühlings wieder aufgenommen.

10. Königswinter. In der Gemarkung von Mehlem wurde un- ; eine ziemlich gut erhaltene römische Münze des Kaisers Antoninus in Grosserz gefunden und von meinem Sohne Dr. med. Franz Fr. er- m. Es ist eine von den sog. Consecrationsmünzen, dergleichen der Vergöttlichung der Kaiser durch Senatsbeschluss geschlagen wur- Julius Cäsar war der erste, dem nach seinem Tode diese Ehre zu wurde, ihm folgte unmittelbar sein Adoptivsohn Cäsar Augustus. geben die Umschrift unserer Münze nach Cohen, Antoninus Pius No. A.) DIVVS ANTONINVS. Sa tête ou son buste nu à droite. :ONSECRATIO · S · C. Bûcher à quatre étages en pyramide, orné irlandes, de draperies, et de statues séparées par de colonnes; au ., une porte; sur le sommet, Antonin dans un quadrige (Frappée sa mort.) Ueber die feierliche Ceremonie dieser Heiligsprechung, e in zwei Acten besteht: 1) der siebentägigen Ausstellung des in Wachs

nachgebildeten, auf einem elfenbeinernen Paradebett sitzenden Kaisers vor dem kaiserlichen Pallast, wo der einem Schwerkranken gleichende von den Senatoren und courfähigen Damen Condolenzbesuche erhält, und 2) in der Verbrennung der Leiche, die im 2. Stockwerk des pyramidal in 4 Etagen sich erhebenden Holzbaus (rogus) auf dem Marsfelde aufgestellt ist, begnügen wir uns der Kürze wegen auf „Rich, illustr. Wörterbuch d. röm. Alterth. übers. von Karl Müller s. v. consecratio" und auf Guhl und Koner, d. Leben d. Griechen und Römer 2. Aufl. S. 738 ff. zu verweisen, wo nach Herodianus (IV, 3) die Gebräuche einer solchen Consecratio ausführlich beschrieben werden. J. Freudenberg.

11. Niedermendig. Das sog. Höhtges-Kreuz. An der von Andernach nach Niedermendig führenden Actienstrasse, zwischen dem Dorfe Thür und Niedermendig erhebt sich ein altes, der frommen Andacht geweihtes Denkmal, das aus Mayener Stein gefertigte Höhtges-Kreuz, das sowohl durch seine eigenthümliche Form wie auch besonders wegen einer darauf eingehauenen ungewöhnlich grossen Inschrift unser Interesse in Anspruch nimmt.

Hr. Rector Dr. Kruse hat mir bereits im Sommer 1876 von diesem Monumente eine nähere Beschreibung übermittelt, jedoch fehlte es ihm an der erforderlichen Musse, um die sehr schwer zu lesende Inschrift genau zu enträthseln. Mit mehr Erfolg bemühte sich um die Entzifferung derselben der Pastor von Niedermendig, Hr. Definitor Nörtersheuser, welcher die Entdeckung machte, dass die vorliegende Inschrift eine Uebersetzung des bekannten alten lateinischen Gebetes: Salve regina sei. Abe rauch seine in dem Mayener Sonntagsblatt vom 22. Oct. 1876 anonym und jüngst in Pick's Monatsschrift f. rhein. Geschichtsforschung III S. 596 unter seinem Namen veröffentlichte Wiedergabe der Inschrift entspricht nicht den strengern Anforderungen der Kritik. Mein geschätzter Freund, Dr. Pohl, hat sich auf meinen Wunsch in den verflossenen Herbstferien der mühevollen Arbeit unterzogen, an Ort und Stelle den Text der so schwierigen Inschrift diplomatisch genau festzustellen. Doch ehe wir zur nähern Besprechung der Inschrift schreiten, erscheint es angemessen, eine eingehendere Beschreibung des ganzen Monuments nach dem uns vorliegenden sorgfältigen Berichte des Hrn. Dr. Kruse vorauszuschicken.

Das Denkmal besteht aus einer 75 cm. hohen, 52 cm. breiten Steinnische, welche dachförmig ausläuft und von einer 121 cm. hohen, 32 cm. breiten Säule getragen wird, die auf einem breitern Sockel ruht. Dieser hat die Form einer sechsseitigen Pyramide, deren Spitze parallel der Basis abgeschnitten ist; die hierdurch gebildeten Trapeze sind unten 47, oben 46 cm. breit.

Nische befindet sich ein kunstloses Holzbildchen, Maria mit
eiland auf dem Schosse, an den Aussenseiten der Nischenwände
gleiche Kreuze angebracht, welche an ihren Spitzen mit drei
Verzierungen versehen sind und eine Höhe von 46 cm., eine
0 cm. haben. Die Rückwand trägt ebenfalls ein Kreuz, welches,
n dem in die Länge gezogenen Stamme, die Form eines Mal-
zeigt und bei gleicher Höhe 40 cm. breit ist. Auf die Ränder
ndet sich nach vorne, sowohl an den beiden Seiten wie auch
gabe der Jahreszahl und des Monats in folgender Weise ver-
nno dn̄i | MCCCCLXXII | IIII Aust. (?), woraus sich für die
seres Denkmals das Jahr 1472 ergibt.
nse, auf welchem die Nische ruht, hat die Gestalt einer
äule, bei welcher an der Hinterseite in der ganzen Länge
ene Fläche die Rundung unterbrochen wird. Der Rundtheil
ägt vorne die in zwei Columnen stehende Inschrift mit gothi-
zeichen:

	gegrotzet	schrien · vnd
	sis tu · mai̅a	weine · i̅ · disme
	koen̄ne · d'	dal · d' · trene
	barh̄t̄znet	och · dar · vmb
5	leve · ind · tot	du · vs̄ · vs̄pc̄h
	sicher · ind · vs̄	eri̅en · kere
	hoffe̅ · gegrotz	di̅ · barm
	sis tu · zo di̅ · rof	h̄tzne · au
	fe̅ · m̄ · elle̅dich	ge̅ · zo · vns
10	eue̅ · kn̄d' · zo	und · nach · d
	di · suftzte̅ · m̄	iesme · elle̅d ✠

bewis vs̄ · ihesum cristu̅
die · gebenedide · frucht din(es?)
liebes o barmh̄tzne M(ai̅a?)

flösung der Abbreviaturen: gegrotzet sis tu maria · koenigine
tznet · leven ind tot sicher · ind uns(er) hoffen · gegrotz sis tu ·
n mir ellendich even-kinder · zo dir suftzten (sic) mir schrien
in disme dal der trene · och darvmb du vns vursprecherien kere
tzne augen zo vns und nach diesme ellend bewis vns ihesum
gebenedide frucht dines liebes o barmhertzne Maria.

Um die Vergleichung der vorstehenden Uebertragung mit d
ginal zu erleichtern, lassen wir den Text desselben folgen:

Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostr
Ad te clamamus exules filii Evae. Ad te suspiramus gementes et
in hac lacrimarum valle. Eia ergo, advocata nostra, illos tuos mise
oculos ad nos converte et Jesum, benedictum fructum ventris tu
post hoc exilium ostende. O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria

Gleich aus den 4 ersten Zeilen der 1. Columne unserer Insch
sehen wir, dass dieselbe dem Original nicht genau entspricht, in
Wort mater ausgelassen ist, und der Genetiv der barmhertz
koenigine verbunden wird. In der Form barmhertzanet steht die
et für het = heit, keit, da das ganze Wort mittelhochdeutsch:
herzekeit lautet. Als Adjectiv findet sich zweimal die Form
hertzne. Noch mehr aber weicht die Uebertragung in der 5. und
ab, wo die Prädikate vita, dulcedo durch leven ind tot wieder
sind, die kaum einen Sinn zulassen, wenn man nicht etwa das
Wort sicher als Imperativ fasst. Vielleicht stand, wie Prof. Alex. I
scheid mir brieflich mittheilt, in der Vorlage des Steinmetzen: le
sotichet (= süssigkeit). — Z. 9 finden wir das mundartliche mir
das bei schneller Aussprache sich zu mer abschwächt. Bemerke
ist der Gebrauch des Pronomen poss. v̄s = vns ohne Endungssilbe
für das Neutrum (Col. I, Z. 6) als auch für das Femininum (Col. II
so wie das Schwanken in einzelnen Formen; so in ind, vnd, und;
und diesme, v̄s, vns; och (Col. II, Z. 4) steht für hochdeutsch
Als Interpunction hat das Punctum durchweg folgende Gestalt: ı

An der Rückseite der Halbsäule steht der Name des Werkm

Clais
belien

von welchem im Folgenden noch die Rede sein wird. Was den Na
Kreuzes betrifft, so hat derselbe mit hoh = hoch nichts gemein, viel
er als Deminutiv von Hut: Hütchen, mundartlich Höhtchen, zu bet
eine naive Bezeichnung der Nische, mit welcher das Steindenkmal gek

Der vorstehenden Besprechung des sog. Höhtgeskreuzes rei
eine kurze Notiz über ein ganz ähnliches, noch älteres Kreuz von de
Meister an, welches an dem Ausgang von Obermendig nach An
neben der neuerbauten Kapelle steht. Dieses hat nach der gefälligen Mit
des Hrn. Rector Pohl ebenfalls als Aufsatz eine jetzt leere Nische
sich früher offenbar eine mater dolorosa, wie in der des Höhtge

befunden hat, und dieselben Kreuze als Verzierungen auf den Seitenflächen. Der Text der darauf eingehauenen Inschrift lautet:

MCCCCLXII (also 1462)
o sudicher mech (sic)
sich a mat hait
ihesu gelede
ind sin mod'
maria

darunter ein Rad mit Anspielung auf St. Katharina als Patronin der Steinmetzen, ferner ein Mühlstein, dann

Clais
beligen (sic)

Auf der linken Seite der Nische steht

s. lauren(tius)

rechts: s. genofeua (die Schutzpatrone von Obermendig).

Was den hier abweichend von der Schreibung auf dem Höhtgeskreuz, wo er belien lautet, vorkommenden Namen beligen betrifft, so ist an der Identität beider Formen nicht zu zweifeln: die Schwankung in der Orthographie des ungelehrten Meisters findet ihre Erklärung in der Aussprache des g, das auch jetzt noch in niederrheinischer Mundart wie j lautet. Der Name belien erinnert an bellyn, den Widder, in Reineke Fuchs, schwerlich steht er zu dem nahe bei Obermendig gelegenen Dorfe Bell in Beziehung, von dem Dr. Pohl den Namen als Deminutivform (Bellchen) abzuleiten geneigt ist.

Endlich möge noch eine mir von Dr. Pohl zur Disposition gestellte Mittheilung über eine hinsichtlich der Sprache und hohen Alters beachtenswerthe Inschrift Platz finden, die sich an einem Heiligenhäuschen zwischen Oberwinter und Remagen da, wo sich der Weg nach Unkelbach abzweigt, findet. Darauf ist mit gothischen Buchstaben folgendes, jedoch nicht ohne Mühe zu lesen, da die Buchstaben in neuerer Zeit überpinselt und aus Missverständniss zum Theil entstellt sind:

Anno + dm + m° + cccc non- + in + die + sci + lamberti + do || dede + arnolt + arnoltges + sun + va + vnkelbach + dit || mache + got + geue + de + sin + ewich + leue + de + eir + hulpe + heizo + geue || Die zwei letzten Zeilen + geue + u. s. w. + got geve[n] de(nen) sin (sein) ewig leven de (die) eir (ihr(e) hulpe (hülfe) heizo (hierzu) geven enthalten in gereimten fünffüssigen Jamben einen Segenswunsch für die Wohlthäter, die der Ausführung des frommen Werkes ihre Hülfe zugewandt haben.

Die Jahreszahl 1409 ist nicht in Zweifel zu ziehen, obschon das letzte o von non(o) nicht mehr sichtbar ist. Es bedarf kaum der Andeutung, dass Arnoltges der Genetiv des Deminutivs Arnoltge ist. — Zum Schluss wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die am Niederrhein an den Wegen zur andächtigen Erinnerung für die Wanderer errichteten und grösstentheils noch erhaltenen Kreuze aus Holz wie aus Stein grössere Beachtung verdienen möchten, als ihnen bisher zu Theil geworden. So finden sich in Königswinter an Strassenübergängen zwei aus älterer Zeit stammende Steinkreuze, auf denen bei den Namen, sei es der Widmenden oder der Werkmeister Steinmetzzeichen und Hausmarken eingehauen sind, die abgezeichnet und publizirt zu werden verdienen. Einem anderen Denkmal begegnet man gleich unterhalb Königswinter, an dem nach Niederdollendorf führenden Fusspfad. Von demselben ist jetzt nur noch der schwere und ziemlich hohe Sockel vorhanden mit der eine Jahreszahl enthaltenden Inschrift:

DeCVbVIt CLeMens

Unter dieser Inschrift befindet sich das kurfürstliche Wappen mit dem verzierten Namenszuge CA. Wir haben hier offenbar ein Chronicon vor uns mit der Jahreszahl 1761, die sich auf keine geringere Persönlichkeit bezieht, als auf den durch seine Prachtliebe und grossartigen Bauten, von denen wir bloss das Schloss Clemensruhe in Poppelsdorf erwähnen wollen, berühmten Churfürsten Clemens August von Köln, dessen Tod in das Jahr 1761 fällt. Ueber die Veranlassung zur Errichtung des Denkmals ist die Kunde in Königswinter selbst fast ganz verschollen, nur durch Hrn. Sanitätsrath Dr. Schaefer in Bonn, der in Königswinter geboren ist, erfuhr ich, dass nach der Erzählung seines Grossvaters das Denkmal an der jetzigen Stelle, nur etwas näher dem Rheine zu, dem Umstande zu verdanken sei, dass der Churfürst Clemens August bei einer Lustfahrt nach dem Siebengebirge, die er in einer prachtvoll ausgestatteten Yacht mit seinem Hofstaat von der Vinea Domini aus, wo das Schiff ankerte, machte, hier ausgestiegen sei, um auszuruhen. Erscheint es bei dieser Version auch sonderbar, dass der Kirchenfürst, der ja auf der Fahrt von Bonn der Ruhe pflegen konnte, beim Aussteigen schon wieder das Bedürfniss danach gefühlt haben soll, so schwindet doch einigermassen das Auffallende, wenn wir annehmen, dass der Churfürst an der Stelle zum letzten Mal gelandet und dem herbeigeströmten Volke seinen Segen ertheilt habe. Sowohl zum Andenken an diese letzte Begegnung wie zur Erinnerung an seinen in demselben Jahre erfolgten Tod mögen die zahlreichen Steinhauer des Ortes, welchen die Baulust des Kirchenfürsten reichliche und lohnende Arbeit bot, das Denkmal, auf dessen Postament vielleicht noch ein Kreuz stand, aus

nkbarer Pietät gesetzt haben, um den vorübergehenden Wanderer daran erinnern, dem geliebten Kirchenfürsten ein kurzes Memento zu widmen.

Königswinter. J. Freudenberg.

12. Oberbilk. Einer brieflichen Mittheilung des Herrn Wolff in ln entnehmen wir Folgendes: Auf dem Grundstücke des Ziegelei-Besitzers cker in Oberbilk, südwestlich von dem Kommunalwege nach Eller, wurden rzlich 4 Terra sigillata Schalen ausgegraben, welche mit verbrannten nschlichen Knochenresten gefüllt waren.

Leider ist der hochrothe glänzende Ueberzug der Schalen in Folge · lehmigen Bodenbeschaffenheit, so wie einer vom Finder vorgenommenen inigung hier und da etwas verwischt, dennoch sind sämmtliche Darstelgen auf der äussern Gefässwand deutlich zu erkennen.

1. Terra sigillata Schale von dem bedeutenden Umfange von 83 cm d 15 cm Höhe. Unter dem oberen Rande beginnen die Ornamente mit n römischen Eierstabe, darunter ein Wellen Ornament, zwischen letzterem then ein Wolf und ein Eber vor Hunden. Zwischen denselben hin und der vereinzelte Palmblätter. Leider ist der Töpferstempel nicht zu kennen.

2. Schale 72 cm Umfang und 12 cm Höhe. Unter dem oberen Rande ginnt wieder der Eierstab, dann 9 grosse Medaillons in welchen sich ein r in springender Stellung befindet, zwischen diesen 6 kleineren Medaillons t Eichenlaubkränzchen, unter diesen je ein Blatt. Die Schale trägt an · äusseren Wandfläche den Stempel ΛITIMOϽ (COMITIA)is. vergl. ieuermanns 1538 ff. und Fr. 778 ff.), ausserdem befindet sich in der ndung des Fusses ein eingekratztes V.

3. Schale von feinerer Terra Sigillata wie die beiden ersteren, 42 cm Umfang und 10 cm Höhe. Zuerst der Eierstab, dann 10 Bogen, in 9 rselben befindet sich ein nicht erkennbarer Gegenstand, zwischen den gen je ein grosses Blatt und hierunter ein Kranz schöner Arabesken. r deutliche Stempel CNSOR befindet sich in dem zehnten, dem Anieine nach zu diesem Zwecke von sonstigen Verzierungen frei gebliebenen gen. Dieser Stempel zeichnet sich durch besonders grosse Buchstaben aus. NSOR ist ein unbekannter Töpfername; Fröhner erwähnt No. 2020 h. 5291) einen SOR. Sollte der erste Buchstabe nicht ein O sondern . C sein und mit dem N verbunden eine Abkürzung für CNAEVS sein? er Zusammenziehung von CENSORINVS (Sch. 1474 CNSORINF. und 57 CENSORINF)? Sämmtliche Schalen befanden sich in einer Tiefe von 1 m in der Mitte einer Brandlage von ca. 1 ¼ m im Quadrat. Ich

war so glücklich drei dieser Schalen für meine Sammlung zu acqui
eine vierte soll nach Düsseldorf verkauft worden sein. F. H. Wo

13. Raversbeuren. Aus dem Schutt der im vorigen Jahr
schriebenen römischen Villa erhielt ich nachträglich den Terra-Sig
Stempel PECVLIA FE, den Schuermanns 4256 aus Mainz anfül

E. aus'm Weerth.

14. Hügelgräber im Sponheimer Walde. In der Sitzun
Niederrhein. Gesellschaft vom 16. Juli 1877 berichtet Prof. Schaaffha
über die auf der Berghöhe zwischen Nahe und Rhein in den Gem
wäldern von Sponheim, Mandel, Bitesheim, Weinsheim, Langenlohn
noch zahlreich vorhandenen germanischen Grabhügel. Im Sponheimer
liess sich an 2 Gruppen dieser Gräber feststellen, dass immer 3 Hü
einem regelmässigen Dreieck standen; von diesen waren 2 in der Ric
von N. nach S. orientirt. Eine gleiche Beobachtung hat bereits W
gemacht, vgl. Hannoversches Magazin 1841, No. 84.

15. Trier. Die Trierische Zeitung vom 25. März 1878 sch
In Oberweis bei Bitburg ist in den letzten Wochen auf Kosten des hi
Provinzialmuseums eine römische Villa aufgedeckt worden. Dieselbe
auf einem der die Prüm westlich einfassenden Hügel 320 Meter nö
von der Kirche. Die Villa, deren Front nach Süden gewendet ist, b
aus einem 60 Meter langen und einem 16 Meter tiefen Mittelbau und
etwa 12 Meter breiten Seitenflügeln, welche um 10 Meter über die I
facade hervorspringen. Unter allen in den Rheinlanden bis jetzt
deckten römischen Villen steht das Gebäude nur dem Nenniger an
fang nach.

Die Mauern sind meist noch gut erhalten; in den am Abhang
Hügels gelegenen Theilen des Gebäudes stehen sie noch zwei Meter
dem alten Estrich. Aber die ursprüngliche Anlage hat unter einen
teren Umbau, der in die spätrömische oder vielleicht in die fränkisch
fallen mag, stark gelitten, und an vielen Stellen war es erst nach Ab
der obern Mauern möglich, die darunter liegende ursprüngliche A
wiederzufinden.

Die ganze südliche Front des Mittelbaues nimmt eine grosse
ein. Die Wände derselben waren mit gewandt gemalten Amoretten g
von denen einige Bruchstücke noch in gutem Zustande sind. Hint
Halle befinden sich die Wohnzimmer. In zwei derselben liegen noch M
böden, welche beide durch später aufgesetzte Mauern in der Mitte ze
im übrigen aber gut erhalten sind. Der eine Boden ist von schl
Technik, das Muster einfach: auf schwarzem Grunde weisse Sternchen

tte ein Quadrat von bunten Ornamenten. Der andere Boden da- hohen Werth. Er ist von ausgezeichneter Arbeit und zeigt auf runde Fische und Vögel und stilisirte Blumen mit Steinchen aller welche eine getreue Naturnachahmung fordert. In dem Zimmer, Boden liegt, ist auch die Wandmalerei noch etwa einen halben h erhalten: sie stellt Blumen und Früchte dar. — Auch die De- ler anderen Zimmer lässt sich meist noch erkennen; in der Art jjanischen Dekorationsmalerei sind die Wände, deren Grundfarbe oth oder gelb ist, durch aufsteigende Streifen in Felder getheilt. en Nebenflügeln lagen die Schlafzimmer, sie sind gekennzeichnet Heizeinrichtungen; im östlichen Flügel befinden sich ausserdem Keller und Wirthschaftsräume; hierselbst ist ein Backofen von altung von besonderem Interesse. Neben dem östlichen Flügel Badeanlagen.

diese Ausgrabungen hat sich Herr Pastor Orth aus Wismanns- ganz besonderes Verdienst erworben, indem er zuerst die Auf- eit auf die betreffende Stelle gelenkt und mit grosser Umsicht tersuchungen geleitet hat. H.

Wir lesen in der Konstanzer Zeitung vom 16. Februar 1878 aus igen. Der unermüdliche Pfahlbauten-Erforscher unserer Gegend, esberger, hat auch in den letzten Jahren, trotzdem die Wasser- s See's nicht besonders günstig waren, seine Untersuchungen fort- id manche Fundstücke aus den Pfahlbau-Stationen Sipplingen, Maurach, Unteruhldingen etc. erworben. Bei Sipplingen nament- en in diesem Winter mehrere Artefakte aus Stein und Knochen, Beilchen, durchbohrte Aextchen etc. zu Tage gefördert; ferner al aus Thon, Scherben von Thongefässen, seltsam geformte Glas- mit Löchern und Schildern, endlich ein durchbohrter Höhlenbären- ähnliche Gegenstände aus der Steinperiode fanden sich an den ationen vor; ausserdem in Unteruhldingen Werkzeuge aus Bronze, ln, Angeln etc. Besonders erwähnenswerth ist noch ein Beilchen t von 4,5 cm. Länge, 3,25 cm. Breite und 3,340 spez. Gew., — wie Professor Dr. Fischer von Freiburg in seiner Monographie und Jadeit" schreibt — „im Aeussern sich von allen andern be- Jadeitbeilchen unterscheidet, indem in dem lichtgrasgrünen Grunde en reichlichen, in Striemen angeordneten kleinen weissgelblichen noch auf seiner Breitfläche etwa 16 mehr oder weniger regel- vier- oder mehreckige, meist oblonge, trübgrüne oder schwärzlich- llen (von eingewachsenen Krystallen) zeigt; diese Durchschnitte

sind vertieft in dem sonst glatt polirten Grund bezw. nahmen keine Politur an."

17. Schienerberg bei Wangen. Auf diesem Berge, welcher die beiden westlichen Ausläufer des Unter- oder Zellersees trennt und der Insel Reichenau gegenüberliegt, wurden i. J. 1876 oder noch etwas früher, an einer Halde im Sand von einem Manne aus Wangen zwei Thongefässe ausgegraben: eine Vase, etwa 20 ctm. hoch, mit zwei Henkeln, auf der einen Seite ein Tänzer, auf der andern eine Tänzerin, beide Figuren, wie gewöhnlich, roth auf schwarzem Grund; sodann ein hohes Fläschchen mit enger Oeffnung, aber breitem, horizontalem Rand, statt der Henkel auf beiden Seiten nur Ansätze zum Halten. Von grösserem Interesse aber sind neunzehn am gleichen Ort gefundene Gemmen, die in Gold gefasst waren. Unter denselben zeichnet sich durch vortreffliche Arbeit ein Achat (oder Carneol?) mit einem männlichen Kopf aus (1); dieser ist bartlos, hat kurz geschnittenes Haar, ziemlich gefurchte, ein reiferes Alter zeigende, ernste, ruhige, fast milde Gesichtszüge; um die Schultern ist der Obertheil einer durch eine Fibula zusammengehaltenen tunica sichtbar. Ein Gott ist es jedenfalls nicht, aber auch, soweit meine Kenntniss reicht, keine historisch bekannte Person. Von den andern weniger gut gearbeiteten gebe ich ein kurzes Verzeichniss: 2—4) gelbe Glaspasten; 2) ein bärtiger Kopf, vielleicht Bacchus; 3) jugendlicher, gelockter Kopf mit einer Binde ums Haupt und einer Andeutung von Hörnern, also ein Satyr; 4) ein geflügelter Amor ein Tropäon oder eine Priapusherme bekränzend. 5) und 6) blaue Glaspasten: 5) mit einer obscönen Scene, 6) mit zwei nackten männlichen Gestalten, von welchen die eine (links) sitzend dargestellt ist, die andere (rechts) stehend, mit einem Zweig in der Linken; beide scheinen in lebhafter Spannung nach rechts zu blicken (schlechte Technik). 7) und 8) Lapis lazuli: 7) schreitender Amor, den Bogen spannend, 8) ähnliche Figur, aber mit der Lanze in der Linken und einem Dreizack (?) in der Rechten. 9) Heliotrop (dunkelgrün mit rothen Punkten): weiblicher Kopf, vielleicht Isis. 10)—12) drei kleine Köpfe auf einer künstlichen, dunkelfarbigen Masse. Alles bisherige sind Intaglios; dazu kommen nun noch sieben Cameen: 13) gelbe Glaspaste in Form eines Käfers, darauf zwei unten zusammenlaufende Füllhörner, in der Mitte ein Schlangenstab. 14) in weisser Masse ein männlicher Kopf mit stark gefurchtem Gesicht und krausem Haar. 15) ein kleiner Frauenkopf mit langen Locken, weiss auf dunkler Masse. 16) sitzende, nackte, jugendliche Figur mit Flügeln und reichem Lockenhaar, mit der Linken sich aufstützend, mit der Rechten eine Schlange am Schwanz haltend, welche aus einem Gefäss trinkt, weiss auf



h

i

n

m

k

Druck von B. Dondorf



8

Fig. 1.

Accipite sci uobis + Vre 9 dignum · minis[tri]
um · x · Iullia · ☧ · Anatolium · artemi ...
r · qui uixit annos sex menses octo dies
xxiiii depositus die iii idus octubr[es]
... Clearcho vv · cc · conss ·

Depositio sanctae memoriae uenerabilis speri
aepiscopi die viii kal · decb · qui ... uixit
in sacerdotio annis xxxii ·

Fig. 2.

Südlicher Flügel.

Ostapsis.

Autogr. Druck von A. Henry in Bonn.

